A 1,020,190

Digitized by Google

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

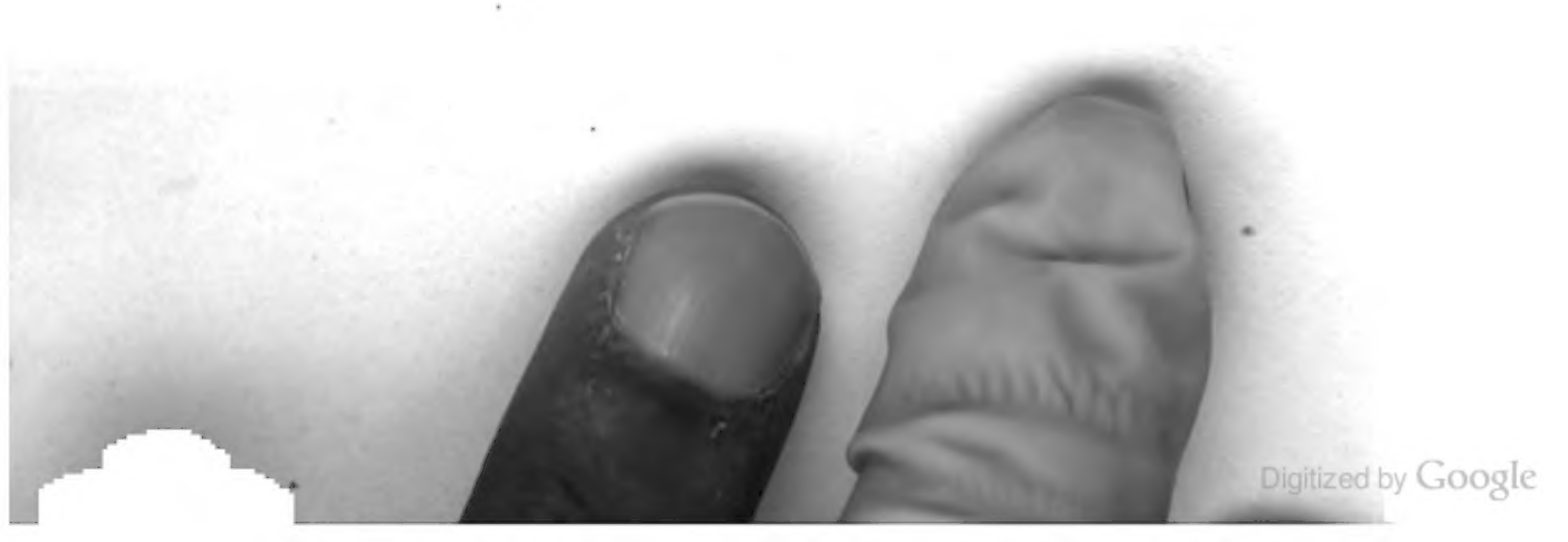
833-8,
838
W64
1863

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

C. M. Wielands

37020

sämmtliche Werke.

Fünfunddreißigster Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

Vermischte Schriften.

Inhalt.

B.

1. Le Barbiers Kupfer zu Geßners Werken.

2. Der Bellalsproceß.

3. Bibliothek des Marquis de Paulmy.

4. Bibliothek der Romane.

5. Blondel und Richard Löwenherz.

6. Bolducel.

7. Borussias von Jenisch.

8. Brants Narrenschiff und Geilers Weltspiegel.

9. Frau von Buchwald.

C.

1. Der Chor in der Tragödie.

2. Cicero.

3. Charlotte Corday.

4. Cordière, la belle, s. Labé.

5. Cousine, la, s. Guillet.

6. Die Cyklopenphilosophie und das Cyklopenrecht in [illegible]

Digitized by Google

D.

1. Demetrius.
2. Demokritus von Abdera.
3. Diagoras der Melier.

E.

1. Enthusiasmus und Schwärmerei.
2. Erasmus von Rotterdam.
3. Eukleria, s. Schurmann.
4. Euripides.
   a. Sprüche aus einem Sokratischen Dichter.
   b. Ueber des Euripides Alcestis.
   c. Wielands Uebersetzungen Euripideischer Tragödien.
   d. Einzelne Bemerkungen.

F.

1. Jacob le Fevre von Etables.
2. Johann Fihard.
3. Fracastor.

G.

1. Galiani.
2. Angelinus Gazey.
3. Dr. Johannes Geiler von Kaisersberg.
4. Anne Mallet de Graville.

Digitized by Google

5. Griechen.

6. Pernette du Guillet.

H.

1. Haller.

2. Heloise.

3. Hermes. Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.

4. Homer. Ob er ein Bastard gewesen?

5. Horaz.

6. Ulrich von Hutten.

I.

1. Jesuiten. Ein Wort für dieselben.

2. Joinville.

3 Isokrates.

K.

Kritiker.

L.

1. Loyse Labé.

2. Linguet. Dessen Annalen und Lavaters physiognomische Fragmente.

3. Justinus Lipsius.

4. Lucian von Samosata.

5. Lucius von Paträ.

6. Lucretius.

7. Lussan.

Digitized by Google

M.

1. Macchiavelli.

2. Mäcenas.

3. Mährchen.

4. Magnetismus.

5. Margaretha von Valois, Königin von Navarra, als Schriftstellerin.

6. Vom heiligen Martin.

7. Mauren, eine kritische Kleinigkeit.

8. Merlin der Zauberer.

9. Moral der Natur.

10. Juliane Morell.

11. Thomas Morus.

Digitized by Google

Miscellaneen.

B.

1.

Le Barbiers Kupfer

zu der neuen prächtigen Ausgabe der Geßner'schen Werke, von Huber ins Französische übersetzt. *)

Inwiefern Herr le Barbier die Lobsprüche verdiene, die ihm das Journal de Paris über die sinnreiche und geschmackvolle Composition und sehr fleißige Ausführung dieser Blätter (der ersten Lieferung) macht, überlassen wir Kennern und Künstlern zu entscheiden. Auch maßen wir uns nicht an, Maler und Kupferstecher in ihrem althergebrachten Rechte, Sujets zu Gemälden und Kupferstichen aus Dichtern zu nehmen, beeinträchtigen zu wollen. Nur wünschen wir, daß sie nie aus der Acht lassen möchten, was sie selbst am besten wissen sollten — daß sehr oft, was in dem Dichter ein sehr herrliches poetisches Gemälde ist, durch die pittoreske

---

*) Oeuvres de Gessner, avec de très belles Gravures, d'après M. le Barbier, Peintre du Roi, erschienen in 15 Lieferungen mit 74 Kupfern.

Behandlung zu einem sehr frostigen und unbedeutenden wird; und daß ein Künstler, der über einen guten Dichter arbeiten will, nicht darstellen wollen sollte, was der Dichter gemalt hat, sondern gerade das, was er nicht gemalt hat, und mit seinen Farben, seinem Pinsel nicht malen konnte — oder doch zur unmittelbaren Erweckung einer bestimmten sinnlichen Vorbildung in einem bestimmten wichtigen Augenblick nicht so gut malen konnte, als der Künstler. Von dieser letzten Art ist z. B. das über alle Beschreibung schöne Bild der verlass'nen Olympia, zum 10ten Gesang des Orlando Furioso, zu dem Augenblick, da der Dichter sie ausrufen läßt:

Che debbo far? che poss' io far qui sola?
Chi mi dà ajuto? oimè, chi mi consola? *)

Die Künstler, Cipriano und Bartolozzi, ließen sich zwar nicht einfallen im Ausdruck des Affects mit dem Dichter ringen zu wollen; denn dieß ist gerade wo der Dichter triumphirt: aber sie stellen uns diese Olympia, für die der Dichter seine Zuhörer so sehr einzunehmen gewußt hat, wirklich vor die Augen, und just hierin setzt ihre Kunst sie in den Stand, in Einem Augenblick eine unendlichmal bestimmtere Wirkung hervorzubringen als Ariosto mit seiner ganzen langen, wiewohl in ihrer Art sehr schönen, Recension der Schönheiten der Olympia in der 67sten bis 72sten Stanze des eilften Gesanges. Man braucht ihre Olympia nur anzusehen, um den Mann, der sie verlassen konnte, zu verabscheuen, und man glaubt nun gerne, wenn der Dichter sagt:

*) Was soll ich thun? was kann ich, so allein?
Wer gibt mir Hülf' und Trost in meiner Pein?
Streckfuß.

Io non credo che mai Bireno nudo
Vedesse quel bel corpo, ch' io son certo
Che stato non saria mai cosi crudo
Che l'avesse lasciata in quel deserto. *)

Aber daß der Augenblick, wo eine Schäferin zu ihrem Schäfer sagt: „süßer ist mir dein Kuß als Honig, so lieblich rauscht mir nicht der Bach," ein Kupfer vonnöthen haben, oder werth seyn sollte, oder wie es der Künstler machen könnte, um dem Mädchen eine Miene zu geben, die ihrem Liebhaber sagt, wie süß ihr sein Kuß sey — oder wie der Hirt Daphnis dastehen und aussehen, und wie er die Meise (die der Kupferstecher schwerlich für eine Meise wird kenntlich machen können) in der Hand halten müßte, um zu sagen: wie wird sie dich pflegen, weil du von mir kömmst! — Kurz, wie Chodowiecky selbst, so ein großer Meister in der Kunst kleinen Figuren eine bestimmte Bedeutung zu geben er ist, dergleichen zarte leichtschwebende Nuancen sanfter Empfindungen aus einem idealischen Arkadien auf eine unzweideutige Art sichtbar machen könnte — dieß, ich gestehe es, geht über meinen Begriff; und Herr le Barbier müßte Wunder gethan haben, wenn der Dichter nicht durch ihn verlieren sollte.

Indessen muß man gestehen, daß dieß selbst in den kostbarsten Kupferwerken dieser Art fast immer der Fall ist. Es scheint aber auch daß die Liebhaber von dergleichen schönen Ausgaben ihre Forderung an die Künstler nicht so hoch spannen. Sie sind doch wenigstens ein Artikel mehr in dem

*) Nie hatte wohl Biren sie nackt erblickt,
Er hätte nimmer sonst sich von ihr trennen,
Und nie unmenschlich grausam und verrückt
In jener Wüste sie verlassen können.

Streckfuß

aufs äußerste getriebnen Luxus unsrer Zeit; und wenn die Kupfer nur, für sich betrachtet, mit Verstand componirt, gut gezeichnet und mit Geschmack ausgeführt sind (wiewohl man auch hierin oft mit weniger vorlieb nimmt), so ist der Liebhaber schon zufrieden. Warum sollte es also der Kunstrichter, dessen Stimme in Modesachen ohnehin nie gezählt wird, nicht auch seyn? Denn, wenn er den Leuten auch noch so scharf bewiese, daß die besten Dichter gerade die sind, die der Kupfer am wenigsten nöthig haben — was geht dieß den Liebhaber an? Wer will jemanden wehren, seinen Häring mit Salz zu essen, wenn er Lust dazu hat? Oder vielmehr, da die Kupfer jetzt bei einem Modebuch das sind, was vor 300 Jahren die vergoldeten oder kostbar gemalten Anfangsbuchstaben und übrigen Zierrathen, Schnörkel und Grotesken waren: warum sollte den Leuten, die zu viel Geld haben, nicht auch dieser Weg, ihren Ueberfluß dem industriösen Theil der Nation zufließen zu lassen, offen erhalten werden? Die unerschöpfliche Erfindsamkeit und unermüdete Geschäftigkeit der letztern, um die eingebildeten Bedürfnisse der erstern zu befriedigen und täglich zu vermehren, ist doch beinahe das einzige Mittel, wodurch dem Unheil der übermäßigen Ungleichheit gesteuert und das große Rad im Gang erhalten wird, von dessen beständigem Umwälzen das Leben der politischen Körper abhängt.

2.

Der Belialsproceß.

Unter den seltsamsten Producten der finstern Zeiten und denjenigen die den Geist derselben am stärksten charakterisiren,

gehört eine der ersten Stellen dem Proceß Lucifers gegen Jesus Christus, womit ein gewisser Jacobus de Ancharano sich im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts um die Christliche Welt verdient zu machen suchte. Die Narrheiten der Menschen in allen Zeiten haben einander im Grunde nicht viel vorzuwerfen; und wenn unser mit allen Arten von Schellen reichlich behangenes achtzehntes Jahrhundert sich über irgend eines seiner Vorgänger lustig macht, so ist's immer der Premier-Minister, der sich über die Dame mokirt, die vor einer Spinne in Ohnmacht fallen wollte. Ei, Madame, wer wird um einer elenden Spinne willen einen solchen Lärm anfangen? — „Aber Sie liefen ja selbst so stark daß Sie mich zu Boden rennten?" — Ach das glaub' ich wohl, Madame, ich dachte auch es wäre eine Fledermaus.*) — Bei allem dem, wird man in unsern Tagen kaum begreifen können, wie ein so abgeschmacktes Werk, als dieser Belialsproceß, jemals eine so starke Sensation habe machen können, als er wirklich einst gemacht hat.

Der Verfasser wird von Einigen Jacobus de Ancharano, von Andern Jacobus de Theramo genannt. Er qualificirt sich selbst in der Zueignungsschrift an Papst Urban VI als Priester, Archidiakon und Kanonikus zu Aversa (unweit Neapel), wie auch Canonicus Aprucinus, das ist, Chorherr zu Teramo. Denn Teramo, eine Stadt in der Neapolitanischen Landschaft

---

*) Die Anekdote ist aus einem bekannten Buche, das vor zwanzig Jahren in ganz Europa gelesen wurde, und, weil es seine Wirkung nun einmal gethan hat, jetzt, außer Frankreich, wenig Leser mehr findet, wiewohl das viele Gute, das es enthält, mehr nützen, als das Falsche, Schiefe und Unrichtige, das ihm einen bösen Namen gemacht hat, Schaden thun könnte.

Abruzzo Ultra, wurde ehmals auch Abruzzo oder Apruzzo genannt; und so ist klar, woher er den Beinamen de Theramo hatte. Auch findet sich am Schluß des Buchs das Datum 1368, als die Zeit, worin er es zu Stande gebracht. Die erste lateinische Ausgabe, Consolatio Peccatorum, sive Liber Belial. Processus Luciferi contra Jesum, ist vom Jahr 1482.*) Es existirte aber um diese Zeit schon eine Deutsche Uebersetzung, das Buch Belial genannt, ein hochgründt und lobesam Werk (wie es am Schluß genennt wird) bei Johannes Bämler in Augsburg im Jahr 1473 **) gedruckt. Es ist mit vielen Holzschnitten geziert. Der Verfasser ist unbekannt; man kann ihn aber, wenigstens so gut als aus der besten Silhouette, aus dem Anfang seiner Vorrede kennen lernen, welche also lautet: „in dem Nahmen der allmächtigen und ungeteylten Triváltikeyt und marie der ewigen maget zu lob und zu ehren aller himmlischen höre. Ich hab gedacht ich wölle mich versuchen ob ich ze tewtsch mäg pringen das buch das da trachtet ob Jhesus marie sun des recht hab gehebt daß er die helle und die tewfel hab beraubet an dem Tag da Gott für alle Menschen gelyten hat mit dem bitern Tod des krewzes, und davon ist gesetzt ein lands und ein kriegisch recht, und daß han ich mir darum fürgesetzt in tewtsch ze pringen u. s. w." ***)

Der Verfasser der französischen Uebersetzung war, nach Fabricius, ein Doctor der Sorbonne, Namens Peter Ferget;

*) Fabric. Bibl. Med. et. Ins Latinit L. IX. p. 7.

**) Fabricius l. c. gibt das Jahr 1493 an.

***) Dieß Buch, welches unter die seltnen gehört, war ehemals in der Bibliothek des berühmten Altdorfischen Polyhistors Chr. Gottl. Schwarz; und was wir davon angezogen ist aus der Parte II. Bibl. Schwarz. Sive Catalogo etc. p. 129 genommen.

der Herausgeber der Mélanges tirés nennt ihn P. Julian Ferget, Augustiner-Ordens. Seine Uebersetzung erschien, nach jenem im Jahr 1585, nach diesem im Jahr 1482 zu Lyon, und wurde 1584 wieder aufgelegt. Sie ist, wie die Deutsche, mit Holzschnitten geziert, welche in sehr possierlichen, aber überaus netten Figuren den ganzen Gang der gerichtlichen Procedur darstellen. Man sieht da die Teufel, als Gerichtsdiener, Waibel, Procuratoren, Advocaten, Actuarien und Notarien der Hölle, nach damaliger Französischer Weise gekleidet. Salomon ist Oberrichter, und Moses der Sachwalter auf Seiten Christi. Der Teufel, als Kläger, fühlt sich in der Chicane stark genug um seine Sache selbst vorzutragen. David, Jesaias, Ezechiel und Johannes der Täufer werden nebst mehr andern als Zeugen abgehört. Ihr Zeugniß fällt zu Gunsten des Beklagten aus; aber Kläger Belial wehrt sich wie — ein Teufel. Der Proceß wird in Possessorio und Petitorio geführt; endlich spricht Richter Salomon zu Gunsten des Beklagten. Aber der böse Widersacher hat die Unverschämtheit an den höchsten Richter zu appelliren. Da dieß kein anderer als Gott Vater selbst seyn kann, so scheint der Umstand, daß derselbe so nahe mit seinem Gegentheil verwandt ist, anfangs einige Schwierigkeiten zu machen. Belial untersteht sich zwar nicht, Gott Vater deßwegen geradezu zu perhorresciren; jedoch schlägt er ein Compromiß vor, welches vom andern Theil angenommen wird. Aristoteles wird auf Seiten Christi, Jeremias auf Seiten des Teufels, und Jesaias, um den Ausschlag zu geben, von beiden als Schiedsrichter genehmiget. Man kann leicht denken, daß Belial endlich den Proceß mit allen Kosten und Schäden verliert. Die Juden und Heiden, die auf Anstiften des höllischen Wurms interveniendo eingekommen waren, fallen in die

gleiche Verdammniß; ja es würde selbst den christlichen Sündern von allen Ständen nicht viel besser ergangen seyn, wenn die heilige Jungfrau nicht eine sehr ernstliche Fürbitte für sie eingelegt hätte.

Außer den vielen Ausgaben und den Uebersetzungen, die von diesem abenteuerlichn Buche gemacht worden, ist als ein Beweis der großen Achtung, worin es stand, anzusehen, daß der Deutsche Rechtsgelehrte Jakob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan hat, es mit eignen Zusätzen und Anmerkungen, und mit des berühmten Bartolus de Saxoferrato Proceß des Satans gegen die heilige Jungfrau vor dem Richter Jesus, zu Hanau von neuem herauszugeben. *) Dieses Werk des Fürsten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu seiner Zeit genannt wurde) hat, aller Wahrscheinlichkeit nach, dasjenige des Jakob de Ancharano veranlaßt, und, insofern die Idee einer solchen Erfindung Ehre machen kann, ist jener als Erfinder, dieser bloß als Nachahmer zu betrachten; **) wiewohl der Nachahmer sowohl in Kühnheit des Plans als Subtilität der Ausführung sein Urbild zu verdunkeln gesucht hat.

So finster ehmals die Zeiten seyn mochten, d. i. so groß die Unwissenheit und Dumpfheit der Leute, die darin lebten, war, und so sehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfassung den Menschenverstand dieser guten Leute zusammendrückten; so blieb ihnen doch von diesem unverlierbaren Erbgut der Menschheit noch immer so viel übrig, daß man mit bestem Fug annehmen kann: daß sie, nach ihrer

*) Fabricius l. c. Catalog. Biblioth. Bodlej. p. 27.

**) Bartolus starb im Jahre 1356, also dreißig Jahre zuvor, ehe der Kanonikus von Teramo mit seinem Belials-Proceß fertig war.

Vorstellungsart (die sich auf ihre Lage und Bedürfnisse gründete) immer eben so gute Ursache etwas zu thun oder zu lassen, etwas hochzuschätzen oder zu verachten, gehabt haben, als die Menschen in den aufgeklärtesten Zeiten nach ihren Bedürfnissen und ihrer Weise. Das Buch des ehrlichen Jakob von Ancharano, das uns so abgeschmackt vorkommt, hätte dem Publicum des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich interessant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für sie wirklich interessant und lehrreich gewesen wäre.

Und wie war das möglich? fragt vielleicht jemand, der sich nicht gerne die Mühe nimmt, sich solche Fragen selbst zu beantworten.

Das war sehr möglich! Der Belialsproceß war eine Art von poetischer Composition, eine nach damaliger Weise sinnreiche Art von Einkleidung der Christlichen Glaubenslehre, welche für das äußerst unwissende Volk einen desto anziehendern Reiz der Neuheit hatte, weil es so lange fast allein auf Mirakel und Marterbücher, mechanische Gebetsformeln, und äußerliche Uebung eines mit Schaugepräng und mystischen Vorbildungen überladenen Gottesdienstes eingeschränkt gewesen war. Man weiß, wie sehr die sogenannten Mysterien, oder religiöse Schauspiele von Erschaffung der Welt, vom Sündenfall, von der Geburt und dem Leiden Christi u. s. w. in diesen Zeiten durch die ganze Christenheit im Schwange gingen. Der Belialsproceß war ein Drama dieser Art, aber von einer reichern Composition, und eben darum für die armen Laien lehrreicher als hundert andere dieses Schlages. Ich denke aber es kam noch ein andrer Grund dazu, der in der Justizverfassung dieser Zeiten lag. Denn da das Römische Recht damals in Deutschland und Frankreich je mehr

und mehr in Ansehen kam, und zu Entscheidung der vorkommenden verwickeltern und subtilern Rechtsfragen zu Hülfe genommen wurde; auch überhaupt die Proceßordnung nach und nach große Veränderungen erlitten hatte: so mußte in diesen Zeiten der Unwissenheit, da es dem Volke noch so sehr an Hülfsmitteln, sich über die angelegensten Dinge zu unterrichten, mangelte, ein Buch, worin das damalige Verfahren im Civilproceß auf eine populare Art eingekleidet und auf ein so allgemein bekanntes und interessantes Factum angewandt war, nothwendig mit der größten Begierde aufgenommen werden.

3.

Bibliothek des Marquis de Paulmy.

1780.

Der Marquis de Paulmy, ehmaliger Französischer Staatsminister,*) ist der Besitzer einer der größten und reichsten Büchersammlungen, die jemals ein Privatmann zusammengebracht hat. Er besitzt sie aber nicht wie etwa ein alter morgenländischer Monarch seinen Harem; er weiß sie auch zu genießen. Sie ist der Kreis seiner liebsten Beschäftigungen, und die Quelle seines angenehmsten Zeitvertreibs; kurz er lebt und webt in seinen Büchersälen. Unter der Menge von kostbaren und seltnen Büchern und Handschriften, womit sie prangen, sind, wo nicht die kostbarsten, doch gewiß die seltensten in ihrer Art, eine erstaunliche Anzahl geschriebener Hefte

*) Gest. 1787.

von seiner eigenen Hand, welche die Beweise enthalten, wie lange und genau er mit seinen literarischen Schätzen bekannt sey. Diese Hefte enthalten vornehmlich Auszüge aus seltnen und interessanten Werken, und Nachrichten von einer Menge von Büchern, die, nach Herrn d'Orville's Versicherung, der Aufmerksamkeit und Nachforschung der berühmtesten Bibliographen entgangen sind. Sie breiten sich über alle Zweige der Gelehrsamkeit, hauptsächlich aber die sogenannten Belles-Lettres, über die Geschichte überhaupt und besonders über die Literärgeschichte aus; und sind so zahlreich, daß besagter Herr Contant d'Orville (dem der Herr Marquis de P. erlaubt hat, diese verborgnen Schätze nach und nach den Liebhabern der Literatur durch öffentlichen Druck mitzutheilen) versichert: sie böten ihm, bei bloßer Auswahl des Besten, Materialien genug dar, 24 große Octavbände anzufüllen. *)

Der erste Band oder der Buchstabe A. dieser Melanges besteht aus einem einzigen großen Memoire des Herrn Marquis von P. an eine Dame, enthaltend einen Vorschlag zu einer historischen Bibliothek zum Gebrauch der Damen, oder einen räsonnirten Katalog aller Bücher, welche nöthig sind um einen vollständigen Cursus der Geschichte in Französischer Sprache zu machen; nebst zwo Beilagen von Auszügen aus einem Paar merkwürdiger Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts. Der Herr Marquis will die Dame, zu deren Wegweiser im Studium der Geschichte er sich anbietet, gründlich anführen. Er verschont sie zwar, wie billig, mit der

*) André Guillaume Contant d'Orville, der als homme de lettres zu Paris lebte, gab heraus: Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, T. 1—60. 1779—87. 8. S. Ersch, gelehrtes Frankreich d'Orville.

fürchterlichen Galeerenarbeit, alle Bücher, die in einer großen Bibliothek die historischen Fächer ausfüllen, durchzulesen; zumal die gute Dame die Lebenslänge der Cumäischen Sibylle nöthig haben würde, um damit fertig zu werden, und sich alsdann gleichwohl noch ein neues Leben à conto nuovo ausbitten müßte, um nun auch von ihrer so sauer erworbenen Weisheit einigen Gebrauch zu machen: aber er erlaubt ihr doch nicht, nach Art und Weise der meisten gens du monde und besonders der Damen, alles ohne Wahl und Ordnung unter und über einander wegzulesen, und sich dann einzubilden, daß ihnen dieß nun ein vollständiges Recht gebe, von Geographie und Weltgeschichte, vom Ursprung, Dauer und Fall der Völker und Reiche, von ihren Kriegen, ihrer Stärke und Schwäche, ihren Verfassungen, Gesetzen, Sitten und Gebräuchen u. s. w. in Gesellschaften mit entscheidendem Ton zu sprechen, und sich dadurch in den Ruf vorzüglicher Kenntnisse und Einsichten zu setzen. Er gibt also seiner Dame nicht nur den Leitfaden in die Hand, der sie sicher durch den ungeheuren und verworrenen Labyrinth der Geschichte des menschlichen Geschlechts leiten könne, sondern nennt und charakterisirt ihr auch, der Ordnung nach, alle die allgemeinen und besondern historischen Werke, Memoiren, Lebensbeschreibungen und Anekdoten aus allen Zweigen der Geschichtskunde, und von allen Völkern und Zeiten, welche sie wirklich lesen soll. Diese machen nun freilich nur eine mäßige Lecture aus in Vergleichung mit derjenigen, die der Abbé Lenglot du Fresnoy in seiner Méthode pour étudier l'Histoire (wiewohl nicht den Damen) vorschlägt: gleichwohl beträgt dieß Verzeichniß noch immer mehr als 520 Werke, und überhaupt etliche tausend Bände in Quart, Octav und Duodez; und wenn man bedenkt, daß einer Parisischen Dame (man müßte

denn nur eine Leidenschaft für die Geschichtskunde bei ihr voraussetzen, welche alle andern kleinen Leidenschaften für Gesellschaft, öffentliche und Privatschauspiele, Soupées, Kartenspiel, Ball, Colissée, Vauxhall, Boulevards, Concert spirituel ꝛc., die geheimen Herzensangelegenheiten, den Putz und den Schlaf nicht zu vergessen, zu verdrängen fähig wäre), ich sage, wenn man bedenkt, daß einer Parisischen Dame, die der Welt noch nicht abgesagt hat, zu diesem historischen Studium nicht viel mehr Zeit übrig bleibt als diejenige, wo sie unter den Händen des Friseurs ist — denn die täglichen, wöchentlichen und monatlichen Feuilles, Journale, und die Brochures du jour, wollen doch auch überlesen, oder doch wenigstens durchblättert seyn: so hat man Mühe zu begreifen, wie das Leben einer Dame — wenn sie auch in einem Alter zu lesen anfinge, wo z. B. Fleury's Kirchengeschichte in 20 Bänden, oder des Pere Lafiteau's Geschichte der Bulle des Unigenitus nicht halb so anlockend sind als die Historie des Prinzen Titi und der Prinzessin Bibi — zureichen sollte, mit einem so weitläuftigen Cours d'Histoire glücklich zu Ende zu kommen.

Doch wie dem auch seyn mag, die Anzahl der Deutschen Damen, die sich der Hülfe des Herrn Marquis de P. zur Anlegung einer historischen Handbibliothek vielleicht bedienen möchten, ist zur Zeit noch so klein, daß man sicher darauf rechnen kann, diese wenigen werden den Anfang damit machen, sich den Katalogen des Herrn Marquis selbst anzuschaffen, und wir überheben uns also um so eher mehr davon zu sagen als die Werke, wovon die Rede ist, selbst größtentheils sehr bekannt, die Urtheile des Herrn von P. aber nicht immer die zuverlässigsten, und oft ein wenig cavalierisch, wie man zu sagen pflegt, ausgesprochen sind. So sagt er z. B. von

Kämpfers Beschreibung des Japanischen Reichs, sie sey trocken und gehe zu sehr ins Kleine, wiewohl er gesteht, daß sie in einigen Stücken curiös und sehr schätzbar sey. Ueberhaupt bedient er sich des curieux, fort curieux, tout à fait curieux, sehr häufig, um Bücher zu charakterisiren, die er zum Lesen empfehlen will; wir gestehen aber, daß wir keinen bestimmten Begriff damit zu verbinden wissen, wenn er z. B. von des Abbé Irail Geschichte der Vereinigung von Bretagne mit der Krone Frankreichs weiter nichts sagt, als: curieuse. Im Vorbeigehen bemerken wir nur noch, daß er von unsers verdienstvollen Büschings Erdbeschreibung mit ganz besonderer Hochachtung spricht; und bei Gelegenheit der Deutschen Geschichte aufrichtig gesteht, daß es der Französischen Literatur an einem guten Originalwerke in diesem Fache noch gänzlich mangle. Wenn man bedenkt, wie nahe Nachbarn beide Nationen sind, und wie sie, seit Jahrhunderten, wiewohl fast immer zu Deutschlands Unglück, mit einander zu thun gehabt haben; so ist wirklich nichts Seltsameres als die äußerst gleichgültige Unwissenheit der meisten Französischen Gelehrten in unsrer Verfassung, Geschichte, Sprache und Literatur, die so völlig das Ansehen hat, als scheine es ihnen nicht der Mühe werth, von Deutschland nur so gut unterrichtet zu seyn, als sie es von Lappland oder Kamtschatka sind. Noch ganz neulich hat sich ein berühmter Schriftsteller in einem Werke, wo die Natur seiner Untersuchungen und Behauptungen nothwendig einige Bekanntschaft mit den nordischen Sprachen voraussetzte, nicht geschämt, auf eine sehr handgreifliche Art zu verrathen, daß das Wort Berg das einzige deutsche Wort ist, von dem er weiß was es auf Französisch heißt. *)

---

*) Bailly in seinen Lettres sur l'Atlantide.

Die zweite Lieferung, oder der Theil B. der Mélanges führt den besondern Titel: Manuel des Châteaux (comme qui dirait Handbuch für den Adel auf dem Lande), oder Vorschläge eine Bibliothek von Romanen zu formiren, ein Liebhabertheater einzurichten, und die Ergötzlichkeiten eines Gesellschaftssaals ergötzlicher zu machen; in Briefen an eine Dame. Man sieht schon aus dem Titel, daß sich dieses Handbuch wieder in drei verschiedne Abhandlungen theilt.

Die erste besteht aus einem sogenannten Catalogue raisonné von 600 Stück alter und neuer Romane, welche in dem Boudoir der Frau von *** Platz bekommen sollen.

Die Frau von *** hatte nämlich dem Herrn Marquis geschrieben (und ihr Brief macht wirklich das curiöseste Stück in diesem Theile der Mélanges aus), sie hätte seinen Catalogue raisonné über alle historischen Bücher, welche er den Französischen Damen zu lesen anrathe, mit vielem Vergnügen gesehen; und wäre sehr entschlossen, ihre Winterlectures, oder, welches eben so viel sey, ihre ernsthaften Lectures nach dem Plane des Herrn Marquis einzurichten. Jetzt aber sey die Rede von einem andern Dienste, den sie sich von ihm ausbitten müsse; nämlich, nun auch für ihre Sommer- und Herbstlectüren zu sorgen; das heißt, für Lectüren auf dem Lande, der Jahrszeit angemessen, die den Promenaden und der Zerstreuung gewidmet sey — bei welchen das sentiment (vulgo das Herz) zwar jusqu'à un certain point interessirt wäre, der Verstand aber nie ernsthaft attaschirt würde; mit einem Wort (sagt Madame de ***) für Lectüren, wie sie sich für die Lebensart schicken, welche ich in der charmanten *) Maison

*) Wir bitten alle patriotischen Eiferer für die Reinigkeit unserer Sprache (die uns gewiß nicht weniger als irgend einem unter

de Campagne zu führen gedenke, die mein Mann und ich zu *** gekauft haben.

Wenn es erlaubt seyn könnte, an eine Französische Dame eine indiscrete Allemannische Frage zu thun, so möchte

ihnen am Herzen liegt) an diesem etwas kauderwälsch tönenden Mischmasch von Deutsch und Französisch kein unzeitiges Aergerniß zu nehmen. Da wir bei allen unsern Lesern (beiderlei Geschlechts) so viel Französisch voraussetzen dürfen, um ohne Sorge zu seyn, Ihnen durch die hier beibehaltenen Französischen Worte unverständlich zu werden: so glaubten wir, gerade um desto besser verstanden zu werden, gewisse französische Worte, die sich nicht so übersetzen lassen, daß man bei den Deutschen Worten, die man für jene geben könnte, völlig das nämliche denke, was eine Parisische Dame bei den Französischen denkt, lieber als eine Art von Kunstwörtern, die zur Terminologie des französischen guten Tons gehören, beibehalten zu müssen. So wäre es z. B. leicht gewesen, une maison de campagne charmante, in der gemeinen Uebersetzungsfabrikmanier, durch ein allerliebstes Landhaus zu dolmetschen! Aber fürs erste hätte man demungeachtet bei weitem in dem größten Theile von Deutschland keinen rechten Begriff von der Sache weil es in dem größten Theile von Deutschland keine allerliebsten Landhäuser gibt; und zweitens wäre zwischen einer maison de campagne charmante, so wie es deren zehn Meilen in der Runde um Paris eine Menge gibt, und zwischen einem allerliebsten, oder reizenden, oder wunderartigen Deutschen Landhause noch immer ein großer Unterschied; und, wenn es auch in der Gegend von einigen Hauptstädten des heil. Röm. Reichs Deutscher Lande hie und da (welches wir nicht zu läugnen begehren) ein nach dem neuesten französischen Geschmack gebautes, distribuirtes, und möblirtes Landhaus gibt: so ist das doch, eben deßwegen, kein Deutsches Landhaus, sondern eine scharmante maison de campagne. Ebenso verhält es sich mit dem sérieusement attacher l'Esprit und mit dem intéresse jusqu'à un certain point. — Solche Gallicismen können nicht ganz und rein verdeutscht werden; und ich glaube auch nicht, daß wir viel dabei gewinnen würden, wenn wir unsre Sprache damit, als mit einer unsern alten bösen Nachbarn abge-

man hier wohl (ohne just ein Schach Baham zu seyn) fragen dürfen: wie weit allenfalls das sentiment einer eleganten und liebenswürdigen Parisischen Dame in der schönen Jahrszeit interessirt werden dürfe, um nur jusqu'à un certain point und nicht etwa, unglücklicherweise, ein Paar Linien Pariser Maß weiter, interessirt zu werden? Denn, wo das sentiment so genau und haarscharf, wie an einem Englischen Barometer, abgemessen werden muß, da könnten ein Paar Linien über den gewissen Punkt großes Unheil anrichten. Ueberhaupt scheint Madame de *** diesen Brief wenigstens im Anfang der schönen Jahrszeit geschrieben, und also nicht ernsthaft genug überlegt zu haben, wie mißlich es sey, sich in der Sommerzeit, als der eigentlichen saison de l'amour, wo alles was lebt und webt, sich liebt und lockt und schnäbelt und paart — und noch dazu auf dem Lande, wo dieß allgemeine Beispiel der ganzen Natur desto gefährlicher ist, weil man ihm dort gar nicht ausweichen kann — kurz, in einer Jahrszeit, wo alles bis auf die Luft Liebe athmet — sich mit keiner andern Lectüre als Romanen, Feenmährchen und galanten Novellen unterhalten zu wollen. Freilich will Madame de ***

jagten Beute, bereichern wollten. Wir Deutsche lesen entweder ohne alles attachement (wie gemeiniglich; daher uns auch meistens Besseres und Schlechteres gleichviel, oder wenigstens in Ermanglung des Vortrefflichen, alles was uns in die Hände fällt, willkommen ist) oder wir attaschiren uns sérieusement an das was wir lesen, und werden daher, ordentlicherweise, von einer Lectüre entweder gar nicht oder mit Leib und Seele, und nie jusqu'à un certain point interessirt; kurz, ächte Deutsche Biedermänner und Biederweiber denken sich bei einem attachement, das nicht ernsthaft attaschirt, und bei einem Interesse bis auf einen gewissen Punkt, so viel als Nichts! und wohl Ihnen und Ihren Kindern, wenn sie diesen Nationalzug noch lange beibehalten! W.

als eine vorsichtige Frau, nur jusqu'à un certain point interessirt werden; aber — schönste Madame de ***! wo sind die Romane, die, ohne eine Dame d'une certaine sensibilité vor Langeweile vergehen zu machen, nur genau bis auf den oftbelobten gewissen Punkt, welcher, mit Dero Erlaubniß, ein sehr ungewisser Punkt ist, interessiren dürften? Es ist eine höchst kitzliche Sache; und ich möchte nicht derjenige seyn, der Ihnen Ihre Sommerlectüren vorschlagen, und noch weniger derjenige, der einen Roman für Sie schreiben müßte; das kann ich Ew. Gnaden versichern. — In ganzem Ernste! Die Sache ist um so weniger leichtsinnig zu nehmen, weil Madame von *** alle Hoffnung in der Welt hat, sehr interessante Gesellschaft in ihrem Landhause zu sehen. Denn, wir haben (sagt sie dem Herrn Marquis von P.) zwanzig Betten für Herrschaften; wir logiren unsre Gäste; und zwei Meilen in die Runde liegen zwanzig artige Häuser, aus deren Bewohnern wir uns eine deliciöse Gesellschaft bilden können. Wir werden (fährt sie fort) einen sehr großen und schön bepflanzten Park haben, anmuthige Gärten, schönes springendes Wasser, prächtige (superbes) Küchengärten, Basse-Cours, eine Menagerie, und eine Jagd von ziemlichem Umfang. Alles dieß betrifft und interessirt den Herrn von *** (schon wieder etwas, das sich nicht recht auf Deutsch geben läßt; denn eine Deutsche Frau würde gesagt haben, meinen Mann; in Frankreich sagen die Bauerweiber so). Aber was mir am Herzen liegt, das sind die drei Piecen in meinem Appartement, auf die ich meine größten Belustigungen *) gründe. — Madame de *** läßt sich in eine ziemlich umständliche Beschreibung

*) Amusemens eigentlich; aber nicht einmal für amusement haben wir ein Wort, denn der Deutsche amüsirt sich nicht.

dieser drei Piecen ein, wovon die eine ihr Gesellschaftssaal, die andere ihre Bibliothek, und die dritte ein Schauspielsaal ist. Von diesen nun ist die Bibliothek ihr Lieblingszimmer; es ist (nach ihrem Ausdruck) ein scharmantes Boudoir; und außer einer Menge Tabletten, die zum Empfang der Bücher, welche Herr von P. vorschlagen soll, bereit sind, mit einer wohlgepolsterten Ottomane versehen, auf welcher Madame de *** ihre Sommerlectüren zu machen, ja wo sie sogar mit denjenigen räsonniren will (nur ihrer immer aufs wenigste zweien — denn in einem so scharmanten Boudoir, in dem elegantesten Deshabillé von der Welt, mit einem interessanten Roman in der Hand, und in einer so gefährlichen Jahrszeit, Madame, möchte es auch wohl nur jusqu'à un certain point zu räsonniren rathsam seyn —), welche sie hoch genug schätzen wird, um ihnen ihre Betrachtungen (über den besagten Roman) mitzutheilen.

Die Frage ist also, womit Madame de *** die Tabletten ihres Boudoirs ausfüllen soll? oder vielmehr, dieß ist keine Frage: „denn womit könnte man sie ausfüllen, sagt sie, als mit Romanen?“ — Die Frage ist also nur, mit was für Romanen? Und dieß ist's, worin ihr der Herr Marquis von P., dessen unendliche Belesenheit auch in diesem Fache ihr angerühmt worden, mit seinem guten Rathe an die Hand gehen soll. Vermöge einer sehr exacten Ausmessung und Berechnung, welche sie von ihrem Valet de Chambre-Tapissier erhalten hat, hat sie, wenn man auf jeden Band in 8vo und 12mo (denn mit Folios und Quartos will sie nichts zu thun haben) einen in den andern acht Daumen Höhe und anderthalb Daumen Dicke rechnet, in ihrem besagten Boudoir just für 600 Bände Platz; und bittet also den Herrn Marquis, ihr unverzüglich das Verzeichniß derselben zu schicken, damit

sie sogleich gekauft und eingebunden werden können, und sie auf Pfingsten alles schon an seinem Platze finden möge.

Natürlicherweise fällt ihr bei dieser Gelegenheit ein Historchen ein, das ehemals auf Unkosten eines gewissen Generalpachters, Namens Bourvalais, erzählt wurde. Dieser wackere Mann hatte sich, in Kraft der Millionen, die er im Dienste des Königs und der Nation gewann, ein prächtiges Haus gebaut, und der Baumeister hatte nicht ermangelt, l'Appartement de Monsieur auch mit einem sehr schönen Büchersaal zu versehen. Einen Büchersaal? sagte Herr von Bourvalais: was will der Herr, daß ich mit einem Büchersaal anfange? Um Vergebung, antwortete der Baumeister; ein Büchersaal ist eine eben so nothwendige Piece in dem Hotel eines Mannes wie Sie, als ein Boudoir in dem Appartement einer Dame. Sie werden sehen, was für eine prächtige Tapisserie diese Tabletten machen werden, wenn sie mit schön eingebundenen Büchern angefüllt sind. Gegen dieses Argument war nichts einzuwenden. Herr v. Bourvalais ließ also seinen Tapezierer herbeikommen. „Meß' Er die Höhe und Länge dieser Tabletten, sagte er, und bestell' Er mir so viel Ellen Bücher als er nöthig hat; aber daß sie alle aufs magnifikste und nach der neuesten Mode eingebunden sind! Versteht Er mich?" — Der Tapezierer nahm sein Maß, ging zum nächsten Buchhändler und verlangte für die Bibliothek des Herrn Generalpachters so und so viel hundert Ellen Bücher von allen Formaten. Der Buchhändler sah sogleich, mit wem er's zu thun hatte; und weil er eben mit einer neuen Auflage der Andachtsübungen für die heil. Charwoche (la semaine sainte genannt), die keinen sonderlichen Abzug hatten, beladen war; so lieferte er dem Tapezierer, unter andern, auch ein Paar Schock Ellen semaines saintes ab. Die Bücher machten in

ihrem vergoldeten Band eine so gute Figur, daß Herr von Bourvalais ganz stolz auf seine Bibliothek war, und nichts Angelegneres hatte, als jedermann in seine Bibliothek zu führen. Der Buchbinder wurde sehr bewundert; wie man aber genauer nachsah, so waren die Octavfächer mit lauter heiligen Wochen angefüllt. — Madame von *** erklärt sich also, zu Verhütung alles Mißverständnisses, daß sie, nach der Berechnung ihres Tapezierers, zwar 600 Stück Romane nöthig habe: aber daß sie sich ausdrücklich von jedem Roman nur Ein Exemplar ausgebeten haben wolle; auch sollten es lauter solche seyn, die entweder durch die Schönheit der sentimens ihr Herz (jusqu'à un certain point) interessiren, oder durch die Kunst der Composition und das Sonderbare der Begebenheiten ihren Geist (nicht sérieusement) attaschiren, oder durch die Eleganz der Schreibart ihren Geschmack befriedigen, oder sie wenigstens zu lachen machen könnten.

Der Herr v. P. ist zwar keiner von den jüngsten Rittern mehr; aber doch viel zu loyal und galant, um sich im Dienst einer schönen und tugendhaften Dame de par le monde (wie der alte Brantome spricht) irgend eine Mühe dauern zu lassen. Er übersendet also der Frau von *** ungesäumt das verlangte Verzeichniß der 600 Stück Französischer Romane; mit der Versicherung, daß er solche aus mehr als 6000 Stücken ditto ausgelesen; und, weil eins ins andre höchstens einen kleinen Thaler Einkauf kosten kann, so werden Ew. Gnaden, sagt er, Band und Provision des Commissionärs mit eingerechnet, für hundert Louis die interessanteste Garnitur für Ihr Boudoir — und wenn Sie auch, die schöne Jahrszeit durch, jährlich 50 Bände lesen, für 12 Jahre genug und satt zu lesen haben. Und da unter den 5400 Romanen, welche in der Frau von *** Boudoir keinen Platz finden konnten,

noch manche sind, die so viel Recht gelesen zu werden haben als andre; überdieß auch zu hoffen steht, daß die Herrn Gens de Lettres und Beaux-Esprits, in Paris und in den Provinzen, es binnen der zwölf nächsten Jahre an neuen Producten in diesem beliebten Fache nicht fehlen lassen werden: so zweifelt er nicht, daß er überflüssig im Stande seyn werde, sie, nach Verfluß dieser Zeit, mit einer neuen Garnitur versehen zu können.

Das Verzeichniß selbst ist nach dem Plan der ersten Jahrgänge der Bibliothèque Universelle des Romans eingerichtet, von welcher der Herr v. P. gewissermaßen der Stifter war, und welche einige Jahre lang unter seiner Oberaufsicht fabricirt wurde. *)

Es enthält also 1. übersetzte Griechische und Lateinische Romane. 2. Ritterromane, und zwar von allen drei Classen, die von der Tafelrunde, die von der Ritterschaft Karls des Großen, und die ganze Familie der Amadise. Anhangsweise fügt er noch eine hübsche Anzahl Ritterromane und Rittermährchen bei, die zu keiner von diesen Hauptclassen gerechnet werden können, als z. B. die Geschichte von Robert le Diable und seinem Sohne Richard ohne Furcht, die von der schönen Melusine und von Gottfried mit dem großen Zahn, ihrem Sohne; von Peter von Provence und der schönen Magellone;

*) Von dieser Bibliothek, an welcher der Graf Tressan, de Bastide Cardonne, Coupé, Mayer u. A. Mitarbeiter waren, erschienen zu Paris von 1775—1789, 224 Theile in 112 Bänden. 12. S. Ersch gel. Frankr. 2ter Nachtr. S. 402, und Eberts Bibliogr. Wörterb. S. 194. Nach einer Unterbrechung von neun Jahren erschien als Fortsetzung die Nouvelle Bibl. de R. von 1795 — 1805, jährlich 8 Bände.

von Gerhard von Nevers und der schönen Euriant von Savoyen, seinem Liebchen; vom kleinen Johann von Saintré, und der Dame aux belles Cousines u. s. w. Von den drei letztern hat der Graf von Tressan seitdem in der Bibliothèque des Romans überaus angenehme Auszüge, oder vielmehr Umschmelzungen (wenn man so sagen darf) gegeben. 3. Historische Romane, vom Triomphe des neuf Preux bis zu Marmontels Bélisaire, besonders die Romane, die sich auf die Französische Geschichte gründen, und deren eine ungeheure Menge sind; sodann auch die kleinere Anzahl derjenigen, die in die Geschichte der übrigen Völker einschlagen. Von allen, deren der Herr von P. erwähnt, gibt die Bibliothèque des Romans Nachricht und Auszüge. 4. Liebesromane, zweihundert an der Zahl; wovon ein beträchtlicher Theil in den großen Sammlungen, die den Namen der Landbibliotheken (Bibliothèques des Campagne) führen, Platz gefunden haben. 5. Geistliche, moralische und politische Romane — von dem ziemlich abgeschmackten alten Barlaam bis zum vortrefflichen Telemach des in seiner Art und in seinem Stande einzigen Fenelon; von Gusman d'Alfarache bis zum Sethos des Abts Terrasson; und vom Wahrheitsbrunnen des Dufresny bis zum Ewigen Juden (Juif errant) der Bibliothèque bleue. 6. Komische und satyrische Romane, vom Petron bis zum Eulenspiegel, oder Tiel l'Espiegle, der dem Deutschen Originalgeist so viel Ehre macht und unter den Händen seines neuesten Verschönerers so viel gewonnen hat! 7. Novellen und Erzählungen, ein unermeßliches Feld! 8. Romans merveilleux, eine Classe, unter welche in der Bibliothèque des Romans alle morgenländischen Geistererzählungen, Feenmährchen und Reisen im Lande der Ideen gebracht sind. Endlich 9. Ausländische Romane. Unter diesen neun Rubriken

recensirt Herr von P. nicht nur alle Romane, womit Madame de *** ihre Tabletten garniren soll; sondern auch noch eine Menge anderer, die sich, seiner Meinung nach, in den Auszügen, so die Bibl. des Rom. davon gibt, besser lesen als im Original; und von jenen liefert er, zu Ende seines Catalogue raisonné, noch ein simples Verzeichniß, worin bloß Titel, Ausgabe, Format und Anzahl der Theile angegeben sind. Seine Urtheile sind größtentheils ziemlich zuverlässig, wiewohl meistens zu unbestimmt, und oft, bei wahren Meisterstücken des Genie's, bis auf den Gefrierpunkt kalt; doch kann seine Arbeit überhaupt Allen, die sich in dem Romanesken-fache das Beste, was die Französische Sprache aufzuweisen hat, anschaffen wollten, nützlich seyn. Wir bemerken nur noch, daß er auf der 75sten Seite auch der Contes des jüngern Crebillon erwähnt, unter denen er dem Ecumoire (Schaumlöffel) oder Tanzai und Neadarne (so im Jahr 1734 zum erstenmal erschien) den Vorzug zu geben scheint. Er gesteht, daß diese sogenannte Japanische Geschichte zu frei sey; meint aber doch, man könne nicht umhin anzuerkennen, es sey sehr viel Witz und viel Imagination in allen ihren Details. Indessen ist er so weit entfernt, weder diesem witzigen Schaumlöffel, noch dem Sopha, oder der Nacht und dem Augenblick, oder dem Ah! quel Conte eben desselben Verfassers — der unstreitig nicht für junge Damen geschrieben hat — einen Platz in dem Boudoir der Frau von *** einzuräumen: daß er sogar Bedenken trägt, ihr, auch nur im Vorbeigehen, von diesen allzumuthwilligen Jeux d'Esprit eines Mannes zu sprechen, der mit sehr großen Talenten das Unglück gehabt zu haben scheint, nicht in der besten Gesellschaft zu leben. Vielleicht könnte uns diese Zurückhaltung über das jusqu'à un certain point, bis zu welchem Madame

de *** sich durch Romane interessiren lassen will, einigen Aufschluß geben.

Die Frau von *** hat aber auch einen Schauspielsaal in ihrem Schlosse, und ist sehr entschlossen, ihn nicht unbenutzt zu lassen; zumal da ihre Nachbarn und Nachbarinnen auf dem Lande Verstand und Witz (man weiß selten, welches von diesen beiden nicht ganz gleichbedeutenden Wörtern man nehmen soll, wenn im Französischen von Leuten qui ont de l'Esprit die Rede ist) und Talente, und Welt, und eben so wie Madame de *** große Lust zum Komödiespielen haben. Das Einzige, was sie ein wenig verlegen macht, ist die Wahl der Stücke. Sie erwartet also von der unerschöpflichen Gefälligkeit des Herrn von P., daß er sie auch mit einem dramatischen Repertorio versehen werde. Zu gutem Glück hat der Herr Marquis schon so etwas fertig liegen, welches er vor einiger Zeit unter dem Titel: Etrennes dramatiques de Société zum Gebrauch der Liebhaber hatte drucken lassen wollen. Er versichert, daß es nicht ganz seine eigene Arbeit, sondern daß der Fonds aus einer Handschrift, die vor mehr als 20 Jahren in einem Landhause gefunden worden, gezogen sey; wiewohl er gesteht, daß er vieles daran habe ändern müssen, um es für gegenwärtige Zeit und Umstände brauchbar zu machen. Dieses Werk macht also unter dem Titel: „Räsonnirtes Verzeichniß aller Tragödien und Komödien des Französischen und Italienischen Theaters zu Paris, wie auch aller Actes d'Opéra, Komischen Opern, Schauspielen mit Gesang und Proverben (in dramatische Handlung gesetzte Sprüchwörter), welche sich dazu schicken auf kleinen Gesellschafts-Schaubühnen vorgestellt zu werden," den zweiten Theil des Manuel

des Châteaux aus; und enthält ein Repertorium von 200 Trauerspielen, 24 Lustspielen und Dramen in fünf Aufzügen, 22 ditto in dreien, 1 in zweien, und 12 in einem Aufzuge, sämmtlich aus dem Théâtre-Français; 6 ditto von drei, und einem Duzend von einem Aufzug, aus dem Théâtre-Italien; eben so viel Actes d'Opéra, 7 Komische Opern, 17 Stücke mit Arietten, 7 Sprüchwörter, und zu allem Ueberfluß auch eine Parade. Jeder dieser Gattungen sowohl als dem Ganzen sind einige Vorerinnerungen vorangeschickt. Zur Probe, wie der Herr von P. dieses Repertorium eingerichtet, wird folgendes mehr als genug seyn.

Iphigenie von Racine.

„In diesem Stücke sind fünf schöne Rollen, zwei Männerrollen, nämlich Agamemnon und Achill, und drei Frauenzimmerrollen, Klytemnestra, Iphigenie und Eriphile. Diese letztere scheint beim ersten Anblick wenig interessant; aber mit Talenten kann es nicht fehlen Beifall darin zu erhalten. Des Ulysses Rolle ist mehr schwer als schimmernd; sie erfordert eine gewisse Herbe (Austerität) und viel Kunst; aber wie gut ein Acteur sie auch machen mag, auf großen Beifall darf er niemals rechnen. Jede Actrice, die sich zur Klytemnestra entschließt, muß in ihr Gedächtniß zurückrufen, wie Mademoiselle Dumesnil sie spielte. Zur Iphigenie ist eine junge und hübsche Person vonnöthen, die eine zärtliche Seele, ein ungekünsteltes Spiel und einen rührenden Ton der Stimme hat. Eben diese Eigenschaften sind auch zur Eriphile nöthig; ja es bedarf noch mehr Seele und Talent, um solche geltend zu machen. Ueberhaupt fünf Mannspersonen und zwei Frauenzimmer."

Le Cercle von Poinsinet.

„Dieses Stück (in zwei Aufzügen) ist ein leicht hingeworfenes Gemälde der Sitten und gewisser Ridicülen unsrer Zeit. Die Rollen des Lisidor, des Marquis und des Barons sind ziemlich artig; die des Arztes, des Abbé und des Schöngeists sind pikant, wiewohl kurz. Unter den Frauenzimmerrollen ist Araminthens die vornehmste. Diese kleine Komödie wird immer gut gespielt werden, wenn die Acteurs dasjenige erwischen können, was man das Ensemble nennt, etwas, das nur durch viele Repetitionen (oder Proben, wenn man will, wiewohl eins so Deutsch ist als das andre) zu erhalten steht. In allem sechs Manns- und fünf Frauenspersonen."

Viele unsrer Leser, denen es ganz und gar keine Schande ist nicht zu wissen, was eine Parade für ein Ding sey, möchten's doch vielleicht nicht ungerne sehen, wenn sie es bei dieser Gelegenheit erführen. Eine Parade also ist eine Art von Possenspiel, wie man sie auf den Boulevards zu Paris zu sehen bekömmt, calculirt für eine Art von Zuschauern, welche gewöhnlich nicht zur guten Gesellschaft gerechnet werden, woran sich aber doch auch zuweilen die gute Gesellschaft zu belustigen geruht. Weil es bloß darum zu thun ist, die Lungen und Zwerchfelle der Badauds de Paris zu erschüttern, so ist gesunde Vernunft, Wahrscheinlichkeit und Anständigkeit ordentlicher Weise gänzlich aus dieser Art von Possen verbannt, und alle Arten von gröberm Witz (Zweideutigkeiten und Zoten nicht ausgenommen) sind da willkommen; je ungeräumter und leichtfertiger je besser; kurz, Herr von P. versichert selbst, daß in der ganzen Sammlung, le Théâtre des Boulevards genannt,

nicht ein einziges Stück sey, das man vor Damen spielen könnte. Indessen kann sich doch (wie er hinzusetzt) das Théâtre-Italien rühmen, ein Stück zu besitzen, das zwar weder mehr noch weniger als eine Parade, aber doch, von Seiten der Decenz, wenigstens erträglich ist; und dieß ist: das redende Gemälde, welches, wenn ich nicht irre, auch in Deutschland Beifall gefunden hat. Herr von P. meint, mit gutem Fug, es ließen sich dergleichen Facetien noch darstellen, und gibt folgendes zu einem kleinen Beispiel.

Isabelle Haubenstock,

eine Parade.

Personen:

Isabelle, Leander, die Tante, und Nachbar Till (in Oberdeutschland kann er auch Sepp oder Lipperl heißen).

Canevas des Stücks.

Isabelle, im Begriff, mit Einwilligung ihrer Tante, Leandern zu heirathen, muß noch vorher mit besagter Tante eine Reise machen; trägt also Nachbar Tillen auf, während ihrer Abwesenheit Leandern zu beobachten, und ihr von der Treue, so er ihr beim Abschied geschworen, Rechenschaft zu geben. Bei ihrer Rückkunft ist das erste, was sie zu thun hat, sich bei Nachbar Tillen nach der Beständigkeit ihres Liebhabers zu erkundigen. Die Nachrichten, so sie von ihm erhält, lauten nicht zum Besten. Leander ist zwar selten aus seinem Zimmer gekommen; man hat ihn aber alle Morgen und Abende mit einer Unbekannten, die er seine Allerschönste, seine Allerliebste nannte, in großer Conversation gehört; man konnte zwar nicht alles, aber doch so viel davon ver-

stehen, daß er ihr die zärtlichsten Dinge von der Welt vorsagte; und was bei dieser geheimen Intrigue das Wunderbarste ist, man hat gleichwohl weder Mann noch Frau bei ihm ein- oder ausgehen gesehen. Isabelle fängt über diese Nachricht Feuer; die Tante bestärkt sie in ihrem Argwohn; man macht einen Anschlag den Ungetreuen zu überraschen; die beiden Frauenzimmer verstecken sich; und Nachbar Till soll ihnen heimlich Nachricht geben, wenn Leander wieder zu Hause seyn wird. Isabelle macht sich, in der Wuth ihrer Eifersucht, ein rechtes Fest daraus, ihn bei ihrer Nebenbuhlerin zu überfallen. Leander kommt nach Hause, geht in sein Zimmer, verschließt sich; bald darauf hört man ihn sehr zärtlich und feurig mit einem Frauenzimmer sprechen, welches keine Antwort gibt. Die Sache wird immer verdächtiger. Isabelle und die Tante stürmen wie zwei rasende Medeen hervor, sprengen die Thür ein, und finden den getreuen Schäfer Leander auf den Knien vor einem — Haubenstock, den er auf ein Tischchen gestellt und mit einer von Isabellens abgetragenen schmutzigen Nachthauben coeffirt hat. Diese Entwicklung befestigt, wie billig, das gute Vernehmen der beiden Verliebten, und sie können nun, der Zuschauer halber, Hochzeit machen wenn sie wollen. — Man sieht, daß eine Parade in diesem Geschmack eine kleine dramatische Schnurre ist, deren Werth von Ort und Augenblick, einem guten Einfall und einer lebhaften Ausführung abhängt; und derjenige, der Witz und Laune genug hätte, etliche Duzend dergleichen Dinge zu erfinden, würde sich um die kleinen Théâtres de Campagne, die auch in Deutschland immer mehr Mode werden, kein geringes Verdienst machen.

Doch, wir wollen dieß unsern theatralischen Journalen und Almanachen, so wie die Anecdotes dramatiques de Société, par un Acteur, ancien amateur de ce genre d'amusement (ohne Zweifel der Herr Marquis von P. selbst) gerne überlassen, welche dem vorbesagten Repertoire angehängt sind. Sie sind meistens was man ein wenig platt nennen möchte. Das Beste davon ist eine Beschreibung einer ziemlich artigen feenmäßigen Fête, die der Frau Marquisin von *** während ihrem Wochenbette auf einem schönen Landhause nicht weit von Paris von ihrem Gemahl und einer auserlesenen Gesellschaft von Freunden und Verwandten gegeben wurde, und wobei Demogorgon, der König der Genien, und die Fee Carabosse sich mächtig viel zu thun machen. Vermuthlich war der ancien amateur selbst eine Hauptperson in diesem romantischen Wochenstubenfeste; doch muß man gestehen, daß es lustiger ist, bei dergleichen Gelegenheiten Acteur oder Zuschauer, als geneigter Leser zu seyn.

4.

Bibliothek der Romane. *)

1780.

So ein frivoles Ding ein Roman in den Augen der meisten ernsthaften Leute ist, so gehören doch sehr ernsthafte, gescheidte und gelehrte Männer dazu, uns eine Bibliothek

*) Bei Gelegenheit der Bibliothek der Romane, welche der Gothaische Rath und Bibliothekar Reichard (anonym) mit Beihülfe von Mylius u. A. seit 1778 bei Himburg in Berlin herausgab.

der Romane zu geben, durch welche die Literatur und die Menschenkenntniß gewinne. Man kann sich von den ungenannten Verfassern der gegenwärtigen, nach diesem ersten Bande zu urtheilen, vieles versprechen — wiewohl wir nicht bergen, daß die Stelle in der Vorrede, wo man uns sagt „von den ältesten und wenig bekanntesten der inländischen Romane, und den interessantesten und neuesten der ausländischen, die Skizzen oder den Geist zu geben, und gleichsam ihre Miniaturgemälde aufzustellen, ist eine Sache, die dem Leser die beste und anziehendste Unterhaltung gewährt," uns ein wenig aufgefallen ist. Denn entweder hat der Verfasser hier seine Feder einen Augenblick allein gehen lassen, oder wir müssen glauben, daß er eine Skizze von einem Werk geben, und den Geist davon geben, und ein Miniaturgemälde davon aufstellen, für Ausdrücke halte, deren einer den andern erläutert, und die im Grunde einerlei sagen wollen. Unsers wenigen Ermessens ist die Skizze eines guten Dichterwerkes ein bloßes Gerippe, höchstens dem Kenner brauchbar, aber sehr wenig anziehend für den Liebhaber, der dieß Gerippe mit Fleisch und Blut bekleidet und belebt, und mit Geist beseelt sehen will, um Genuß davon zu haben. Der Geist eines Werks ohne den Leib ist ein zu feines flüchtiges Wesen, und verduftet gewöhnlich unter der Operation des Ausziehens. Und Miniaturgemälde von großen Romanen erinnern uns an die kleinen zwei oder drei Daumen breiten Bildchen, worin man uns unlängst von den Meisterstücken der Galerie zu Düsseldorf eine Idee hat geben wollen. Bei einem Roman, wie bei allen andern Gedichten, machen die eigene Art der Ausführung und Behandlung, die lebendige Darstellung, die Kraft und Wahrheit des Colorits, die Schönheiten des Details, und der Effect, den dieß alles wieder im Ganzen

zusammen thut, gerade den Werth des Werks aus; der Geist lebt und webt in dem allen. Ihn davon abzuziehen, ist unmöglich; ihr würdet einen todten Leichnam übrig behalten, und der Geist wäre euch unter den Händen entschlüpft. Der Graf von Tressan, von dem einige weitläuftige Auszüge aus den Ritterromanen, Cyron le Courtois, Tristan de Lionnois u. A. in der Französischen Bibliothèque des Romans stehen, hat daher, ungeachtet der ungemeinen Gabe die er hat, einen Auszug durch die Lebhaftigkeit und das Geistreiche seines Styls interessant zu machen, für nöthig befunden, oft mit den eigenen Worten seines eigenen Originals zu sprechen, oft ziemlich große Stellen von etlichen Seiten wörtlich daraus abzuschreiben, und gerade diese Fragmente der Originale sind das Interessanteste in seinen Auszügen. Da nun diese in den Auszügen seiner Auszüge, die man uns hier unter der Rubrik Ritterromane verspricht, verloren gehen, so geht just alles verloren. Ist die Absicht der Verfasser dieser B. ein Werk zu unternehmen, das wirklich für Gelehrte und Liebhaber zugleich interessant seyn soll: so möchten wir ihnen rathen, uns z. B. Auszüge aus den alten Deutschen Romanen und Gedichten von der Tafelrunde zu liefern, die in einigen Bibliotheken, z. B. zu Wolfenbüttel, Dresden, Innsbruck u. s. w. noch in Handschriften liegen, und den weisen König, den Theuerdank und ihresgleichen nicht aus ihrem Plan auszuschließen. Dagegen möchten sie bei den Vätern und Müttern unter ihren Lesern und Leserinnen mehr Dank verdienen, wenn sie aus der Rubrik Episoden und kleine Geschichtchen solche Werkchen ausschlössen, wie die Schäferstunde *), die freilich, wie sie sagen, pikant,

*) Von Dora, aus dem Journal des Dames übersetzt.

aber nur gar zu pikant geschrieben ist. Die Herausgeber gestehen, sie sey etwas frei: aber (setzen sie hinzu) wir glaubten, was in einem Journal für Damen stehen könnte, würde sich eben so gut für eine Bibliothek der Romane schicken. Und hierin haben sie sich unstreitig geirrt; denn in Paris und in dem Cirkel, worin Herr Dorat lebt, sind unter dem Worte Dames auch etliche tausend hohe und niedrige Catins begriffen. So weit aber ist's mit uns Deutschen noch nicht gekommen. Unsre Schwestern, Weiber und Töchter, auf welche es doch wohl mit dieser Bibliothek am meisten gemünzt ist, sind — wenigstens a priori — keine Dorat'schen Dames, sondern ehrliche Mädchen und Weiber, an denen noch was zu verderben ist.

5.

Blondel und Richard Löwenherz.

Eine Anekdote aus der alten Geschichte der provenzalischen Dichter.

1777.

Richard, genannt Löwenherz (Coeur de Lion), dritter König von England aus dem Hause Plantagenet oder Anjou, und zweiter Sohn König Heinrichs des Zweiten, bestieg den Englischen Thron im Jahre 1189. Kurz zuvor hatte der edelmüthige Sultan Saladin Jerusalem und das heilige Grab (das durch den abenteuerlichen Fanatismus der Ritterzeit das Grab etlicher hunderttausend europäischer Christen wurde) nach der berühmten Schlacht bei Tiberias wieder eingenommen, und dadurch Europa von neuem mit allgemeinem Eifer

entflammt, die durch diesen Verlust, nach damaliger Vorstellungsart, auf die ganze Christenheit gefallene Schmach wieder zu tilgen und zu rächen. König Richard, der tapferste und ritterlichste Fürst seiner Zeit, war auch der, bei welchem dieser Eifer zur heftigsten Leidenschaft aufloderte. Um in jenen geldarmen Zeiten die zu seinem vorhabenden Kreuzzuge nothwendigen Summen aufzubringen, veräußerte er von den Domänen, Einkünften und Regalien der Krone so viel er nur immer konnte. Ich wollte London selbst verkaufen, sagte er, wenn ich nur einen Käufer dazu finden könnte. König Philipp August von Frankreich vereinigte sich mit ihm zu diesem Abenteuer: aber, so wie er, seinem persönlichen Charakter und seinem Range nach, ein Recht zu haben glaubte, den Agamemnon unter dem vereinigten Heere der Cruciaten vorzustellen, so hatte Richard hingegen alle persönlichen Tugenden und Fehler, um die Rolle des Achills zu spielen. Seine bis zum Romantischen getriebene Unerschrockenheit und Liebe zu Abenteuern erwarb ihm den Beinamen Löwenherz, und machte ihn zum Helden eines der berühmtesten Ritterbücher des dreizehnten Jahrhunderts.*) Sein Name ward so furchtbar unter den Saracenen und Türken, daß die Mütter, um ihre kleinen Kinder zum Schweigen zu bringen, sie mit dem König Richard bedräuten. Joinville, der in seinem Leben des heiligen Ludwigs diesen Umstand erzählt, setzt noch einen andern hinzu: wenn die Araber ritten, und ihre Pferde von irgend einem ungewöhnlichen Gegenstande stutzig wurden, so pflegten sie, indem sie ihnen den Sporn gaben, zu sagen: wie? meinst du, du sehest den König Richard? Ich weiß nicht ob sich ein stärker zeichnender Zug denken läßt. Die

*) S. Wartons History of English Poetry. Vol. 3 und 4.

Romanciers dieser Zeiten fanden etwas so Wundervolles in den ritterlichen Thaten dieses Prinzen, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als vorzugeben, er sey im Besitz des in der fabelhaften Geschichte des Königs Artus so berühmten magischen Schwertes, Kaliburn oder Eskalibor genannt, gewesen; wiewohl der Roman von König Artus sagt, sein Schildknappe habe solches auf Befehl seines Herrn nach dessen Tod in die See geworfen.

Indessen blieben doch alle Großthaten dieses Helden und seiner Mitverbundenen ohne den abgezielten Erfolg. Eine fatale Eifersucht trennte die christlichen Fürsten, und entkräftete eine Macht, die durch Eintracht den Saracenen hätte verderblich seyn können. König Richard selbst war zu stolz und zu heftig in seinen Leidenschaften, um die übrigen seine persönliche Ueberlegenheit nicht zuweilen stärker fühlen zu lassen, als die Klugheit es erlaubte. Der König von Frankreich, der Herzog von Burgund, Leopold Herzog von Oesterreich (der nach dem unglücklichen Tode des Kaisers Friedrich Rothbarts und seines Sohnes an der Spitze der deutschen Cruciaten geblieben war) trennten sich von ihm gerade zu einer Zeit, da man die größte Hoffnung hatte, Jerusalem den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen.

Richard blieb allein; und die Frucht aller seiner Heldenthaten war, nebst der Eroberung von Askalon, ein Waffenstillstand, wodurch den Christen der Besitz des Wenigen, was sie mit so großem Aufwand wieder gewonnen hatten, und die Freiheit das heilige Grab zu Jerusalem ungehindert zu besuchen, auf drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden versichert wurde.

Unternehmungen, wie diese, wo große Monarchen ihre Erbländer verlassen und an Menschen und Geld erschöpfen,

um in einem entlegenen Welttheil ohne Plan und festen Zweck Abenteuer zu bestehen; wo mit ungeheuern Kräften am Ende — nichts geschafft, und die ganze Unternehmung, sogar im Moment der Gewißheit eines vollständigen Erfolgs, mit eben dem Schwindelgeiste, womit sie begonnen worden, wieder aufgegeben wird: eine solche Art zu verfahren, muß uns, nach den Grundsätzen einer gesunden Politik beurtheilt, unsinnig vorkommen. Aber die Kreuzzüge, und besonders König Richards seiner, müssen aus dem damals in ganz Europa herrschenden Taumel der irrenden Ritterschaft erklärt werden. Richarden war es bloß darum zu thun, in die entlegensten Länder auf ritterliche Abenteuer zu ziehen, sich mit Saracenen und Riesen und Löwen herum zu schlagen, und den Minstrels, die ihn begleiteten, Stoff zu Romanzen und Ritterbüchern zu geben. Diesen Zweck hatte er erreicht, und das Uebrige bekümmerte ihn wenig. Entwürfe auf bleibende Eroberungen, Unternehmungen von welchen eine dauerhafte Ruhe die Frucht wäre, kamen damals nicht in die Köpfe der Helden. Man trieb und tummelte sich herum, ohne einen andern Zweck dabei zu haben, als sich herum zu treiben; man lebte, so zu sagen, von den Abenteuern des Tages; und man wollte sich selbst und andern immer noch Arbeit für den folgenden übrig lassen. Dieß war der Geist der Ritterzeit!

Richard hatte bei der Belagerung von Askalon und bei andern Gelegenheiten den Herzog oder Markgrafen von Oesterreich, Leopold, auf eine sehr empfindliche Art beleidigt, und Leopold, dem es an Muth fehlte sich die Genugthuung eines Ritters zu verschaffen (die ihm Richard nicht verweigert haben würde), hatte sich mit dem verschlossenen Grimm einer unmächtigen Rachbegierde nach Hause begeben. Aber, was er wahrscheinlicher Weise nicht hoffen konnte — eine Gelegenheit,

Rache an seinem Feinde zu nehmen ohne seine eigne Person in Gefahr zu setzen — spielte ihm das Schicksal und Richards Unvorsichtigkeit ganz unvermuthet in die Hände. König Richard, durch die einheimischen Unruhen seines Reichs und den unedlen Einfall des Königs Philipp in seine Französischen Erbländer zur Rückkehr gezwungen, hatte bei Aquileja Schiffbruch erlitten, und an diesem Orte die Kleidung eines Pilgrims angelegt, um unerkannt seinen Weg durch Deutschland zu nehmen, weil er in Frankreich nicht sicher zu seyn glaubte. Um den Nachstellungen des Gouverneurs von Istrien zu entgehen, nahm er einen Umweg über Wien; und hier verrieth er sich durch einen Aufwand und Freigebigkeiten, die an einem Pilgrim um so mehr Aufmerksamkeit erregten, da er zu sehr das Air eines Helden hatte, um für das angesehen zu werden, was seine schlechte Kleidung ankündigte. Kurz Richard wurde entdeckt, angehalten, und nach Linz in ein enges, der königlichen Würde höchst unanständiges Gefängniß gebracht. Und hier soll ihm die Aventure begegnet seyn, welche der Stoff der gegenwärtigen Erzählung ist.

Richard hatte seine Jugend meistens in seinen Französischen Erbländern, und einen ziemlichen Theil derselben in der Provence gelebt, wo die Kunst des Gesangs um diese Zeit in der höchsten Blüthe stand, und nicht nur eine der gemeinsten Ergötzlichkeiten der Großen bei Gastmählern und Festivitäten ausmachte, sondern auch von vielen unter ihnen selbst mit Ruhm getrieben wurde — wie es im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte bei uns Deutschen auch war. Hier sog Richard die sonderbare Liebe zu der Kunst der Troubadours oder Minstrels ein, die ihn sein ganzes Leben durch nie verließ. Ja die Liebe, welche von jeher so viel Sänger gemacht hat, machte auch ihn zum provenzalischen Dichter; denn das

Provenzalische wurde damals für angenehmer und singbarer als das Französische, und für die eigentliche Sprache der zärtlichen Leidenschaften gehalten. In der Folge war sein Hof, wie der des Landgrafen Hermann von Thüringen, ein Sammelplatz der berühmtesten Minstrels seiner Zeit, unter welchen Fouquet von Marseille, Anselm Faydit und Blondel de Nesle als seine Lieblinge genannt werden.

Der letzte hatte auf dem vorerwähnten Kreuzzuge (wohin dem Französischen Adel, nach Massieu's Ausdruck, ganze Legionen Dichter folgten) sich besonders dem König Richard gewidmet, und war ein Augenzeuge, ohne Zweifel auch ein Sänger seiner vornehmsten Thaten gewesen — wiewohl um diese Zeit die Bestimmung der Dichter von der Würde, die sie in den ältern Zeiten der Barden und Skalden behauptet hatte, schon ziemlich herabgesunken war. Denn ehemals wurden die Barden als von den Göttern begeisterte Männer angesehen, und ihr Amt war ein heiliges und öffentliches Amt. Es war für sie Pflicht, die Kriegsmänner ihres Volkes auf ihren Heerzügen zu begleiten, ihnen den Schlachtgesang zu singen, Beobachter und Richter ihrer Heldenthaten zu seyn, und nach geendigter Schlacht den Tapfern durch Siegesgesänge zu belohnen, den Feigen hingegen durch Verachtung und Spott zu brandmarken. Diese Bestimmung bezog sich unmittelbar auf die Verfassung der alten Celtischen, Germanischen und Nordischen Völker — roher, wenig zahlreicher, von Jagd, Raub und Krieg lebender Haufen, in denen das Gefühl der Freiheit, mit dem Drang der gemeinsamen Noth verbunden, diesen Gemeinheitsgeist, dieses für Einen Mann Stehen hervorbrachte, wovon große policirte Nationen, vermöge ihrer bürgerlichen und militärischen Verfassung, keinen Begriff mehr haben; wo jeder allen und alle jedem angehörten;

wo eines Mannes persönliche Tugend als ein Eigenthum und gemeines Gut seiner Kaste oder seines Gaues angesehen wurde, und Verachtung des Lebens, wenn's die gemeine Sache galt, die erste aller Tugenden war, und es, wofern die kleine Nation sollte bestehen können, seyn mußte.

Aber all dieß fand, bei so sehr veränderten Umständen, unter den Nachkommen dieser Völker in den Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge nicht mehr statt. Die Feudalverfassung hatte, durch ganz natürliche Folgen, jenen Gemeinheitsgeist beinahe ganz ausgelöscht. Die Vasallen waren mehr oder minder mächtige, und die mächtigsten unter ihnen beinahe ganz unabhängige Herren geworden. Jeder bekümmerte sich nur um sich selbst, dachte nur auf seine eigene Erhaltung und Vergrößerung, und hielt seinen eigenen Hof. Die zufälligen Verbindungen der Noth oder des Eigennutzes, die der Moment knüpfte, löste der Moment wieder auf; persönliche Freundschaften unter den Rittern, und (wiewohl höchst selten) persönliche Treue gegen den Oberlehnsherrn, waren noch die einzigen Bande, welche Stärke genug hatten Probe zu halten, und wohl gar das ganze Leben auszudauern. In solchen Umständen konnten die Musenkünste nicht mehr die Wunder thun, die sie ehemals gewirkt hatten. Sie waren nicht mehr unentbehrliche Triebfedern, nicht mehr Zunder und Nahrung des Gemeingeistes; der Dichter und Sänger war nicht mehr ein Diener des Staats. Stufenweise, so wie die Verfassung, Umstände und Sitten der Staaten selbst sich änderten, sanken sie zu bloßen Künsten des Vergnügens herab, und machten einen Theil des Luxus ihrer Zeit aus. Die Troubadours und Minstrels wurden eine Art von Hofdienern, die man zur Pracht und zum Zeitvertreib hielt; man liebte, man ehrte sie sogar noch: aber weniger um ihrer

wirklichen Verdienste willen, als weil sie sich zur Belustigung der Großen unentbehrlich zu machen wußten; weil man ihre Lays und Fabliaux liebte, und weil Poesie, Musik und pantomimische Kunst, die sich in der Folge wieder von einander trennten, damals nur eine einzige Profession ausmachten und von einerlei Meistern getrieben wurden. Die Großen mochten's zwar noch immer (wie natürlich) wohl leiden, wenn sie von ihren Dichtern besungen wurden: aber das Lob, das sie erhielten, war weniger der verdiente Preis ihrer Tugenden, als Kitzelung ihrer Eitelkeit, und konnte auch nicht wohl mehr seyn, da doch am Ende der am meisten gelobt wurde, der am besten bewirthetete und die reichsten Geschenke gab. — Doch dieß ist ein Nebenpfad, dessen Verfolg uns zu weit von unserm Gegenstande führen würde.

Blondel hatte den König Richard auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande begleitet; aber durch den Sturm, der den König an die Küste von Istrien warf, war das Schiff, worauf dieser Minstrel sich befand, in die Lagunen von Venedig getrieben worden. Blondel verfolgte seine Reise durch Deutschland und die Niederlande, und forschte allenthalben fruchtlos nach dem König, seinem Herrn und Freunde. Er kam endlich nach England: aber auch da wußte man nicht, was aus Richarden geworden seyn könnte; denn seine Gefangenschaft blieb ein ganzes Jahr lang ein Geheimniß. Der Minstrel beschloß seinen geliebten Herrn auszufinden, und wenn er ihn auch in der ganzen Welt suchen müßte. Er reiste lange vergebens, bis endlich ein dumpfes Gerücht, oder eine Vermuthung, die durch die ihm wohlbekannte Erbitterung zwischen Richard und Leopold wahrscheinlich gemacht wurde, ihn in die Staaten des letztern leitete.

Nachdem er sie viele Tage lang durchwandert hatte, ohne auf eine nähere Spur zu kommen, langte er zuletzt bei einem alten Schloß an, in dessen Thurm ein Gefangener (wie er ausforschte) scharf bewacht wurde. Wiewohl ihm niemand etwas Näheres sagen konnte, so schlug ihm doch gleich das Herz, daß es sein Herr seyn könnte. Da es aber unmöglich war, sich auf irgend eine gewöhnliche Art, ohne verdächtig zu werden, davon gewiß zu machen, so versuchte er's folgendermaßen. Er fand Mittel, spät in der Nacht so nahe an den Thurm und unter das Fenster des Gefangenen zu kommen, daß seine Stimme von diesem gehört werden konnte; und nun, nachdem er auf seiner Cither eine Weile präludirt hatte, fing er ein Lied an, welches Richard selbst in Palästina zu einer Zeit gemacht hatte, da er seiner Liebe zu der schönen Margarite Gräfin von Hennegau am stärksten nachzuhangen Gelegenheit gehabt. Denn die Gräfin hatte, nach dem Beispiel der meisten Damen dieser Zeit, sich auch mit dem Kreuz bezeichnen lassen, und war ihrem Gemahl nach dem heiligen Lande gefolgt. Da es unsern Lesern wenig Trost geben möchte, wenn wir ihnen (falls wir's auch könnten) dieses Lay in der provenzalischen Sprache, worin Richard es gesetzt, vorsingen ließen; so haben wir versucht, es, so gut es gelingen wollte, in unsre Muttersprache überzutragen — herzlich wünschend, daß es wenigstens mehr von der Kraft und Treuherzigkeit des Orginals in sich haben möchte, als die galantisirte Uebersetzung der Mselle l'Heritier. *)

---

*) In einem kleinen, wenig bekannten Roman, der den Titel führt: La tour ténébreuse et les jours lumineux. Contes Anglais, tirés d'anciens Manuscrits, contenant la Chronique, les Fabliaux et autres Poésies de Richard I., surnommé Coeur de Lion. Paris 1705. 12

Blondel also fing zu singen an, wie folget:

Brennend tobt' in mir das Fieber,
Sengte jedes Lebensband,
Meiner Augen Licht ward trüber,
Und herüber
Aus dem finstern Schattenland
Streckte schon der Tod nach mir die kalte Hand.
Da kam mein Lieb mit holdem Blick
Und Tod und Fieber wich zurück.

Hier hielt der Minstrel ein; denn das Lied hatte bei jeder Stanze einen Refrain; und er zweifelte nicht, wenn der Gefangene derjenige wäre, den er suchte, so würde er sich bei dieser Gelegenheit verrathen.

Seine Erwartung betrog ihn nicht. Eine dumpfe, aber, wie er wohl hörte, des Gesangs gewohnte Stimme aus dem Innern des Thurms hervor, vollendete die Stanze mit folgendem Refrain:

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Blondel fuhr fort:

Ringsum mit Gefahr umfangen,
Focht ich in der wilden Schlacht;
Dicht, wie Gottes Hagel, drangen
Spieß' und Stangen
Auf mich ein mit aller Macht;
Schon ersank mein Arm und um mich her ward's Nacht:
Da rief ich meine Dame an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan.

Die nämliche Stimme antwortete:

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Blondel beschloß mit der letzten Stanze des Liedes:

Laßt das Feldgeschrei erschallen,
Wie im ungestümen Meer
Winde brausen, Donner knallen,
Alles fallen,
Alles splittern um mich her,
Hohes Muthes wird mein Herz doch nimmer leer:
Kein Schicksal mich zu Boden fällt,
So lang' die Lieb' empor mich hält.

Die Stimme antwortete abermal:

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Groß war Blondels Freude; denn er konnte nun kaum zweifeln, daß es König Richard sey, der ihm geantwortet: aber um sich gleichwohl noch völliger zu überzeugen, setzte er aus dem Steigreif die vierte Stanze in der nämlichen Weise hinzu:

Neid und feige Rachgier lauern
Nachts im Wald dem Löwen auf,
Zwingen ihn in finstern Mauern
Auszudauern;
Treue leitet Blondels Lauf:
Harre, Löwenherz! bald springt dein Kerker auf.

Und alsobald antwortete die Stimme, gleichfalls aus dem Stegreif:

O wäre Margot nur bei mir,
Der Himmel, spräch' ich, wäre hier!
Denn — sollt' ich deß erröthen?
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Nun glaubte der getreue Blondel seiner Sache völlig gewiß zu seyn; aber seinem Herrn unmittelbare Hülfe zu leisten, war ihm unmöglich. Indessen hatte Richard wenigstens die Stimme seines geliebten Minstrels erkannt, und er mochte nun glauben, daß es Blondel selbst oder sein Geist gewesen sey, immer mußt' es ihm Trost und Muth geben, nach einer so langen Todesstille und Verlassenheit von allem was ihm lieb war, eine Freundesstimme gehört zu haben, die ihm Befreiung versprach.

Blondel flog nach England zurück, machte den Baronen des Reichs den Ort bekannt, wo ihr König gefangen gehalten würde, und beförderte dadurch dessen Befreiung, welche einige Monate darauf — wiewohl mit vieler Mühe und Umständen, die dem Kaiser Heinrich dem Sechsten und dem Herzog Leopold wenig Ehre machen — auch wirklich erfolgte. S. Fauchet, Recueil de l'origine de la Langue et Poésie Erançaise p. 93.

6.

Bolduci.

1790.

Wenn Sie etwa den ehrwürdigen Pater Bolduci, Capuciner, und seinen Stammbaum des Menschengeschlechtes, von Erschaffung der Welt an, noch nicht kennen, so rathe ich Ihnen mit diesem außerordentlichen Kopfe Bekanntschaft zu machen, sobald Sie fühlen, daß Ihnen eine nachdrückliche Erschütterung der Hypochondrien heilsam seyn dürfte. Doch da dieß ziemlich oft Ihr Fall ist, warum sollte ich nicht das gute Werk an Ihnen thun, und Sie zum voraus mit der Medicin versehen, die ich Ihnen anrathe, da ich sicher genug vermuthen kann, daß Ihnen die Existenz des guten Capuciners Bolduci etwas eben so Neues ist, als sie es mir noch vor wenigen Tagen war, und das Buch, dem ich seine Bekanntschaft zu danken habe, wiewohl es vielleicht schon (unverdienter Weise) unter den Händen eines unsrer zehntausend unermüdlichen Uebersetzer seufzet, Ihnen demungeachtet noch lange unbekannt geblieben seyn könnte.

Capucinerwitz steht, wie Sie wissen, schon lange nicht im besten Geruche: aber wie beträchtlich auch die Anzahl der schwerleibigen Seraphinen seyn mag, die den Witz ihrer Brüder in einen so schlimmen Ruf gebracht haben, so ist es doch ungerecht, den ganzen Orden entgelten zu lassen, was einige verschuldet haben. Wohin versteckt sich zuweilen die Weisheit? dachte ich mehr als einmal in meinem Leben, da ich sie sogar in einer Capucinerkutte fand. Und wundern Sie sich nicht darüber. Die Capuciner verdienen mehr als

irgend ein andrer Mönchsorden den Namen der modernen oder christlichen Cyniker: warum sollte es, unter mehr als fünfundzwanzigtausend Capucinern, womit die christliche Welt beseligt ist, nicht auch, wie ehmals unter den zahlreichen Bocksbärten des Cynosarges zu Athen, einen Demetrius oder Demonar *) gegeben haben, oder noch geben?

Um also — ohne uns irgend einen höhnischen Seitenblick, der ein ehrwürdiges Individuum von den spitzcapuzigen Zweigen der Familie des heil. Paters Franz von Assisi kränken könnte, zu erlauben — auf obbesagten P. Bolducius zurückzukommen, so scheint dieser wackere Mann von der Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit des Mönchsstandes so tief durchdrungen zu seyn, daß er ihn sogleich mit Erschaffung der Welt entstehen läßt; ja man sollte, seiner Vorstellungsart nach, denken, die Welt sey endlich bloß der Mönche wegen erschaffen worden, und die übrigen Söhne und Töchter von Adam und Eva wären zu keinem andern Ende da, als dafür zu sorgen, daß es dem Erdboden nie an Klosterbrüdern, und den Klosterbrüdern nie an Hülle und Fülle gebreche. Wundern Sie sich also nicht, mein lieber S., zu hören, daß Enos, Adams Enkel, der Stifter des berühmten Ordens der Enossäer, der einige tausend Jahre später den Namen der Essäer oder Essener trug, und überhaupt der Patriarch aller Mönche, so wie sein Sohn Kenan der Erzvater aller Mindern Brüder (Minoriten) und Bettelmönche war.

Nach Verlauf einiger Jahrhunderte erlebten diese heiligen Väter an ihren Kindern, was der gute Seraphische Vater Franz an den seinigen erleben mußte, wiewohl er es nicht höher als bis auf fünfundvierzig Jahre brachte. Sie re-

*) S. diese Artikel.

larirten sich, und St. Henoch, Groß-Urenkelsohn von St. Enos, sah sich genöthigt, eine große Reformation mit den Antediluvianischen Mönchen vorzunehmen; konnte aber dennoch nicht verhindern, daß das Dichten und Trachten der Menschen in dem nächstfolgenden Jahrtausend immer böser wurde. Die Kinder Gottes (die Mönche) beschliefen die Töchter der Menschen, und zeugten gewaltige Leute in der Welt mit ihnen, die es zuletzt so arg trieben, daß es den lieben Gott endlich gereuete und in seinem Herzen bekümmerte die Menschen gemacht zu haben, und er bei sich beschloß, alles was Odem hatte, vom Menschen an bis auf das Vieh, und bis auf das Gewürm, und bis auf die Vögel unter dem Himmel von der Erde zu vertilgen. Bekanntermaßen wurde der einzige Noah mit seinen drei Söhnen, und ihren Weibern, und einem Paar von jeder Gattung der vierfüßigen Thiere, der Vögel und der Gewürme, in der Arche aus der Sündfluth gerettet, die eine Folge dieses furchtbaren Entschlusses war: aber, was wir ohne den ehrwürdigen P. Bolduci nicht wüßten, ist, daß es Bruder Japhet, Noahs dritter Sohn war, der, nach Wiederherstellung der Sachen auf dem Erdboden, unter dem Namen Saturnus (der von dem Hebräischen Worte Satar, sich verbergen, abstammen soll) sich ins Latium zurückzog, und seinen Sohn Pikus den Kureten zur Erziehung übergab, einer Art von Mönchen, wie (nach unserm scharfsinnigen Capuciner) schon ihr bloßer Name beweist; es sey nun, daß er von dem Griechischen Worte Kura, Tonsur, oder (was ihm noch wahrscheinlicher ist) von dem Hebräischen Rapha abgeleitet wird, von welchem die Mönche dieser uralten Zeiten den Namen Raphaim (Therapeuten) erhielten; so daß die Filiation dieser Kureten von dem ältesten Mönchsorden des heil. Vaters Enos — außer allem Zweifel ist.

Pikus zeugte mit der andächtigen Schwester Pika, seiner Gemahlin, in seinem zwanzigsten Jahre einen Sohn, Namens Faunus, und begab sich bald darauf in ein Kloster, wo er bei seiner Einkleidung den Namen Jupiter oder Jovis erhielt, welcher, da er von Jehovah abstammt, augenscheinlich bezeugt (sagt mein Capuciner), daß der ehemalige Pikus dadurch, daß er Gemahl und Vater wurde, das Gelübde der Keuschheit nicht gebrochen, und der junge Faunus sein Daseyn vielmehr dem eifrigen Gebet seiner Eltern als der gewöhnlichen Art, wie die Menschen in die Welt kommen, zu danken hatte. Bruder Jupiter brachte sein Leben in einem Kloster auf der Insel Kreta zu, starb, trotz aller Leichtfertigkeiten, die ihm die blinden heidnischen Dichter instigante Diabolo nachsagten, im Geruch der Heiligkeit, und seine Reliquien wurden in hohen Ehren gehalten.

Faunus, weit entfernt aus der Art so religiöser Voreltern zu schlagen, ging, sobald er konnte, in eine Wildniß, und stiftete unter dem Namen Mercurius einen Orden, der in der Folge zu einem lächerlichen Quiproquo Anlaß gab. Er und seine Jünger lebten nach einer sehr strengen Regel. Ihr Kloster war ein Wald, ein hohler Baum ihre Zelle; sie nährten sich von Kräutern und Wurzeln, und kleideten sich in ungegerbte Ziegenfelle. In diesem etwas wilden Ordenshabit sahen sie zwar den Einsiedlern, welche in spätern Zeiten die Thebaische Wüste bevölkerten, ziemlich ähnlich: aber die Nachwelt, die sich nicht einfallen ließ, hinter diesen Waldmenschen in behaarten Ziegenfellen morgenländische Mönche zu suchen, verwandelte den ehrwürdigen Pater Abt Mercur und seine geistlichen Brüder in eine Art von Waldteufel oder Bockmenschen, und den Hebräischen Namen Sairim, den sie

vermuthlich ihres ziegenböckischen Ansehens wegen geführt hatten, in Satyri.

Ich erlasse Ihnen, wie billig, das Mährchen vom Melchisedech, dem König von Salem, welches P. Bolduci aus dem heil. Authanasius anführt, und begnüge mich nur zu sagen, daß dieser Melchisedech, nachdem er sieben Jahre auf dem Berge Tabor ganz allein, bis auf den Gürtel nackend, und von wilden Früchten lebend, in Beschaulichkeit und Abtödtung seines Fleisches zugebracht hatte, wieder herabstieg und zu Salem eine Art von regulirter Chorherren stiftete, deren Vorsteher nach ihm Heber, der Großurelternvater Abrahams, war. Dieses Stift war eine Zeitlang in sehr blühenden Umständen, und das allgemeine Noviziathaus aller jungen Raphaim oder Therapeuten in Palästina; bis sich die Jebusiter von Jerusalem Meister machten, und die Religiosen des heil. Melchisedech nöthigten, ihren Sitz im Thale Raphaim aufzuschlagen. Diese bewiesen sich hier so mächtig in Worten und Werken, daß sie den Namen Gibborim, die Starken, oder die Riesen erhielten. Nimrod und sein Sohn Ninus waren Mönche dieses Ordens. Der erste, der deßwegen ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn heißt, starb im Geruch der Heiligkeit, und sein Sohn ließ ihm ein Grabmal errichten, worauf seine Bildsäule in kolossalischer Größe, unter dem Namen St. Baal (so viel als der Titel Vestra Dominatio, oder Vestra Reverentia, den die Mönche ihren Obern zu geben pflegen) noch lange hernach ein Gegenstand der öffentlichen Verehrung war.

Auch der ehrwürdige Bruder Job (Hiob) zog sich in seinen alten Tagen in eines von den Klöstern dieses Thales zurück; und Dom Abraham, außerdem daß er ihr Kloster-Vater (père temporel) war, und sich die Beförderung ihres Zeitlichen

Digitized by Google

sehr angelegen seyn ließ, machte sich auch durch Stiftung eines eigenen Ordens von Hospitalier-Rittern verdient, deren viertes Gelübde war, alle Bedrängten, vornehmlich Wittwen und Waisen, in ihren Schutz zu nehmen. Er hatte eben dreihundert und achtzehn Knappen dieses Ordens bei sich, als er seinen Brudersohn Loth aus den Händen der vier Könige, oder Kaziken, rettete, die ihn, nach der Niederlage des Königs von Sodom und seiner vier Bundesgenossen, mit aller seiner Habe gefangen davon führten. Denn daß die 318 jungen Männer, mit deren Hülfe Abraham diese That verrichtete, weder seine Söhne noch seine Knechte, sondern Religiosen seines Ordens, die aber noch im Noviziat standen, gewesen seyen, ist unter anderm auch daraus klar (sagt P. Boldici), weil sie in der Vulgata ausdrücklich Novitii genennt werden. Sein Enkel Joseph erhielt das große Kreuz dieses Ordens aus den Händen des Königs Pharao, der damals Großmeister war, vermuthlich weil Abraham dem Könige Abimelech, seinem Vorfahren, diese Würde erblich aufgetragen hatte. Unter den folgenden Großmeistern zeichneten sich Moses und Josua vorzüglich aus, und der Orden stieg unter ihnen zu seinem größten Glanz. Das Haus der Wittwe zu Sarepta, der Teich zu Siloa u. s. w. waren nichts anders als Ordenshäuser dieser Abkömmlinge von Henoch, die unter den verschiedenen, aber immer ebendenselben heiligen Orten bedeutenden Namen der Nephilim, Raphaim, Gibborim, mit Riesenschritten zur (mönchischen) Vollkommenheit emporstiegen. Bei allem dem kann uns doch der ehrliche Pater Bolduci nicht verhalten, daß diese Religiosen nach Moses und Josua's Zeiten ziemlich schnell dermaßen aus der Art schlugen, daß der Zorn Gottes endlich auf eine schreckliche Art über sie ausbrach, und die Israeliten Befehl erhielten, den

ganzen Orden (bis auf einige gesunde Schößlinge, die auf den Berg Carmel verpflanzt und in der Folge von Elias wieder reformirt wurden) mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Dank dem Himmel! — höre ich Sie rufen — und in der That besorge ich, Ihnen zu viel auf einmal von dem Klosterwitz meines ehrlichen Capuciners vorgesetzt zu haben. Ich setze also nichts weiter hinzu, als daß P. Bolduci dieß alles wenigstens mit eben so viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Gründlichkeit dargethan zu haben scheint, als der berühmte Bischof von Avranches, Daniel Huet, aufwandte, da er in seiner Demonstratio Evangelica bewies, daß Prometheus, Osiris, Anubis, Apis, Vulcanus, Apollo, Aesculapius, Mercurius, Bacchus, Faunus, Minos, Orpheus, Cecrops, Perseus, Tiresias, Adonis, Vertumnus und — Priapus alle zusammen genommen, in dem einzigen Moses, so wie Cybele, Isis, Diana, Minerva, Venus, und die Musen, in Maria, oder Mirjam, seiner Schwester, existirt hätten. — Sollten Sie wohl denken, mein Freund, daß es selbst in unserm achtzehnten Jahrhundert noch gelehrte Männer gibt, die in diesem Geschmacke demonstriren?

An Ebendenselben.

Wie, mein Herr? Sie finden es unglaublich, daß jemals ein menschlicher Mensch, sollte es auch nur ein Capuciner seyn, gelebt haben könnte, welcher Imagination genug gehabt hätte, die alten Patriarchen zu Stiftern und Superioren von Mönchs- und geistlichen Ritterorden zu machen, und die Riesen der ältesten Zeiten, die Nephilim, Raphaim und Gibborim unsrer heiligen Bücher in Mönche zu verwandeln. Sie

finden dieß so unglaublich, daß Sie sich nicht entbrechen können, mir mit aller möglichen Höflichkeit und Delicatesse zu verstehen zu geben, daß ich Ihnen entweder den Capuciner Bolduci in Person, oder sein Buch in natura vor Augen stelle, oder wenigstens die Quelle entdecken müsse, woraus ich meine Angaben geschöpft habe, wenn Sie nicht glauben sollten, daß alle diese Ungereimtheiten dem ehrlichen Bruder von irgend einem Mißgönner des seraphischen Ordens aus frevelhaftem Muthwillen angedichtet worden seyen. Wohlan denn, weil Sie mir doch so nahe zu Leibe gehen, so sollen Sie alles erfahren, was ich selbst von der Sache weiß.

Was also zuvörderst die Person des Paters Bolduci betrifft, so wäre es mir zwar, schon um der einzigen Ursache willen, daß er mehr — als hundert Jahre lang todt und begraben ist, nicht wohl möglich, ihn selbst ohne Hülfe eines magischen Rauchs und einer Zauberlaterne vor Ihre Augen zu stellen: aber daß um das Jahr 1640 ein Jakob Bolduci oder Bolducci, Capuciner-Ordens, zu Bologna floriret, und außer verschiedenen andern gelehrten Werken ein Buch de Ecclesia Dei ante legem, sive de ordine Ecclesiae a Mundi principio usque ad Mosen (von der Kirche Gottes und ihrer innern Verfassung von Anfang der Welt bis auf Moses), herausgegeben hat: dafür kann ich Ihnen das Jöcherische Gelehrten-Lexikon als einen unverwerflichen Gewährsmann darstellen.*) Die Entdeckungen dieses eruditen Capuciners,

*) Die Biographie universelle nennt ihn Jacques Bolduc, und gibt an, er sey 1580 zu Paris geboren. Von seinen Werken werden angeführt: 1) Commentarius in Epistolam S. Judae, Par. 1620. 4. — 2) Commentaria in librum Job, Par. 1619. 4. 1631. 1639. 2 Bde. f. 3) De ecclesia ante legem, Lyon 1626. 8. und zweite

die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe mitgetheilt habe, sind freilich nicht aus der Quelle selbst geschöpft, zu welcher ich mir den Zugang noch nicht habe verschaffen können; ich schöpfte sie nur aus der zweiten Hand, nämlich aus einem im vorigen Jahre erschienenen Buche: Nécessité de supprimer les Ordres Monastiques en France, prouvée par l'Histoire Philosophique du Monachisme betitelt: es ist aber kein Zweifel, daß der Verfasser desselben das besagte Bolducische Werk selbst vor Augen liegen gehabt habe, wiewohl er (nach Gewohnheit der meisten Französischen Compilatoren) unnöthig fand, sich genauer darüber zu erklären, und wenigstens nur den Titel des Buchs, woraus er einen Auszug liefert, anzugeben. Eben so wenig Ursache finde ich zu zweifeln, daß er in Darstellung der seltsamen Meinungen dieses Capuciners über den Ursprung und Fortgang des Mönchthums nicht ehrlich und getreu zu Werke gegangen sey; denn das Gegentheil wäre in einem Werke, dessen Endzweck für ganz Frankreich von großer Erheblichkeit ist, eine mauvaise plaisanterie, die man dem Verfasser ohne Ungerechtigkeit nicht zutrauen könnte. Ich halte mich also versichert, daß wir aus dem Buche des P. Bolduci selbst wenig klüger werden dürften, als aus diesem Auszuge, auf dessen Zuverlässigkeit wir uns um so gewisser

---

Ausgabe mit einem zweiten Theil unter dem Titel: De ecclesia post legem, liber unus Anagogicus, Par. 1630. 4. Straßb. 1664. u. 1706. 4) De orgio Christiano libri tres, in quibus declarantur antiquissima S. Sanctae Eucharistiae typica mysteria. Lyon 1640. 4. Hierin sucht B. zu beweisen, daß Adam und Noah die Stifter des heil. Abendmahles seyen; der erste habe Weizen gepflanzt, und der zweite Wein bereitet, als die sinnlichen Substanzen, mit denen es das größte Mysterium der christlichen Kirche zu thun habe.

verlassen können, da das Original wahrscheinlich in den Französischen Klosterbibliotheken häufig genug zu finden seyn wird, um dem Verfasser den Gedanken einer Verfälschung moralisch unmöglich zu machen; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß er in Darstellung und Zusammenordnung der Thatsachen, womit sein Werk angefüllt ist, das Lob der Präcision, welches ihm ertheilt worden, nicht immer verdient. Ueberhaupt fehlt so viel daran, daß es den Namen einer philosophischen, d. i. mit philosophischem Geiste und alles umfassendem Scharfblicke geschriebenen Geschichte des Mönchthums verdiene, daß der erste Theil (wenigstens) nicht einmal mit der Ordnung und Methode geschrieben ist, an welche Französische Schriftsteller in Werken dieser Art sonst Anspruch zu machen pflegen. Kurz, wiewohl es eine ganz brauchbare und unendlich viel Detail enthaltende Compilation ist, so ist es doch immer nur Compilation; und wenn Sie jemals Lust und Beruf in sich fühlen sollten, eine philosophische Geschichte des Mönchthums zu unternehmen, so würden Sie sich, dieser angeblichen Histoire philosophique ungeachtet, immer mit gutem Gewissen als den Besitznehmer von einer Provinz, die noch niemand angehört, betrachten können.

7.

Borussias von Jenisch. *)

1709.

a.

Ein episches Gedicht, dessen Held Friedrich der Große und Einzige, und dessen Thema der siebenjährige Krieg ist, kann, ohne Uebertreibung, für das kühnste und schwerste Unternehmen gelten, dessen sich jemals ein Dichter unterwunden hat. Der bloße Gedanke eines solchen Werkes, das bloße Gefühl, sich der Ausführung desselben zu getrauen, beweiset schon viel für oder wider den Unternehmer.

Ich hoffe also, mein Freund, Sie werden mich weder einer gezierten Bescheidenheit noch einer allzugroßen Furchtsamkeit beschuldigen, wenn ich über die Fragen — ob der

*) Erschien 1794 zu Berlin bei Himburg. Jenisch war gewiß ein Mann von vielem Geist und seltnen Talenten und Kenntnissen, der ein gerechtes Selbstvertrauen zu sich haben durfte, sich aber doch wohl überschätzte, und in den Tempel des Ruhms einzustürmen suchte, und dieß von so vielen Seiten versuchte, bis der Unglückliche — der in der That nicht so geschätzt wurde wie er es verdiente — mißmuthig über die Gränze des Lebens hinüberstürmte. Auch die Borussias fand nicht die gehoffte Aufnahme und die Xenien sprachen sich darüber nur allzu sarkastisch aus, vielleicht gerade um so mehr, weil Schiller selbst sich mit einer ähnlichen Idee herumgetragen, sie aber hatte fallen lassen aus Gründen, wie sie Wieland hier anführt. Kretschmanns Urtheil des Barden Ringulf, der mit Jenisch in die Schranken treten wollte, findet man in dessen Briefen an Gleim im jetzigen Jahrgange des Conversationsblattes Wie gelungen oder mißlungen aber das Gedicht sey, so wird man zugeben. daß Wielands Erklärung darüber Beachtung verdiene.

Ungenannte durch die mitgetheilten Proben bereits bewiesen habe, daß er den Ulyssesbogen spannen könne? Ob seine Seele groß genug sey die große Seele Friedrichs des Einzigen zu umfassen, von ihr ganz durchdrungen zu werden, und sich innig genug mit ihr zu identificiren, und mit Friedrichs Augen sehen, Friedrichs Gedanken denken, ihm auf jede Höhe, die er ersliegt, in jede Tiefe, in die er herabschießt, folgen zu können? Ob er er auch in der gehörigen Stärke gefühlt habe, daß sein Sujet eine ihm eigene Art von menschlicher Größe und Erhabenheit in sich habe, die, wofern er sich ihrer ganz zu bemächtigen weiß, seinem Gedichte, in Ansicht der Wirkung, die es auf alle Menschen aller Zeiten, von welcher Nation und Partei sie seyn mögen, thun müßte, den Vortheil über alle Iliaden, Aeneiden und Henriaden geben, und es zu einem so einzigen Dichterwerke machen würde, als sein Held, und das ganze große Drama seines siebenjährigen Kampfes mit sechs gegen ihn verschwornen Mächten, mit dem Schicksal und selbst mit den Schranken der menschlichen Natur — einzig in der Geschichte ist? — Sie werden (sage ich) es mir nicht mißdeuten, wenn ich über alle diese Fragen noch kein entscheidendes Urtheil fälle. Alles was ich Ihnen darüber sagen kann, ist, daß ich — wahrlich nicht aus einem Ueberfluß von selbsteignem Muthe — ein wenig für den Dichter zittre. — Hat er (er, der selbst gestehet, daß ihm die Idee dieses Gedichtes erst vor wenigen Wochen gekommen) auch wohl die ganze furchtbare Größe seiner Unternehmung lang und reiflich genug überdacht? Hat er alle Schwierigkeiten ermessen, die er zu überwinden hat, sich alle Gefahren vorgezählt, die ihm bis auf den letzten Augenblick den Sieg aus der Hand zu winden drohen? Denn hier möchte wohl mit dem raschen Entschluß jenes jungen Französischen Paladins,

— unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's —

nicht durchzukommen seyn!

Fassen Sie aber gleichwohl aus meinem Zittern kein nachtheiliges Vorurtheil gegen den Dichter der Borussias! Was ist natürlicher als ein wenig zu erschrecken, wenn wir einen andern etwas Gefahrvolles unternehmen sehen, dessen uns zu unterfangen wir selbst nicht gewagt hätten? Würden Sie nicht auch ein wenig gezittert haben, wenn Sie dabei gestanden wären, als der schöne Phaëthon, von jugendlichem Selbstgefühl und Vertrauen gebläht, vor den Sonnengott trat, sich die Gewährung einer Bitte zuschwören ließ, und dann um die Erlaubniß bat, seinen Flammenwagen einen Tag lang um den Himmel zu führen? — nur allzuwahrscheinlich,

— Vitreo daturas
nomina ponto!

Doch, wenn der muthige Wagehals uns entgegenruft:

„Was daraus entstehen kann, das mag daraus entstehen,
„Mir ziemt es nicht so was voraus zu sehen!"

desto besser für ihn und uns! — Also nichts weiter hievon! Ferne sey es von uns, jemand abschrecken zu wollen, der etwas Großes in unsern Tagen zu beginnen Muth hat! Und gewiß wird sich auch der Mann, der ein solches Abenteuer bestehen kann, durch unser Zittern nicht erschrecken lassen!

Aber eine andre Frage, über welche ich mich nicht enthalten kann, Ihnen ein Paar Worte zu sagen, ist diese: ob es rathsam gewesen sey, einen erst vor wenigen Jahren verstorbenen Deutschen Fürsten zum Helden, und also eine noch so frisch in aller Menschen Andenken liegende Geschichte,

wie der siebenjährige Krieg ist, zum Stoff einer Epopöe zu erwählen? — Und da gestehe ich unverhohlen, daß ich sogar den Helden der Henriade noch zu modern, noch zu nahe an uns finde, wiewohl es schon bald zweihundert Jahre sind, daß er nur noch in der Geschichte lebt. Es mag vielleicht nur Aberglaube und Täuschung seyn, aber wenigstens scheint es (vielleicht bloß von Gewohnheitswegen) den meisten Menschen natürlich zu seyn, sich einen noch ganz neuen Helden nicht ohne einen geheimen Widerwillen als die Hauptperson einer Epopöe zu denken. Wir sehen ihn und seine Thaten noch als ein ausschließliches Eigenthum der Geschichte an, und je mehr uns daran gelegen ist, von einem sehr großen Manne nichts als die reine Wahrheit zu erfahren; je mehr wir ein ganz getreues und unverschönertes Bildniß (wenn es auch nur eine Silhouette wäre) von ihm zu besitzen wünschen, je größer der Werth ist, den wir auf die kleinste zuverlässige Anekdote setzen, die uns einen Zug seines Charakters liefert: desto ungeneigter sind wir, einem Dichter die Erlaubniß, ihn zu idealisiren, einzuräumen. Und, wenn dieser sich auch noch so genau an die bloße historische Wahrheit zu halten verspricht, und wirklich hält, so bleibt doch, da er nun einmal ein Dichter ist und die Gewalt quidlibed audendi von Rechts- und Gewohnheitswegen in Händen hat, immer eine Art von geheimer Besorgniß übrig, daß er sich seines Rechts bedienen, und aus dem historischen Helden, an dem wir alles bis auf seine Fehler, Schwachheiten und Muttermale lieben, einen romantischen und idealischen machen werde, der uns, wie edel und exemplarisch er auch seyn möchte, nur bloß darum schon zuwider ist, weil er nicht mehr der Mann selber ist, den wir aus seiner Geschichte, aus dem ganzen Zusammenhang seines Lebens, und (was bei Friedrich II hauptsächlich

in Betrachtung kommt) aus seinen eigenen Werken kennen, und von welchem wir uns aus allem diesem Gegebenen, jeder nach seinem Vermögen, ein bestimmtes Bild in unsrer eignen Seele gebildet haben, das nun auf immer mit seinem Namen in uns verbunden ist, und in welchem allein wir ihn zu erkennen glauben. Kurz, lieber Freund, mich dünkt, wir müssen den Helden einer Epopöe schon so viele Jahrhunderte lang todt und begraben wissen, daß seine Geschichte (zumal wenn sie so viel Unglaubliches hat wie Friedrichs des Großen) wo nicht zu einer Art von romantischem Mythus für uns geworden ist, wenigstens doch aus einer so großen Zeitferne einen gewissen edlen Rost des Alterthums gewonnen, und der Held selbst das Kolossalische und Götterähnliche in unsrer Einbildung bekommen hat, welches er haben muß, um zu der epischen Behandlung und dem hohen Trompetenton der heroischen Muse qualificirt zu seyn.

Doch gesetzt auch, man erlaubte einem Dichter sich über die Bedenklichkeit wegzusetzen — und wer sich zum Sänger Friedrichs II geboren fühlt, wird sich diese Erlaubniß wohl selbst nehmen, und zu seiner Rechtfertigung Gründe genug finden — so bleibt noch eine andere, über die man nicht leicht ungestraft wegspringen kann. Und diese ist: daß es, eben wegen der Neuheit der Begebenheiten, schwer, wo nicht unmöglich ist, daß der Dichter einer Borussias, zumal wenn er ein Borusse ist, nicht Partei gegen die Feinde seines Helden nehme, und im Feuer seiner begeisterten Liebe für seinen König und sein Vaterland den Charakter, die Beweggründe, Gesinnungen und Handlungen jener Fürsten und Nationen, die am Ende doch bloß ein entgegengesetztes politisches Interesse zu Gegnern seines Helden machte, in ein falsches, gehässiges, oder doch nachtheiliges Licht stelle. Eine Parteilichkeit,

welche — außer dem, was in andern wichtigern Rücksichten gegen sie einzuwenden ist — für den Dichter selbst und für sein Wort den Nachtheil hat, nur für die Unterthanen der Preußischen Monarchie gearbeitet zu haben, und sich wenig Beifall von allen jenen Nationen versprechen zu dürfen, die sich in ihrem Fürsten von ihm mißhandelt glauben. Denn da ihm nun einmal alles daran gelegen ist, die Gerechtigkeit auf seines Helden Seite zu haben: so sieht er sich gezwungen, um alles Verhaßte des verderblichen menschenfressenden Krieges, den er besingen will, auf die Gegenpartei zu wälzen, ihr die abscheulichsten Leidenschaften und Gesinnungen zuzuschreiben; und diese Unbilligkeit (denn Unbilligkeit ist und bleibt es immer in den unverfälschten und recht richtenden Augen des Weltbürgers) wird dadurch nur schlecht gemildert, daß der Poet ein scheußliches Ungeheuer von einem Dämon dichtet, der die Herrscher der Völker, wenn sie die Menschen nicht lieben, zu seinen Genien weiht, und mit Ehrgeiz, räuberischer Habsucht, Neid, Rache, und der grausen Hyäna Politik, an der Seite, ihnen seine Wuth in die ehernen Busen einhauchet,

daß sie die sceptergehorchenden Völker dem Elende geben u. s. w.

Denn weil kein Mensch an die Existenz eines solchen Dämons glaubt, so fällt alles auf die armen Könige, und hauptsächlich auf Maria Theresia zurück, welche die Seele des geheimen Bündnisses gegen Friedrich II war, aber (wie alle Welt weiß) im Grunde keine andere Absicht dabei hatte, als ihr liebes Schlesien wieder zu bekommen, welches Friedrich doch wahrlich nicht kraft eines rechtlichen Spruchs der Asträa und Themis von ihr genommen, sondern ihr durch blutige Siege abgedrungen hatte. Die Parteilichkeit, die der Dichter durch

die moralische Darstellung der Sache begeht, wird in den Augen aller Unparteiischen desto auffallender und widerlicher, weil es weltbekannt ist, daß es nicht der Dämon, der mitten in der Hölle, da wo die Ströme des Feuers, ewige Marter aufflutend, die flammendsten Wirbel vermischen, von der wüthendsten Furie geboren wurde, sondern daß es der große Friedrich selbst war, der durch seine Eroberung Schlesiens den Anfang machte, den seligen Frieden, der in Deutschland herrschte und vom Segen der Lande und Städte troff, zu stören, und die Freuden des seligen Deutschlands zu trüben — und der diese von seinem Anti-Macchiavel so grell abstechende Handlung in seinen eigenen Schriften, durch keine andern Gründe rechtfertigen kann noch will, als durch solche, die ihm die grause Hyäna Politik in den Busen gehaucht hatte. — Warum muß sich nun Maria Theresia von dem Dichter mit einem ehernen Busen beschenken, und nebst ihren Alliirten mit einer Räuberbande, die einen schlummernden Riesen überfällt, vergleichen lassen: der Riese Friedrich hingegen als der gerechteste, mildeste und menschenfreundlichste aller Helden geschildert werden?

Ich glaube alles zu wissen, was der Dichter der Borussias zu seiner Entschuldigung sagen kann: aber die Welt läßt in Werken des Genie's und der Kunst nicht Entschuldigung gelten. Homer, wird sie sagen, war ein Grieche, und liebte sein Vaterland wohl so gut als ein anderer; und doch würde man in seiner ganzen Iliade auch nur den Schatten einer Vorliebe für die Griechen oder einer Unbilligkeit gegen die Trojaner vergebens suchen. Sein Jupiter selbst ist nicht so unparteiisch als er. Dafür ist aber auch dieses reine menschliche Verhältniß gegen alle seine Personen ohne Ausnahme kein geringes Verdienst des großen Dichters qui nil molitur

inepte, oder vielmehr es ist gerade sein höchstes Verdienst; es ist das, was ihn, ungeachtet sein Sujet an sich selbst so kleinlich ist und so wenig allgemeines Interesse verspricht, zum wahrsten, menschlichsten, allgemeinsten, anziehendsten und unterhaltendsten aller Dichter macht. Warum stellte sich der Verfasser der Borussias den Homer, den er sich in Absicht der Menge und der Ausbildung seiner Gleichnisse zum Muster genommen zu haben scheint, nicht lieber in einem so wichtigen Punkte, als diese politische Unparteilichkeit ist, zum Muster vor? — Freilich würde nicht nur die Art der Ausführung dadurch etwas anders, als sie jetzt ist, geworden seyn, sondern vermuthlich das Ganze mit allen seinen Theilen sich auf eine andre Art in seinem Kopfe geordnet haben! Da es aber eine Frage ist, ob er sich auf einem Wege, der dem von ihm eingeschlagenen so entgegengesetzt ist, zum Ziele zu kommen getraut hätte: so wäre es unbillig, sich länger bei diesem Vorwurf aufzuhalten, den er vielleicht, vermöge seiner ganzen Vorstellungsart, nicht vermeiden konnte, ohne sein großes Vorhaben selbst aufzugeben — welches ich auf keine Weise wünsche.

---

b.

1792.

Friedrich II ist indeß vielleicht auch darin der Einzige, daß er groß genug war, um schon in dem ersten Jahrzehnt nach seinem Ableben der Held einer Epopöe zu seyn. Kein anderer hat dem Dichter, der Muth und Kraft in sich fühlt, ihn zu seinem Helden zu erwählen, die Arbeit zugleich leichter und schwerer gemacht; — leichter, weil es keiner Erdich-

tungen, keiner Hülfsquellen aus dem Reiche der Phantasie und des Wunderbaren bedarf, um seinen Charakter und seine Thaten zu veredeln und interessanter zu machen; schwerer, weil auch dem größten aller Dichter vor einer Unternehmung grauen müßte, wobei ihm sein Held kaum ein anderes Mittel übrig ließ, sich von dem Geschichtschreiber zu unterscheiden, als poetische Darstellung der bloßen historischen Wahrheit. Aber wenn in dieser Rücksicht der Sänger des frommen Aeneas und des Capitano

che il gran sepolcro liberà di Cristo,

große Vortheile über den Sänger Friedrichs hatte: so kommt dafür diesem letztern zu Statten, daß sein Held selbst beinahe alles für ihn gethan hat, und daß er (außer den Requisiten, die ihm mit dem Geschichtschreiber gemein sind) kaum etwas anders als die Gabe der lebendigsten Darstellung und einen hohen Grad dessen, was man unter Poesie des Styls und Musik der Versification versteht, nöthig hat, um ein vortreffliches und ewig dauerndes Werk aufzustellen.

— — — Die Borussias ist bereits vollendet, und befindet sich in diesem Augenblick in den Händen der Aristarche und Quintile, welche der Dichter glücklich genug ist zu Freunden zu haben, und denen man mit größter Gewißheit zutrauen darf, daß sie es an dem corrige sodes hoc et hoc nicht werden ermangeln lassen; welches ich, in einem Falle wie dieser, für eine große und verdienstliche Pflicht ansehe. Es sey auch mir erlaubt, etwas, so wenig es auch ist, zur Auspolirung eines Werkes beizutragen, das nur durch den möglichsten Grad von Vollkommenheit seines Gegenstandes und Zwecks würdig seyn kann.

Versification. Der Hexameter ist, meines Erachtens, die schwerste und künstlichste aller Versarten in unsrer, gegen die Griechische, so ungeschmeidigen Sprache; und ich glaube so ziemlich die grosse Majorität aller Deutschen Ohren auf meiner Seite zu haben, wenn ich sage, daß Deutsche Hexameter entweder bis zu einem hohen Grade des Wohlklangs ausgearbeitet seyn müssen, oder unausstehlich sind. An der Versification der Borussias ist (so weit sich nach den Proben urtheilen läßt) überhaupt mehr zu loben als zu tadeln, und der Verfasser scheint auf diese Partie vielen Fleiß verwendet zu haben: aber eben darum wünsche ich, daß er auch nicht einen einzigen harten, oder sonst übel organisirten Vers stehen lasse. —

Ich halte es mit Hrn. Moritz für ein allgemeines Gesetz unsrer Prosodie, welches zu überschreiten man sich nicht leicht erlauben sollte: „daß der Accent allein die Länge der Sylben entscheidet," und also alle dreisylbigen Wörter, wenn sie den Accent auf der ersten Sylbe haben, immer (wenigstens nie ohne einen erheblichen Grund) als Daktylen gebraucht werden müssen. Dieser Regel zufolge kann ich keinen Vers, wie dieser, gelten lassen,

Nicht verzärtelte Weichlichkeit und üppige Pracht nicht.

Weichlichkeit wird hier wie — ⌣ — scandirt; da es aber ein Daktylus ist, so hat der Vers, wenn er recht gelesen wird (denn das willkürliche Nachhelfen durch langsames Aussprechen der letzten Sylben sollte nicht gelten, es wäre denn daß ein besonderer Nachdruck im Declamiren auf das ganze Wort zu legen wäre, welches hier nicht der Fall zu seyn scheint), eine Sylbe zu wenig.

Die gleiche Bewandtniß hat es mit dem Verse,

und die Empfindsamkeit, viel sinnend mit denkender Stirne.

Von Versen, welche wenigstens mein Ohr (keine auriculam asini, wie ich mir schmeichle) durch Härte und schweren Gang beleidigen, führe ich nur zwei zum Beispiel an:

„über die schamerröthende Wange rollte, daß er selbst
— — — „den Schrecken

„seiner Feinde, übt er unnachläßig zum Streite."

Ich habe mich schon bei mehrern Gelegenheiten gegen die Verse erklärt, worin der Hexameter durch die Cäsur in zwei gleiche Theile gespaltet wird, wie z. B.

„der gottheiligen Menschheit || hochgeweihete Rechte,"

(wo überdieß der Artikel „der" entweder, als kurz gebraucht, einen Jambus macht, oder nur durch einen ungehörigen Accent zur Ungebühr lang gedehnt wird) und

Wie der Beherrscher des Himmels || wenn die Richter der Menschen ꝛc.

Einmal kommen ihrer gar zwei hintereinander vor:

„Sieger der Königin Deutschlands || nennen den Helden der Brennen
„alle Völker der weiten || menscheuernährenden Erde."

Der unmittelbar folgende

„Sein, sein sind Silessens || waffenerstrittene Gauen."

thut, weil der den Abschnitt machende Fuß ein Daktylus ist, nicht völlig dieselbe widrige Wirkung, fällt aber doch, seiner beiden Vorgänger wegen, ein wenig auf. — Sehr selten, wiewohl immer ungern, möchte ich einen Vers dieser Art

hingehen lassen: aber ich fürchte, sie kommen in der Borussias zu häufig vor. Das Beispiel Homers kann hierin einem Deutschen Versificator nicht zu Statten kommen; theils, weil man Homern nicht in seinen Nachlässigkeiten nachahmen soll, theils weil diese Art Verse in der Griechischen Sprache nicht so widrig klingen als in der unsrigen.

Beiwörter. Ob der Dichter der Borussias nicht überhaupt die Beiwörter zu sehr liebe, und ob neun malende, zum Theil fünf- und sechssylbige Beiwörter in achthalb Versen (wie in dem einen Gleichniß a) nicht zu viel seyn möchten, will ich andern zu entscheiden überlassen; wenigstens wünsche ich alle müßigen, und im Grunde bloß den Vers ausfüllenden verbannt zu sehen; wie z. B. der „scepter- und krongeschmückte Jüngling, thronende Fürsten, menschenernährende Erde, der männerlenkende Mavors," und dergleichen. — „Der gottheiligen Menschheit hochgeweihete Rechte," habe ich schon oben als einen übelorganisirten Vers erwähnt; hier denunciire ich die beiden Beiwörter vor Ramlers und Moritzens Richterstuhle. Die großen zusammengesetzten Beiwörter, wie die „trübsalumdrängte Seele, die waffenerstrittenen Gauen, die sceptergehorchenden Völker, der hüttenbestreuete Flecken," und dergleichen, würde ich (ohne Furcht, daß Homers Schatten deßwegen auf mich zürne), so viel immer möglich, und solche Zusammensetzungen wie Sirenen-Verlockerinnen, gänzlich zu vermeiden. Auch gegen den Vers

Kummerlinderer, Zährenabtrockner, Sorgenbefreier
nennen sie ihn, —

lehnet sich etwas in mir auf, das mir nicht erlauben würde, ihn stehen zu lassen.

Gleichnisse. Herr J. hält gutgewählte und ausgemalte Gleichnisse mit Recht für ächte Auszierungen eines

epischen Gedichtes; und hierin zu homerisiren, wie er öfters thut, finde ich liebenswürdig, wenn der Dichter es in eigner Person thut. Nicht so, wenn er Friedrichs alten Lehrer dem Großfürsten Peter die Erzählung von Friedrichs Erziehung, Charakter und Thaten machen läßt! Da dünkt mich (zumal in dem Munde eines modernen Nestors), sind ausgemalte Gleichnisse, wie deren gleich zu Anfang zwei hintereinander vorkommen, und wie das an sich sehr schöne Gleichniß von dem „jungen Eichensprößling" auf der ragenden Alpe „hochbeschneietem Gipfel," und das andre „wie am lieblichen Abend" b) jedes in achthalb Versen, sehr ungehörig. Schön — sed nunc non erat hic locus, sagt Horaz. Ganz widrig auffallend aber ist die monotonische Construction der in dieser Rede des alten Nestors so sehr gehäuften kleinen Gleichnißbilder mit Wie und Also.

Solche ambitiosa ornamenta — delere jubebat Quintilius.

Nur noch einige Kleinigkeiten, weil ich hier doch einmal die Pflicht eines zu Rathe gezogenen viri boni ac prudentis auf mich genommen habe.

Ich verwerfe den Gebrauch veralteter einfacher Zeitwörter statt der gewöhnlich zusammengesetzten, wie wahren statt bewahren, walten statt verwalten, nicht schlechterdings: aber ich tadle ihren gar zu häufigen Gebrauch.

Neue Wörter zu prägen hat Horaz den Dichtern billig erlaubt; ob aber auch solche, wie der hehre Wäger, der kühne Schwinger, und zwar zu keinem wichtigern Gebrauch als um nicht immer Friedrich sagen zu müssen, weiß ich nicht.

Ich billige den Gebrauch des veralteten, aber aus Luthers Bibel bekannten Wortes hehr; nur, däucht mich, sollte es nicht pro lubitu statt eines andern ähnlichen, sondern nur als die stärkste poetische Farbe in der ganzen Schattirung,

zu der es gehört (ehrwürdig, ernst, erhaben, furchtbar, majestätisch, heilig, hehr), und also sehr sparsam gebraucht werden; welches, meines Erachtens, überhaupt von mehreren alten Wörtern gilt, die, eben wegen ihrer Ungewöhnlichkeit, in der poetischen Farbengebung Effect machen könnten, wenn man sie nur selten und immer am rechten Ort anzubringen wüßte.

Herr J. nennt Friedrichs große Gegnerin, die Kaiserin Maria Theresia, mitunter auch Therese. Dieß klingt in der Hälfte von Deutschland (wo es oft in einem Hause drei, vier, und noch mehr Theresen gibt) nicht edel genug für den Ton des Heldengedichts und die Würde der Tochter Karls VI. Ich würde sie, wo ich ihren Namen nennte, nie anders als Theresia heißen; und das eben aus dem Grunde, warum ich die Russische Katharina weder Kathrine noch Thrine nennen würde. Therese und Kathrine sind völlig eines Schlags.

Unter die kleinen Nachlässigkeiten, welche der wichtiger beschäftigten Aufmerksamkeit so leicht entwischen, gehört wohl auch die schwellende Seele, die am Schluß eines Verses auf die fürstliche Seele folgt, welche in dem unmittelbar vorhergehenden die nämliche Stelle einnahm. Ich habe das Kunstwort vergessen, womit die Grammatiker diese maculam beehrt haben; aber eine macula ist es gewiß. Eben so unvermerkt scheint sich auch das „der Nestor — ermangelte nicht,“ u. s. w. aus dem Kanzlei- und Zeitungsstyl eingeschlichen zu haben; eine Art zu reden, die wohl allenfalls in einem komischen Heldengedicht ihren rechten Platz finden könnte, aber aus der Sprache der höhern Poesie verbannt bleiben muß.

Doch manum de tabula! — Ich habe nur kleine Flecken, zur Probe, gerügt, und überlasse wichtigere Ausstellungen den Kunstrichtern, denen das Ganze vorgelegt wird, und die

mehr Muße dazu haben als ich. Beiläufig erinnere ich nur noch, daß ich (zumal in billiger Rücksicht auf mein eigenes Interesse) auf den Horazischen nonum prematur in annum in Absicht der Borussias keineswegs bestehen möchte. Ich bin von Hrn. J. versichert, daß er mit einem Werke von dieser Wichtigkeit nicht zu früh in die Welt eilen, und uns das Ganze nicht eher geben wird, bis alles so gut und fehlerlos ist, als er selbst, mittelst der Erinnerungen seiner Aristarchen, es dermalen nur immer machen kann. Ein novem musis caelatum und omnibus numeris perfectum opus ist kein Sterblicher von einem Sterblichen zu fordern berechtigt; und hier gilt das ubi plurima nitent etc. mehr als bei irgend einem kleinen Product der Musenkunst. Aber ein Werk wie dieses wird durch den ersten Druck der Feile des Verfassers nicht entzogen. Da er nichts Größeres mehr unternehmen kann, so bleibt es immer das Hauptgeschäft seines Lebens, an der Vollkommenheit desselben zu arbeiten, und der Tod allein kann ihn nöthigen, die Hand davon abzuziehen.

a) — — — Wie auf der ragenden Alpe
Hochbeschneietem Gipfel ein junger Sprößling der Eiche
In der Mitte des rasenden Sturms, der rollenden Donner
Und des rauschenden Bergstroms steht, und wächst, und im kühnen
Kampfe kühner nur ragt, bis er — zum Maste gehauen,
Stolz auf dem Ocean wogt, und, ein Trutz der Orkan' und der Donner,
Den vielrudrigen segelgeflügelten Wagen Poseidons
Ueber die weithinschallenden Tiefen des Meeres hinsteuert:
Also bildet sich Friedrichs erhabene Seele im Unglück.

b) — — — Wie am lieblichen Abend,
Wenn die Sonn' am röthlichen Himmel gefällig verweilet,
Unter des dichtbeblätterten Baumes schirmendem Laubdach,
Welches der hangende Ball mit sanftem Schimmer vergoldet,
Alle Wohner des nahen Gebüsches, dem regenumträuften
Hain entschlüpfend, die letzte Wonne des sterbenden Tages
Trinken, und jubelnd Gesang zum schallenden Himmel ertönen,
Daß der hinhorchende Pflüger die schwere Egge nicht fühlet:
Also flocken die Wohner des fernen Auslands in Friedrichs
Menschenernährenden Staat.

8.
Ueber
Sebastian Brants Narrenschiff *)
und
Dr. Johann Geylers von Kaysersberg Weltspiegel.
1776.

Sebastian Brants Narrenschiff ist eine Art von Lehr- und Strafgedicht, woran das poetische Verdienst das geringste ist. Der Titel könnte vermuthen machen, daß eine Dichtung zum Grunde liege; aber nichts weniger. Das ganze Buch

*) Sebastian Brant, geb. 1458 zu Straßburg, studirte zu Basel, wurde 1489 Doctor der Rechte, die er auch bis 1494 lehrte. Wegen seiner Rechtskenntniß berühmt, wurde er von Maximilian I. an dessen Hof berufen und zum kaiserlichen Rath ernannt; zuletzt war er Kanzler in seiner Vaterstadt, wo er 1520 starb. Man sehe außer Jördens im Lex. Deutsch. Dichter und Prosaisten Eschenburgs Denkmäler Altdeutscher Dichtkunst S. 297—338.

ist eine Sammlung von Sittenlehren und Satyren über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, als Narrheiten betrachtet, und unter 113 Kapitel oder locos communes gebracht, die keinen andern Zusammenhang haben, als daß sie mit einem gemeinschaftlichen Titel zusammengebunden sind. Das Buch ist voll gesunden Verstandes, Welt- und Menschenkenntniß, und hat mehr Sokratischen Geist als Lucianisches Salz in sich. Sprache und Vortrag haben wenig poetisches Leben; doch fehlt es hier und da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken, die dem elegantesten Gedicht in dieser Art Ehre machen würden. Körnig und gedrungen wird sein Ausdruck am meisten, wo er die Eitelkeit des Stolzes, des Eigendünkels, der Projectenmacherei, Polyhistorei und des Schwätzens rügt, und über den Unbestand der Dinge dieser Erde philosophirt. Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Sittenlehren und Satyren meistens Gemeinplätze sind; aber man muß auch bedenken, daß vor beinahe 300 Jahren, als dieß Buch herauskam, sich noch nicht so viel Moralisten in Prosa und Versen darauf herumgetummelt hatten, und daß die alten classischen Schriftsteller der Griechen und Römer, die ihm einen großen Theil seines Stoffs geliefert haben, damals in Deutschland noch nicht so ausgeplündert, ausgezogen und ausgesogen waren, als sie es seither geworden siud. Brants Sprache ist die Schwäbische seiner Zeit, die von der damaligen Obersächsischen wenig verschieden war. Sie schwebt zwischen der Sprache der Minnesänger und unserm heutigen Hochdeutschen in der Mitte, und hat viele Wörter und Redensarten, die zum Theil noch jetzt in Schwaben üblich, und (mit einer Menge andrer brauchbarer alter Wörter) von spätern anmaßlichen Sprachverbesserern unverständiger Weise aus der

Schriftstellersprache ausgemerzt worden sind. Es wäre zu wünschen, daß ein guter Theil dieser außer Curs gekommenen Wörter wieder zurückgeholt, und (wenigstens) in die komische, launige, satyrische und burleske Schreibart — versteht sich, mit Auswahl und Geschmack — eingeführt würden. Das alte Heldenbuch, die vier ersten Bücher des verdeutschten Amadis von Gallien, der Theuerdank, der Froschmäusler, die Werke Hans Sachsens und viele andere würden, nebst dem Brantischen Narrenschiffe, reichliche Ausbeute zu dieser Sprachbereicherung an die Hand geben. Daß wir dessen sehr bedürfen, ist wohl keine Frage, wenigstens sehe ich kein besser Mittel, wie unsrer Armuth an Reimen abgeholfen und zugleich unsre ziemlich abgeschlossenen poetischen Farben wieder aufgefrischt werden könnten.

Der Werth des Narrenschiffs ist also nach dem Bedürfniß der Zeiten Sebastian Brants, und nicht nach dem Effect, den es auf die unsrige machen würde, abzuwägen. Als ein Gedicht betrachtet, ist es weit unter denjenigen von unsern Dichtern des 16ten Jahrhunderts, welche classisches Ansehen verdienen, und, so der Himmel will, auch noch erhalten sollen. Indessen wollen wir doch den Lesern, die das Original nie gesehen haben, zu Gefallen, einige vorzügliche Stellen zur Probe ausheben.

* * *

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Hasen vohen (fahen) mit eym Hund,
Dem wirt (wird) ettwan kum (kaum) eyner vol,
Gar dick (oft) wirt im ganz nüt zumol (nichts zumal)

Wer schießen uß vil Armbrust will
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uf sich selbst viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß syn und anderswo
Der ist recht weder hie noch do.
Wer tun will, was eym jeden g'falt
Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt.
Und schlucken viel das im nit schmeckt
Und strecken sich nach dem Gedeckt, (Decke)
Und künnen pfulwen understrowen (streuen)
Eyn jedem underm Ellenbowen
Und schmyeren yedem wol syn Styrn
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter schmecken wol
Man wermbt sich bald bei großem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) versuchen dut
Dem dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann schlecht geschmydt ist bald bereit
Dem Wisen liebt Eynfaltigkeyt.

* * *

Syner Muter Schild gar mancher fürt
Das er vielleicht am Vater irrt.
Viel Hant des Brief und Sygel gut
Wie daß sie sint von edelm Blut,
Sie went (wollen) die ersten syn von recht
Die edel sint in irm Geschlecht;

Wie wol ichs nit ganz straff noch acht
Uß Tugend ist all Adel gemacht.
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Wer aber hett keyn Tugend nitt
Keyn Zucht, Scham, Ehre noch gute Sitt
Den halt ich alles Adels leer
Ob joch (auch) eyn Fürst syn Vatter wär.
Adel alleyn by Tugend stat (steht)
Uß Tugend aller Adel gat (geht).

* * *

Ich weiß noch einen, heist Hans Mist,
Der will alle Welt deß überreden
Er sey zu Norwegen und Schweden
Zu Alkair geweßt und zu Granat
Und do der Pfeffer wechst und staht
Der doch nie kam so fern hinus,
Hett syn Mutter daheim zu Hus
Ein Pfannkuch oder Wurst gebachen
Er hätts geschmeckt (gerochen) und hören krachen.
Des rhümeris ist uf Erd so vil
Daß es zu Zyten nem groß wyl;
Denn jedem Narren das gebrißt *)
Daß er will syn, das er nit ist. —

* * *

*) Von gebresten. Seine Krankheit, sein Uebel besteht darin.

Die sogenannten Predigten über das Narrenschiff von Dr. Johannes Geyler von Kaysersberg (s. diesen Artikel) sind (wie ich aus dem „Alten aus allen Theilen der Geschichte" 1. Bd. S. 244 fg. finde) um das Jahr 1498 von diesem Theologen zu Straßburg öffentlich gehalten, nach dessen Tod im Jahr 1511 von Jacob Otther gesammelt und unter dem Titel: Navicula, sive speculum Fatuorum, in Lateinischer Sprache zum Druck befördert, auch im Jahr 1513 nebst der Lebensbeschreibung Dr. Geylers von Beatus Rhenanus zum zweitenmale herausgegeben worden. Ich kenne diese Homilien oder Discurse über Brants Narrenschiff bloß aus einer deutschen Ausgabe, so folgenden Titel hat: „Weltspiegel, oder Narrenschiff, darinn aller Ständt Schand und Laster, üppiges Leben, grobe narrechte Sitten, und der Weltlauf, gleich als in einem Spiegel gesehen und gestraft werden: alles auf Sebastian Brants Reimen gerichtet; aber mit viel andern herrlichen, christlichen, auch nützlichen Lehren, Exempeln und Vermahnungen zu einen ehrbarn christlichen Leben. Sampt gewisser Schellen Abtheilungen, darburch eines jeden Standes Laster zu erkennen. Weiland durch den Hochgelahrten Johann Geyler, Doctor der H. Schrift, in Lateinischer Sprache beschrieben, jetzt aber mit sonderm Fleiß aus dem Latein in das recht hoch Teutsch gebracht, und erstmals in Truck ausgegangen. Durch Nicolaum Honiger von Tauber Königshoffen. Getruckt zu Basel, durch Sebastian Heinric Petri im Jahr MDLXXIIII."

In dieser Ausgabe machen Brants Reime den Text und Geylers Discurse den Commentarius, worin er sich jeden Narrengeschwarm (deren in allen hundert und eilf sind) als mit einer Menge Schellen behängt vorstellt, und dann unter diesem Namen der Schellen, die verschiedenen Subdivisionen,

Gestalten und Effecte der Thorheit, wovon in jedem Kapitel die Rede ist, beschreibt und straft. Man erkennt in diesen Discursen einen guten richtigen Sinn, gesunden Verstand und stattliche Kenntniß der Welt und ihres Lauf sowohl aus Büchern als unmittelbarem Anschauen und langer Erfahrenheit. Hier und da laufen hübsche Exempelchen mitunter, die als komische Erzählungen verarbeitet zu werden verdienten. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden in Kleidung, Putz, Ergötzlichkeiten u. s. w. der Zeiten Kaisers Maximilian I. würde dieß Buch von einem Deutschen Hume — wenn uns anders einer aufbehalten ist — zu benutzen seyn. Diejenigen, welche Geylern übelgenommen haben, daß er diese Homilien gehalten, müssen nicht überlegt haben, daß seine Art in den besondersten Detail der sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Thorheiten und Mißbräuche aller Stände, Geschlechter und Professionen hineinzugehen, gerade die einzige ist, wie man Moral predigen müßte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geschafft werden sollte. Diese Art zu predigen war im 16ten Jahrhundert sehr gewöhnlich; und nicht desto besser, daß man sie im 18ten gegen mehr oder minder scientifische, oder rhetorische, geblümte und verbrämte, philosophische oder sentimentalische, aber immer à la modische Declamationen über moralische und theologische Gemeinplätze, oder auch wohl (ut lit) gegen Reden, die wie ein Geschwätz im Schlafe tönen, vertauscht hat.

9.

Frau von Buchwald.

An Sophie von la Roche.

1790.

Wenn Sie, liebe Fr., die kleine Schrift des Hrn. Gotter, „zum Andenken der Frau von Buchwald," noch nicht kennen sollten, so rathe ich Ihnen, sich je bälder je lieber in den Besitz derselben zu setzen. Denkmäler wie dieses sind in Deutschland noch eben so selten als Personen, die ein solches Andenken hinter sich lassen. Wie wenige verstehen die Kunst, so zu loben, daß es wirklich ehrenvoll ist, von ihnen gelobt zu werden; zu loben ohne zu schmeicheln, oder auch dann, wenn schonende Liebe oder Ehrerbietung ihren Pinsel führt, zu schmeicheln ohne der Wahrheit Abbruch zu thun! Die kleine Schrift, die ich Ihnen empfehle, zerfällt in zwei Abschnitte: der erste enthält eine Schilderung des Charakters der Fr. v. Buchwald; der andere eine kurze Darstellung ihrer Lebensgeschichte, welche gleichsam die Belege zu dem ersten liefert. Anhangsweise ist eine Uebersetzung zweier noch ungedruckter Briefe von Voltaire an die sel. Fr. v. Buchwald beigefügt.

Wenn ich nicht sehr irre, so sind die Gesetze, welche der berühmte Vorsteher der Malerakademie in London, Sir Josua Reynolds, den Portraitmalern, unter welchen er selbst eine der ersten Stellen einnimmt, in einer seiner akademischen Reden vorgeschrieben hat, auch auf die moralischen Bildnisse einzelner Personen anwendbar, und enthalten alles, was man von einem Seelenmaler, der den individuellen Charakter des

Geistes und Herzens, der Sinnesart und der Sitten einer interessanten Person entwerfen will, fordern, und alles was man ihm zugestehen kann, wenn er nicht bloß für die Welt, sondern (wie es meistens der Fall ist) auch für die Freunde dieser Person malt; zumal, wenn ihn sein eignes Herz zum Verschönern geneigt macht, und er also gewissermaßen mitten im Arbeiten immer gegen sich selbst auf der Hut seyn muß. Nach Reynolds Theorie ist es nicht nur erlaubt, sondern sogar Pflicht des Portraitmalers, eine Person, so, wie sie sich uns zu ihrem größten Vortheile zeigt, darzustellen, insofern es geschehen kann ohne der Aehnlichkeit zu schaden, und also die Wahrheit zu verletzen, die an dem Bildniß einer merkwürdigen Person gerade das ist, was uns am stärksten interessirt, und wovon es allen seinen Werth erhält. Dieß (werden Sie vielleicht sagen) könne bei einer Person von so außerordentlichen Vorzügen und Verdiensten, wie die Fr. v. B. war, eben keine schwere Arbeit seyn. Aber mir scheint es, gerade deßwegen, desto schwerer. Erwägen Sie, ob es leicht ist, mit einem vollen und überfließenden Herzen, nie zu viel zu sagen? — ob es leicht ist, in dem Bildniß einer allgemein verehrten und geliebten Person auch denjenigen eine Genüge zu thun, die von Jugend an mit ihr lebten, und in einer langen Reihe von Jahren mit den feinsten, zartesten und individuellsten Zügen und Formen ihres Geistes und Herzens vertraut genug werden mußten, um selbst den kleinsten Fehler des Malers zu bemerken und verzeihlich zu finden; kurz, die sich (wenn ich mich so ausdrücken kann) zu lange unter dem Zauber, womit diese seltene Frau auf alles wirkte, was in ihren Kreis trat, befunden hatten, um nicht ein wenig mit dem glücklichen Irrthum aller Liebenden behaftet zu seyn, und zu finden, daß sogar ein kleines Mal an dem Gegenstande ihrer

Bewunderung eine Grazie, oder ein Lichtpunkt sey, der die Schönheit des Ganzen erheben helfe — erwägen Sie das alles, und gestehen, daß eben eine so leichte als feste Hand, und ein sehr zarter Pinsel dazu gehöre, von einer solchen Person ein Bildniß aufzustellen, dessen Aehnlichkeit jeden, der sie kannte, beim ersten Anblick frappirt, und bei der genauesten Prüfung der einzelnen Züge selbst diejenigen, die am meisten zu fordern und am wenigsten zu verzeihen geneigt sind, befriedigen muß.

Da es keineswegs meine Meinung ist, Ihnen das Lesen einer so lesenswürdigen Schrift unnöthig zu machen, so erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen weder einen vollständigen Auszug vorlege, noch alle die Stellen anzeichne, die ich Ihrer Aufmerksamkeit vorzüglich würdig halte, welches mich nöthigen würde, unvermerkt das Ganze abzuschreiben. Indessen kann ich mir doch nicht verwehren, zur Probe eine einzige, wiewohl etwas lange Stelle auszuheben, wo Hr. G. denjenigen Vorzug der Fr. v. B., worin sich alle ihre übrigen Gaben, Talente und Tugenden, so zu sagen, concentrirten, auf eine sehr meisterhafte Art charakterisirt. Er hatte unmittelbar vorher von den seltenen Gaben gesprochen, womit die Natur ihren Geist ausgestattet hatte, und die bei ihr durch Erziehung, Fleiß und glückliche Umstände auf einen ungewöhnlichen Grad von Vollkommenheit entwickelt und ausgebildet worden waren. — „Blühende Einbildungskraft (sagt er) stand bei der Fr. v. B. mit überraschender Gegenwart des Geistes, der schnellste Scharfsinn mit dem glücklichsten Gedächtniß, und bezaubernder Witz mit tiefer Einsicht in der ungewöhnlichsten Verbindung. Und bei allen diesen unter sich so verschiedenen Eigenschaften war sie so sehr Meisterin des Ausdrucks, daß er sich ihren Ideen ohne den geringsten Schein

Digitized by Google

von Kunst oder Mühe anschmiegte, und daß nichts der Bestimmtheit, der Energie, dem Feuer ihrer, von der angenehmsten Stimme und lebhaftesten Pantomime unterstützten, Rede gleich kam." — Und nun fährt er fort: „weit entfernt aber, die Ueberlegenheit ihrer Talente auf Kosten anderer geltend zu machen, ehrte sie vielmehr fremdes Verdienst mit ungeheuchelter Auszeichnung. Niemand kann bereitwilliger seyn als sie war, einen jeden, der sich ihr nahte, in Vortheil und Wohlbehagen zu setzen, sich zu dem Grade seiner Fähigkeiten herabzulassen, in die Eigenheiten seiner Lage, in die Falten seines Charakters hineinzugehen, das Schwache zu schonen, den Irrenden unvermerkt zu Recht zu weisen, und dem, den die Natur stiefmütterlich behandelt hatte, gleichsam von ihrem Verstande zu leihen. Wie schwer ist diese Kunst! wie viel Reichthum und Geschmeidigkeit des Geistes, welch ein Umfang von Menschenkunde, und welche Zartheit des Gefühls wird nicht dazu erfordert! Die Fr. von Buchwald besaß dieses Geheimniß ganz, und in ihm den unfehlbarsten Talisman der Herzen. Darum fanden Fremde beiderlei Geschlechts und jedes Standes in ihrer Unterhaltung gleiche Befriedigung, und verließen sie nie, ohne von ihr entzückt zu seyn. Darum war sie das Orakel und die Lust ihrer Freunde! Darum fühlte sich, wer seine Zuflucht zu ihr nahm, durch die unwiderstehlichen Eindrücke ihres zuvorkommenden und theilnehmenden Wesens selbst dann beruhigt und aufgerichtet, wenn sie seinen Wünschen keinen günstigen Erfolg versprechen konnte. Darum ebneten sich ihr bei Unterhandlungen die abschreckendsten Hindernisse, gelang es ihr, innerhalb ihres Wirkungskreises, überall Gleichgewicht und Eintracht zu erhalten, und oft selbst den Wetteifer der Parteien zum Werkzeuge rühmlicher Absichten zu machen. Darum endlich behauptete

sie, bis zum letzten Augenblicke, ein Ansehen, dessen unerschütterliche Grundpfeiler Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit waren."

Welch ein Ideal von einem Weibe, höre ich Sie ausrufen. Eine solche Frau würde nicht nur der Stolz eines jeden Hofes, sie würde die Zierde eines jeden Thrones gewesen seyn! — Ganz gewiß, l. S. Und dieses Ideal war die Fr. v. B. Alles was Sie so eben gelesen haben, war sie im buchstäblichen Verstande der Worte, und so viel auch damit gesagt ist, so werden alle, die sie gekannt haben, gestehen, daß ihr Biograph keine Sylbe zu viel gesagt hat.

Diese bewundernswürdige Frau hatte schon ihr achtundsechzigstes Jahr zurückgelegt, als mir mein glücklicher Stern den ersten Zutritt zu ihr verschaffte — — und, m. Fr., ich schwöre es Ihnen bei den Grazien und Musen, quarum sacra fero, niemals hat ein menschliches Wesen mit einem solchen Zauber auf mein Gemüth gewirkt wie diese — alte Dame. Ich kenne keine Art von Unterhaltung, wie anlockend und glänzend sie immer hätte seyn mögen, die ich, auch noch mehrere Jahre später, dem Vergnügen vorgezogen hätte, neben ihrem grünen Kanapee zu sitzen, und die süße Rede wie Honig von den welken Zauberlippen dieses weiblichen Nestors zu hören. Es ist vielleicht nichts, das Ihnen einen anschaulichern Begriff von dem Umfang und Reichthum ihres Geistes, von der unbegreiflichen Leichtigkeit, womit sie von einem Gegenstande zum andern, von jeder Tonart der Seele (wenn ich so sagen kann) selbst zur entgegengesetztesten überging, verschaffen kann, als wenn ich Ihnen sage: daß eben die siebzigjährige Frau, von welcher vielleicht kurz zuvor irgend ein großer Held oder Staatsmann, ein feiner Weltmann, oder ein adonisirter Elegant bezaubert weggegangen war, sich auf einmal

mit der größten Leichtigkeit in eine Platonische Diotima verwandeln, und einen Menschen, der in seinem ganzen Leben immer (wie Gozzis Pantalon) mit dem Herzen in der Hand sprach, und der ausgemachteste Antipode von einem Hofmann war, der sich jemals an einen Hof verirrt haben mag, ein paar Abendstunden lang über Gegenstände des Geschmacks, des moralischen Sinnes, der Philosophie des Herzens u. dgl. so zu unterhalten wußte, daß ihm die Minuten zu Augenblicken wurden, und daß er den geistigen Schmaus, den diese wundervolle Fee seiner Seele gab, während sie seinen animalischen Theil aus ihren kleinen Töpfchen und Schüsselchen wohl oder übel fütterte, dem Nektar und Ambrosia der Götter und einem Platz zwischen Venus und ihren Grazien vorgezogen hätte.

Es wäre eine lächerliche Eitelkeit, deren Sie mich hoffentlich nicht fähig halten, m. Fr., wenn ich mir auf die Merkmale von Achtung und Wohlwollen, womit auch ich, wie so viele tausend Andere, von der seligen Frau v. Buchwald begünstigt zu werden die Ehre hatte, bei dieser Gelegenheit viel zu Gute thun wollte: aber, da es dem Herrn G. beliebt hat, des Umstandes zu erwähnen, daß Oberon, vor seiner öffentlichen Erscheinung, an ihrem grünen Kanapee im Manuscripte vorgelesen worden, so sehe ich es für eine Art von Pflicht an, Ihnen nicht zu verschweigen, daß ich es dem immer sichern Geschmack der Frau v. B. und ihrem äußerst feinen Sinn für das Schickliche zu danken habe, daß Oberon einige Flecken weniger hat.

Doch es ist Zeit daß ich abbreche, da ich hoffen darf, Sie begierig genug gemacht zu haben, sich diese kleine Schrift selbst anzuschaffen, die, wie gesagt, sowohl wegen ihres Gegenstandes, als der meisterhaften Ausführung und des guten

Tons der durch das Ganze herrscht, des allgemeinsten Beifalls eben so gewiß seyn kann, als sie dem Orte Ehre macht, von welchem Hr. G. mit Wahrheit sagt, daß er, bei dem Glück eine Frau von Buchwald mehr als funfzig Jahre zu besitzen, ihrem unläugbaren Einflusse auf Bildung des Geschmacks und Verfeinerung des Tons zahllose Verbindlichkeiten habe u. s. w.

Ich füge nur noch bei, daß Hr. G. das Unterhaltende einer an sich schon so interessanten Schrift auch noch durch einige Charakterzeichnungen verschiedener, theils früher theils später vom Schauplatz abgetretener merkwürdiger Personen, die in die Lebensgeschichte seiner Heldin eingeflochten waren, zu vermehren nicht vergessen hat. Vorzüglich schön werden Sie das Gemälde einer Freundschaft finden, die schon zwischen zwei Frauen eine große Seltenheit, aber zwischen einer Fürstin und einer Privatperson vielleicht ohne Beispiel, und nur zwischen einer Fürstin, wie diese, und einer Oberhofmeisterin wie die Fr. v. B. denkbar ist. „Es war, sagt Hr. G. (denn ich kann dem Trieb nicht widerstehen, Ihnen diese Stelle noch abzuschreiben), es war eine Freundschaft, deren Lebhaftigkeit an Schwärmerei gränzte, ohne in Uebertreibung zu fallen. Es war ein beständiger Wettstreit von Edelmuth und Delicatesse. Eine jede las in der Seele der andern. Aber je bescheidener die eine sich mit dem Abglanze begnügte, der vom Thron ihrer Gebieterin auf sie zurückfiel, je ehrerbietiger sie den Eifer ihrer Liebe in Pflichten und Huldigungen hüllte; um so gütiger zog die andere sie zu sich hinauf, um so sinnreicher war sie, ihre Freundin bei jeder Gelegenheit in das vortheilhafteste Licht zu stellen, gleichsam als hätte sie selbst durch die allgemeine Billigung ihrer Wahl einen Zuwachs des Ruhms erhalten können.“ — Sie werden in dieser

Stelle, wie überhaupt in der ganzen Schrift, der Deutschen Sprache unbeschadet, einen gewissen Französischen Ton (der aber nicht der jetzige Pariser Ton ist) bemerken, den Sie nicht mit Unrecht als ein Beispiel dessen, was vorhin von dem Einfluß der Fr. v. B. auf die Verfeinerung des Tons in dem Ort ihres Aufenthalts gesagt wurde, ansehen können.

C.

1.

Der Chor in der Tragödie.*)

1806.

Ein mit A. W. bezeichneter Ungenannter belehrt uns in einem kleinen Aufsatze über den Chor in der Griechischen Tragödie: „der Chor sey die nothwendige Basis der Tragödie; er sey es, aus welchem die handelnden Personen sich gleichsam krystallinisch absetzen, und in ihm, dem Chor, liegen die Elemente alles dessen ungetrennt und gleichsam zeit- und raumlos, was nun, in Zeit und Raum auseinandergelegt, als Handlung sich darstelle — Und wie das ganze Wesen der Tragödie darin versire, daß der Held — ein großer Mensch, der sich frei um eine Idee bewege — diese Idee in sich zu verkörpern strebe, indem hingegen sie, die Idee, die Bande

*) In Beziehung auf Nr. 35. der Zeitschrift Elysium und Tartarus, welche im J. 1806 Falk in Weimar herausgab, bis der 14. October jenes Jahres sie unterbrach.

seiner Individualität lösend, ihn in sich zu vergeistigen trachte: so sey auch der Chor selbst, in Bezug auf diese Idee, gleichsam der durchsichtige und feste Krystallkern, welcher übrig bleibe, wenn man seine nach verschiedenen Richtungen gehenden Blätter auseinandergelegt habe" — u. s. w.

Ich vermuthe, daß die meisten Leser, denen diese neue Offenbarung des ganzen Wesens der Tragödie und des Chors der Griechen nicht allzuverständlich seyn dürfte, sich gern mit mir vereinigen werden, den Herausgeber jener Zeitblätter zu ersuchen, daß es ihm gefallen möchte, von seinen unmittelbaren Verbindungen mit den Bewohnern Elysiums zu unsern Gunsten Gebrauch zu machen, und die zu ihrer Zeit berühmten Meister der Kunst, Aeschylos, Sophokles und Euripides, allenfalls auch die Philosophen Sokrates, Platon und Aristoteles, ihre Zeitgenossen, um ihre Meinung von der Sache zu befragen, und, wo möglich, sich einen kleinen Commentar über diese neue Theorie von ihnen auszubitten. Bis dieser etwa erfolgt, begnüge ich mich zu sagen, daß — gesetzt auch die Idee, die der Ungenannte sich vom Chore der Griechischen Tragödie a priori macht, passe auf alle anderen Stücke des Aeschylos, Sophokles und Euripides, was sich jedoch niemand, der sie mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, überreden lassen dürfte — wenigstens der Chor in der Helena des Euripides eine schreiende Ausnahme macht. Dieser ist so weit davon entfernt, die Personen der Handlung, Helena, Menelaos, Theonoe und Theoklymenos (nichts von Teukros, der alten Schloßmagd, dem alten Diener des Menelaos und dem Hofbeamten zu sagen) krystallinisch aus sich abzusetzen, daß vielmehr der Dichter (wenn es ihm erlaubt gewesen wäre) ihn gänzlich hätte weglassen, und an seiner Stelle eine einzige Griechische Sklavin als Vertraute der Helena, und im

fünften Act ein Paar Hausbediente des Theoklimenos hätte aufstellen können, ohne daß wir neuern Leser die Abwesenheit des Chors vermißt hätten, oder der poetischen Wahrheit und Vollständigkeit der Handlung das Mindeste abgegangen wäre. In keinem der Euripidischen Dramen fällt es stärker in die Augen, als in diesem, wie lästig ihm der Chor war; wie schwer es ihm wurde, ihm eine schickliche Rolle darin zu geben; wie geflissentlich er ihn auf die Seite zu schaffen suchte, und wie er sich sogar genöthigt sieht, ihn zwischen dem dritten und vierten Act einen episodischen Gesang anstimmen zu lassen, der mit der Handlung nicht in der geringsten Beziehung steht. Im ganzen Stück finden sich nur zwei Stellen, wo der Chor einen warmen und thätigen Antheil an der Handlung nimmt: im ersten Act, wo er Helenen den Rath gibt sich an Theonoe zu wenden, und im fünften, wo er den König mit Feuer und Entschlossenheit, auf die Gefahr sich seinen höchsten Unwillen zuzuziehen, von dem Vorhaben seine Schwester zu ermorden abhält: aber jenes hätte, wie gesagt, durch eine Vertraute, und dieses durch ein paar alte Diener des Theoklymenos eben so gut verrichtet werden können.

Was ich, mit Berufung auf den gesunden Verstand aller Leser, von diesem Chor behaupte, gilt mehr oder weniger, wo nicht von allen, doch gewiß von dem größten Theil der Tragödien der Griechen, die auf uns gekommen sind. Es gehört entweder eine seltsame, nur aus dem Schwindelgeist unsrer Zeit erklärbare Art von Verblendung, oder eine gänzliche Unwissenheit der Geschichte der dramatischen Dichtkunst dazu, um nicht zu sehen, was die wahre Ursache davon war. Mehrere Jahrhunderte, bevor man von dem, was zu Euripides Zeiten Tragödie hieß, den mindesten Begriff hatte, hießen die dithyrambischen Gesänge, womit eine Anzahl begeisterter

Digitized by Google

oder Begeisterung affectirender Sänger an den Bacchusfesten der Athener sich öffentlich hören ließen, Tragödien, und machten eine diesem Gott geheiligte festliche Volkslustbarkeit aus. Da der Trieb, das was wir, oder andre vor uns, erfunden haben, zu vervollkommnen, dem Menschen eben so natürlich ist als die Liebe zur Veränderung und zum Neuen, so konnte es nicht fehlen, daß diese ewigen Lobgesänge auf den Bacchus und seine Wunderthaten endlich Langeweile zu machen anfingen. Die Unternehmer dieser Chöre ließen sich also angelegen seyn, sie durch glückliche Veränderungen nach und nach den Zuhörern interessanter zu machen. Thespis scheint der erste gewesen zu seyn, der die Chorgesänge mit einer Art von monodramatischen Schauspielen verband, die in ihren Anfängen bloße Intermezzi oder Zwischenspiele waren, nach und nach aber (indem Aeschylos die zweite und Sophokles, durch den guten Erfolg dieser Neuerung kühner gemacht, die dritte, vierte Person auftreten ließ und in die mimisch vorgestellte Handlung verwickelte) die Gestalt der Art von dramatischen Compositionen annahmen, welche von dieser Zeit an den Namen der Tragödien ausschließlich erhielten. Natürlicher Weise führte dieß, ebenfalls nach und nach, wesentliche Veränderungen in der Natur und Bestimmung des Chors herbei. Seine Gesänge, welche vorher die Hauptsache gewesen waren, wurden nun eine Art von Zwischenspiel zwischen den Acten des Schauspiels; und da man, sobald diese neue dramatische Dichterei zur Kunst wurde, die Nothwendigkeit fühlte, aus beiden Ein Ganzes zu machen: so erhielt der Chor überdieß noch die Rolle eines bei der Haupthandlung interessirten, und, durch guten Rath, ja in Fällen wo es nothwendig war, auch thätig an derselben theilnehmenden Zuschauers. Die Personen, woraus der Chor bestand, mußten nun, durch eine natürliche

Folge, allerlei, von dem was sie ehmals vorstellten sehr verschiedene, Gestalten annehmen. — Im Prometheus erscheinen sie als die 50 Töchter des Okeanos; in den Eumeniden als eben so viele Furien; in andern Stücken ist der Chor aus Kriegsleuten, aus den angesehensten Bürgern einer Stadt, aus einer Anzahl kriegsgefangener Sklavinnen oder Dienerinnen in einem großen Hause u. s. w. zusammengesetzt. Da aber unter der großen Menge von Fabeln aus der Götter- und Heroenzeit, womit die Dichter die tragische Bühne in einem Zeitlauf von mehr als hundert Jahren bereicherten, nicht alle so beschaffen waren, daß der Chor, so wie er nunmehr organisirt war, mit Wahrscheinlichkeit und Schicklichkeit die Rolle eines an der Handlung theilnehmenden Zuschauers spielen konnte: so begreift sich leicht, wie der Dichter öfters dadurch in Verlegenheit und, troß allem seinem Genie und Scharfsinn, nicht selten in die Nothwendigkeit gesetzt wurde, wider seinen Willen Unschicklichkeiten zuzulassen, die er gewiß vermieden hätte, wenn ihm erlaubt gewesen wäre, in Stücken dieser Art den Chor wegzulassen und Vertraute an seine Stelle zu setzen. Aber dieß stand schlechterdings nicht in seiner Willkür. Die Zuschauer waren nicht nur seit so langer Zeit an den Chor und seine Gesänge gewöhnt, sondern die Religion selbst erlaubte nicht, hierin eine Aenderung zu treffen. Die dithyrambischen Chorgesänge an den Bacchusfesten wurden von uralten Zeiten her als ein religiöses Institut betrachtet; und seitdem das tragische Drama aus ihnen entstanden war, dieses aber dem Chor und seinen Gesängen in den Zwischenacten eine andere Bestimmung gegeben hatte, so fand man, um sich nicht gröblich an Bacchus und seinem Dienst zu versündigen, keinen andern Ausweg als die aus jenen uralten Bachischen Festgesängen entstandenen sämmtlichen

Schauspiele, die Tragödien und Komödien, als diesem Gott geheiligt und zur Feuer seiner Feste schlechterdings nothwendig anzusehen; und daher würde man eine Art von Sacrilegium zu begehen geglaubt haben, wenn man die Weglassung eines so lange für wesentlich gehaltenen Theils der Tragödie zugelassen hätte.

Die Grafen zu Stolberg hatten bereits im J. 1787 Schauspiele mit Chören herausgegeben, aber dieß Beispiel war ohne Erfolg geblieben. Diese Chöre waren auch so wenig der Griechische Chor, als jene Reyhen, welche Lohenstein in seinen Trauerspielen aufgeführt hatte. Im Jahre 1788 gab Ilgen seine Abhandlung heraus: Chorus Graecorum tragicus qualis fuerit et quare usus ejus hodie revocari nequeat, und bei dem, was hier ausgesprochen war, blieb es im Wesentlichen, bis A. W. Schlegel mit seinem Jon die antike Tragödie wieder auf die Bühne zu bringen versuchte, und dadurch Schillern anreizte, seine Braut von Messina zu dichten. Nicht ohne polemische Tendenz führte dieser den Griechischen Chor hier ein, und suchte diese Einführung ästhetisch zu rechtfertigen. So weit dieß nur gelingen kann, ist es Schillern gelungen. Uebertroffen in der Form hat ihn noch Apel in seinen antiken Tragödien; Eingang gefunden und Eindruck gemacht hat nur Schillers Chor: aber — war denn dieß auch der Griechische? Schlegel, der natürlich „mit den Grundsätzen, die Schillern bei der Braut von Messina geleitet haben, nicht einverstanden seyn kann," erklärt, daß der Sinn der Alten dabei verfehlt sey. (Ueb. dramat. Kunst u. Lit. 2. Th. 2te Abth. S. 411—413.) Was in jener Zeit zu erwarten war, geschah; man konnte Schillern nicht in der

Praxis gleichen, und suchte ihn daher zu übertreffen in der Theorie, wobei denn Manchem begegnete, statt des Seltenen das Seltsame zu sagen, und Unsinn für Gedankentiefe zu halten. Das Beste, was darüber gesagt wurde, ist von Schlegel (a. a. O. Bd. 1. S. 113. fgg.); ich lasse dahin gestellt seyn, ob in Beziehung auf diese Erklärung Wielands. Gestehe ich aber gleich, daß Schlegel das Beste gesagt, so sage ich darum doch nicht, daß dieß Beste auch zugleich das Wahre sey. „Wir müssen, sagt er, den Chor begreifen als den personificirten Gedanken über die dargestellte Handlung, die verkörperte und mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als des Sprechers der gesammten Menschheit. Dieß ist seine allgemeine poetisch gültige Bedeutung.“ Recht schön, wenn es so ist; wo aber ist der Beweis, daß es durchgängig so war? — Ohne diesen Beweis geliefert zu haben, maße sich niemand an gegen Wieland zu entscheiden.

2.

Cicero.

Einen chronologischen Auszug aus dessen Lebensgeschichte lieferte Wieland als Einleitung zu den verschiedenen Büchern, in welche er seine Uebersetzung der sämmtlichen Briefe Cicero's (Bd. 1. Zürich 1808 — Bd. 6. herausg. von Gräter 1816) eingetheilt hat.

3.

Charlotte Corday.

1793.

Die Frage: ob diese junge Dame berechtigt gewesen sey, ihr Vaterland von dem halbwahnsinnigen Volksfreunde Marat durch einen Meuchelmord zu befreien? muß (wie jedermann sieht) eigentlich so gestellt werden: gehört der Fall, worin sich diese Französische Jael oder Judith befand, unter die Fälle, die von der allgemeinen Vernunft als Ausnahmen von der allgemeinen Regel erkannt werden? Niemand zweifelt, daß Charlotte Corday sich selbst gegen einen gewaltsamen Angriff ihres Lebens oder ihrer Ehre, von Seiten Marats, im äußersten Nothfall, auf Kosten des Lebens des Angreifers hätte vertheidigen dürfen. Dieß ist, unter den besagten Bedingungen, einem jeden gegen einen jeden erlaubt. — Aber gilt dieß auch von dem Falle, da ein Bürger den andern eigenmächtig des Lebens beraubt, weil er ihn für einen ruchlosen Bösewicht und Urheber des öffentlichen Elends seines Vaterlands hält? So wie bei jener Frage die bejahende Antwort sogleich auf jedermanns Lippen schwebt, so wird hingegen bei dieser jedermann stutzen, und sich zwischen Ja und Nein in Zweifel befangen fühlen. Denn auf der einen Seite ist es Pflicht, das Vaterland mit Gefahr seines eigenen Lebens zu retten; auf der andern, was würde aus der persönlichen Sicherheit der Bürger eines Staates werden, wenn eines jeden Leben bloß von der (vielleicht irrigen) Meinung, die irgend ein anderer von dem Grade seiner (vielleicht nur eingebildeten) Gemeinschädlichkeit gefaßt hätte, abhinge? Wer

weiß nicht, wie sehr eine exaltirte Einbildungskraft und der Fanatismus überspannter Leidenschaften die Urtheilskraft eines Menschen, zumal eines Weibes, irre führen können? — Ich zweifle sehr, daß die That der Corday, in dieser Rücksicht, dadurch gerechtfertiget sey, wenn man sagt: ihr Vaterland befinde sich gegenwärtig in einem schwankenden Mittelzustand zwischen Anarchie und Unterdrückung, indem es seit Abschaffung der gesetzmäßigen königlichen Autorität der Willkür einer tyrannischen Rotte Preis gegeben sey, die dem Willen so vieler Millionen für frei und gleich erklärter Menschen die schmählichsten Fesseln anlegt, und, mit einer wahrhaft Jakobinischen (Dominicanischen) Intoleranz, jeden freien Gebrauch der Vernunft, der mit ihren Meinungen und Absichten nicht zusammenstimmt, zu einem Capitalverbrechen macht. Denn gesetzt auch, daß sich Frankreich wirklich in einem Zustande von gänzlicher Anarchie oder Auflösung aller politischen Bande und positiven Gesetze befinde (welches sich doch wohl so schlechterdings nicht behaupten läßt) — so würde doch eine Gewaltthat, welche jedem exaltirten Kopfe das Recht gäbe, jeden vermeinten Feind des Vaterlandes aus dem Wege zu räumen, durch das Moralgesetz allein, dessen allgemeine Verbindlichkeit von positiven Gesetzen ganz unabhängig ist, für unerlaubt erklärt.

„Woher kommt es denn also, daß, außer den geschwornen Freunden und Brüdern Marats, schwerlich jemand die Geschichte der Charlotte Corday gehört oder gelesen hat, ohne eine unfreiwillige Regung in sich zu fühlen, die ihn zu gleicher Zeit zum Mitleiden und zur Bewunderung für dieses außerordentliche Mädchen nöthigte?“

Diese zweite Frage wird, dünkt mich, leicht zu beantworten seyn, wenn wir die mancherlei verschiedenen Empfin-

dungen, die hier unvermerkt zu Einem Gefühl zusammenfließen, gehörig von einander scheiden. Marat war schon lange (seine Partei ausgenommen) ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues; man betrachtete diesen fanatischen Volksfreund, bei dem die tolleste Wuth gegen alles was sich mit seinem demokratischen Lieblingssystem nicht vertrug, seit mehrern Jahren zum habituellen Zustand und zur andern Natur geworden war, als eine Art von Ungeheuer, dessen Reden und Handlungen auch den unbefangensten Zuschauer zweifelhaft ließen, ob man ihn für einen Wahnsinnigen oder einen Bösewicht, für einen Menschen oder einen Teufel halten sollte. Am Ende fand sich's denn doch, daß er nur ein Mensch, wiewohl ein höchst verkehrter, verschrobener, und (was vielleicht nicht wenig beitrug, ihn so giftig, blutdürstig und wüthend zu machen) ein von Scorbut und Verole zerfressener elender Ruin von einem Menschen war. Da er, während der Revolution, als Verfasser des Ami du peuple, und besonders seit der Sitzung des Nationalconvents, als Deputirter, eine sehr abscheuliche Rolle gespielt hatte; da man ihn mit Recht für einen der thätigsten Urheber der Zerrüttung seines Vaterlandes ansah, und sein Tod längst schon der Wunsch aller, die es mit Frankreich wohlmeinten, gewesen war: so war auch, bei der ersten Nachricht von seiner Ermordung, eine unfreiwillige Anwandlung von Vergnügen über die Gerechtigkeit, welche die göttliche Nemesis durch die Hand eines Weibes (wer sie auch seyn möchte) an ihm ausgeübt zu haben schien — bei mir wenigstens, ich gestehe es — das erste, was ich zwar unfreiwillig in mir fühlte, aber was meine Vernunft selbst nicht mißbilligte; und natürlicherweise konnte dieß Gefühl derjenigen, die dem Schicksal ihren Arm geliehen hatte, nicht anders als günstig seyn. Indessen gesellte

sich beinahe in dem gleichen Augenblicke die Reflexion dazu: er war ein Mensch — ein elender kranker Mensch — zwar schädlich und übelthätig, aber doch nicht mit dem Willen es zu seyn, sondern im Gegentheil mit der völligsten Ueberzeugung, daß er auf dem Wege, den er ging, sich um sein Volk und um die ganze Menschheit unendlich verdient mache. Natürlich erregt diese Reflexion das mitleidige Gefühl, dessen sich beim Anblick des gewaltsamen Todes eines Menschen, wäre es auch der größte Verbrecher, kein andrer Mensch, am allerwenigsten einer, der sich mit Leichtigkeit an den Platz eines jeden zu setzen gewohnt ist, erwehren kann. Zu diesem Gefühl gesellte sich eben so schnell der nicht weniger natürliche und gerechte Abscheu vor jedem Meuchelmorde, als dessen Vorstellung an sich selbst etwas zugleich Verhaßtes und Verächtliches hat. Beide Regungen konnten nicht anders als der Mörderin ungünstig seyn. Wäre nun Charlotte Corday, nach vollbrachter That, glücklich entwischt und der Strafe entgangen, die jedem Meuchelmorde gebührt: so wäre es bei jenem dreifachen Gefühl geblieben; ich hätte die Gerechtigkeit der göttlichen Nemesis angebetet, den Elenden bedauert, den die Natur zu meinem Bruder gemacht hatte, so wenig ehrenvoll mir auch die Verwandtschaft war, und der Enthusiastin zwar das Glück, der Guillotine entgangen zu seyn, herzlich gegönnt, aber ohne damit die Handlung, womit sie solche verdient hatte, gut zu heißen. Allein die Mörderin entkam nicht, hatte auch nicht die geringste Anstalt dazu gemacht; es zeigt sich vielmehr, daß sie, zu eben der Zeit, da sie den Marat als einen dem Vaterlande höchst verderblichen Bösewicht zu tödten beschloß, sich auch freiwillig entschlossen hatte, es auf Kosten ihres eigenen Lebens zu thun. Weit entfernt, sich die That, bei welcher sie ergriffen wurde, reuen zu lassen,

Digitized by Google

die Schuld von sich auf andere abwälzen zu wollen, oder (wie man ihr zumuthete) Mitschuldige anzugeben, beharrete sie dabei, das, was sie gethan, aus eigenem Beweggrunde gethan zu haben; sie war stolz darauf, in einem Alter von 25 Jahren mit freiwilliger Aufopferung ihres eigenen Lebens ihrem Volke eine der größten Wohlthaten erwiesen zu haben; sie ging dem Tode mit der ruhigsten Herzhaftigkeit entgegen, und erhielt sich in dieser Fassung, ohne die geringste Schwäche zu zeigen, bis zum letzten Augenblick. Alles dieß schien eine ungewöhnlich große Seele zu beweisen, und erregte zugleich Bewunderung, Liebe und Bedauern. Das, was an ihrer That unrecht war, verschwand, so wie man sich versichert hielt, daß sie in ihrem Gewissen überzeugt war, recht und edel gehandelt zu haben. Und wie hätte man nicht hiervon versichert seyn sollen, da sie weder durch Rachsucht (denn Marat hatte sie ja nicht persönlich beleidiget), noch durch irgend einen eigennützigen Beweggrund (denn sie wußte ja, daß sein Tod unfehlbar auch der ihrige seyn würde), also — bloß durch die reinste Vaterlandsliebe, und durch das Verlangen, ihren Mitbürgern ein großes Beispiel zu geben, dazu angetrieben worden sey?

Allein war nicht dieser letzte Schluß vielleicht doch wohl zu voreilig? Gab es nicht noch einen andern, nicht so reinen Antrieb, dessen Reiz einer Person von ungewöhnlich lebhafter Einbildung, an welcher ohnehin nichts als ihr Geschlecht weiblich schien, und die vielleicht mehr als Eine geheime Ursache des Lebens überdrüssig zu seyn, haben mochte — den Tod gleichgültig, ja sogar wünschenswerth machen konnte? Konnte es nicht der Ehrgeiz seyn, durch eine so außerordentliche That — als es diese war, den vom Pariser Volk beinahe angebeteten Volksfreund auf Kosten ihres eigenen Lebens

mitten in Paris, mitten unter dem Volke, dessen Abgott er war, zu tödten, sich über ihr ganzes Geschlecht zu erheben, und einen Nachruhm zu erwerben, der so lange dauern würde, als die Französische Nation und die Annalen des Menschengeschlechts? Ich müßte mich sehr irren, oder der Ton und die Sprache ihrer beiden Briefe selbst verräth diesen Beweggrund ziemlich deutlich; und warum sollte denn auch die bloße Französische Eitelkeit, die schon so viel Wunder gethan hat, in der Seele einer romantischen ci-devant Demoiselle nicht auf einen so hohen Grad haben steigen können, daß sie dem Gedanken, „durch die Guillotine mit Brutus vereinigt zu werden" und „im Kreise der edelsten Seele ihrer Art zu wandeln," eben so wenig widerstehen konnte, als ein zärter organisirtes, schwächeres Mädchen einem Liebhaber, der sie in den Kreis aller Götter von Paphos und Cythere zu versetzen verspricht? — Doch, ohne mich bei dieser Möglichkeit aufzuhalten, auch Patriotismus, wenn er zu einer fanatischen Leidenschaft wird, hört auf eine verdienstliche Tugend zu seyn, und verliert seine Ansprüche an unsere Hochachtung. Brutus selbst wird wegen seiner Theilnahme an der Ermordung Cäsars nur von einseitigen Enthusiasten bewundert, die es für nichts rechnen, daß diese That vielmehr ein Unglück als eine Wohlthat für die Republik war, indem es mit ihr dahin gekommen war, daß sie ohne ein Oberhaupt nicht länger bestehen konnte, und unter allen Römern keiner besser dazu taugte als Cäsar. — Von diesem auf Marat ist nun freilich ein ungeheurer Abstand! Da ihn aber gleichwohl die Imagination unserer Heldin übersprungen hat, und da sie in ihren eigenen Augen die Vergleichung mit Brutus aushält; so frage ich: was für große Vortheile konnte sie ihrem Vaterlande von der Ermordung eines Marats

versprechen? Welche Wahrscheinlichkeit hatte sie, daß ihrem Volke dadurch geholfen sey? Oder konnte sie etwa, wie Brutus, auf das, was sie selbst dazu beitragen würde, rechnen? Was half es dem gemeinen Wesen, von Einem Bösewicht befreit zu seyn, der zu wahnsinnig war um auf andre Weise Schaden zu thun, als insofern er von viel größern und schlauern Bösewichtern als bloßes Werkzeug gebraucht wurde? Wie konnte sie glauben, daß dieser einzelne Kopf der Jakobinischen Hyder nicht sogleich durch zehn andre ersetzt werden würde? Warum überließ sie den aussätzigen Marat nicht dem weit schrecklichern Schicksal, das ihm bevorstund, und stieß ihren Dolch nicht lieber einem Robespierre, oder Danton, oder Chabot, oder Barrère ins Herz, deren jeder eben so viel Schuld an dem Verderben ihres Vaterlandes hatte als Marat, und von deren Leben es noch ungleich mehr Böses zu erwarten hat, als ihm das bereits halbvermoderte Gespenst noch zufügen konnte? Sollte man nicht beinahe glauben, daß auch sie nur ein verblendetes Werkzeug des persönlichen Hasses gewesen sey, den die Buzot und Barbaroux dem über sie triumphirenden Volksfreunde geschworen hatten?

Das Resultat aller dieser Betrachtungen dürfte vielleicht das Horazische Nil admirari scheinen, welches auf die anomalischen Handlungen ungewöhnlicher Menschen wohl am richtigsten anzuwenden ist. Doch so weit wollen wir diese Gleichmüthigkeit nicht treiben, daß wir sogar der heroischen, sich selbst aufopfernden Tugend unsere Bewunderung versagen sollten! Nur muß uns erlaubt seyn, uns erst gewiß zu machen, ob es auch wirklich Tugend, oder vielleicht nur ein schimmerndes Meteor, wo nicht etwa gar (wie Sanct Augustin von den Tugenden der Heiden behauptete) ein glänzendes Laster sey, was man uns für heroische Tugend gibt. Verdient

Charlotte Corday wirklich die Bewunderung der Nachwelt, so wird mir ihr Schatten gern verzeihen, wenn ich wünsche, daß wir durch genauere und zuverläſſigere Nachrichten von ihren Umständen, ihrer Erziehung, ihrem vorigen Leben, der Geschichte ihres Geistes und Herzens, ihrem Charakter, ihren Verbindungen und Aussichten, in den Stand gesetzt werden möchten, über sie und ihre That so richtig und unbefangen zu urtheilen, daß unser Beifall einer großen Seele, die nichts mehr von uns zu hoffen noch zu fürchten hat, angenehm seyn könne.

Eben da dieß geschrieben war, erhielt ich den Moniteur vom 29., 30. und 31. Julius, worin sowohl der ganze Proceß der Corday, als die beiden Briefe, so sie am Tage vor ihrem Tode an Barbaroux und an Herrn d'Armans, ihren Vater, schrieb, in extenso mitgetheilt werden. Ich ersehe daraus, daß Charlotte Corday entweder zweierlei Briefe, sowohl an Barbaroux als an ihren Vater geschrieben haben müßte, oder daß die zwei kleinen Briefe, die man bereits in andern Zeitblättern gelesen, unächt und untergeschoben sind — welches, allen Umständen nach, das Wahrscheinlichste ist. Der Brief an Barbaroux, den der Moniteur mittheilt, ist Dienstag den 16. Julius Abends um 8 Uhr datirt, und nimmt in besagtem Blatte zwei große Columnen ein. Er fängt mit den Worten an: „Ihr habt Verlangen getragen, Bürger, daß ich euch von meiner Reise einen umständlichen Bericht erstatte; ich werde euch also nicht die geringste Anekdote erlassen.“ Und nun folgt eine Erzählung alles dessen, was ihr auf ihrer Reise und zu Paris bis auf den Augenblick begegnet, da sie die That vollbrachte, worüber sie ganz kurz ist, weil Barbaroux

den Detail davon in den Journalen zu lesen bekommen würde. Nur was sie von Marats letzten Worten sagt, verdient ausgehoben zu werden. Sie drückt sich bei dieser Gelegenheit so aus, daß man beinahe denken sollte, sie sey, als sie zu Marat kam, noch nicht völlig entschlossen gewesen. „Hier, sagt sie, sind die letzten Worte, die er zu mir sprach, nachdem er euer aller (vermuthlich der entflohenen Deputirten) und der Administratoren von Calvados Namen von mir erfragt hatte. Er sagte nur, um mich zu trösten: er würde euch in wenig Tagen zu Paris guillotiniren lassen. Diese letzten Worten entschieden sein Schicksal.“ — „Ich gestehe (setzt sie gleich darauf hinzu), daß das, was mich völlig zum Entschluß gebracht hat, der Muth ist, womit sich unsre Freiwilligen“ (aus dem Departement von Calvados) „am letzten Sonntag den 7. Julius anwerben ließen. Sie erinnern sich, wie groß meine Freude darüber war. Ich versprach mir selbst, ich wollte wohl machen, daß Petion sich den Argwohn, den er wegen meiner Gesinnungen zeigte, gereuen lassen sollte. Wär' es Ihnen denn leid, wenn sie nicht marschirten? sagte er. — Kurz, ich bedachte, es wäre Schade, wenn so viel brave Leute nach Paris kämen, um den Kopf eines einzigen Menschen zu holen, den sie vielleicht doch hätten verfehlen können, oder der den Verlust vieler braver Bürger nach sich gezogen hätte; er wäre (dacht' ich) so vieler Ehre nicht werth; die Hand eines Weibes wäre dazu schon hinreichend.“ — Einige Zeilen darauf kömmt wieder eine Stelle, die angezeichnet zu werden verdient. „Zu Paris (sagt sie) begreift man nicht, wie ein unnützes Weib, dessen Leben doch zu nichts gut wäre, ihr Leben mit kaltem Blut aufopfern kann, um ihr Vaterland zu retten. Ich erwartete nichts anders, als daß ich auf der Stelle getödtet werden würde. Einige

herzhafte und in der That über alles Lob erhabene Männer schützten mich gegen die sehr verzeihliche Wuth derjenigen, die ich (durch Marats Tod) unglücklich gemacht hatte. Weil ich bei kaltem Blute blieb, so war mir das von einigen Weibern gegen mich erhobene Geschrei empfindlich; aber wer sein Vaterland rettet, achtet nicht was es ihn kosten mag. Möchte doch der Friede so bald, als ich es wünsche, hergestellt seyn! Ein großer Bösewicht ist nun weniger; ohne dieß hätten wir ihn nie erhalten können. In mir ist es schon seit zwei Tagen Friede. Das Glück meines Vaterlandes ist das meinige." — Sie erwähnt hierauf ihres Vaters mit einiger Besorgniß, daß er ihrentwegen beunruhiget werden möchte, und bittet den Barbaroux und seine Collegen, sich solchenfalls der Ihrigen anzunehmen. Und nun fährt sie fort: „Ich habe in meinem Leben nur ein einziges Wesen gehaßt, und ich habe meinen Charakter gezeigt. Diejenigen, die mich betrauern, sollen sich freuen, mich in den Elyseischen Feldern bei Brutus und einigen Alten zu sehen; denn die Neuern tentiren mich nicht; es sind so schlechte Leute! Es gibt wenig wahre Patrioten, die für ihr Vaterland zu sterben wissen; sie sind fast alle Egoisten." — „Man hat mir, setzt sie hinzu, zwei Gendarmes zugegeben, damit ich keine lange Weile habe; bei Tage hab' ich dieß sehr gut gefunden, aber nicht bei Nacht; ich habe mich über diese Unanständigkeit beklagt, aber das Comité hat nicht für gut gefunden sich darum zu bekümmern. Ich denke es war ein Einfall von Chabot, nur ein Capuciner kann solche Ideen haben . . ."

Sie spricht nun von ihrem Verhör — von ihrem fehlgeschlagenen Vorhaben, dem Departement von Calvados ihr Portrait zu schicken — von der Wahl ihres gerichtlichen Vertheidigers — wie sie über ihr übriges Geld zu disponiren

denke — verwundert sich, daß das Volk sie so ruhig nach der Conciergerie habe bringen lassen, und will, daß Barbaroux „den guten Einwohnern von Caen, die sich zuweilen kleine „Insurrectionen erlaubten u. s. w., diese neue Probe der „Mäßigung des Pariser Volks zum Muster vorhalte. Morgen „um 8 Uhr (setzt sie nun unmittelbar hinzu) richtet man „mich; wahrscheinlich um Mittag werd' ich gelebt haben, um „die Römersprache zu reden. Man wird nun doch wohl an „den Muth der Einwohner des Calvados glauben, da sogar „die Weiber dieses Landes Festigkeit zu beweisen fähig sind. „Uebrigens weiß ich nicht, wie die letzten Augenblicke meines „Lebens vorbeigehen werden, und nur das Ende krönt das „Werk. Ich habe nicht nöthig, Unempfindlichkeit über mein „Schicksal zu affectiren; denn bis jetzt spüre ich nicht die „geringste Furcht vor dem Tode; ich habe das Leben nie „anders als nach dem Nutzen, den es haben konnte, geschätzt."

Mit dieser Kaltblütigkeit, in diesem simpeln, gelassenen, prunklosen Ton ist der ganze Brief geschrieben. Die Unzierlichkeit und Nachlässigkeit der Sprache macht es mir wahrscheinlich, daß auch die wenige Ordnung, die darin auffallend ist, nicht sowohl von dem Zustande ihres Gemüthes, als von ihrer in diesem Stücke vernachlässigten Erziehung und von wenig Uebung im Schreiben zeuge. Uebrigens scheint mir gerade diese Kaltblütigkeit und Ruhe, und diese alltägliche Prosa, die sie in ihrem Briefe spricht, ihrem Charakter mehr Ehre zu machen, als die begeisterte, auf Kothurnen daher schreitende komödiantische Sprache des kleinen Briefes, den sie an Barbaroux geschrieben haben soll, und vermuthlich nicht geschrieben hat. Mir ist ganz wahrscheinlich, daß irgend ein enthusiastischer Bewunderer unserer Heldin durch diese verschönerte Einkleidung ihrer in dem ächten Brief an B. nur

in schlichter Prosa ausgedrückten Gesinnungen sich um ihre Manen verdient zu machen geglaubt hat.

Auch der Brief an ihren Vater, den der Moniteur mittheilt, und der ebenfalls am 16ten geschrieben ist, lautet anders als derjenige, den man sonst (aus dem Journal de Paris vermuthlich) geliefert hat. Da er kurz ist, so will ich ihn ganz hersetzen, damit der Leser, den dieß etwa interessiren mag, selbst urtheilen könne. „Verzeihen Sie mir, lieber Papa, daß ich ohne Ihre Einwilligung über mein Leben disponirt habe. Ich habe viel unschuldige Schlachtopfer gerächt; bin vielem Unheil zuvorgekommen: das Volk, wenn ihm die Augen einst aufgehen, wird sich freuen, von einem Tyrannen befreit worden zu seyn. Daß ich Sie zu bereden gesucht habe, ich gehe nach England, kam daher, weil ich damals hoffte, incognito bleiben zu können; aber ich habe die Unmöglichkeit bald eingesehen. Ich hoffe, man werde Sie ganz und gar nicht beunruhigen; allenfalls werden Sie Vertheidiger in Caen finden. Adieu, mein lieber Papa; ich bitte Sie mich zu vergessen, oder vielmehr sich über mein Schicksal zu erfreuen. Sie kennen Ihre Tochter; ein tadelhafter Beweggrund hätte sie nicht leiten können. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe, so wie alle meine Verwandten. Vergessen Sie den Vers des Corneille nicht:

Le crime fait la honte et non pas l'échafaud.

Das Laster schändet bloß, nicht das Schaffot.

Morgen um 8 Uhr wird man mich richten."

Ich gestehe, daß ich den schlichten Styl dieses Briefes dem pompösen und aufgeschraubten des andern weit vorziehe.

Da ich mich schon so lange bei dieser normannischen Heldin aufgehalten habe, so wird es den Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn, auch die kurze, aber meisterhafte Ver-

theidigung (weil sie die einzig mögliche war, die allenfalls noch etwas zu ihren Gunsten hätte wirken können) zu sehen, welche der ihr vom Gericht gesetzte Defensor Chauveau für sie ablegte.

„Die Beklagte gesteht kaltblütig die entsetzliche That, so sie begangen hat; sie gesteht kaltblütig, lange damit in Gedanken umgegangen zu seyn; sie gesteht die abscheulichsten Umstände derselben; mit Einem Worte, sie gesteht alles, und sucht sich auch nicht einmal zu rechtfertigen. Dieß, Bürger-Geschworne, ist ihre ganze Vertheidigung. Diese unerschütterliche Ruhe, diese gänzliche Verläugnung ihrer selbst, ohne einiges Zeichen einer Gewissensrüge, und dieß, so zu sagen, im Angesicht des Todes — diese Ruhe und diese Selbstverläugnung, wie sublim sie auch in gewissem Sinne seyn mögen, sind nicht in der Natur; sie lassen sich nicht anders erklären, als aus der Exaltation des politischen Fanatismus, der ihr den Dolch in die Hand gegeben. Euch, Bürger, kommt es nun zu, zu urtheilen, wie viel Gewicht diese moralische Betrachtung in der Wagschale der Gerechtigkeit haben soll: ich überlasse dieß eurer Klugheit."

Die Beklagte war mit dieser Vertheidigung so wohl zufrieden, daß sie, nachdem das Tribunal ihr Todesurtheil (als worauf alle Geschwornen gestimmt hatten) ausgesprochen, sich gegen Chauveau wandte, und sagte: „Sie haben mich auf „eine zarte und edelmüthige Art vertheidiget; dieß war die „einzige, die sich für mich schicken konnte; ich danke Ihnen „dafür; sie hat mir eine Hochachtung für Sie eingeflößt, wo„von ich Ihnen einen Beweis geben will. Diese Herren „sagen mir so eben, daß mein Vermögen confiscirt sey; ich „bin etwas im Gefängniß schuldig; ich trage Ihnen auf diese „Schuld zu bezahlen." — Ich denke, dieser Zug, und dieß

ganze Impromptu, unmittelbar nach empfangenem Todesurtheil, ist viel werth.

Als sie hierauf nach der Conciergerie zurückgebracht wurde, bot ihr ein Beichtiger seine Dienste an. Danken Sie, sagte sie zu ihm, in meinem Namen den Personen, welche Sie überschickt haben, aber ich bedarf Ihres Amtes nicht. (Je n'ai pas besoin de votre ministère.)

Als (eine Stunde darauf) der Nachrichter kam, sie zum Tode zu führen, schrieb sie eben an folgendem Billet, welches sie ihn endigen und siegeln zu dürfen ersuchte.

An Doulcet=Pontecoulant!

„Doulcet=Pontecoulant ist eine Memme (un lâche), daß er sich geweigert hat, mich zu vertheidigen, da dieß doch eine so leichte Sache war. Der, der es gethan hat, hat sich mit aller möglichen Würde benommen, ich werde ihm bis zum letzten Augenblick dankbar dafür seyn."

Marie Corday.

Indem sie zum Schaffot ging (sagt der Moniteur), hörte sie unterwegs nichts als Applaudissements und Bravos. Ein Lächeln war das einzige Zeichen, wodurch sie ihre Empfindungen ausdrückte. Auf dem Schaffot selbst behielt ihr Gesicht noch die frische Farbe einer vergnügten Frauensperson (la fraicheur et le coloris d'une femme satisfaite).

Ich denke, nach allen diesen Thatsachen bedürfen wir keiner weitern Nachrichten, um unser Urtheil von Marie Anne Charlotte Corday zu berichtigen, wenn wir es nicht lieber bloß bei dem, was uns das Gefühl für sie sagt, wollen bewenden lassen.

4.

Cordière, la belle,

s. Labé.

5.

Cousine, la,

s. Guillet.

6.

Die Cyklopen-Philosophie und das Cyklopen-Recht in Nuce.

1793.

(Aus dem Cyklops des Euripides V. 315—345.)

Polyphemos und Odysseus.

Der Reichthum, kleines Wichtchen, ist der Weisen Gott:
Das andre all ist Tand und Wortgepränge.
Was frag' ich nach den Tempeln, wo mein Vater
An eurer Meere steilen Ufern thront?
Umsonst berufst du dich auf sie; ich weiß
Euch keinen Dank dafür. Ich fürchte, mußt du wissen
Mich selbst vor Zeus und seinen Blitzen nicht.

Ich kenne keinen größern Gott als mich,
Und werd' um euren Zeus mich nie bekümmern.
Fragst du warum? So höre! Kommt ihm etwa
Der Einfall, einen Regenguß herabzuschütten,
So hab' ich hier in dieser Felsenhöhle
Ein festes regendichtes Obdach, wo ich rücklings,
Die Beine streckend, lieg', und während er
Da oben wettert, ein gebratnes Kalb
In guter Ruhe schmause, oder ein Stück Wild:
Und hab' ich dann noch einen Eimer Milch dazu
Rein ausgeleert, so lüft' ich mich, und donnere
Nach meiner Art mit Zeusen in die Wette.
Wenn Boreas von Thraciens Bergen Schnee
Herunter schüttelt, hüll' ich mich in Pelzwerk ein,
Und zünde Feuer an, und scheere mich
Nicht so viel um den Winter. Auch die Erde muß,
Gern oder ungern, Gras, um meine Schafe fett
Zu machen, wachsen lassen, die ich, wem wohl sonst
Als mir? — den Göttern wahrlich nicht! — und diesem Bauch,
Dem größten aller Götter, opfre. — Kurz,
Sich Essen und Trinken alle Tage schmecken
Und keinen Gram zum Kopfe steigen lassen,
Das ist gescheidter Leute Jupiter!
Die Constitutionenmacher aber, die
Durch kunterbunte Gesetze des Menschen Leben
Verkünstelt haben, mag der Henker holen!
Ich werde ihretwegen meiner Seele nicht
Um einen Titel minder gütlich thun, und, traun!
Dich nur mit desto größerm Appetit verzehren.
Indeß, damit du mir nichts vorzurücken habest,
Sollst du zum Gastgeschenk ein tüchtig Feuer

Und jenen Kessel dort empfangen, der hübsch warm
Dich halten und dein wohlgenährtes Fleisch
Gar trefflich kochen soll. — Nun, kriecht hinein,
Und macht euch fertig, mir zum Fest des Gottes, der
Hier wohnt, ein stattlich Opfermahl zu geben!

Es bedarf wohl kaum erinnert zu werden, daß der Cyklops des Euripides in dieser merkwürdigen Rede als Repräsentant aller Gewaltigen seines Gelichters spricht. Denn sie enthält, in möglichster Kürze und Klarheit, eine sehr vollständige kategorische Erklärung der Gesinnungen und Grundsätze aller ein- und zweiäugigen Cyklopen, die von Anbeginn der Welt cyklopisirt haben, und bis ans Ende der Tage cyklopisiren werden. Wenn auch (wie ich nicht in Abrede bin) die Cyklopen unsrer aufgeklärten und höchst verfeinerten Zeiten zum Theil nicht immer so frank und frei, wie Polyphemos, von der Leber wegsprechen, und — aus einer Klugheit oder Heuchelei, welche sie sich bei dem großen Haufen der kleinen Wichtchen, die vor ihrem Weberbaum, wie billig, Respect tragen, sehr füglich ersparen könnten — wohl gar bei Gelegenheit ganz entgegengesetzte Maximen und Gesinnungen hören lassen: so zeigt doch der Augenschein, daß ihre Handlungen ächt cyklopisch, und (wenn anders Consequenz in ihrer innern Verfassung ist) nur aus der alten Cyklopen-Philosophie und dem höchst einfachen und bequemen Cyklopen-Recht erklärbar sind, welche des Euripides Polyphemos ehrlich genug ist, ohne alle Bemäntelung und Verkleisterung, in ihrer ganzen, wiewohl uns kleinen Wichtchen ein wenig

anstößigen, Nacktheit darzustellen. Was noch weiter über diese reichhaltige Materie zu sagen wäre, überlassen wir dem denkenden Leser zu eignem Nachdenken, und setzen nichts weiter hinzu, als: selig sind, die sich nicht an Polyphemos noch über Polyphemos ärgern!

Digitized by Google

D.

1.

Demetrius.

1787.

Die Alten sahen es für eine Pflicht der Menschlichkeit an, einen unbegrabenen Unbekannten zur Erde zu bestatten. Aus einem ähnlichen Gefühle halte ich es für Pflicht eines Schriftstellers, das Andenken vortrefflicher Menschen, die durch die Länge der Zeit in Vergessenheit gekommen sind, wieder zu erwecken, und wenigstens ihre Büsten aus dem Schutte hervorzuziehen und wieder aufzustellen. — Es ist etwas so Menschliches und Herzerhebendes in der Vorstellung, auch dann, wann uns der Tod den Augen und dem Umgang der Menschen auf ewig entrückt hat, im Gedächtniß einer noch ungebornen Welt fortzuleben, ihnen noch werth, und durch das, was das Beste von uns war, noch nützlich oder angenehm zu seyn! Ganz gewiß haben die edelsten und besten Menschen diesen Gedanken gehegt und geliebt; und da es bloß von uns abhängt, ob es bloße Täuschung gewesen seyn

soll, oder ob wir ihm Wirklichkeit geben wollen: warum sollten wir ihren Geistern eine Befriedigung versagen, die uns selbst nützlich werden kann?

Die Züge zu dem Schattenrisse des Demetrius werde ich aus den Schriften seines Freundes Seneca sammeln, des einzigen, der als Zeitgenosse und Augenzeuge seines Lebens, und als ein Mann, der seinen ganzen Werth zu schätzen fähig war, gehört zu werden verdient.

Man weiß sehr wenig von der Geschichte unsers Demetrius; aber da sie nicht anders als sehr einförmig und einfach gewesen seyn kann, so ist dieß gerade, woran wir am wenigsten entbehren. Er ist von einigen Gelehrten mit einem andern Cyniker gleiches Namens, dessen Lucian in seinem Toxaris gedenkt, der aber wenigstens um funfzig Jahre später in die Welt gekommen zu seyn scheint, verwechselt worden. Von dem unsrigen ist weder das Jahr seiner Geburt, noch seines Todes bekannt: da er aber unter der Regierung des Cajus Cäsar (Caligula) schon zu Rom Aufsehn machte, und von Lucian unter den Lehrern seines Demonax zuerst genennt wird, so kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er nicht unter dem Jahr 10 (so wie Demonax nicht über dem Jahr 70) der christlichen Zeitrechnung geboren worden, und sein Leben bis in die letzte Dekade des ersten Jahrhunderts oder doch nahe an dieselbe erstreckt habe.

Sowohl aus dem Seneca als dem Philostratus erhellet, daß er sich unter den Kaisern Caligula, Claudius, Nero, den Vespasianen und dem Domitian öfters in Italien und zu Rom aufgehalten. Nachdem alle Griechischen Philosophen durch ein Decret des letztgenannten aus Italien verbannt worden waren, scheint er den Rest seines Lebens in Griechenland zugebracht zu haben, und da mit dem jungen Demonax

bekannt worden zu seyn. Die Philosophen von seinem Charakter erreichten gewöhnlich die höchsten Stufen des menschlichen Alters, theils als eine natürliche Folge ihrer äußerst einfachen Lebensart und Freiheit von Leidenschaften, theils weil eine Lebensweise, wie die ihrige, ausdauern zu können, eine schon von Natur feste und gesunde Leibesbeschaffenheit erfordert wird.

Seneca — dem, wie viel ihm auch (seinem eigenen Geständniß nach) fehlte, um ein untadeliger Mann zu seyn, doch niemand das Verdienst absprechen kann, ein eben so eifriger Verehrer der Wahrheit und Tugend, als ein Mann von großem Geist und glänzenden Talenten gewesen zu seyn — Seneca, der gleich weit über Sectengeist und Eifersucht erhaben, jedem vorzüglichen Kopfe, jedem vortrefflichen Charakter Gerechtigkeit erweiset, spricht von keinem öfter und mit mehr Wärme, Bewunderung und Enthusiasmus, als von seinem Demetrius. Man sieht, daß er eine Größe und Vollkommenheit an ihm bewundert, die er selbst zu erreichen nicht Stärke genug hatte, oder zu welcher er sich nicht berufen glaubte: aber man fühlt auch in dem Tone, worin er von ihm spricht, daß seine Bewunderung aufrichtig, und daß er, gleichsam im Namen der Menschheit, stolz darauf ist, einen solchen Mann gekannt zu haben — einen Mann, der noch groß blieb, wenn er den größten zur Seite gestellt wurde. (Seneca de Benef. c. 1.)

Demetrius hatte sich von den größten Meistern der philosophischen Lebenskunst ein Ideal eines weisen, guten, unabhängigen, in und durch sich selbst glücklichen Menschen abgezogen, und scheint es nahe erreicht zu haben. „Die Natur, „sagt Seneca (a. a. O. K. 10.) brachte ihn, wie mich dünkt, „in unsern Zeiten hervor, um zu zeigen, daß er zu gesund

„sey, um von uns angesteckt, und wir zu verderbt, um von „ihm gebessert zu werden — einen Mann von einer alle „Proben bestehenden Weisheit, wiewohl er weit entfernt ist, „diese Meinung von sich selbst zu haben, von aushaltender „Festigkeit in seinen Grundsätzen und Entschließungen, und „von einer männlichen und ungeschminkten Beredsamkeit, die, „ohne sich um zierliche Phrasen und künstliche Wortstellungen „zu bekümmern, immer dem Strom seiner Empfindungen „folgt, und die freie volle Ergießung einer von dem Gegen„stande begeisterten Seele ist. Ich zweifle keinen Augenblick, „daß die Vorsehung diesem Manne den Willen und das Ver„gnügen so zu leben, und das Talent so zu reden gegeben „habe, damit es unserm Jahrhundert weder an einem voll„kommnen Beispiele noch an einem unerbittlichen Tadler „fehle.“

Demetrius hatte sich zum Plan seines Lebens gemacht, in einer Zeit, wo eben so übel erworbene als unermeßliche Reichthümer die Hauptstadt der Welt zu einem Theater der ausschweifendsten Ueppigkeit, der tollsten Verschwendung, der unersättlichsten Habsucht und Raubgier, kurz zum Tummelplatz der schändlichsten Leidenschaften und Laster gemacht hatten, das Beispiel eines Menschen zu geben, der aus freier Wahl und Neigung das vollständigste Gegentheil von allem dem wäre, was seine Zeitgenossen waren. Er mußte also nothwendig und vermöge der Natur der Sache ein Cyniker, in der edelsten Bedeutung dieses Namens, werden: oder, mit andern Worten, wenn kein Antisthenes und Diogenes vor ihm gelebt hätte, so würde er, um seinen besagten Plan auszuführen, der erste Cyniker haben seyn müssen. Er war das wirklich und im ganzen Ernste, was so viele Charlatane und Betrüger, die in Lucians Tagen den Cynischen Mantel

umhängten, nur scheinen wollten. Hätte auch er, mit seiner aufs äußerste getriebenen Tugend, Enthaltsamkeit, Verachtung des Reichthums und aller Bequemlichkeiten und Wollüste, Strenge gegen sich selbst und andere, Freimüthigkeit, Unbiegsamkeit u. s. w. die Rolle eines Weisen nur als Komödiant gespielt; oder, wäre er nichts als ein schwärmerischer, eitler und schwindsüchtiger Peregrin gewesen: so können wir versichert seyn, daß er einen Mann wie Seneca nicht lange getäuscht haben würde. Dieß allein, daß er einem so scharfsehenden Menschenkenner, einem so feinen Welt- und Hofmanne eine so große, so anhaltende, so innige Hochachtung einflößte, ist in meinen Augen der untrüglichste Beweis, daß Demetrius der Mann wirklich war, der er schien, und für den er sich ausgab. Sein cynisches Costume, seine Härte gegen sich selbst, seine freiwillige Armuth, sein immerwährender Kampf mit allen natürlichen Trieben (Seneca de vit. beata c. 18.), alles dieß, was von jeher auch von Heuchlern und Schwärmern affectirt worden ist, muß uns an ihm nicht irre machen: es gehörte wesentlich zu seinem Lebensplan; es war bei ihm nothwendiges Mittel zu einem edeln Zwecke; er wollte, wie Seneca sagt, nicht ein Lehrer, sondern ein Zeuge der Wahrheit seyn. (Epist. 20.)

Cajus Cäsar bot ihm einst ein Geschenk von 8000 Thalern an, entweder bloß aus einem allergnädigsten Anstoß von kaiserlicher Freigebigkeit gegen einen armen Teufel von Philosophen, dessen Singularität ihn vielleicht einen Augenblick belustigt hatte — oder um zu sehen, was eine Summe, die in den Augen eines so armen Erdensohns schon sehr ansehnlich seyn müßte, für eine Wirkung bei ihm machen würde. Demetrius scheint das letztere geahnet zu haben. Er schlug das Geschenk aus, und war so weit entfernt, sich damit groß

machen zu wollen, daß er sich vielmehr gedemüthiget fühlte, vom Kaiser für klein genug gehalten zu werden, daß ein solches Geschenk ihn entweder sollte ehren oder bestechen können. Wenn er mich in Versuchung führen wollte, sagte Demetrius, so hätte er mir sein ganzes Reich anbieten müssen (de Benef. 7, 11).

Man hatte in diesen Zeiten so viele lebendige Beispiele vor Augen, mit wie weniger Mühe und Verdiensten Leute, die wie Pilze aus Mist geschossen waren, ihr Glück in der Welt gemacht hatten, daß es gar nicht zweideutig seyn konnte, ob ein Mann von Talenten, der arm geboren war und arm blieb, es gezwungen oder freiwillig bleibe. Demetrius sagte einst zu einem solchen Parvenu (Sen. Praef. l. 4. Nat. qu.), einem (vermuthlich kaiserlichen) Freigelassenen von großem Ansehen und Reichthum: „es sollte mir was Leichtes seyn ein reicher Mann zu werden, sobald es mich gereuen könnte ein braver Mann zu seyn. Auch bin ich nicht so neidisch, ein Geheimniß aus meiner Kunst zu machen; ich will einen jeden, der Lust zum Reichwerden hat, lehren, wie er, ohne sein Glück der unzuverläßigen See anzuvertrauen, oder auf Gerathewohl zu kaufen und zu verkaufen, oder es mit dem ungewissen Ertrag der Landgüter oder dem noch ungewissern des Forums zu versuchen, kurz, wie er auf einem leichten, sichern und sogar lustigen Wege Geld machen, und andere Leute plündern soll, daß sie ihm noch Dank dafür wissen. Ich will dir, zum Exempel, nur sagen, daß du länger als der Fechter Apollonius seyst, ungeachtet es augenscheinlich ist, daß deine Statur kaum die Hälfte von einer gewöhnlichen Mannslänge beträgt. Denn wenn ich sagen wollte, daß Niemand freigebiger sey als du, würde ich nicht einmal eine Lüge gesagt haben, da du dir einbilden kannst, andern Leuten alles, was

du ihnen gelassen hast, geschenkt zu haben." — Zwei starke Sarkasmen auf einmal! die zugleich eine Probe sind, wie weit Demetrius die Freimüthigkeit trieb, und wie verächtlich der Mensch, der so mit sich sprechen ließ, in seinem eigenen Bewußtseyn seyn mußte.

Ein wahrhaft goldener Spruch, den Seneca in seinem Buche von der Vorsehung unter vielen andern dieser Art von ihm gehört zu haben versichert, ist folgender: „Meiner Ueberzeugung nach gibt es kein unglücklicheres Wesen als einen Menschen, dem in seinem Leben nichts Widerwärtiges zugestoßen ist; denn so ist es ihm nie möglich gewesen sich selbst zu probiren. Wie sehr ihm auch alles nach Wunsch und Willen gegangen, ja seinen Wünschen noch zuvorgekommen seyn mag: die Götter haben nicht günstig von ihm gedacht; sie haben ihn nicht werth geachtet, über das Unglück zu siegen, das mit einem schwachen und muthlosen Menschen nichts zu schaffen haben mag, als spräche es: was sollt' ich mir einen solchen Gegenkämpfer wählen? Er würde gleich die Waffen strecken. Gegen seinesgleichen kann ich meine ganze Macht nicht brauchen, eine kleine Drohung ist genug ihn zu jagen; er hat das Herz nicht mir in die Augen zu sehen." — Der Hauptgedanke ist vortrefflich; aber ich zweifle nicht, daß er die witzelnde Ausbildung erst unter Seneca's Händen erhalten hat. Eben so viel Antheil scheint mir Seneca an einem andern Discurs zu haben, den er dem Demetrius in den Mund legt (de provid. c. 5). Die Rede ist von der Ergebung in den göttlichen Willen, oder, was eben dasselbe nur mit andern Worten sagt, von der Zufriedenheit mit unserm Schicksal. „Die Götter (eine stoische Art zu reden, die bei ihnen eben so viel als Natur, Vorsehung, Schicksal, oder nothwendige Ordnung der Dinge heißt), die Götter, sagt er,

können mir nichts nehmen, was ich ihnen nicht auf den ersten Wink zu geben bereit bin: ich unterwerfe mich ihrem Willen nicht, sondern ich stimme ihm bei." — Es ist der nämliche Gedanke, der im 77sten Abschnitt des Epiktetischen Handbüchleins so ausgedrückt ist:

So führt mich dann, Zeus, und du, Pepromene,
wohin ihr mir zu gehn verordnet habt,
ich folg' euch willig und mit munterm Schritte,
denn wollt' ich nicht, müßt' ich gezwungen folgen.

Folgen müssen wir alle, gern oder ungern; der große Punkt, worin sich der Weise und Gute von dem Thoren unterscheidet, ist, daß sich dieser ungern, murrend und vergebens widerstrebend, jener hingegen willig, als aus eigner freier Bewegung und Zusammenstimmung mit der Natur, dem großen Gesetze der Nothwendigkeit unterwirft: und der Grund dieses Unterschieds liegt darin, daß der Weise und Gute überzeugt ist, daß dieses Gesetz die unumgängliche Bedingung der allgemeinen Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen, folglich auch die einzig sichere Grundlage und Gewähr unsers eigenen besondern Wohlseyns ist — die erste und wichtigste aller praktischen Wahrheiten, die dem großen Haufen (oder was die nicht allzu höfliche Sprache der Philosophen Thoren nennt) entweder aus Unwissenheit verborgen bleibt, oder durch die Magie der Leidenschaften immer aus den Augen gerückt wird!

Seneca, der mit einem Vermögen von mehr als zehn Millionen, und als der reichste Privatmann, der vielleicht damals in der Welt war, es gar zu gern dahin gebracht hätte, sich selbst zu bereden, daß er alle seine Glücksgüter eben so gleichgültig besitze als ein Demetrius sie entbehrte,

scheint vornehmlich, um sich in dieser Gesinnung zu bestärken, den Umgang mit dem letztern gesucht und ihn so oft als möglich um sich gehabt zu haben. — „Ich führe (schreibt er in der letzten Epistel an seinen Lucilius) den Demetrius, den besten Mann, den ich kenne, überall mit mir herum, und lasse die bepurpurten Herren stehen, um mich mit einem halbnackten Cyniker zu unterhalten, den ich bewundere. Wie sollt' ich ihn nicht bewundern? Ich habe mich überzeugt, daß ihm nichts mangelt. Alles zu verachten, dahin kann ein Mann es noch bringen! alles haben kann niemand. Der kürzeste Weg des Reichwerdens geht durch die Verachtung des Reichthums! aber unser Demetrius lebt so, nicht als ob er alles verachte, sondern als ob er's nur den andern überlassen habe."

Einen schönen wiewohl unvollendeten und verblichenen Zug aus dem Leben des Demetrius hat uns Tacitus am Ende des 16ten Buchs seiner Annalen aufbehalten, nämlich daß er unter den vorzüglichen Personen beiderlei Geschlechtes war, welche die Gesellschaft des Thraseas Pätus ausmachten, da ihm Nero, oder der Senat, das schändliche Werkzeug dieses unwürdigen Usurpators der Namen Cäsars und Augusts, den Tod, mit der Erlaubniß die Todesart selbst zu wählen, ankündigen ließ. Pätus war der tugendhafteste unter allen edlen Römern, die als Schlachtopfer des feigen und argwöhnischen Tyrannen fallen mußten. Er hatte sich, in Erwartung des Ausgangs, den die gegen ihn erhobene Anklage nehmen würde, in seine Gärten zurückgezogen, und da war es, wo er die letzten Tage seines Lebens in Gesellschaft des Demetrius zubrachte, und wie Tacitus sagt, seinen Discursen über die Natur der Seele und ihre Trennung vom Körper mit dem Interesse eines Sterbenden, oder seinen nahen Tod

Ahnenden, zuhörte. Als er sein Schicksal vernommen hatte, waren sein Schwiegersohn Helvidius und unser Demetrius die einzigen, die er mit sich in sein Schlafgemach nahm, um sich die Adern öffnen zu lassen. — Unglücklicher Weise ist ein Stück des 16ten Buchs der Annalen verloren gegangen, und die Erzählung bricht, bei einem von dem langsam Sterbenden auf den Demetrius gehefteten Blicke, gerade da ab, wo sie am interessantesten zu werden verspricht. Dieß ist alles, was uns von einem Manne übrig ist, der, selbst nach diesem wenigen zu urtheilen, verdient hätte, wie Sokrates und Epiktet, einen Xenophon und Arrianus zu finden.

2.

Demokritus von Abdera.

Etwas von der Goldmacherei desselben.

1775.

Es gehört bekanntermaßen unter die Vorrechte der Gelehrten, daß sie nicht nur über alles was sie wissen und verstehen, sondern auch über alles was sie nicht wissen und nicht verstehen, reden und schreiben dürfen, was ihnen beliebt, und so viel ihnen beliebt.

Ich habe mir zwar schon lange zum Gesetz gemacht, mich des besagten Vorrechts so wenig als möglich zu bedienen; indessen finde ich doch, daß man es nicht allezeit vermeiden kann, und ich sehe mich wirklich in der Nothwendigkeit etwas über die Alchymie des Demokritus zu sagen, wiewohl ich heilig versichern kann, daß ich davon nicht ein Wort mehr

Digitized by Google

weiß, als der gelehrte Ungenannte, der mich dazu nöthiget. *) Der ganze Unterschied zwischen dem Ungenannten und meiner Wenigkeit (was nämlich diesen Punkt betrifft) besteht darin, daß ich mir meiner Unwissenheit in dieser Sache wohl bewußt bin; und daß er hingegen sehr viel davon zu wissen glaubt.

Ich hatte mir die Freiheit genommen, in der Geschichte der Abderiten den berühmten Arzt Olaus Borrichius eines Abderitismus zu beschuldigen, weil er behauptet, daß Demokritus den Stein der Weisen gehabt habe, und weil er zum Beweis dessen sich auf des Demokritus' Buch vom Steine berufen.

Dieß nimmt nun der Ungenannte sehr übel, und gibt mir wegen dieser Uebereilung einen tüchtigen Verweis. Er macht mir eine Sünde daraus, daß ich den ehrlichen und in seiner Art wirklich großen Mann Borrichius einen Abderiten gescholten; er, der auf der nämlichen Seite, den gewiß eben so ehrlichen, und in mehr als einer Art wenigstens eben so großen Mann, Hermann Conring, und mit ihm alle Gelehrten, welche den Zosimus und Synesius erst ins vierte Jahrhundert nach Christi Geburt setzen, Abderiten schilt. Die Gründe, warum die Gelehrten dieß thun, sind sehr triftig. Hingegen kann nichts Abderitischer seyn, als die Gründe, warum Borrichius glaubt, daß des Demokritus Buch περι της λιθου vom Stein der Weisen gehandelt habe (vid. seine Sapientia Hermetis etc. a Conringii Animadvers. vindicata p. 69).

Ich bekenne, daß ich — da es unmöglich ist, daß ich omne scibile selbst gelesen und selbst untersucht habe — in dem Wenigen, was ich von der Philosophie, Magie und Alchymie des Demokritus gesagt, theils lediglich meinem eigenen

*) Verf. des Art. Demokritus, im Magazin für Aerzte, St. 1.

Menschenverstand, theils den Urtheilen notorisch großer Gelehrten, als Salmasius, Conring, le Clerc, Bayle, Fabricius, Heumann, Brucker u. a. gefolgt bin. Und was meinen Unglauben an die Goldmacherkunst des Demokritus betrifft — ein Verbrechen, dessen Schuld ich beinahe mit allen Gelehrten in Europa theile — so dächt' ich, es wäre wenigstens billig gewesen, daß der Ungenannte in Erwägung gezogen hätte, daß (aus sehr vielen Gründen, die ihm selbst eben so bekannt seyn müssen als mir) die Präsumtion, daß Demokritus den Stein der Weisen nicht gehabt habe, so lange die stärkere ist, bis mit unumstößlichen Beweisen dargethan ist, daß er ihn gehabt habe. Was hilft alle das gelehrte Gewäsche des großen Borrichius und des Ungenannten, von Büchern die entweder nicht existiren, oder noch im Manuscript in der Vaticanischen und kön. Französischen Bibliothek verborgen liegen, und von deren Inhalt, Aechtheit oder Unächtheit, Glaubwürdigkeit in historischen und Richtigkeit in physikalischen Dingen, die gelehrte Welt noch nicht urtheilen kann? Von dem unter dem Namen Physica et Mystica noch vorhanden seyn sollenden Fragment der χειροκμητων des Demokritus urtheilt der größte Kenner dessen, was in Griechischer Sprache ächt oder unächt ist, Salmasius, daß sie untergeschoben, und eine Geburt des schlechtesten Alters der Griechischen Literatur sey. Der angebliche Commentar des Synesius über dieß unächte Buch ist den Gelehrten, meines Wissens, nur dem Namen nach bekannt. Man hat bisher keinen andern Synesius gekannt, als den Bischof dieses Namens zu Ptolomais, der im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt gelebt; und der Zosimus, dessen Werke die gelehrte Welt kennt, ist ein Geschichtsschreiber des fünften Jahrhunderts. Die Alchymisten, Synesius und Zosimus, deren Schriften Borrichius im Manuscript gesehen hat,

Digitized by Google

sind, selbst nach der Meinung dieses Polyhistors, ganz andere Personen, haben viel früher existirt, und sind, wie der Ungenannte versichert, noch ungleich älter als Borrichius selbst glaubt. Es mag seyn; aber noch sind es lauter Unbekannte. Was kann nun wunderlicher seyn, als die Gelehrten auszuhunzen, daß sie, auf das Zeugniß eines Commentars, den sie nie gesehen haben, über ein Buch das nicht existirt, nicht stracks überzeugt sind, daß Demokritus Gold gemacht habe? Wir werden uns alle willig der Wahrheit zu Füßen legen, sobald er in seiner versprochenen Geschichte der ältern Chemie die Sache in die gehörige Evidenz gesetzt haben wird. Nur wird er selbst billig finden, daß wir uns bessere Gründe ausbitten, als diejenigen, womit Borrichius — vor dessen Gelehrtheit, Belesenheit und Collectaneen ich übrigens allen ersinnlichen Respect habe — beweist, daß Joseph in seiner Nachricht von den Säulen Seths Glauben verdiene; daß die Aegyptischen Priester Gold gemacht haben; daß die noch vorhandene smaragdne Tafel dem Aegyptischen Hermes füglich zugeschrieben werden könne; daß die Galanterie des Mars und der Venus im Homer (Odyss. VIII) ein concubitus mysticus sey, wodurch Homer alchymistische Geheimnisse, die er in Aegypten gelernt, habe andeuten wollen; daß die unermeßlichen Reichthümer der alten Aegyptischen Könige sich nicht begreifen ließen, wenn man nicht annähme, daß sie Gold hätten machen können; daß der Sänger Jopas an der Tafel der Königin Dido den alchymistischen Proceß vorgesungen habe, weil Virgil sagt: er habe errantemque lunam, solisque labores gesungen, und zwanzig andre Sächelchen von diesem Schlage, die der ehrliche Mann, wenn er über seiner Alchymie seine Logik nicht ganz vergessen hätte, gewiß ungeschrieben gelassen haben würde.

3.

Diagoras der Melier. *)

1798.

Die wenigen Nachrichten, die man theils aus solchen Compilatoren, wie Suidas, Valerius Maximus und Hesychius Illustris, theils aus den Aristophanischen Scholiasten und andern seiner beiläufig erwähnenden alten Schriftstellern gezogen hat, sind so verworren und übel zusammenhängend, daß Barthelemy, um in seinem Anacharsis aus allen diesen einzelnen Zügen ein leidliches Gemälde zusammenzusetzen, ein wenig mehr Poesie zu Hülfe nehmen mußte, als man einem Geschichtserzähler zu verstatten schuldig ist.

Meistens führen uns die Nachrichten, die man aus dergleichen Quellen schöpfen kann (selbst wenn die Rede von viel berühmtern Männern ist, als Diagoras), nicht weiter, als bis zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit. Mir scheint, alles wohl erwogen, der folgende Begriff von Diagoras und seinem vorgeblichen Atheism der wahrscheinlichste zu seyn. Die Lage von Melos und der ansehnliche Seehandel seiner Bewohner verschaffte dem Jüngling, den sein Durst nach Kenntnissen frühzeitig aus seiner Vaterstadt trieb, überflüssige Gelegenheiten, nach und nach die Inseln und das feste Land der Hellenen zu besuchen, und mit den vorzüglichsten

*) Man vergleiche hiemit was Wieland über ihn im Aristipp gesagt hat Brief 46, und Kindervaters Bemerkungen über Diagoras in den Anmerkungen und Abhandlungen über Cicero's Bücher von der Natur der Götter. Lpz. 1790. Bd. 1. S. 33—39.

Köpfen seiner Zeit (welche ungefähr zwischen die 76ste und 90ste Olympiade fällt *) sich bekannt zu machen. Es ist kein Zweifel, daß er unter andern berühmten Philosophen und Sophisten, die in diesem Zeitraum blüheten, auch einen Demokritos, Anaxagoras und Protagoras kennen gelernt und in ihrem Umgang den Grund zu seiner nachmaligen Denkart über die Volks- und Staatsreligion der Griechen gelegt habe. Nichts ist wohl begreiflicher, als wie in einem jungen Manne von hellem Kopf und lebhafter Wißbegierde der Gedanke herrschend werden konnte, die Mysterien der geheimen Gottesdienste und Einweihungen, von welchen Griechenland so voll war, und von denen damals noch so viel Aufhebens gemacht wurde, aus dem Grunde kennen zu lernen. Diagoras machte, wie es scheint, eine Zeitlang sein Hauptgeschäfte daraus, sich in den Cabirischen, Samothracischen, Orphischen, Eleusinischen und allen andern Mysterien, welche damals irgend einem Gott oder Heros zu Ehren in Griechenland und Asien gefeiert wurden, initiiren zu lassen; und kam dadurch in den Ruf, daß er ein religiöser Schwärmer, *ει τις και ἀλλος δεισιδαιμων* (wie sich Sextus Empirikus ausdrückt) sey. So natürlich es war, wenn der große Haufe diese Meinung von ihm faßte, so möchte ich doch nicht, wie der Verfasser des Anacharsis, dem besagten Sextus als etwas historisch Wahres nachsagen: que son imagination ardente le pénétra d'une crainte servile à l'égard des Dieux; qu' (en consequence

*) Einem Aristophanischen Scholiasten zufolge (z. V. 323 der Frösche) lebte Diagoras mit Simonides und Pindaros zu gleicher Zeit. Dieß kann aber keinen andern Sinn haben, als daß seine Knabenjahre in die Zeit ihres Greisenalters gefallen seyen; und in dieser Voraussetzung werden die angegebenen Zahlen beinahe zu richtig seyn. W.

de cette deisidémonie) il chargeait son culte d'une foule de pratiques religieuses, et qu'il parcourrait la Grèce pour se faire initier dans tous les mystères. Zwar die beiden letztern Aussagen beruhen auf Zeugnissen, gegen welche, meines Wissens, nichts einzuwenden ist; aber die erste betrifft etwas, das in dem inwendigen Menschen, der nicht in die Sinne fällt, vorgegangen seyn müßte; sie ist kein Zeugniß, sondern ein kategorisches Urtheil über die Ursache dessen was in die Sinne fiel; ein Urtheil, worin man sich leicht irren konnte; denn Diagoras konnte, ohne alle Deisidämonie, aus bloßer Begierde die Mysterien zu ergründen, und in das Innerste des Geheimnisses einzudringen, den Schein einer schwärmerischen Religiosität annehmen, und mußte sich dann wohl, um seine Absicht zu erreichen, allen den Uebungen und Observanzen, die ihm von den Mystagogen vorgeschrieben wurden, mit guter Art unterwerfen. Daß dieß wirklich bei ihm der Fall gewesen sey, daß er sich aus bloßer Wißbegierde und in philosophischer und weltbürgerlicher Absicht zu dieser sonderbaren Verwendung eines beträchtlichen Theils seiner Zeit und seines Vermögens entschlossen habe, ist freilich weder durch Urkunden noch beschworne Zeugnisse zu erweisen; aber es scheint mir aus dem Erfolg höchst wahrscheinlich zu seyn. Die Entdeckungen, die er auf diesem Wege machte, wirkten auf ihn, wie auf einen hellen unbefangenen, Wahrheit suchenden Menschen; auf einen dumpfen, abergläubischen, götterscheuen Schwachkopf würden sie ganz anders gewirkt haben. Und wenn wir auch nur, als etwas sehr Mögliches, annehmen, daß er, zu der Zeit, da er seinen Lauf durch alle Mysterien seiner Zeit antrat, noch nicht ganz klar gesehen, aber eben deßwegen und, um über die wahre Beschaffenheit des Religionswesens seiner Nation ins Reine zu kommen, sich in diesen Labyrinth hinein-

gewagt habe: so bleibt es immer begreiflicher, wie ein entschiedner Unglaube das Resultat seiner Entdeckungen seyn konnte, als wenn wir eine Geistes- und Gemüths-Verfassung bei ihm voraussetzen, in welcher er durch die Einweihung in den Mysterien, natürlicherweise, vielmehr hätte bestärkt als aus derselben herausgeworfen werden müssen.

Wie dem aber auch gewesen seyn mag, genug der Erfolg war, daß Diagoras sich öffentlich gegen die Gottheit der Griechischen Nationalgötter und die Mysterien erklärte; ja sogar kein Bedenken trug, das, was in diesen letztern vorging, gezeigt und gelehrt wurde, allen die es wissen wollten zu verrathen und jedermann, so viel an ihm war, von diesen heiligen Mystificationen abzuhalten. Daß er das letztere wirklich gethan, ist durch das Decret der Athener gegen ihn außer allen Zweifel gesetzt; und da nach dem damaligen allgemeinen Volksglauben die Profanation der Eleusinischen und andern Mysterien, ein den Tempelraub selbst übertreffendes Sacrilegium war, dessen nur ein ausgemachter Gotteslaugner fähig seyn konnte, so begreift sich, warum Diagoras, wenn er auch kein Gotteslaugner im Sinn der Theistischen Religionen war, mit dem verhaßten Beinamen der Atheist gebrandmarkt werden mußte. Wenigstens gedenkt das besagte Decret keines andern Beweises seiner Gottlosigkeit (ἀσέβεια) als dieser. Indessen zweifle ich um so weniger, daß er sich dieses Namens auch durch Bestreitung des Daseyns der Götter überhaupt würdig gemacht habe, da Cicero, der ihm einige Jahrhunderte näher war als Sextus, Suidas, und die christlichen Kirchenschriftsteller, ganz positiv von ihm versichert, daß er, so wie späterhin Theodor von Cyrene, behauptet habe, nullos esse omnino Deos. Wie nun Diagoras eigentlich zu diesem Unglauben gekommen, wie weit er darin

gegangen *), und inwiefern, oder durch was für Entdeckungen die Mysterien, in deren innerste Adyta er sich vermuthlich Zugang zu verschaffen gewußt, die veranlassende Ursache desselben geworden, läßt sich, bei dem gänzlichen Mangel an nähern und umständlichen Nachrichten, nicht bestimmen: aber das, dünkt mich, könnte und sollte jedem einleuchten, der die nur gar zu oft lügenhaften und läppischen Erzählungen, womit so manche Griechische Anekdotenjäger das Andenken merkwürdiger Männer ihrer Nation beschmußt haben, mit gehörigem Mißtrauen prüft, daß die von den Aristophanischen Scholiasten, und von solchen Compilatoren wie Suidas, vorgegebene Ursache, warum Diagoras von der erbärmlichsten Deisidämonie auf einmal zur frechsten Atheisterei übergesprungen seyn soll, zu ungereimt ist, um den mindesten Glauben zu verdienen. Einer seiner Freunde soll nämlich ein von Diagoras ihm anvertrautes Depositum **) abgeläugnet, und, als

*) Der Französische Anacharsis beschuldigt ihn d'avoir brisé les statues des Dieux, und beruft sich, um ein so unwahrscheinliches Vorgeben mit Zeugnissen zu belegen, auf den Aristophanischen Scholiasten zum 828. Vers der Wolken, und auf die Kirchenschriftsteller Athenagoras und Clemens von Alexandrien. Alle drei erwähnen aber bloß eines einzigen, vermuthlich aus einerlei Quelle geschöpften Beispiels, nämlich, daß er einst, da es in seiner Küche an Holz gefehlt, einen hölzernen Hercules gespaltet und des armen Gottes noch gar mit diesen Worten gespottet habe: nun frisch auf! mache dich an deine dreizehnte Arbeit und koch' uns einen Linsenbrei. W.

**) Nach der Erzählung des Milesischen Hesychios war ein Gedicht, das ihm von einem Bekannten entwendet worden war, die teterrima causa alles dieses Unheils. Diagoras verklagte den Versedieb; dieser läugnete, schwur den Reinigungseid, und publicirte bald darauf das Gedicht als sein eigenes Werk mit großem Beifall. Dieß kränkte den armen Vater des gestohlnen Kindes so bitterlich, daß

er deßwegen gerichtlich belangt worden, es feierlich abgeschworen haben. Nun habe Diagoras, vermöge seines heroischen Glaubens, nicht gezweifelt, daß die Götter einen so frevelhaften Meineid auf der Stelle rächen würden. Da diese sich aber ganz gleichgültig und leidend dabei verhalten, sey er darüber so stutzig geworden, daß er (ungewiß ob aus Ueberzeugung oder aus Rachsucht) das Daseyn der Götter öffentlich geläugnet habe. — Gesetzt auch, das Geschichtchen habe sich wirklich zugetragen, so hätte ein so fanatischer Orthodox, wie Diagoras vor dieser Begebenheit gewesen seyn soll, höchstens einen Augenblick in seinem Glauben irre gemacht, und vom ersten Affect hingerissen werden können, in Reden auszubrechen, wie Splendidabilis sie in solchen Fällen einem in seiner zuversichtlichen Erwartung getäuschten Menschen etwa eingeben könnte. Aber was für ein elender Wicht müßte das seyn, den der Anblick alles Unrechts, aller Uebelthaten und Frevel, die auf dem ganzen Erdboden täglich, stündlich und augenblicklich begangen werden, ohne daß die Götter ihren Unwillen darüber unmittelbar auf der Stelle auszulassen nöthig finden, bisher niemals im Geringsten angefochten hätte, und der nun, da ihm selbst einmal ein zu Athen ziemlich gewöhnliches Unrecht geschah, auf einmal deßwegen aus dem religiösesten Schwärmer zum erklärtesten Atheisten würde? Eher ließe sich noch hören, was einer der Aristophanischen Scholiasten vorgibt: daß das grausame und unverdiente Schicksal, das

---

er den Göttern ihre Gleichgültigkeit gegen eine solche Unthat nicht verzeihen konnte. Von dieser Zeit an brach er mündlich und schriftlich gegen sie los, und hielt sich vollkommen berechtigt, denen das Dasein abzusprechen, die durch ihr Stillschweigen Schuld daran hatten, daß ihm seine Verse vom Gerichte waren abgesprochen worden. W.

die ganze Existenz seiner seit mehrern Jahrhunderten blühenden und in ihrer goldnen Mittelmäßigkeit glücklichen Vaterstadt im ersten Jahre der 91sten Olympiade vernichtete, diese Wirkung auf sein Gemüth gehabt hätte, wenn nicht aus andern Umständen wahrscheinlicher wäre, daß sein Atheism viel älter und mehr eine Frucht kalter Untersuchungen und Speculationen als des Unmuths und der Verzweiflung gewesen sey. Im letztern Falle würde er wohl schwerlich eine Stelle unter den Philosophen des Alterthums erhalten haben, und dieß um so weniger, da sein Tod ziemlich bald auf die Zerstörung von Melos folgte, und er also nicht Zeit genug gehabt hätte, mit seiner neuen Lehre Aufsehn zu erregen. Ich denke der Wahrheit vielleicht am nächsten zu kommen, wenn ich annehme, daß Diagoras durch seine Initiation in allen geheimen Gottesdiensten, vielleicht auch durch eine vertrautere Bekanntschaft mit den Priestern, wozu sein affectirter Fanatism ihm den Weg gebahnt, nicht nur zu der Ueberzeugung (die eben nicht schwer zu erlangen war), daß die populären Nationalgötter der Griechen keine Wesen außer uns seyen, gelangt, sondern bei immer fortgesetzter Speculation über diese Dinge auf die Meinung gerathen sey: daß weder die Natur im Ganzen und im Besondern, noch die Oekonomie der menschlichen Dinge durch Voraussetzung einer unserm Verstand unzugangbaren Grundursache begreiflicher werde, und also nichts vorhanden sey, was den denkenden Menschen zu einer solchen Voraussetzung bewegen könne. Er war, wofern er so vernünftelte, weder der erste noch der letzte seiner Art; und wenn er sich übrigens im Aeußerlichen der populären Religion conformirt, seinen Atheism ohne Geräusch und Prätension als eine bloße kosmologische Speculation vorgetragen, und die Mysterien unangetastet gelassen hätte, so

möchte er so alt als Demokrit von Abdera geworden seyn, ohne daß weder die Eumolpiden, noch der Areopagos, noch das souveräne Volk von Athen sich um ihn bekümmert hätten. Aber Diagoras konnte, wie es scheint, der Begierde, seine Entdeckungen auch andern mitzutheilen und Proselyten zu machen, nicht widerstehen. Die Mysterien verrathen, war an sich schon eine halsbrechende Sache; aber sogar mit Verachtung davon zu reden, und andere von den Initiationen abzuhalten, ein solcher Frevel war unerhört, und empörte, da er endlich ruchtbar wurde, ganz Griechenland gegen das Ungeheuer, das dessen fähig war. Mir ist nicht unwahrscheinlich, daß Diagoras, der sich gewöhnlich zu Athen aufhielt, sein Spiel schon lange vorher, bevor das Ungewitter über ihm ausbrach, auf eine verdecktere Art gespielt, und wenigstens das, was den Athenern und Hellenen das Heiligste war, die Eleusinischen Mysterien, geschont haben werde. Aber als Athen die armen Melier seine Uebermacht auf eine so grausame Art fühlen ließ *), daß wir die Erzählung davon nach mehr als 2000 Jahren nicht ohne Ingrimm lesen können, da mochte wohl auch der patriotische Zorn des Diagoras über Götter und Athener so heftig entbrennen, daß er seine Gesinnungen gegen beide ohne alle Zurückhaltung laut genug werden ließ, um sich das fürchterliche Decret zuzuziehen, wodurch er für vogelfrei erklärt, und demjenigen, der ihn tödten oder lebendig nach Athen liefern würde, jenem ein Talent, diesem das Doppelte zur Belohnung versprochen wurde. Er

---

*) Alle Melier, welche Waffen zu tragen fähig waren, wurden gefangen nach Athen geschleppt und daselbst mit kaltem Blute ermordet; alle übrigen, Weiber, alte Männer und Kinder, zu ewiger Sklaverei verdammt. W.

hatte sich zwar noch in Zeiten mit der Flucht zu retten gesucht und unter den Peloponnesiern sicher zu seyn gehofft; aber die Wuth der Athener verfolgte ihn von Ort zu Ort, brachte es dahin, daß er allenthalben als ein erklärter Feind der Götter und Verräther der Mysterien proscribirt wurde, und ließ nicht eher von dem Unglücklichen ab, bis man erfuhr, daß er in einem Fahrzeuge, worin er aus Griechenland entfliehen wollte, zu Grunde gegangen sey.

So setze ich mir das Wenige, was uns die Alten von diesem merkwürdigen Melier, in kleinen unförmlichen Bruchstücken und einzelnen schlecht in einander passenden Zügen überliefert haben, zusammen, um mir wenigstens etwas einigermaßen Anschauliches und Begreifliches bei seinem Namen denken zu können, und einem, der sich selbst nicht mehr vertheidigen kann, so wenig als möglich Unrecht zu thun. Ich gestehe übrigens gern, daß mich dieser Versuch nicht ganz befriediget; und daß es, aus Mangel an chronologischer Bestimmung der Hauptepochen seines Lebens, immer unmöglich bleiben wird, alle durch so manche Schriftsteller von sehr ungleicher Gültigkeit zerstreuten Züge so zusammenzufassen, daß ein Bild herauskomme, welches einem in sich selbst zusammenhängenden Menschen ähnlich sehe. Aber bei wie vielen andern ausgezeichneten Personen des Griechischen Alterthums finden wir uns in eben demselben Falle!

E.

1.

Enthusiasmus und Schwärmerei.

1775.

Mit den Worten muß es so genau nicht genommen werden — pflegt man zu sagen, und hat sehr Unrecht. Freilich sollten sich gescheidte Leute nie zanken, wenn sie nicht wenigstens wissen, worüber. Aber eben damit dieß nicht so häufig geschehe, wäre sehr zu wünschen, daß man sich einmüthiglich entschließen möchte, allen Wörtern, deren Bedeutung noch schwankend ist, auf immer und allezeit eine festgesetzte und jedermann klare oder klar zu machende Bedeutung zu geben.

Ich finde, daß viele Gelehrte noch immer Schwärmerei und Enthusiasmus als gleichbedeutende Wörter gebrauchen, und dadurch Begriffe, die mit äußerster Sorgfalt auseinander gesetzt werden sollten, dergestalt verwirren, daß sie immer Gefahr laufen, ihren Lesern halb wahre Sätze für voll zu geben, und in ohnehin übelaufgeräumten Köpfen noch mehr Unordnung anzurichten.

Ich nenne Schwärmerei eine Erhitzung der Seele von Gegenständen, die entweder gar nicht in der Natur sind, oder wenigstens das nicht sind, wofür die berauschte Seele sie

ansieht. So schwärmt z. B. Horaz, wenn ihn Bacchus, von dessen Gottheit er voll ist, in unbekannte Haine und Felsenhöhlen fortreißt — und Petrarca, wenn es ihm vorkommt, daß die Seufzer und Klagen seiner Laura Berge versetzen und Flüsse stehen machen könnten. Dem Worte Schwärmerei, in dieser Bedeutung genommen, entspricht das Wort Fanatismus ziemlich genau; wiewohl dieß letztere, durch den Gebrauch, einer besondern Gattung von Schwärmerei, nämlich der religiösen, zugeeignet worden ist *). Aber es gibt auch eine Erhitzung der Seele, die nicht Schwärmerei ist, sondern Wirkung des unmittelbaren Anschauens des Schönen und Guten, Vollkommenen und Göttlichen in der Natur und unserm Innersten, ihrem Spiegel! Eine Erhitzung, die der menschlichen Seele, sobald sie mit gesunden, unerschlafften, unverstopften, äußern und innern Sinnen sieht, hört und fühlt was wahrhaft schön und gut ist, eben so natürlich ist, als dem Eisen im Feuer glühend zu werden.

Diesem Zustande der Seele weiß ich keinen schicklichern angemessenern Namen als Enthusiasmus. **) Denn das,

*) Mit Recht, da es von fanum, Tempel, abgeleitet ist. Böttiger bezieht es auf die Selbstzerfleischungen und Verstümmelungen der orgiastischen Religionen der alten Welt, wovon aber auch im Christenthum nicht seltene Beispiele vorkommen. Der Fanatiker geht in der Schwärmerei bis zur Wuth der Zerfleischung seiner selbst und Anderer im physischen und moralischen Sinne, und bewaffnet darum gern den weltlichen Arm gegen anders Denkende

**) Das Wort bezeichnet nach seiner Etymologie den erhöhten Zustand der Seele, worin sie ganz außergewöhnliche Kräfte zeigt und Wirkungen äußert, und den sich die Alten nicht anders erklären konnten als aus dem Inwohnen eines Gottes in der Seele, dem Einwirken eines Gottes in dieselbe. Besonders Dichtern und Propheten schrieb man daher Enthusiasmus zu. Est Deus in nobis, agitante calescimus illo, sagt Ovid.

wovon dann unsre Seele glüht, ist göttlich; ist (menschenweise zu reden) Strahl, Ausfluß, Berührung von Gott; und diese feurige Liebe zum Wahren, Schönen und Guten ist ganz eigentlich Einwirkung der Gottheit, oder (wie Plato sagt) Gott in uns.

Hebet eure Augen auf und sehet: was sind Menschenseelen, die diesen Enthusiasmus nie erfahren haben? Und was sind die, deren gewöhnlichster, natürlichster Zustand er ist? — Wie frostig, düster, unthätig, wüst und leer jene? Wie heiter und warm, wie voller Leben, Kraft und Muth, wie gefühlvoll und anziehend, fruchtbar und wirksam für alles was edel und gut ist, diese!

Schwärmerei ist Krankheit der Seele, eigentliches Seelenfieber: Enthusiasmus ist ihr wahres Leben! — Welch ein Unterschied in wesentlicher Beschaffenheit, Ursache und Wirkung!

Ich vergesse hier gar nicht, daß die Gränzen des Enthusiasmus und der Schwärmerei in jedem Menschen schwimmen; daß der Enthusiast oft schwärmt; daß weder wir noch er selbst allemal mit Gewißheit sagen können, was, von allem was in ihm vorgeht, der einen oder der andern Ursache zuzuschreiben ist. Aber soll uns dieß abhalten, den großen wesentlichen Unterschied zwischen zwei so ungleichen Zuständen der Seele anzuerkennen, und (woran bisher so wenig gearbeitet worden ist) diesen Unterschied so genau als möglich zu bestimmen?

Aber wie kann dieß geschehen, so lange man die Wörter Schwärmerei und Enthusiasmus für gleichbedeutend nimmt?

Beiläufig merk' ich noch an, daß Enthusiasmus — wenigstens niemals wo man sich ganz bestimmt auszudrücken hat — durch Begeisterung übersetzt werden sollte. Dieß letzte Wort hat eine weitere Bedeutung; denn der Geister sind

mancherlei. Der Schwärmer ist begeistert wie der Enthusiast; nur daß diesen ein Gott begeistert und jenen ein Fetisch. *)

Endlich sollt' ich kaum hinzusetzen dürfen, daß es, was man auch über den wesentlichen Unterschied zwischen Enthusiasmus und Schwärmerei und den verschiedenen Gebrauch dieser Wörter festsetzen will, immer hohe Zeit wäre, die Namen Enthusiast und Schwärmer nicht länger als Schimpfwörter zu gebrauchen.

Ein Schwärmer seyn, ist nicht schimpflicher, als ein hitziges Fieber haben; ein Enthusiast seyn, ist das Liebenswürdigste, Edelste und Beste seyn, was ein Sterblicher seyn kann.

Aber freilich, wer wird die frostigen, lichtlosen, öden und leeren Seelen jemals dahin bringen, dieß zu fühlen?

Ich besorge also — doch nein! Ich will nichts besorgen. Helfe, was helfen kann! Wenn wir immer besorgen, immer daran denken wollten, daß wir in die Luft bauen, ins Wasser säen, den Fischen predigen u. s. w., so würden wir zuletzt gar nichts mehr thun; — und das taugte noch weniger!

---

*) Man kann wohl Begeisterung zum Mittelpunkte machen. Dem Begeisterten zur einen Seite steht der Enthusiast, zur andern der Schwärmer. Jener erglüht für eine Idee, dieser für eine Chimäre. Jeder will sie anerkannt, realisirt wissen, und ist eifrig darin; der Enthusiast wählt nur gute Mittel, dem Schwärmer wird das Mittel durch den Zweck geheiligt. Der Enthusiast ist allezeit mit der Vernunft harmonisch, der Schwärmer nicht. Enthusiasmus ist ein Affekt, Schwärmerei eine Leidenschaft, und daher das Schwärmen, d. i. mit lautem Getös umherschweifen, und zwar in Masse: der Schwärmer will auch Schwarm machen.

2.

Erasmus von Rotterdam.

Fragment über seinen Charakter.

1776.

Ich wünsche etwas beizutragen, daß dem Charakter dieses vortrefflichen Mannes mehr Gerechtigkeit widerfahre, als noch immer geschieht, und geschehen kann, so lang er von beiden Parteien, die sich durch sein Betragen in den Religionshändeln beleidigt glauben, in einem zu strengen Lichte gesehen wird. Beide finden, daß er zu viel für die Gegenpartei, und zu wenig für die ihrige gethan habe; und bloß weil er gerecht gegen beide seyn wollte, rechnet ihm keine das, was er wirklich für sie that, zum Verdienst an. Die Katholischen (ich rede von dem größten Theile) machen ihm alle die ruhmwürdigen Bemühungen seiner jüngern Jahre; seine Freimüthigkeit in Aufdeckung der Mißbräuche und Gebrechen des damaligen Kirchenzustandes; seine mit dem größten Erfolg gewagten Angriffe auf den Barbarismus der theologischen und philosophischen Schulen, und auf den groben Aberglauben, worin die Mönche schändlichen Gewinn haben, das christliche Volk gefangen hielten; seine lachenden, aber nur desto wirksamern Satyren auf die Unwissenheit, den Weltsinn, die cynischen Sitten und den Haß gegen das Licht der Wissenschaften, womit damals die meisten Ordensgeistlichen zum Aergerniß aller ehrlichen Leute angesteckt waren — ich sage, alles dieß, wofür ihm, als einem um sein Zeitalter, um die Menschheit verdienten Manne eine ewige Ehrensäule unter den Edelsten und Besten gebührte, wird ihm — weil die Sache

der Protestanten nothwendig dabei gewinnen mußte — von dem größten Theil der Katholischen noch immer mehr zum Vorwurf als zum Verdienst angerechnet. Die Protestanten auf der andern Seite bringen alles in Anschlag, was er, wie sie glauben, für die gute Sache hätte thun können und nicht gethan hat, und halten sich dadurch berechtigt, ihm wenig Dank für alles Gute zu wissen, was er am Ende doch nicht um ihrentwillen that, wiewohl sie die größten Vortheile davon zogen; ja was er, um der ihm mißfälligen Folgen willen, gethan zu haben sich zuweilen reuen ließ. Beide Parteien vereinigten sich ihm seine Tugenden selbst — seine Unparteilichkeit, seine Klugheit, seine Begierde den Frieden zu erhalten, und den schrecklichen Uebeln eines öffentlichen Bruchs vorzubeugen, seine Billigkeit und Mäßigung, auch nachdem die Sachen endlich zu dieser gewaltsamen Krisis gekommen waren, seine unverletzt fortdauernde und unterhaltene Freundschaft mit den Gelehrtesten und Weisesten beider Hauptparteien u. s. w. — zum Verbrechen zu machen. Und was soll ich endlich von denen sagen, welche, ohne der Parteilichkeit des großen Haufens schuldig oder fähig zu seyn, den Erasmus gleichwohl tiefer als billig ist herabsetzten, weil sie den Contrast, den sein Charakter und Betragen mit demjenigen eines Ulrich von Hutten, eines Luthers, eines Zwingli macht, lebhafter als andre fühlen, und darüber zu vergessen scheinen, daß Geister von so verschiedener Art einander gar nicht entgegen gestellt werden sollten, indem es wirklich nicht billig ist, einen Mann, dessen Vorzüge, Verdienste und eigentlicher Wirkungskreis von jener Helden ihrem so verschieden war, so nahe zu ihnen zu stellen, daß er durch ihren Glanz nothwendig verdunkelt werden muß, da er doch unter den Geistern seiner Classe und in seinem Wirkungskreise Glanz, Licht und Wärme

genug hatte, um einen Platz unter den herrlichsten Köpfen, und (wenn ich nicht sehr irre) auch unter den besten Menschen seiner Zeit, und jeder andern Zeit zu verdienen. Man müßte parteiischer gegen Erasmus als für die Wahrheit seyn, wenn man läugnen wollte, daß er einen Theil der Vorwürfe, die ihm von Luthern und seinen übrigen Freunden gemacht worden (die Bitterkeit, womit sie gemacht wurden, abgerechnet), ziemlich verdient habe; daß er für seinen Ruhm und (was ihm noch näher anlag) für seine Sicherheit und Ruhe, kurz für sein liebes otium cum dignitate vielleicht mehr besorgt gewesen, und also in den stürmischen Zeiten der Lutherischen Tragödie (wie er die Reformation, ein wenig zu Lucianisch, zu nennen pflegte) mehr temporisirt habe, als ein Mann, dem Wahrheit und Recht, also die Sache der Menschheit, welche zugleich und hienieden ganz allein Causa Dei ist, über alles gilt, zu thun fähig wäre. Von dieser Seite betrachtet. muß er freilich klein gegen einen Hutten erscheinen, der sein Alles für sie hingab. Aber, um gerecht zu seyn, müssen wir auch bedenken, daß weder Ueberzeugung noch Heldenthum Dinge sind, die nur blos von dem Willen eines Mannes abhängen. Erasmus begünstigte und beförderte die gute Sache, so weit seine Ueberzeugung reichte, so lange er sie für rein, für Sache der Menschheit und Sache Gottes hielt: und zog seine Hand erst dann zurück, wie er sah, oder zu sehen glaubte, daß menschliche Gewinne zu sehr die Oberhand über das Göttliche; wie er sah, daß persönliche Leidenschaften, Politik und Cameralabsichten der Großen u. s. w. sich zu stark ins Spiel mischten, und daß es durch die ungestüme Hitze, womit man zu Werke ging, und die seiner natürlich sanften Gemüthsart so wesentlich zuwider war, zu einem Schisma — dessen Verhütung ihm immer so sehr am Herzen gelegen —

kommen müsse. Ist es denn so ausgemacht, daß ein rechtschaffener Mann in einem solchen turbulenten Zustand der Republik nothwendig Partei nehmen muß? Ist es nicht genug, wenn er immer auf die Seite sich neigt, wo er die meiste Billigkeit, Mäßigung und Lauterkeit sieht? Ist es nicht Weisheit, sich in einer freien Wirksamkeit zu erhalten, so lange man hoffen kann (und wer kann gleich sagen, wie lange dieß zu hoffen ist?) daß Ruhe und Ordnung, unter gemeinnützlichen Bedingungen, noch ohne Bürgerkrieg und Auflösung aller Bande des gemeinen Wesens, wieder hergestellt werden könnten? Und ist es nicht, aufs wenigste, erlaubte Klugheit und Selbsterhaltung, zumal bei einem blosen Reisenden, der keinen verpflichteten Beruf weder zum Steuerruder noch zur Pumpe hat, sich zurückzuziehen, wenn es so weit gekommen ist, daß wir zwar wohl mit zu Grunde gehen können, aber das Schiff zu erhalten keine Hoffnung mehr haben?

Jedoch, wenn sich auch Erasmus von dem Vorwurf einer zu strengen Sorge für sein liebes Ich in diesen Zeiten der heftigsten Stürme, deren Ausgang damals noch kein menschliches Auge voraussehen konnte, nicht ganz rechtfertigen ließe: so verdient ein Mann von solchen Verdiensten — wenigstens mit Nachsicht beurtheilt zu werden. Er war nicht zum Helden geboren, nicht zum Helden erzogen; brachte seine Jünglingsjahre nicht in ritterlichen Uebungen und unterm Geräusche der Waffen, im Feldlager eines Maximilian, zu, hatte nicht das kochende Blut und den feurigen Geist eines Hutten; war nicht, wie dieser, durch Bosheit der Menschen und unabläßige Streiche des widrigsten Schicksals aufgereizt, erbittert und zum Verzweiflungsspiel, Alles gegen Alles zu setzen, gebracht worden. Es ist nicht alles Tugend, was uns an Hutten

groß scheint! nicht alles unedel und verachtenswerth, was an Erasmus klein ist, oder uns in Vergleichung mit den Heroen seiner Zeit klein vorkommen muß.

Das goldene Tu si hic esses aliter sentias! legt uns als Pflicht auf, uns so viel nur immer möglich an den Platz und in den ganzen Zusammenhang der Person hineinzudenken und hineinzufühlen, über die wir urtheilen wollen. Und da, bei aller Bemühung, die wir uns hierzu geben können, doch immer noch sehr viel daran fehlen muß, daß wir alles so klar sehen, so lebendig und gegenwärtig fühlen, wie diese Person: was ist billiger, als daß wir unserm Zwischenurtheil so viel an Gelindigkeit zulegen, als uns an Information zum Ausspruch eines vollkommnen, gerechten Endurtheils abgeht? Beides sind freilich unbestimmbare Größen; aber eben darum ist billige Nachsicht gegen die menschliche Gebrechlichkeit die erste Tugend eines gerechten Sittenrichters.

Erasmus war, nach Beschreibung seines Freundes, Beatus Rhenanus, von einer zarten und schwächlichen Leibesbeschaffenheit, so sehr, daß die kleinsten Veränderungen der Witterung und Diät empfindlich auf ihn wirkten. Wie viel von dem, was an seinen Talenten das Glänzendste, und an seiner Gemüthsart das Schwächste war, hängt nur an diesem einzigen Umstande seiner physischen Anlage! Seine Kindheit scheint unglücklich und gedrückt gewesen zu seyn,*) schon von seinem

*) Johann Adam Bernhard, weiland Rector der Schule zu Hanau, in seiner curieusen Historie derer Gelehrten, Frkft. a. M. 1718, in dem Cap VII. von gelehrten Hurenkindern, gibt hierüber folgenden Aufschluß S. 33: dem Desiderio Erasmo geschiehet kein Leyd, wenn man ihn mit unter die Doctos spurios rechnet; sein Vatter, der seine Mutter beschlaffen, hat sich dieselbe niemahls antrauen lassen. Er erbte auch, außer dem bloßen Nahmen, nichts von ihm, denn

fünften Jahre an wurde er zur Schule geschickt und mit dem damaligen Liripipio *) fürbaß gequält. Wie er aber nachmals in der Schule zu Deventer von einigen ältern Mitschülern einen Vorgeschmack der bessern Literatur bekommen hatte, faßte er eine unglaubliche Liebe zum Studiren; und diese wurde und blieb die herrschende Neigung seines ganzen Lebens. Horaz und Terenz wurden, sobald er sie kennen lernte, seine Lieblings-Autoren; er durfte sie nur an Feiertagen verstohlener Weise lesen, aber desto lieber wurden sie ihm! Und da diese beiden (und bald kam auch Lucian dazu, das Triumvirat voll zu machen) seinem Geiste die erste Bildung gaben, da das Vergnügen, so er aus ihnen schöpfte, damals sein einziges war (er las sie so fleißig, daß er sie endlich ganz auswendig wußte, sagt Beatus) — was Wunder, daß bei einem Subject von so zarten Sinnen, die Formen, so sie ihm eindrückten, unauslöschlich blieben? daß die Horazische aurea mediocritas (die mit der Sokratischen σωφροσύνη eins ist), d. i. die Liebe zu allem Gemäßigten, Ruhigen und sanften Schönen in der Natur und im Leben, und die so nahe damit verwandte Menandrische Grazie und Urbanität, und die Lucianische Feindschaft gegen alle falsche Prätension, alles Ueberspannte gegen Platonische Praestigias und stoisches

---

er nennte sich Anfangs nach demselben Gerhard Gerhardi. In denen folgenden Zeiten aber änderte er den Sinn, und legte an Tag, wie wenig ihm mit dieser Erbschaft gedienet wäre, indem er nach damahliger Gewohnheit seinen alten Nahmen ablegte, und sich Desiderium Erasmum wollte genennet haben.

*) Liripipium, worüber man nachzusehen hat Menage Orig. ling Gall, war im Mittelalter eine von den Magistern und Baccalauren getragene Mütze, die so über den ganzen Kopf gezogen wurde, daß nur für das Gesicht eine Oeffnung blieb.

Supercilium *) charakteristische Grundzüge seines Geistes, seiner Sitten, seiner Sinnes- und Lebensart, und somit auch seiner Schriften wurden? Und wie natürlich also, daß Erasmus, so organisirt, so gebildet, mit dieser Lebhaftigkeit und Feinheit des Gefühls und Witzes, mit dieser jovialischen Gemüthsart, die ihn auch in seinem Umgang zum liebenswürdigsten Gesellschafter machte, mehr Lust hatte — Komödie als Tragödie zu spielen?

Zwar sind Xenophon, Sir Philipp Sidney, und vielleicht einige andre unter Alten und Neuern, Beispiele, daß die Grazien des Geistes, so wie ein hoher Grad körperlicher Schönheit, sich mit den Vollkommenheiten, die den Helden bilden, gar wohl in Einem Subject zusammentreffen können. Aber wie höchstselten ist's, daß Natur und Glück zu Hervorbringung eines vollkommnen Menschen in einen solchen Bund treten? — Und dennoch zeigt sich sogar bei diesen ächten *ΚΑΛΟΙ ΚΑΙ ΑΓΑΘΟΙ* dieser (auch unserm Erasmus eigne) charakteristische Hang zu persönlicher Freiheit, Ruhe und einem unter die Musen und die Freuden des geselligen Lebens getheilten Leben! Man braucht nur Leben und Tod Xenophons mit Leben und Tod Phocions zu vergleichen, um den ganz einleuchtenden Unterschied zu fühlen.

Erasmus wurde von seinen tyrannischen Vormündern wider seine entschiedene Neigung dem klerikalischen Stande gewidmet, und (was ihm am unerträglichsten war) dem Zwang einer Ordensregel unterworfen. Von dem letztern hatte er zwar den Muth und das Glück sich wieder loszumachen: da er aber doch ein Clericus bleiben mußte, was konnte billiger seyn, als daß er seine unbegränzte Liebe zum Studiren und

---

*) S. Erasm. Epist. I. 29. ep. 5

zur Freiheit des Geistes und Lebens mit den wesentlichsten Pflichten seines Standes zu vereinigen suchte? Schon auf seiner ersten Reise nach England, die er nach Vollendung seiner akademischen Jahre zu Löwen und Paris vornahm, erwarb er sich die Achtung der Gelehrtesten und Aufgeklärtesten — und dieß heißt damals meist so viel als der vornehmsten Männer in Kirche und Staat; seine seltnen Gaben, seine Wissenschaft und Wohlredenheit, sein Witz und seine angenehmen Sitten dienten ihm überall für die beste Empfehlung. Er ging nach Italien und vermehrte, wo er hinkam und sich aufhielt, zu Bologna, Venedig, Padua und Rom, die Zahl seiner Freunde; es war ein Wunder für die Wälschen, einen jungen Belgier zu sehen, der die Wissenschaft zu ihnen brachte, die andre bei ihnen holten. Seine literarischen Verbindungen mit dem berühmten Aldus und dessen gelehrten Freunden — die erste Ausgabe seiner mit Belesenheit, Kritik und Philosophie vollgestopften Adagia, sein Plautus, Terenz u. s. w. machten ihm schon einen weitverbreiteten Ruhm; und schon damals hatte man am Römischen Hofe eine so große Meinung von ihm, daß man ihn durch Antragung der Stelle eines Pönitentiarius zu Rom festzuhalten suchte. In der Folge erwarben ihm seine Anmerkungen zum neuen Testament, seine Paraphrasen, andre Werke in diesem Fache (wozu ihn die ehmals zu Turin angenommene Doctorwürde der Theologie berechtigte), den Ruf eines eben so eminenten Theologen, als ihm seine grammatischen und kritischen Arbeiten eine der obersten Stellen unter den Philologen seiner Zeit, und seine Adagia, Colloquia und Encomium Mariä unter den Sokratischen Weisen verschafft hatten. Sein Ansehen stieg nun von Jahr zu Jahr; die größten Fürsten ehrten ihn, schützten ihn, und eiferten um die Wette, ihn bei sich

zu fixiren; seine Widersacher selbst, und einige Doctores obscurissimi vom Schlag eines Eck, Stunica, *) Bedda u. dgl. dienten seinem Glanze nur zur Folie. Es lag bloß an ihm, sich durch ansehnliche Ehrenstellen einen Weg zu machen, der ihn endlich zu den höchsten Würden in der Kirche geführt haben könnte. Aber er zog seine Freiheit allen andern Vortheilen vor, und erwählte sich endlich, theils um in diesem Elemente seines Geistes desto ungestörter leben zu können, theils wegen seiner Verbindung mit Froben und Amerbach, die Stadt Basel zu seinem gewöhnlichsten Aufenthalt, wo er auch im Jahre 1536 in seinem 70sten Jahre verstarb.

Ist nicht dieser bloß flüchtig auf sein Leben hingeworfene Blick schon hinlänglich, uns begreifen zu machen, wie gewichtig für ihn die persönlichen Beweggründe waren, sich nicht in die Unruhen der Reformation hineinziehen zu lassen? **) Es war nicht Feigheit der Seele: oder hätte etwa kein Muth dazu

---

*) Epp. 30, 82.

**) Eine Stelle aus seinem im J. 1519 an Luther geschriebenen Brief ist zu merkwürdig, um hier nicht angeführt zu werden. Ego me quod licet integrum servo, sagt er, quo magis prosim litteris reflorescentibus. (Das war seine Sparta; Luther hatte eine ganz andere; was hab' ich mit dir zu schaffen! konnte einer zum andern sagen.) Et mihi videtur plus profici civili modestia quam impetu. Sic Christus orbem in suam ditionem perduxit. Sic Paulus Judaicam legem abrogavit, omnia trahens ad allegoriam. Magis expedit clamare in eos, qui Pontificum autoritate abutuntur, quam in ipsos Pontifices; idem de Regibus faciundum censeo. — Quorundam virulentas contentiones magis conducit contemnere quam refellere. Ubique cavendum est, ne quid arroganter aut factiose loquamur, faciamusve; sic arbitror gratum esse Spiritui Christi. — Hatte Erasmus nicht Recht? — Und doch, wo wären wir, wenn Luther auch so gedacht hätte?

gehört, die Mönche und Pedanten, deren Zorn damals noch wie das Brüllen eines jungen Löwen war, ja selbst die heilige Schultheologie, die Decretalen, und die sämmtlichen Gebrechen der Kirchen-Disciplin so anzugreifen wie er gethan hat? — Es war nicht Begierde oder Hoffnung sich bei dem Römischen Hof einzuschmeicheln, und Pfründen und Würden zu erschnappen: denn wenn er das gewollt hätte, warum hätte er die Einladung des Papsts Hadrian VI, seines Landsmanns und alten Freundes, und die glänzenden Aussichten, die sich ihm damals in Rom öffneten, so geradezu von sich abgewiesen? Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß Erasmus, wenn sein Schicksal gewesen wäre, zwanzig Jahre später in die Welt zu kommen, gar leicht ein eben so warmer Anhänger von Luther hätte werden können, als nur immer — sein Freund Melanchthon. Allein man denke sich ihn als einen Mann gegen sechzig Jahre, wie er um die Zeit des zweiten Acts der Tragoedia Lutherana war, auf einer Seite mit einer von vielen Krankheiten und Alter geschwächten Gesundheit, auf der andern in allen den Vortheilen des entschiedensten Ruhms, Ansehens und Einflusses in die Gelehrten-Republik, im Besitz der Freundschaft so vieler großen und vortrefflichen Männer, denen er von der Weisheit seines Betragens gewissermaßen Rechenschaft geben mußte, und, was für ihn so wichtig war, im Besitz einer Ruhe, die er mit Aufopferung alles dessen was ihm die Fürsten der Kirche und weltlichen Prinzen so oft angeboten, erkauft hatte; und nun frage man sich, ob er das alles hätte dran geben sollen, um irgend eine Altenmanns-Rolle in besagter Tragödie zu spielen? Wahrlich er konnte keinen solchen Gedanken haben, wenn er auch weniger scheinbare Vorurtheile gegen die Güte der Sache gehabt hätte.

Ich wiederhole es, ich wünsche mit diesem, wiewohl sehr mangelhaften, apologetischen Fragment (denn wie viel wäre noch für Erasmus zu sagen gewesen, wenn ich gewisse unangenehme Saiten hätte berühren wollen! Wer Lust hat, lese seine Briefe an Wilibald Pirkhaimer) nichts zu erhalten, als ein billiges Urtheil von einem in seiner Art und in seinem Wirkungskreise vortrefflichen Manne — der so viel zur Aufklärung und Verbesserung seiner Zeit beigetragen, dessen Werke größtentheils noch immer ihren fortdauernden Werth haben; dessen satyrische und launige Schriften dem Aberglauben, der Heuchelei, der Möncherei und dem ganzen Reiche der Göttin Dummheit mehr Abbruch gethan haben, als vielleicht alle ernsthaften Bekämpfer desselben durch alle ihre langweiligen Deductionen zusammengenommen; dessen Fehler endlich durch eine Menge Verdienste, Tugenden und Liebenswürdigkeit weit überwogen wurden, und, alles gehörig berechnet, so unerheblich waren, daß sich ein warmer Bewunderer kaum enthalten könnte, sie (wie Alcäus die naevos in puero suo) für Lumina anzuführen.

3.

Eukleria, s. Schurmann.

4.

Euripides.

a.

Sprüche aus einem Sokratischen Dichter.

1777.

Diese aus den Fragmenten des Euripides ausgehobenen Sprüche (wie ich sie aus Mangel eines schicklichern Wortes nenne) bedürfen keiner Auslegung für die Verständigen. Einige sind von tiefem Sinn. Was diesen uns aufschließen kann, ist mehr Ahndung als Vernunftschluß. Ich habe sie erst gefühlt, eh' ich sie übersetzte. Bei einigen war eine Wendung nöthig, um den Gedanken aus der Sprache der Urschrift in die unsrige überzutragen. — Ich theile sie denen mit, welche eine Freude daran haben werden wie ich. Es däuchte mich unbillig, daß so reine Goldkörner immerfort versteckt liegen sollten.

Was willst du lieber, süße Lügen, oder herbe Wahrheit? Du hast die Wahl!

Der einzige Fall, wo einem Narren dünkt, er habe was Dummes gesagt, ist, wenn es ihm begegnet was Kluges zu sagen.

Daran erkenne den weisen Mann! er zürnt, auch wenn's ihm übel geht, den Göttern nicht.

Was Göttern ansteht, ziemt drum Menschen nicht.

Den Sterblichen heißt der ein Glücklicher, der minder leidet.

Durch tausendfält'ge Truggestalten täuschen die höhern Mächte uns — uns Kinder! — Warum sind wir auch nicht ihresgleichen?

Die armen Erdenklöße! sich mit ihrer Klugheit noch viel zu wissen! Sind doch, was sie sind, allein durch dich, und können doch nichts thun als was du willst.

Wer willig unter die Nothwendigkeit den Nacken beugt, den nennet weise und saget, er versteh' — Theologie. —

Das höchste Schöne für den Menschen ist die Tugend.

Der Geist in unser jedem ist sein Gott.

Für schlimme Menschen gibt es keinen Adel, und Gute können nicht unedel seyn.

Wohl dem Sohne des Glücks, der weise geboren ward!

Der Fürst wird weise, der mit Weisen lebt.

Ein köstlich Ding die Freiheit! — Wer von ihr auch noch so wenig hat, glaubt viel zu haben.

O weh! — Und doch, warum o weh? wir leiden ja nur was Menschliches!

In Hoffnungen zu leben, ziemt dem Weisen.

Der ist in meinem Sinn kein Biedermann, der, seines eignen Vaterlands Verächter, ein fremdes lobt, und fremde Sitten liebt.

Willt du gedeihen bei der Welt? Mach, daß sie glaubt du seyst ein frommer Mann, und dann — thu was du willst.

Ein Thor macht jedermann zum Zeugen seines Unglücks; der Weise trägt's und schweigt.

Was ist ein alter Mann? Ein Schatten und eine Stimme.

Das Werk der Götter kommt den Sterblichen stets unverhofft.

Sag' etwas Besseres als Schweigen, oder schweig'!

---

b.

Ueber des Euripides Alcestes.

1773.

Euripides macht aus der freiwilligen Aufopferung der Alcestis eine weltkündige Sache. Das ganze Thessalien nimmt daran Antheil; sogar Hercules, der aus fernen Landen ankömmt, weiß, daß Alceste für ihren Gemahl sterben will. Wie viel die That der großmüthigen Gattin durch diese Kundbarkeit gewinne, weiß ich nicht: aber dieß weiß ich, daß das Stück dadurch eine der rührendsten Situationen — den Augenblick der freiwilligen Aufopferung der Alceste — verliert. Es ist wahr, Euripides entschädigt uns dafür einigermaßen durch das vortreffliche Gemälde des Abschieds, den seine Heldin von dem Hause ihres Gemahls nimmt; aber dieses Gemälde wird erst aus dem Munde der Kammerfrau, die es dem Chor erzählt, in unsre Phantasie gebracht, und ersetzt uns lange nicht die starken Erschütterungen der Seele, die wir erfahren, wenn wir sie selbst zwischen Angst und zwischen Hoffen schweben, hernach, da der Gott ihr Urtheil ausgesprochen hat, niederknien und den Todesgöttern ihr Leben für ihren Gemahl zum Opfer weihen sehen. Um diese Scene zu erhalten, mußte ich in dem Plane des Griechischen Dichters starke Veränderungen vornehmen.

Die zweite Abweichung von dem Plan des Euripides liegt in der Weise, wie er seinen Hercules in die Handlung verflochten hat.

Admet war vornehmlich seiner Gastfreiheit wegen berühmt, einer Tugend, die in heroischen Zeiten, das ist, in Zeiten des Faustrechts, ein großes Verdienst in sich schließt. Ich habe nicht vergessen, von den Zügen, womit ihn die Fabel von dieser Seite zeichnet, Gebrauch zu machen; denn Admet steigt dadurch in unsrer Achtung; und dieß hat er, nachdem es uns unsre geliebte Alceste gekostet hat, sehr vonnöthen.

Aber Euripides thut viel mehr; er gründet die ganze Verwicklung seines Stücks auf die Hospitalität des Admet. Sein Hercules kömmt, unwissend, daß Alceste schon gestorben ist, aber wohl unterrichtet, daß sie für ihren Gemahl sterben wird. Man sollte denken, dieß liefe auf Eines hinaus. Demungeachtet läßt sich dieser Hercules nicht nur nicht abhalten, in dem Hause seines Freundes sich der Fröhlichkeit ganz sorglos und wohlgemuth zu überlassen; sondern, da ihn alles überzeugen sollte, daß Alceste der Gegenstand der tiefen Trauer ist, worin er das ganze Haus findet, läßt er sich von Admet bereden, daß man um eine Sklavin traure. Er kränzt sich mit Myrten, gießt Ströme Weins die Gurgel hinab, und macht den Palast von Trinkliedern widerhallen. Der ungezogene Hercules! Sogar die Bedienten ärgern sich über seine Aufführung. Einer von ihnen, der sich nicht länger halten kann, entdeckt ihm die wahre Beschaffenheit der Sache. Nun jammert Hercules, reißt die Myrtenkränze vom Kopfe, läßt sich den Weg zu Alcestens Grabe zeigen, und läuft was er laufen kann, um sie, wo möglich, dem Tode noch abzujagen. Gestehen wir's, der Sohn Jupiters macht bei diesem allen eine sehr mittelmäßige Figur! Aber zum Ersatz hat Admet eine herrliche Probe abgelegt, wie heilig ihm die Rechte der Gastfreiheit sind. Vermuthlich war dieß genug, um die

Griechen zufrieden zu stellen. Aber für uns wär' es nicht hinlänglich. Nach unsrer Sitte würde ein solcher Hercules verächtlich, und die Gastfreiheit Admets keine so wichtige Tugend seyn, um den Dichter wegen einer solchen Anordnung zu rechtfertigen. Ich verlange mir also kein Verdienst daraus zu machen, daß ich hier von Euripides abgewichen bin. Denn was hab' ich gethan, als was er selbst, hätte er sein Drama 2200 Jahre später zu verfertigen gehabt, auch gethan haben würde? Diese Abweichung hat mich in den Stand gesetzt, meinem Hercules die Größe zu geben, die einem Göttersohne zukommt. Er nähert sich dem Ideal des wahren Helden. Seine Theilnehmung an seines Freundes Schicksal ist rein; seine Wiederbringung Alcestens ist nicht die Vergütung eines begangenen Unrechts; sie ist die verdienstliche That einer freien Entschließung, des Mannes würdig, der für die Tugend alles thut, alles wagt; eines Mannes, der Götterblut in seinen Adern fühlt, und durch Thaten, die ihm kein Erdensohn nachthun kann, den Weg zum Olympus sich öffnen will.

Die Wiederbringung der Alceste — die zweite Handlung, aus welcher dieses Stück (gegen die gewöhnlichen Regeln des Schauspiels, aber nach der Beschaffenheit des Sujets unvermeidlich) zusammengesetzt ist — hat mir allein mehr Mühe gemacht, als die vier ersten Acte zusammengenommen. Die größte Schwierigkeit war wohl nicht, es besser zu machen, als Euripides. Denn in der That, was kann abgeschmackter seyn, als der ewig lange Dialog zwischen Hercules und Admet, worin jener seinem Freunde zumuthet, die verschleierte Alceste (die er für eine im Wettkampf gewonnene Sklavin ausgibt) bis zu seiner Wiederkunft aus Thracien in Verwahrung zu nehmen; dieser hingegen, nachdem er sich lange

Digitized by Google

gesperrt hat und am Ende seiner Ausflüchte ist, sich endlich mit der feinen Entschuldigung behilft: er habe nicht Betten genug im Hause; seine Leute seyen lose Vögel, bei denen ein hübsches Mädchen übel aufgehoben sey; er würde sich in der Nothwendigkeit befinden, die junge Dame in sein eigen Ehebett zu legen, und wenn dieß geschehen müßte, stünde er für nichts u. s. w.

Der Charakter der Heldin des Stücks ist auch derjenige, worin Euripides triumphirt. Nichts kann edler und herzrührender seyn, als das Bild von ihr, welches durch die Beschreibung der Kammerfrau, im ersten Act, in unsre Einbildung gemalt wird. Es ist ganz der Zeiten würdig, worin Sophokles seine Electra, Phidias seine Pallas, und Xenophon seine Panthea schuf. — „Sobald sie sah, daß der fatale Tag nun angebrochen sey, wusch sie ihren schönen Leib in reinem Flußwasser, zog ihre festlichen Kleider und ihr schönstes Geschmeide an, trat dann vor die Altäre die im Palast aufgerichtet sind, und empfahl den Göttern ihre Kinder: bat sie, ihrem Sohn einst eine zärtliche Gattin, ihrer Tochter einen edlen Gemahl zu geben, und sie, glücklicher als ihre Mutter, nicht das Opfer eines unzeitigen Todes werden, sondern ihnen das ganze Maß eines langen wonnevollen Lebens in ihrem väterlichen Lande zumessen zu lassen! So ging sie betend von einem Altar zum andern, kränzte sie mit Blumen und bestreute sie mit Myrtenblättern — ohne Klage, ohne Seufzer, ohne daß der Gedanke des kommenden Todes ihren schönen Wangen die Farbe der Jugend raubte. Aber da sie endlich zu ihrem Schlafgemach kam, überwältigte sie die stärkere Natur: sie stürzte sich auf das eheliche Bett, und

brach in Thränen aus: — o du, wo der jungfräuliche Gürtel von diesem Manne mir aufgelöst wurde, für den ich jetzt sterbe — gehab dich wohl! denn ich kann dich nicht hassen, wiewohl du mir verderblich bist! Ich sterbe, weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, an dir und meinem Gemahl treulos zu handeln; von dir wird eine andre Besitz nehmen, glücklicher als ich, aber nicht getreuer!“ — Unter diesen Worten beugte sie sich darüber her, küßte es, und benetzte es mit einem Strom von Thränen. Endlich, nachdem sie sich satt geweint hatte, raffte sie sich auf, verließ eilends das Gemach, kehrte aber etlichemal wieder zurück, und warf sich von neuem auf das Lager hin, als ob es ihr unmöglich wäre, sich davon loszureißen. Ihre Kinder hingen an ihrem Gewand und weinten; sie nahm eines um das andere auf die Arme, und küßte sie mit der ganzen Inbrunst einer Mutter, die im Begriff ist, sich auf ewig von ihnen zu trennen. Alle Hausbedienten brachen in lautes Weinen aus; sie wurde davon gerührt; sie rief sie bei ihren Namen, reichte einem jeden die Hand; keiner war so gering, dem sie nicht Trost zusprach, und Abschied von ihr zu nehmen erlaubte. — „Was sagen Sie zu diesem Gemälde, mein Freund? Ist es nicht des Dichters würdig, den Sokrates liebte? Kennen Sie in irgend einem alten oder neuen Dichter ein schöneres? Und doch muß ich Ihnen gestehen, daß es in der Uebersetzung mehr verloren, als gewonnen hat. Sie sehen darin das Urbild meiner eigenen Alceste; aber Sie sehen auch die Züge, von denen ich, so schön sie sind, keinen Gebrauch machen konnte. Wir sind zu weit von der Einfalt der unverfälschten Natur entfernt, als daß wir einige dieser Züge — wiewohl sie in einem schon zweitausend Jahre alten Gemälde einer Scene aus den heroischen Zeiten unsern eckeln Geschmack

vielleicht weniger beleidigen — einer modernen Hand sollten verzeihen können. Verdorben wie wir sind, finden wir in den Thränen, womit Alceste ihr Ehebett überschwemmt, in der Mühe, die sie hat, sich davon loszureißen, ich weiß nicht was Eigennütziges, das dem Werth ihrer Zärtlichkeit Abbruch thut. Vergebens würde man uns sagen: es ist Natur, schöne, keusche, unentheiligte Natur! Unsre Sitten sind nicht rein, unsre Begriffe selbst nicht ächt genug, uns die moralische Schönheit in diesem Zug empfinden zu lassen. Sie verstehen mich also schon, wenn ich sage, daß ich genöthigt gewesen sey, die Alceste (auf Unkosten der Natur und Wahrheit) zu verschönern. Es ist kein Verdienst, sondern ein unfreiwilliges Opfer, das jeder Dichter dem Genius seiner Zeit darzubringen gezwungen ist. Er befindet sich nur allzu oft in dem Falle der Aegyptischen Künstler, wenn sie Götter bildeten. Die Form ist ihnen vorgeschrieben. Sie ist weniger schön als die Natur! aber Vorurtheil und Gewohnheit haben den Begriff der Vollkommenheit damit verbunden; Isis scheint desto mehr Göttin, je weniger sie einer Sterblichen ähnlich sieht.

Diese Betrachtung, mein Freund, erstreckt sich auch auf einige Züge und Farben, womit uns der Griechische Dichter seine Heldin im zweiten Act, wo sie nun selbst auftritt, geschildert hat. Einige derselben sind wohl unstreitig von denen, die für alle empfindsamen Menschen in allen Zeiten schön sind. Welch ein rührender Anblick, wenn die sterbende Alceste, auf den Arm ihres trostlosen Gemahls gestützt, zwischen ihren weinenden Kindern hervorgeht, um das Licht des Tages zum letztenmale zu sehen — und was kann stärker seyn, als wenn Admet sie mitten in der Ausrufung: „o Sonne, o goldnes Licht des Tages!“ — durch diese seinem verzweif-

lungsvollen Zustande so angemessenen Worte unterbricht: „Er, (der Gott des Tages) er sieht dich, sieht uns beide elend! Wir haben nichts verbrochen, nichts verschuldet, und du mußt sterben!“

Wie schön ist die bald darauf folgende Stelle: „Ich sehe, ich sehe den schwarzen Nachen — schon ruft mir der Fährmann der Todten, zum Abstoßen bereit; was zauderst du, ruft er; eile, du allein hältst uns noch auf, alles übrige ist fertig! — Man reißt mich fort, man reißt mich fort — siehst du nichts? — An den Hof der Todten zieht er gewaltsam mich, der geflügelte Gott der Hölle! — Wie furchtbar seine Blicke sind! — Laß ab! wozu diese Gewalt? — Ich komme freiwillig! — Wie dunkel, wie nachtvoll ist der Weg, in den ich Unglückselige eingehe!“ — Sie sehen hier, mein Freund, das Urbild der Verse, welche durch die musikalische Ausbildung unsers Schweizers Entsetzen und kalte Schauer in die Adern gießen:

Sie haben's vernommen!
Sie kommen, sie kommen!
Ich höre das Schweben
Der schwarzen Gefieder,
Sie steigen hernieder u. s. w.

Ich übergehe verschiedene andre Züge, die ich dem Griechischen Dichter schuldig zu seyn gerne bekenne, wiewohl sie so sehr im Wege der einfältigen Natur liegen, daß ich sie vielleicht auch ohne ihn könnte gefunden haben. Ich ging von Anfang an mit dem Vorsatz ans Werk, ihn so sehr zu benutzen, als es nur immer möglich seyn würde; und in der That ist es nicht meine Schuld, wenn es nicht so oft geschehen konnte, als ich gewünscht hätte. Aber was meinen

Sie, daß unser Parterre, oder wenigstens unsre Logen zu der langen Rede gesagt hätten, welche Euripides seine Alceste halten läßt, um ihren Gemahl zu bewegen, daß er ihr eidlich angelobe, sich nicht wieder zu vermählen? Es ist wahr, alles was er sie sagen läßt, ist Natur, ist den Sitten ihres Zeitalters vollkommen gemäß. Sie redet die Sprache einer edlen tugendhaften Frau, in einer Zeit, wo Uebermaß von Geselligkeit und Verfeinerung die charakteristischen Züge eines jeden Geschlechts und Standes noch nicht wegpolirt hatte; wo ein jedes noch von seinen eigenen Pflichten und von denen der andern stärker durchdrungen war, und wo das, was wir jetzt Sentenzen nennen, bloß stark ausgesprochenes moralisches Gefühl war. Sie redet die Sprache einer zärtlichen Mutter, in einer Zeit, wo Fürstinnen sich nicht schämten, in der vollen Kraft dieses Wortes Mütter zu seyn. — Wie? (rufen Sie mir entgegen) sind Ihnen die Beispiele unbekannt, die diesen Ruhm auch unsern Zeiten zueignen? Wem, mein Freund, könnten sie unbekannt seyn? Auch werden Sie, denke ich, gefunden haben, daß meine Alceste, wiewohl etwas weniger schwatzhaft als die Griechische, gewiß nicht weniger Mutter ist. Aber dem Manne, für den sie stirbt, in acht schönen Versen die Wohlthat, die sie ihm erweiset, vorrücken — dem Manne, für den sie stirbt, durch eine lange Reihe von dringenden unwiderstehlichen Vorstellungen einen Eid, daß er ihrem Andenken und ihren gemeinschaftlichen Kindern nicht untreu werden wolle, abnöthigen — dieß konnte meine Alceste nicht, dieß durfte sie nicht, ohne ihn und den Dichter (der am Ende doch, wie billig, die Schuld allein tragen muß) in den Augen aller schönen Seelen aufs schmählichste zu erniedrigen. Hier war nun freilich vonnöthen, die Spur des Griechischen Dichters zu verlassen! Aber vergessen Sie gleichwohl

nicht, daß sein Admet sehr weit entfernt ist, der edelmüthige, zärtliche, feurige Liebhaber zu seyn, der er in der modernen Alceste ist. Mit einem Admet, wie der seinige, war die Vorsichtigkeit der Alceste nichts weniger als überflüssig.

Dieser Admet — denn es ist nun Zeit auf ihn zu kommen — scheint, mit aller seiner ehelichen Liebe zu einer Gemahlin von so außerordentlichem Werthe, der Philosophie Satans im Buche Hiob zugethan gewesen zu seyn, deren erster Grundsatz ist: „Alles, was ein Mann hat, gibt er für sein Leben." Hat er um die Entschließung seiner Gemahlin gewußt, oder wenigstens darein gewilligt? Ach! beides ist nur allzugewiß. Der Vorredner Apollo, und seine eigne Sprache beinahe durch das ganze Stück, lassen uns keinen Zweifel übrig. Mitten unter den Wehklagen, die ihm der Verlust einer schönen jungen Frau auspreßt, verräth er wider seinen Willen sein Behagen darüber, daß er da ist; und wenn wir ihn alle Augenblicke das Verdienst, das sie sich durch ihren Tod um ihn gemacht, erheben hören, zwingt er uns beinahe zu denken, das, was ihm bei ihrem Verlust am meisten zu Herzen gehe, sey, daß er nun keine Frau mehr habe, die bei Gelegenheit noch einmal für ihn sterben könne. Nun ist es wahr, er sagt bei ihrem Abschied die feinsten und zärtlichsten Dinge von der Welt; aber desto schlimmer für ihn! Wir werden immer nur eine sehr mittelmäßige Meinung von einem Manne haben, der, in dem Augenblicke, wo er eine Gattin wie Alceste verliert, eine wohlgesetzte Rede in vierzig schönen Versen zu halten fähig ist. Glaubt er etwa, wir sollen darum besser von ihm denken, weil er Alcesten sagt: er wolle sich von einem großen Meister ihre Statue machen lassen, wolle diese Statue alle Nächte mit sich zu Bette nehmen, sie umarmen, sie mit ihrem Namen nennen,

sich dann einbilden, er habe seine liebe Frau im Arm — und was der Albernheiten mehr sind? — „Freilich, setzt er hinzu, wird es, halt' ich, nur eine kalte Freude seyn (ψυχραν μεν οἰμαι τεϱψιν); aber wenigstens wirst du mir zuweilen im Traum erscheinen, und meine Lust vollkommen machen." Denken Sie nicht etwa, daß dieß das Frostigste ist, was er ihr vorsagt: es kommt noch besser. Denn nun sagt er ihr gar, was er thun wolle, wenn er so schön singen und leyern könnte, wie Orpheus, und prahlt, daß ihn weder Plutons Hund noch Charon mit seiner großen Schürstange zurückhalten sollte, zur Hölle hinabzusteigen, und seine liebe Alceste zurückzuholen. Aber auf alle diese schönen Einfälle und Phrasen haben wir nur Eine Antwort, die wir ihm bei jedem Worte ins Gesicht stoßen: wer hat die Schuld, daß Alceste sterben muß? Wer willigte ein, sein Leben um einen so hohen Preis zu erkaufen? Wer bedankt sich noch selbst gar schön bei ihr, daß sie so großmüthig gewesen ist, für ihn zu thun, was Vater und Mutter nicht für ihn hätten thun wollen? Nein, den Mann, der dieß thun konnte, den können wir unmöglich lieben, unmöglich an seinem Schmerz Antheil nehmen. Seine Klagen empören uns wider ihn. Lassen Sie ihn das nämliche, was der moderne Admet sagt; lassen Sie ihn Alcesten, da er sieht, daß sie im Begriff ist die Seele auszuathmen, fußfällig beschwören: zu leben, ihn nicht zu verlassen, ihn mitzunehmen! Alles dieß kann keine Wirkung auf uns thun. Wenn es sein Ernst wäre, hätte er's nicht dazu kommen lassen, denken wir; und dieser Gedanke macht, daß wir von allen seinen Thränen und Klagen wenig mehr gerührt werden, als von den Thränen der Klageweiber, welche bei den Alten (und in einigen Provinzen Deutschlands noch

heutigen Tages) gedungen werden, bei einem Leichenbegängniß um baares Geld die Gesichter zu verzerren.

Alceste ist nun gestorben. Der junge Eumelus, ihr Sohn, erhebt darüber eine Wehklage, in welcher wir die Einfalt seines jugendlichen Alters und die rührende Stimme der Natur erkennen. „Höre, o höre mich, Mutter, ich flehe dir; ich bin es, ich, den du liebtest, o theure Mutter! Ich bin es, der dir ruft, der seinen Mund an deine kalten Lippen drückt!“ — „Du rufst vergebens, antwortet ihm sein Vater; sie hört, sie sieht dich nicht mehr! Wie elend sind wir alle!“ Eumelus fährt fort, sein und seiner kleinen Schwester Schicksal zu beklagen. Admet schweigt.

Der Chor spricht ihm Trost zu; und was für einen Trost!

„Admet, man muß dergleichen Unglücksfälle tragen lernen! Du bist nicht der erste, der eine gute Frau verloren hat, und wirst nicht der letzte seyn! Und sterben — du weißt es — müssen wir alle!“ — Admet ergibt sich der Evidenz dieser Vorstellungen, er scheint die Gleichgültigkeit, worin wir ihn in diesem Augenblicke sehen, damit entschuldigen zu wollen, er habe Zeit gehabt, sich auf einen schon so lange vorgesehenen Fall gefaßt zu machen; und nun publicirt er eine Verordnung, wie er es mit dem Leichenbegängniß und mit der Trauer gehalten wissen wolle; eine Verordnung, welche in der That sein Hofmarschall nicht besser hätte machen können. Der Leichnam wird hierauf mit großem Gepränge weggetragen, der Chor singt einen schönen Leichengesang, und nun beginnt der dritte Act mit der Ankunft des Hercules. Admet verbeißt nun seinen Schmerz, um eine

herrliche Probe seiner Hospitalität abzulegen. Hercules läßt sich endlich überreden, daß die Gestorbene, um welche Admet und die ganze Stadt trauert, nur eine Sklavin gewesen sey, und geht hinein um sich bewirthen zu lassen. Der Chor hat nun (wie Sie leicht erachten können) einen reichen Stoff, die Gastfreiheit Admets zu besingen; und während er sich und den Zuschauern die Zeit solchergestalt vertreibt, werden im Palast die Anstalten zum Leichenbegängniß gemacht. Admet erscheint an der Spitze des Leichenconducts; der alte Pheres und seine Hausbedienten stoßen von einer andern Seite zu ihnen, und nun erhebt sich zwischen Vater und Sohn der komische und unanständige Zank, welchen der ehrliche Pater Brumoy so gern entschuldigen möchte, und so schlecht entschuldigt, weil er nicht sah oder nicht sehen wollte, daß des weisen Euripides eigenthümliche Schwachheit ist, keiner Gelegenheit, wo er seine Personen schöne Reden kann halten lassen, widerstehen zu können. Man muß indeß gestehen, wenn die Absicht des Dichters war, durch das Betragen Admets gegen seinen alten Vater den Gedanken in uns zu erwecken, daß ihn der Schmerz über Alcestens Verlust rasend gemacht habe, so hat er seine Absicht vollkommen erreicht. Denn nichts als diese Voraussetzung kann ihn gegen den Abscheu retten, den er sonst verdiente. Man muß eines von beiden, ein unnatürlicher Bösewicht oder ein Wüthender seyn, um sich gegen einen Vater in diesem Grade vergessen zu können. Aber man muß auch gestehen, daß der Poet besser gethan hätte, uns die Verzweiflung seines Admets durch weniger anstößige Wirkungen zu schildern. Doch dem sey jetzt wie ihm wolle, Admet zieht endlich mit seinem ganzen Gefolge ab, und während daß sie die Leiche verbrennen, unterhält uns ein Bedienter mit einer tragikomischen Erzählung,

wie lustig sich der fremde Gast mache, von dem er aus seiner ganzen Aufführung vermuthet, daß er irgend ein Erzspitzbube und Landstreicher seyn müsse. (Denn dieß ist doch wohl in unsrer Sprache das Aequivalent für *πανουργον κλωπα* und *λῃστην τινα*?) Der hierauf folgende Dialog zwischen Hercules und dem Bedienten ist abermal durch eine lange moralische Lection merkwürdig, die der erste dem andern hält, um ihm begreiflich zu machen, wie albern und unanständig es sey, dem Gaste seines Herrn um einer verstorbenen Sklavin willen ein finstres Gesicht zu zeigen. „Hier komm her (sagt ihm der Halbgott), ich will dich Weisheit lehren; denn es scheint doch, dieß sey, was du am nöthigsten hast. Weißt du, was es mit dem menschlichen Leben für eine Bewandtniß hat? Ich denke, nein; woher solltest du's auch wissen? Höre mir also zu! Alle Menschen müssen sterben, und von allen Sterblichen weiß keiner ob er morgen noch leben wird. Der Lauf des Zufalls ist ungewiß; es gibt keine Regel, keine Kunst, wodurch er vorausgesehen oder geleitet werden könnte. Diesem zufolge, was du jetzt von mir gelernt hast, mache dich lustig, trink, halte nichts für dein als den gegenwärtigen Tag, alles übrige für des Zufalls. Aber am allermeisten diene Cythereen, der freundlichsten und wohlthätigsten unter allen Göttern. Alles übrige laß gehen wie es geht" u. s. w. Im Vorbeigehen, wie gefällt Ihnen der Ton und die Moral dieses Euripidischen Hercules? Wenigstens sehen Sie, daß ich den meinigen nicht nach ihm gezeichnet habe. Der Hercules, den ich schilderte, ist der Hercules des Prodikus, der sich durch die Größe seiner Gesinnungen und Thaten den Weg zum Olympus bahnt. Des Euripides seiner ist der Hercules der schönen Omphale, der immer bereit ist, den Ruhm seines Heldenlebens an das

Vergnügen eines Augenblicks zu setzen. Er ist nicht mehr als ein alltäglicher Mensch, da jener sich der Größe der Götter nähert. — Der Bediente kann sich endlich nicht länger halten, dem fremden Bacchusbruder zu entdecken, wie unzeitig seine Fröhlichkeit sey. Hercules beklagt seinen Irrthum, sagt uns (nach einer Gewohnheit, welche Euripides in allen seinen Stücken heilig beobachtet) von Wort zu Wort vorher, wie er es machen will, um Alcesten wieder zu bringen, und geht ab. Admet kömmt nun von der Bestattung seiner Gemahlin zurück. Man muß gestehen, es ist viel Natur, viel Rührendes in den Klagen, die er anstimmt. — „Weh mir! Trauriger Gang! Trauriger Anblick meiner verwittweten Wohnungen! Weh mir! Wohin soll ich gehen? Wo werd' ich Ruhe finden? (Was soll ich sagen? was nicht?) O warum muß ich noch leben? Warum mußt' ich geboren werden? Die Todten; die Todten allein sind glücklich! Alles was ich liebe, ist bei ihnen! bei ihnen wünsch' ich mir zu wohnen; denn für mich ist der Anblick dieses Tagelichts keine Freude mehr!" Der Chor vergißt, wie leicht zu erachten, seine Schuldigkeit bei einem so schönen Anlaß nicht; er tröstet, er nimmt Antheil; und da nichts verfangen will, wirft er sich in Gemeinplätze — „wer kann wider das Schicksal? Du bist nicht der erste, nicht der einzige;" und was dergleichen feine Sprüchlein mehr sind. Diese Conversation zwischen Admet und dem Chor, worin jener (wenn die Reihe an ihn kömmt) mit vieler Wohlredenheit jammert, und dieser sehr plattes Zeug sagt, dauert nun ziemlich lange fort, und, die Wahrheit zu sagen, ich begreife nicht, wie es die Athener machten, um die sogenannten Antistrophika schön zu finden. Urtheilen Sie selbst davon, mein Freund; hier ist eine kleine Probe:

Chor 1. Komm herbei! herbei! Verbirg dich ins Innere des Palasts!

Admet. Aeh, äh!

Chor 2. Unglück verdient wohl, daß du ächzest.

Admet. He! he!

Chor 3. Der Schmerz überwältigt dich, wie ich sehe.

Admet. Pheu! pheu!

Chor 4. Aber deiner Verstorbenen kannst du nicht helfen.

Admet. O! Weh mir! weh mir!

Chor 5. Das wonnevolle Anschauen einer geliebten Gattin auf immer verloren zu haben, ist freilich traurig.

Nun perorirt Admet eilf Verse lang. Er wünscht — daß er nie eine Frau genommen hätte — daß er keine Kinder hätte! „Weib, Kinder zu verlieren, ist unleidlich, sagt er, und wird noch unerträglicher durch den Gedanken, daß es ja nur bei uns stand, keine Kinder zu zeugen, keine Frau zu nehmen." — Sie sehen, dieser Admet bleibt sich immer gleich; immer ist es ihm nur um sich selbst zu thun. Einem zärtlichen Herzen würde selbst in der höchsten Wuth der Schmerzen der Wunsch, den er thut, unmöglich seyn. Freilich ist alles, was er sagt, Natur; aber platte, rohe ostadische Natur! Und lassen Sie uns die Schuld davon nicht auf die Griechen, nicht einmal auf die Einfalt seines Zeitalters schieben, wie Brumoy gethan hat. Aeschylus und Sophokles waren auch Griechen! Und ist nicht Euripides selbst, wenn er will, ein beinahe eben so großer Schöpfer idealischer Formen, als jene?

So wie Admet fertig ist, fängt der Chor seine Antistrophe an, und Admet antiphonirt jeder Zeile des Chors wieder sein voriges Aeh, äh! He, he! Pheu, pheu! und o

weh mir, weh mir! — Nehmen Sie jetzt noch an, daß die Musik der Griechen nichts Besseres gewesen sey, als was Meibomius daraus macht, und stellen Sie sich dann vor, was diese Strophe und Antistrophe für eine Wirkung gethan haben mag!

Euripides läßt im dritten Act Alcestens Leichnam verbrennen; und im fünften bringt Hercules sie mit Leib und Seele wieder zurück. Ihre Seele hat er dem Orkus abgejagt; dieß geben wir zu; aber wie diese Seele ihren vorigen Leib, nachdem er in Asche verwandelt worden war, wieder bekommen konnte, ist und bleibt unbegreiflich. In meiner Alceste geht die Wiedervereinigung der aus dem Elysium zurückgebrachten Seele vor, eh' ihr Leib noch zerstört worden ist. Immer bleibt zwar etwas Wunderbares in der Sache, wovon man uns das Wie nicht zeigt: aber die Imagination findet doch in diesem Fall ungleich weniger Schwierigkeit als in jenem. Es ist wahr, das Wunderbare steigt durch die Höllenfahrt des Hercules. Wir begreifen weder, wie er den Weg in den Tartarus gefunden, noch wie er ein so großes Abenteuer in so kurzer Zeit vollenden konnte. Aber gleichwohl mangelt es uns nicht an Vorstellungen, womit wir unsre Einbildung, wo nicht befriedigen, doch zum Schweigen bringen. Hercules ist ein Halbgott; man ist gewohnt, außerordentliche und übermenschliche Thaten von ihm zu sehen; es ist nichts zu schwer, das man ihm nicht zutraute. Dieß ist etwas; aber der Dichter — dem die Natur einige Blicke in das menschliche Herz gegönnt hat — sah, daß er noch mehr thun konnte. Er läßt Admeten eine Frage an den Hercules thun, die er gleichsam im Namen aller Zuschauer thut: und

Hercules beantwortet sie auf eine Art, welche keiner Widerrede Raum läßt.

— — Sage,
Den Göttern gleicher Freund, wie konntest du
Lebendig in den unzugangbarn Sitz
Der Schatten dringen? O, erkläre mir
Ein Wunder, das mir, noch in diesem Augenblicke,
Da ich's mit Augen sah, mit Händen fühle,
Unglaublich ist.

Dieser Unglaube, dieser Vorwitz des Admet thut die glücklichste Wirkung; er kommt den Einwendungen der Zuschauer zuvor, und erstickt sie gleichsam auf ihrer Zunge. Aber die Antwort des Hercules verschließt beiden den Mund auf immer:

Begehr' es nicht zu wissen!
Ein heil'ger Schleier, den die Götter selbst
Nicht wegzuziehen wagen, liegt
Auf den Geheimnissen des Geisterreiches.
Der Eumeniden Hand schließt meinen Mund.
Genug für dich, daß dir Alceste wieder
Gegeben ist. Genieß der wundervollen Wohlthat
Der Götter, Freund, und feßle deinen Vorwitz!

Sie wissen, mein Freund, daß dieß völlig nach den Begriffen der Alten gesprochen ist; und diese Begriffe sind gewissen wesentlichen Empfindnissen der Menschen so angemessen, daß die Antwort des Hercules selbst für uns etwas Täuschendes hat, welches uns das Unglaubliche in der Sache verbirgt — und dieß ist doch alles, was man bei einer Fabel, wie diese, von dem Dichter fordern kann.

Diese Beurtheilung der Alcestis ist ein Auszug aus den Briefen über das neue Singspiel Alceste, welche Wieland in dem Jahrgange 1773 des Deutschen Merkurs dem Publicum vorlegte. Sie durfte in einer Sammlung der Werke Wielands um so weniger fehlen, da ihrer in vielen Schriften über Euripides und dessen Alcestis gedacht wird, und sie überdieß zufällig auf den Gang der literarischen Cultur in Deutschland einen sehr wichtigen Einfluß gehabt hat. Bekanntlich trat Goethe in dieser Beziehung als Wielands Gegner auf, und ohne dieß würden wahrscheinlich Goethe und Herder nie nach Weimar gekommen seyn. Von allem diesem jedoch an einem andern Orte. Hier werde bloß noch bemerkt, daß der, welcher seinen Scharfsinn an der ästhetischen Kritik üben will, wohl thun wird, Glo. Ad. Wagners Commentatio de Alcestide Euripidea vor seiner Ausgabe der Alcestis Euripidea Leipz. 1800 zu vergleichen. (Man sehe auch noch das S. 32 Anmerk. 45 Angeführte.)

A. W. Schlegel über dramat. Kunst u. Literatur Bd. 1. S. 245 sagt: „Von Seiten schöner Sittlichkeit ist vielleicht kein Stück des Euripides so sehr zu loben, als die Alceste. Ihr Entschluß zu sterben und ihr Abschied von ihrem Gemahl und Kindern ist schmerzlich entzückend dargestellt. Auch die Enthaltsamkeit, daß er die aus der Unterwelt zurückgeführte Heldin durchaus nicht reden läßt, um nicht den geheimnißvollen Vorhang vor dem Zustande der Todten wegzuziehen, muß sehr hoch angerechnet werden. Freilich ist Admet, und besonders sein Vater, mit ihrer selbstischen Liebe zum Leben sehr aufgeopfert, auch Hercules zeigt sich anfangs derb bis zur Rohheit, und erst nachher edler und seiner würdig, endlich wieder jovialisch, da er mit dem Admet seinen Scherz

Digitized by Google

treibt, und ihm seine verschleierte Gattin als eine neue Braut zuführt."

---

c.

Wielands Uebersetzungen Euripideischer Tragödien.

In dem Attischen Museum wollte Wieland Uebersetzungen liefern von des Euripides Jon, Helena, beiden Iphigenien, Hippolytus und Medea. Nur von den beiden ersten Stücken hat er sie geliefert:

Jon in des vierten Bandes drittem Hefte.

Helena im neuen Attischen Museum Bd. 1. Hft. 1.

Die Uebersetzung des Jon, sagt er selbst, sollte die Leser in den Stand setzen, den damals (1802) viel besprochenen Schlegel'schen Jon mit dem Jon des Griechischen Meisters vergleichen und mit eignen Augen sehen zu können, wie beide denselben Stoff bearbeitende Künstler und ihre Werke sich gegen einander verhalten; eine Vergleichung, welche, mit reinem Sinn für das Wahre, Schöne und Geziemende angestellt, für Freunde und Jünger der Kunst nicht anders als unterhaltend und lehrreich seyn kann.

Schon seine dem Stück hinzügefügten Erläuterungen haben zum Theil den Zweck, eine solche Vergleichung einzuleiten, noch mehr befördert Wieland die Erreichung desselben durch eine eigne Abhandlung:

Grundriß und Beurtheilung der Tragödie Jon des Euripides,

welche das neue Attische Museum (1805) eröffnet. Man vergleiche hiemit Lessings philologischen Nachlaß, geordnet von

Fülleborn im dritten Theil von Lessings Leben S. 259 fgg. u. A. W. Schlegel a. a. O. 246.

Ebenso lieferte er im 2ten Bande des neuen Attischen Museums einen

Grundriß und Beurtheilung der Helena des Euripides.

Die polemische Tendenz, welche Wieland bei der ersten Abhandlung hatte, dürfte wohl, eben so versteckt, dem zum Grunde liegen, was Schlegel über diese Helena urtheilt S. 261.

---

d.

Einzelne Bemerkungen.

Ich weiß sehr wohl (und wie könnt' ich es nicht wissen?), daß Reden und Gegenreden in einzelnen jambischen oder trochäischen Versen eine den alten Tragikern gewöhnliche Form sind: aber daß sie von dieser Form immer nur dann Gebrauch machen, wenn sie einen bestimmten Grund dazu haben, darin liegt das Nachahmungswürdige. Grundr. d. Jon S. 23.

Wer den Euripides kennt, weiß, daß er eine so schöne Gelegenheit, seine Stärke in der dramatischen Redekunst zu zeigen, nicht unbenutzt läßt.

Die Reden, die er der Helena und dem Menelaos, über deren Leben oder Tod Theonoë in diesem Augenblick entscheiden soll, in den Mund legt, gehören unter die vorzüglichsten und mit der meisten Kunst ausgearbeiteten von allen, woran seine Tragödien so reich sind, und um deren willen Quintilian

seinem Schüler in der Kunst öffentlich zu reden das Lesen des Euripides vor allen andern Tragikern empfiehlt. Besonders verdient bewundert und nachgeahmt zu werden, wie meisterhaft er jede dieser Personen, in einerlei Angelegenheit und zu einerlei Zweck auf eine ganz verschiedene, ihrem Geschlecht und persönlichen Charakter zukommende Weise sprechen läßt. Grundr. d. Helena S. 48 fg.

Diese Stellen, verglichen mit dem, was Schlegel S. 216 bis 218 hierüber urtheilt, möchten sie doch einen unbefangenen ästhetischen Kritiker zu einer detaillirten Beurtheilung veranlassen! Nur in dieser Absicht sind sie hier ausgehoben worden.

F.

1.

Jakob le Fevre von Etaples.*)

(Faber Stabulensis.)

1777.

Dieser jetzt selten mehr genannte Mann behauptet einen der obersten Plätze unter den ehemaligen Bekämpfern der mönchischen und scholastischen Barbarei in Frankreich und gehört also insofern mit dem Reuchlin, Erasmus, Agrippa, Vives u. s. w. in Eine Classe. Er war ein heller Kopf, der sich viel Mühe gab den bessern Sinn und Geschmack im Studiren auszubreiten, und die Jugend zu den Quellen wahrer Gelehrsamkeit anzuführen; aber eben dadurch, und weil er bei Gelegenheit weder der Dummheit in Kutten, noch der Unwissenheit unter Doctorhüten schonte, dem Pöbel der damaligen

---

*) Jacques le Fevre ward um das Jahr 1455 zu Estaples bei Amiens geboren, und war Großvicar des Bischofs von Meaux.

Philosophaster und Theologaster sich schlecht empfahl. In desto größerm Ansehen stand er bei allem was in und außer Frankreich gesunder dachte und dem aufgehenden Tage mit Sehnsucht entgegensah; vornehmlich bei König Franz dem Ersten selbst — dem der Beiname le Père des Lettres mehr Ehre macht, als Ludwig dem Vierzehnten der Beiname des Großen — und bei dessen Schwester, der berühmten Königin von Navarra. Seine hauptsächlichsten Verdienste waren, daß er den Aristoteles und die heilige Schrift besser verstund und auslegte, als es zu seiner Zeit auf der Universität zu Paris Mode war. Seine lateinische Uebersetzung der Briefe der Apostel mit kritischen Anmerkungen machte viel Aufsehens; doch wurde er hierin bald von Erasmus verdunkelt, der ein noch hellerer Kopf war und ungleich schöner schrieb.

Es ist schon bei Agrippa von Nettesheim des großen Lärmens gedacht worden, der sich Anfangs des 14ten Jahrhunderts in Frankreich wegen der drei Ehemänner der heiligen Anna erhob. Agrippa war in diesem Streite nur der Secundant von le Fevre, seinem Freunde; denn dieser war es eigentlich, der die Entdeckung gemacht hatte, daß die heil. Anna nur Einen Mann gehabt. Damals brauchte es nichts, als daß ein gelehrter Mann sich irgend eine solche kleine historiko-kritische Freiheit herausnahm, um sich alle schwarzen und braunen Capuzen der Christenheit über den Hals zu ziehen. Allein le Fevre ließ es nicht dabei bewenden. Nicht zufrieden, die drei Männer der heil. Anna auf einen reducirt zu haben, unternahm er nun auch im Gegentheil aus der einzigen Maria Magdalena drei ganz verschiedene Personen zu machen. Die gemeine herrschende Meinung war bisher gewesen, Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus, die Maria, aus welcher Christus sieben Teufel ausgetrieben.

und die ungenannte Sünderin im 7ten Capitel des Evangelisten Lucas seyen nur Eine Person gewesen, nämlich die heil. Maria Magdalena, die (sonderlich als schönste Büßerin) seit der Wiederherstellung der Künste immer ein Lieblingssujet der christlichen Maler gewesen ist. Le Fevre unterfing sich, diese Meinung zu bekämpfen, ungeachtet sie die Autorität des Römischen Breviers auf ihrer Seite hatte. Seine Gründe sind ein paar hundert Jahre später so gewichtig gefunden worden, daß viele gelehrte Geistliche unter den Katholischen kein Bedenken getragen, sie öffentlich als wahr zu behaupten. Aber damals wurde le Fevren ein großes Verbrechen daraus gemacht, und die Sache für wichtig genug gehalten, daß einer der ersten Theologen derselben Zeit, der berühmte Doctor Fischer, Bischof von Rochester, sich in eigner Person an die Spitze der Mönche und Doctoren stellte, und ein mächtiges Buch für die Einheit der drei Marien schrieb, worin er mit dem kleinen le Fevre wie mit einem Renegaten zu Werke ging. In der That, wenn man die Vorurtheile seiner Zeit bedenkt, war das Unterfangen des kleinen le Fevre höchst verwegen. Aber was die Sache vollends verdarb, war, daß er sein Büchlein gerade um die Zeit publicirte, da Luther im Herzen Deutschlands sich gegen den Ablaßhandel, einen der einträglichsten Zweige des damaligen Römischen Commerciums, auflehnte. Solche Neuerungen waren pessimi exempli, und man konnte sie, wie die Umstände lagen, unmöglich mit der untheilnehmenden Gelassenheit ansehen, womit man in unsern Tagen kritische Fragen von ungleich höherem Belang anzusehen pflegt. Le Fevre war damals schon ein Mann von achtzig Jahren; aber, dieses hohen Alters und seiner sehr kleinen Statur ungeachtet, noch ein rüstiger Mann, und — ohne sich gleichwohl öffentlich von der katholischen Kirche zu

trennen — der damals, unter dem Schutze der nachmaligen Königin von Navarra, in Frankreich sehr überhand nehmenden Partei der Reformatoren nicht wenig förderlich. Im Jahre 1523 vermehrte er die großen Klagen, welche die Sorbonne bereits über ihn zu führen hatte, durch eine Französische Uebersetzung der vier Evangelisten, die von den Laien begierigst aufgenommen und häufig gedruckt wurde. Nun wüthete nicht nur der große Klopffechter Natalis Beda oder Bedda, ein Picarder und ein Doctor der Sorbonne, der sich oft dem König Franz I selbst furchtbar machte, in centnerschweren Streitschriften wider ihn: sondern die hochgedachte Facultät selbst schritt endlich zu seiner öffentlichen Dregadation (denn le Fevre hatte die Ehre ein Doctor der Sorbonne zu seyn) und da, auf derselben Anstiften, auch das Parlament seinen Arm gegen den guten alten Mann erhob, möcht' es ihm übel ergangen seyn, wenn König Franz nicht selbst (aus der Gefangenschaft, worin ihn Karl V damals hielt) an das Parlament geschrieben, und diese Sache seinem eigenen Erkenntniß vorbehalten hätte. Bei alledem war für einen Mann von beinahe 90 Jahren, der sein Leben noch liebte und (wie Erasmus) nicht nach der Märtyrerkrone strebte, das Rathsamste, sich zurückzuziehen, und die gute Sache von jüngern und muthigern Kämpfern ausfechten zu lassen. Dieß war es auch, was le Fevre that. Er verließ Paris, zog nach Meaux zu dem gelehrten Bischof Wilhelm Brissonet, der die Reformation eine Zeitlang sehr begünstigte; da ihn die Franciscaner auch von da vertrieben, nach Blois, und zuletzt nach Guyenne, wo er zu Nerac, unter dem unmittelbaren Schutze der Königin Margaretha, seiner großen Gönnerin, und im vertrauten Umgang mit den frommen und gelehrten Männern von der Hugenottischen Partei, welche diese Fürstin um

sich hatte, den Rest seines Lebens in Frieden zubrachte, und im Jahre 1537 beinahe hundert Jahre alt beschloß, nachdem er in einem mündlichen Testamente seinen Freund Gerard Roussel zum Erben seiner Bücher, und die Armen zu Erben aller seiner übrigen Verlassenschaft eingesetzt hatte.

2.

Johann Fihard.*)

(Geb. 1511 gest. 1581.)

1776.

Unter den vortrefflichen Männern von allen Classen, welche die Reichsstadt Frankfurt seit mehrern Jahrhunderten hervorgebracht, ist dieser Rechtsgelehrte einer der hervorstechendsten. Er war ein Schüler des damaligen großen Rechtsgelehrten, Ulrich Zasius, der in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die Zierde der hohen Schule zu Freiburg war, und (wie Fihard von ihm zu rühmen pflegte) noch als ein 70jähriger Greis so viel Feuer des Geistes und Lebhaftigkeit im Vortrag besaß, daß kein anderer seines Ordens in Deutschland und Italien ihm hierin den Vorzug streitig

*) Schon Jördens — Lexikon I. 543. — hat gewarnt, diesen Frankfurter Rechtsgelehrten nicht mit dem gleichnamigen und gleichzeitigen satyrischen Dichter, dem Rechtsgelehrten aus Straßburg (geb. 1550) zu verwechseln, wie geschehen ist von Dav. Clement in der Bibl. cur. Bodin. IV. 404., von Küttner in den Charakteren Deutscher Dichter und Prosaisten, und von Leon. Meister in der Charakteristik Deutscher Dichter.

machen konnte. Fikard, der in der Schule zu Frankfurt einen guten Grund in den gelehrten Sprachen und philologischen Kenntnissen gelegt hatte, erwarb sich zu Freiburg die vorzügliche Liebe und Fürsorge des alten Zasius, und machte sich derselben so gut zu Nutz, daß, nachdem er etliche Jahre dem kanonischen und römischen bürgerlichen Recht (auf welche in jenen Zeiten die Rechtsgelehrtheit sich einschränkte) unter einem so geübten Anführer mit großem Fleiß obgelegen, er nebst seinem Mitschüler, Johann Sichard von Bischoffsheim (in der Folge ebenfalls einem der verdienstvollen Männer seiner Zeit), im Jahre 1531 als ein Jüngling von 19 Jahren den Doctorhut aus desselben Hand zu empfangen würdig war, und durch seine Geschicklichkeit und Wohlredenheit schon in solcher Jugend aller Augen auf sich zog. Er übte sich hierauf eine Zeitlang in der Praxis an dem damals zu Speyer befindlichen höchsten Reichsgerichte; besuchte sodann die berühmtesten Rechtsschulen in Italien, besonders die zu Padua und Bologna, welche damals vorzüglich blühten; erweiterte daselbst seine Kenntnisse in allen Theilen der Gelehrsamkeit, und kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück, welche nicht säumte sich die Geschicklichkeit eines so vorzüglichen Mitbürgers zuzueignen, indem sie ihm die Würde eines Stadtschreibers und Syndicus im Jahre 1537 anvertraute. Er verwaltete dieses in Reichsstädten so wichtige Amt 44 Jahre mit größtem Ruhm; machte sich während dieser Zeit unvergeßliche Verdienste um seine Vaterstadt, durch die Geschicklichkeit, Klugheit und Thätigkeit, womit er, in den damals so außerordentlich verwickelten, gefahr- und arbeitsvollen Zeitläuften, die wichtigsten Geschäfte (besonders auch die durch die Reformation veranlaßten neuen Einrichtungen) zu Stande bringen half, und starb endlich mit dem Nachruhm, eine Zierde seiner

Stadt und einer der ersten Männer seines Jahrhunderts in seinem Fache gewesen zu seyn, im Jahr 1581 im 70sten Jahre seines Alters. Unter seinen vielen juristischen Schriften wird sein Tractatus Cautelarum vorzüglich geschätzt. Er schrieb auch eine Biographie der neuern Rechtsgelehrten von Irnerius an bis zu seinem Lehrer Zasius, und andere zur Rechtsgeschichte gehörige Werke. Zu bemerken ist's, daß er auch seine Stärke in der Griechischen Sprache durch Lateinische Uebersetzung einiger Schriften des Galenus zeigte. Denn schon damals, und vorzüglich damals, war das Studium der Griechischen Sprache und Literatur eine wesentliche Erforderniß, um den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und selbst unter den großen Geschäftsmännern des 16ten Jahrhunderts wird man wenige nennen können, die der Sprache Homers und Platons unkundig gewesen wären. Ich hätte sehr gewünscht, etwas Umständlicheres und Specielleres von dem Leben und Charakter eines solchen Mannes sagen zu können; muß es aber aus Mangel der Materialien hiezu (womit ich von Frankfurt aus vielleicht hätte versehen werden können) bei dieser kurzen Nachricht bewenden lassen. Die Bildnisse, die man zu Frankfurt a. M. noch von ihm hat, zeigen ihn als einen Mann von hellem Sinn, unbefangnem Verstand, großer Festigkeit, Feinheit, Mäßigung und Bonhomie, wiewohl bei vielem Feuer; und ich bemerke daran vorzüglich eine Art von scharfem, sicherm und feinem Blick, der die großen Rechtsgelehrten ganz eigen charakterisirt.

3.

Fracastor.

1777.

Hieronymus Fracastor, ein edler Veroneser (geboren im Jahre 1483, gestorben auf seinem Landgut, unweit Padua im Jahre 1553), ist unter den Aerzten, die zugleich Dichter waren, von Seiten des poetischen Talents unstreitig der erste — und der einzige; der ihm diesen Lorbeer vielleicht streitig machen könnte, würde schwerlich günstig von der Beurtheilungskraft desjenigen denken, der die Alpen über die Siphylis setzen wollte. Fracastor widmete sich den beiden Künsten, die ehmals unter Apollo's Schutz standen, aus Neigung. Er war ein Mann von contemplativer Gemüthsart, ohne Ehrgeiz, ohne Projekte, mit wenigem vergnügt; ein Feind des Geräusches und der Zerstreuungen der großen Welt, aber ein munterer angenehmer Gesellschafter im vertraulichen Cirkel seiner Freunde. Da er die Unabhängigkeit liebte, für keine Familie zu sorgen hatte, und sein Erbgut für die Mäßigkeit seiner Bedürfnisse und Wünsche hinreichend fand, so übte er die Arzneikunst unentgeltlich aus, um dieß edle Vergnügen Gutes zu thun so rein als möglich genießen zu können. Aber während der Kirchenversammlung zu Trident, wo er sich (nach Sleidans Bericht) als bestellter Arzt der heiligen Väter aufhielt, empfing er aus der päpstlichen Kammer einen monatlichen Gehalt von 60 Goldgülden. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Erforschung der Beschaffenheit und Heilungsart der verzweifelten, wenigstens den meisten Aerzten seiner Zeit unheilbaren Krankheiten, der ansteckenden Fieber und des Neapolitanischen Uebels, welches im 16ten Jahrhundert so

grausame Verwüstungen besonders im südlichen und westlichen Europa anrichtete, und so bösartig war, daß es sich, wie die Kinderpocken, sogar durch die bloße Ausdünstung einer damit angesteckten Person, Berührung ihrer Kleider u. dergl. mittheilte. Sein aus langwierigem Studium und großer Erfahrenheit entstandnes Werk über die ansteckenden Krankheiten und ihre Heilart und die Erfindung des unter dem Namen Electuarium Diescordii bekannten Arzneimittels haben ihm eine Stelle unter den Aerzten, die zur Vervollkommnung der wichtigsten aller Künste beigetragen — so wie sein berühmtes Gedicht, Siphylis oder Poema de Morbo Gallico Libri III, den ersten Platz unter den neuern Lateinischen Dichtern erworben. So urtheilen wenigstens die größten Kenner, ein Vossius, ein Rapin, ein Gravina und andere davon, und selbst Julius Cäsar Scaliger *) kann sich nicht entbrechen es ein göttliches Gedicht zu nennen. Mein Gefühl wenigstens stimmt völlig mit dem Urtheil des Gravina **) überein, der es Virgils vollkommenstem Werke, den Georgicis, an die Seite setzt; und mit Rapin, der es in seinen Réflex. sur la Poétique allen andern Gedichten der neuern Lateinischen Dichter Italiens vorzieht. Ich begreife nicht, in welcher Laune der Verfasser der Nouvell. de la Républ. des Lettres gewesen seyn mag, als er meinte: man hätte Mühe, dem Fracastor zu verzeihen, daß er über eine so garstige Krankheit, und die er bloß als Arzt hätte tractiren sollen, ein so schönes Gedicht gemacht habe. ***) Ich sehe nichts was da zu verzeihen seyn soll,

---

*) Poetica (VI. p. 754.)

**) Della ragione poetica c. 36.

***) Mois de Fevrier 1687.

wenn man bedenkt: daß dieß Sujet damals für ganz Europa, und besonders für Italien, unendlich wichtig war — daß der Dichter selbst solches mit desto größerer Wärme bearbeitete, da er in weiser und glücklicher Heilungsart dieser Krankheit vielleicht der Erste seiner Zeit war, und den Beinamen des Glücklichen deßwegen erhalten hatte — und überdem nichts Schwerer's war, als ein so ekelhaftes und grauenhaftes Sujet mit so viel poetischem Talent, Geschmack und Delicatesse, wie er gethan hat, zu behandeln, und es dadurch zu einer Quelle der feinsten Ergötzung des Geistes zu machen; daß eben diese Schwierigkeit und die Neuheit der Materie, die eine solche Menge noch unberührter Gedanken, Bilder und Schilderungen darbot, einen besondern Reiz für ein wahres Dichter-Genie haben mußte; — und endlich, daß es wahres Verdienst um die Menschheit war, in einer Zeit, wo die Erhaltung unzähliger Familien und ganzer Nationen bei diesem verhaßten und scheußlichen Gegenstande interessirt war, die nöthigsten und gemeinnützlichsten Kenntnisse über denselben durch die darüber ausgegossenen Grazien der Poesie und unter einem so angenehmen Vehiculum einer desto größern Anzahl von Personen beizubringen. Auch gereicht es gewiß dem Fracastor zum höchsten Lobe, daß er dieses mit den schlüpfrigsten Gegenständen so nahe verwandte Sujet mit einer so jungfräulichen Sittsamkeit zu behandeln gewußt, daß die keuscheste der Musen es der Diana selbst mitten im Chor ihrer Jungfrauen hätte vorlesen dürfen.

Uebrigens verdient noch als ein sonderbarer Zufall in Fracastors Leben bemerkt zu werden, daß seine Mutter, da sie ihn als ein noch kleines Kind auf den Armen trug, vom Blitz getroffen und auf der Stelle getödtet worden, ohne daß er selbst den mindesten Schaden dabei genommen; ein Fall,

der gewiß unter die seltensten gehört, und vielleicht ohne Beispiel ist. *)

*) Der Herausgeber kennt jedoch aus eigner Erfahrung ein ähnliches Beispiel, wo der Blitz eine säugende Mutter tödtete, das herabgefallene Kind aber leben blieb.

G.

1.

Galiani.

1800.

Schon vor vielen Jahren pries ich die Dialogues sur le commerce des blés im Danischmend (Kap. 15) gelegentlich als eines der lehrreichsten und zugleich witzigsten und interessantesten Bücher unsers ganzen Jahrhunderts an. Ich hätte mit Beistimmung aller, die in Sachen dieser Art eine Stimme haben, sagen können: sie verdienten sowohl wegen des Inhalts als der Form eine der ehrenvollsten Stellen unter den classischen Werken, welche, als solche, allen Nationen und Zeiten angehören. Der Verfasser (bekanntermaßen einer der hellsten Köpfe und der geistvollsten Schriftsteller, deren Italien sich zu rühmen hat) weiß, aus Gelegenheit des Hauptumstandes dieser Gespräche, die wichtigsten Probleme der Staats- und Regierungskunst, von deren Auflösung die Entscheidung desselben abhängt, auf eine so feine Art herbeizuführen, den ernsthaftesten und verwickelsten Untersuchungen durch die Leichtigkeit der Behandlung und die Anmuth der Einkleidung das Trockne und Langweilige, ohne Abbruch der

Gründlichkeit, so geschickt zu benehmen, kurz, einen Stoff, der zu einer Conversation mit solchen Personen, wie hier redend eingeführt werden, wenig geeigenschaftet scheint, so viel Neues, Anmuthiges und Unterhaltendes zu geben, daß der Leser sich immer angezogen und festgehalten fühlt, und indem er bloß zum Vergnügen zu lesen fortfährt, sich am Ende unvermerkt weiser und über eine Menge Dinge von der größten Wichtigkeit, worüber er vorher im Dunkeln tappte, gründlich aufgeklärt und unterrichtet findet. Aber auch ohne den Werth der abgehandelten Sachen in Anschlag zu bringen, und in bloßer Rücksicht auf die Composition dieser Gespräche, zähle ich sie unter die vorzüglichsten Meisterstücke und Muster der (noch viel zu wenig unter uns gekannten) Kunst des Dialogs, und weiß ihnen (wenigstens unter den Neuern) außer den Moralists des Grafen von Shaftesbury kein anderes Werk des Genie's an die Seite zu setzen.

Von dem als Philosophen, Staatsmann, Alterthumsforscher und Humanisten rühmlich bekannten Abbé Ferdinand Galiani (geb. zu Chieti in Abruzzo 1728 und gest. den 30 Oct. 1787 zu Neapel) gab Diodoti eine Lebensbeschreibung heraus (Vita dell' Abbate Ferdinando Galiani, Napoli 1788), und Wieland ließ aus derselben durch Jagemann einen Auszug verfertigen, der in dem August- und Septemberstück des Deutschen Merkurs vom Jahre 1789 enthalten ist. Von S. 266 an findet man die Geschichte jener eben so interessanten als merkwürdigen Dialogen, über die auch Voltaire in Entzücken gerieth. Dans ce livre, il me semble, schreibt er an Diderot, que Platon et Molière se soient réunis pour composer cet ouvrage. — — On n'a jamais raisonné ni mieux,

ni plus plaisamment. Diese Dialogen erschienen zuerst London 1770, und Diderot besorgte die Herausgabe.

2.

Angelinus Gazey.

(Auszüge aus dessen geistlichen Recreationen.)

1777.

Der Jesuit Angelin Gazey (oder Cazée), ein Niederländer aus der Grafschaft Artois, lebte zwischen den Jahren 1568 und 1630, in welchen letztern er als Präfect der Classen im ehemaligen Jesuitercollegium zu Lüttich verstarb. Er hatte zwei Brüder, von denen der eine ein Benedictiner und der andere ein Franciscaner war. Alle drei haben sich unter den Religiosen ihres Ordens und ihrer Zeit hervorgethan; der Benedictiner als ein Mystiker, der Franciscaner als ein berühmter Prediger, der Jesuit als Lateinischer Dichter und geistlicher Spaßmacher. In dieser letzten Qualität schrieb er das Buch, von dessen Schnurren jetzt die Rede seyn soll. Es war im vorigen Jahrhundert, und ist in manchen Gegenden vielleicht noch jetzt, das allgemeine Lesebuch zur Gemüthsbelustigung in den Niederländischen, Deutschen und Französischen Klöstern; und wenn derjenige, der seinen Nebenmenschen, besonders solchen, die wenig Freude in der Welt haben, ein unschuldiges Vergnügen verschafft, als ihr wahrer Wohlthäter anzusehen ist, so ist gewiß das Verdienst des ehrlichen Pater Angelin nicht verächtlich.

Die wenigsten von meinen Lesern gehören zwar in die Rubrik, für die er eigentlich geschrieben hat: aber ich bin gewiß, daß auch Weltleute, wiewohl es ihnen an anderer Kurzweil nicht fehlt, mir's Dank wissen werden, daß ich ihnen die lieblichsten Blümchen aus diesem Buch (das ohne Zweifel den meisten von ihnen unbekannt war) zu genießen gebe. Ich kenn' es zwar selbst nur aus der Französischen Uebersetzung, die zum Titel hat: Les pieuses Récréations du Père Angelin Gazée, de la Compagni de Jesus: Oeuvre remplie de saintes joyeusetés et divertissements pour les ames dévotes, mis en Français par le Sieur Remy, à Rouen 1647. Es ist aber auch daran zu meinem Vorhaben genug. Diese heiligen Joyeusetés, womit der gute Mann, in beneidenswürdiger Einfalt des Herzens, die andächtigen Seelen seiner Zeit belustigte, bestehen in einem halbhundert Erzählungen (die, wiewohl meistens aus Quellen geschöpft, welche bei den R. K. Ordensleuten in Ansehen stehen), ich will nicht sagen so viel als Kindermährchen, aber doch, wie man sehen wird, gewiß so kurzweilig sind, und zum Theil noch kurzweiliger als irgend ein Conte in den hundert Contes der Königin von Navarra. Was sie vor vielen komischen Erzählungen voraus haben, ist, daß sie sehr unschuldig, und, was sie mit allen andern gemein haben, daß sie sehr erbaulich sind, insofern sich die Leser in der Verfassung befinden, die der gutherzige Dichter voraussetzt. Ist dieß nicht, so kann P. Angelin und sein Buch nichts dafür, und es geht ihm dann bloß wie allen andern recreirenden Schriftstellern in der Welt. Die Helden seiner Erzählungen sind berühmte Heilige, oder wenigstens fromme Mönche, und der Teufel macht die lustige Person. Man weiß, daß dieser böse Feind, der uns andern Weltkindern so gefährlich ist, über Personen, zumal von reli-

giösem Stande, die zu einem gewissen Grade der Heiligkeit gekommen sind, so wenig Gewalt hat, daß er vielmehr ihr Sklave wird, mit dem sie anfangen können was sie wollen. Zur Bestätigung dieser Wahrheit erzählt P. Angelin folgende Historie:

Ein unbesonnener junger Teufel vermaß sich (wie die Jugend übermüthig ist) mit einem alten wohlerfahrnen und weltklugen Teufel, um hundert Prügel zu wetten, daß er dem heil. Dominicus einen Streich spielen wolle. Als die Wette angenommen war, schlich sich unser Naseweis in Gestalt eines Affen bei dem Heiligen ein, und bemühte sich, ihn durch tausend närrische Posituren und Gaukeleien in seiner Beschäftigung zu zerstreuen. Der heil. Dominicus schrieb immer fort, und sagte kein Wort. Der kleine Teufel erschöpft alle möglichen Grimassen und Affenstreiche; doch alles umsonst. Endlich wird er ungeduldig, vergißt allen Respect, der ihn vorher noch einigermaßen zurückgehalten hatte, und springt auf den Tisch. Der heilige Vater wirft einen furchtbaren Blick auf ihn . . . „Da steh', spricht er, und halt mir diese Kerze!“ Der arme Teufel steht ganz verblüfft da, hat das Herz nicht, sich zu rühren, und unterwirft sich demüthiglich dem Amt eines Kerzenstocks. Es verdrießt ihn gräulich, daß er sich so in seiner eignen Schlinge gefangen haben soll; er seufzt in sich hinein, schneidet ein Fratzenmaul, beißt sich in die Zunge; inzwischen brennt die Kerze herab, und es ist nur noch ein klein Stümpfchen übrig. „Hola ho! Herr Teufel (ruft P. Angelin), die Finger in Acht genommen!“ — Der Teufel will die Kerze ausblasen, aber sie erlöscht nicht; das Feuer packt an und hat ihm bereits die Klauen weggebrannt; er heult abscheulich, ruft die ganze Hölle um Hülfe, aber alles vergebens. Der heilige Vater hält die höllischen Mächte

in Respect, und der junge Teufel ist dahin gebracht, daß er um Gnade bitten muß. Endlich (da der Heilige vermuthlich des Gestanks genug hatte) wird ihm erlaubt sich zu entfernen; er flieht, kommt mit verbrannten Pfoten in die Hölle zurück, und kriegt noch die verwetteten hundert Prügel obendrein; zur Warnung für ihn und alle jungen Gelbschnäbel seinesgleichen, sich nicht an den Gewaltigen, die über die Geister Macht haben, reiben zu wollen!

Hier ist eine andre Historie, an der sich die Damen spiegeln mögen. Der Pfarrer in einer Kirche zu Mainz hielt an einem Sonntage das Hochamt vor seinen Pfarrgenossen. Indem tritt mit großem Geräusch eine sehr prächtig geputzte Dame in die Kirche, und stört alle Anwesenden in ihrer Andacht; der eine bewundert ihren Kopfputz, ein anderer den reichen Stoff ihres Kleides, und alle zusammen finden nichts Prächtigeres als den langen Schweif, den sie hinter sich herschleppt. Der Seelenhirt erseufzt über den Leichtsinn seiner Heerde, faßt aber sogleich den Entschluß, sie durch ein auffallendes Beispiel zu ihrer Schuldigkeit zurückzubringen. Er verrichtet ein kurzes Gebet. Alsdann sieht man unter dem Rock der Dame eine unendliche Menge von Mäusen, Ratten und kleinen Teufeln hervorwimmeln, die wie die jungen Katzen auf dem Schweif herumgaukeln, sich überpurzeln, am Kleid hinaufkriechen, bis auf die Spitze ihres Federbusches (es war damals just, wie jetzt, die Mode hohe Federbüsche zu tragen) emporsteigen, und da wie auf einem Schauplatz tausend possierliche Affenstreiche machen. Die Dame erschrickt wie man leicht denken kann, schüttelt ihre Robe und ihren Kopf — schreit wie eine Besessene; alles umsonst! die kleinen Teufelchen glitschen auf ihrer Robe, auf ihren Federbüschen auf und ab wie die Holländer auf dem Eise — sagt P. Angelin,

der (wie man sieht) wenigstens so lebhaft erzählt, als Mr. Galland in der Tausend und Einen Nacht. Endlich erhebt der Pfarrer seine Stimme! Lieben Brüder, spricht er, ihr seht, wie unser Herre Gott die gräuliche Sünde der Hoffart straft; nun sollt ihr auch die Kraft des Weihwassers sehen. Mit diesen Worten besprengt er die Robe und den Kopfputz der Dame reichlich mit seinem Weihwedel, und siehe! der höllische Bienenschwarm verschwindet Augenblicks, jedoch mit Zurücklassung des gewöhnlichen Wohlgeruchs. Die Dame bekannte ihre Sünden, versprach ihr Leben zu bessern, und beschnitt ihre Robe und ihr Kopfzeug so knapp, daß der Teufel beiden nichts mehr anhaben konnte.

Lieber Gott (ruft hier P. Angelin seufzend aus), wenn ein bloßer Schweif so viel Teufel faßte, wie viel müssen ihrer nicht in den Gehirnkasten solcher Weibsbilder stecken, die keinen andern Gott haben als ihre Hoffart! Die armen Unglücklichen! Sie tragen so viel Schlangen auf ihrem Kopfe als falsche Haare, ihre Augbrauen sind, statt der fabelhaften Liebesgötter leichtfertiger Poeten, mit lauter jungen Teufeln besetzt, und die geschwätzigen Geister aller Papageien von Peru und Mexico schwärmen auf ihrer Zunge! Wie würden die Mannsleute stutzen, wenn der liebe Gott zuließe, daß sie alle diese Abscheulichkeit sehen könnten! Wie schnell würden sich ihre vermeinten Venussen und Grazien in Medusen und Furien verwandeln! Indessen bitte ich zu Gott (setzt der gute Mann hinzu), daß es nie geschehen möge! — und dieß ist in der That weislich und wohlmeinend von ihm gebetet!

Noch ein hübsches Exempelchen von der entsetzlichen Kraft der Excommunication. Die Abtei zu Corvey hatte vor Zeiten (ob noch jetzt, weiß ich nicht) die Gewohnheit, zum Andenken ihres Namens (Corbeia oder Corbia) einige Raben zu unter-

halten. Einer von diesen Vögeln, sagt P. Angelin, that sich vor seinen Brüdern durch seine böse Gemüthsart und Neigung zum Stehlen hervor. Er pickte die hochwürdigen Herren in die Waden, biß die Klosterkatzen in die Schwänze, stahl seinen Cameraden ihr Mittagsessen, und machte daß sie wider Willen mit fasten mußten, wenn die Mönche Fasten hatten; sein größtes Vergnügen aber war, den Pfauen, wenn sie ein Rad schlugen, ihre schimmernden Federn aus dem Schweif zu rupfen. Nun geschah es eines Tages, da des Herrn Abts Hochfürstl. Gnaden ins Refectorium kamen, und, nach Gewohnheit, beim Händewaschen, ihren Ring vom Finger zogen, daß dieser Rabe den Ring unvermerkt wegschnappte und mit ihm davon flog. Der Abt will seinen Ring wieder anstecken und findet ihn nicht; er fragt die Mönche, niemand will wissen wo er hingekommen! Endlich ergreift ihn ein heiliger Eifer, und er schleudert den furchtbaren Blitz der Excommunication über den unbekannten Thäter. Bald darauf wird der Rabe traurig, verliert alle seine Laune, seufzt und klagt ohne Unterlaß, wird mager und zehrt zusehends ab; die Federn fallen ihm von jedem Lüftchen aus, er schleppt seine Flügel, sein ganzer Leib vertrocknet, kurz er befindet sich in einem Zustande, daß man ihn nicht ohne Mitleiden ansehen kann. Das ganze Kloster wird begierig die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu erforschen: man sucht in seinem Neste, ob etwan etwas Giftiges da zu finden seyn möchte, und findet den Ring darin, den der Abt verloren und schon lange wieder vergessen hatte. Man kann sich das heilige Erstaunen der Ehrw. Herren leichter einbilden, als ich es dem P. Angelin nacherzählen könnte. Nun war die Ursache klar, warum der arme Rabe in solchen Verfall gerathen war.

An diesen drei Stücken mag's genug seyn. Nichts ist drolliger dabei, als das wunderbare Gemisch von Devotion und Spaßhaftigkeit, womit der Mann das alles erzählt, und wie ihm sogar kein Argwohn noch Zweifel an der Wahrheit seiner Geschichtlein zu Sinne steigt. „Die Hugenotten, sagt er, werden freilich darüber lachen, und spotten, und sagen, es seyen Altweiber-Mährlein: aber laß sie lachen! Die Ketzerei wird vergehen, und Wahrheit wird ihr zu Trotz Wahrheit bleiben ewiglich."

Was übrigens für das Glück der Menschen besser sey: die Zeiten wo P. Angelin sein Mährchen erzählte und Glauben fand, und seine Leser, zwar ein wenig auf Unkosten ihrer Vernunft, aber ohne allen Nachtheil an ihrem Herzen und ihrem Glauben, belustigte — oder eine Zeit, wo wir alle, Katholiken und Hugenotten, mit dem einfältigen Glauben unsrer Alten auch die selige Einfalt ihrer Sitten verloren, und uns alle die Gefühle (auf Einbildungen und Vorurtheile gestützt oder nicht) wegräsonnirt haben, die in tausend Fällen dieses Erdenlebens des Menschen Labsal, Trost und letzte Zuflucht sind: ist eine Frage, die — für mich schon lange keine Frage mehr ist. Mag doch der Stab, woran das wankende Kind sich zu halten glaubt, ein Strohhalm seyn: immer besser für ein Kind, an einem Strohhalm zu gehen, als ohne ihn alle Augenblicke auf die Nase zu fallen.*)

*) Wird der Strohhalm aber das Kind halten? Und wenn er nicht hält, kann der Glaube an den — Strohhalm halten? Es scheint also, daß man die Sache doch anders angreifen, und statt des Strohhalms einen festen Stab geben müsse. Und fehlt's denn etwa an diesem? Ich begreife nicht, wie Wieland hier auf diese Strohhalmstheorie gekommen ist, wenn ihn nicht unvermerkt der Pater Angelinus angesteckt hat.

3.

Dr. Johann Geiler von Kaisersberg.

(Dr. Heinrich Pantaleons Deutsch. Nation Heldenbuch II. 578.)

Johannes Geiler ist in dem Elsaß zu Keysersperg*) (im Jahr 1445) erboren und erzogen. Er hatt sich aber aus Liebe der guten künsten zu mancherley Hohen schulen gethan und fürnehmlich zu Freyburg in dem Breyßgauw eine große Erfarnuß in der Philosophey und freyen künsten erlanget. Als er daselben Magister promovieret, kam er im 1472. jar ghen Basel, und ward durch sein Fleyß und Ernst unter die Professores angenommen. An diesen stath hielt er sich dermassen, daß er im 1474. jar Decanus Artium erwehlet ward. Nach diesem begab er sich fleyssig auff die Heilige Geschrifft, und erlanget dermassen hohen Verstand, daß er Doctor Theologiä worden. Weil er sich aber ob Johannes Gersonis (so umb das Costenzer Concilium gelebet) Verstand und gute Bücher sehr verwundert, zog er in Frankreich, und besamblet diese mit großen Kosten und Arbeit alle zusammen. Diese bracht er in Teutschland, theilet sie in drey große Bücher, und ließ sie truck ausghen. Wie nun dieses Keyserspergers Lehr und Frommkeit allenthalben außkommen, ward er zu

*) Dieß ist irrig. Er wurde zu Schaffhausen geboren. In seinem dritten Jahr verlor er seinen Vater, und da nahm ihn sein Großvater zu sich nach Kaysersberg und sorgte für seine Erziehung. Weil er nun diesen Ort als sein wahres Vaterland ansah, so bekam er nach damaliger Gewohnheit den Zunamen davon, und wurde Geiler von Kaysersberg oder auch Johannes Kaysersberger genannt. W.

Straßburg für ein Prediger angenommen.*) Daselben hab er mit grossem Lob und Wolredenheit die Laster bescholten, auch die Menschen zu wahrer Frommkeit und Tugenden ermanet. Under andern hat er mancherley Aberglauben, so in der Kirchen veraltet, ernstlich gestraffet, der München Spitzfindigkeit verworffen, und die Heilige Geschrifft vor andern wieder auf die Cantzel gebracht, sprechende: es müße das fundement unsers Glaubens auß der Bibel und nicht auß andern Büchern genommen werden. Er war fürnemlich der München Feind,**) von welchen er auch sehr gehasset worden.

---

*) Er war vorher ein Jahr lang Prediger zu Freiburg und wurde von da nach Würzburg mit einem Gehalt von 200 Ducaten berufen, das in jener Zeit eine ziemliche Summe war, und den großen Ruf beweißt, worin Geiler schon damals gestanden. Unterwegs aber ließ er sich von Peter Schott, einem gelehrten Rathsherrn von Straßburg, überreden, das Amt eines Predigers im Dom zu Straßburg anzunehmen, welches er ihm durch seinen Einfluß verschaffen wollte. Denn die Mönche in Deutschland hatten sich in diesen Zeiten größtentheils durch ihre Unwissenheit und schlechten Sitten so verächtlich gemacht, daß man sich allenthalben um gelehrte und fromme Weltgeistliche umsah, um sie, an jener Statt, zu ordentlichen Predigern zu bestellen. W.

**) In seinen Predigten kommen hievon häufige Proben vor. Nur eine einzige zum Beispiel. Cave ne facias Monachum tibi familiarem, alias utique patieris damnum in fructu castitatis conjugalis. Illi porcelli Antonii non exeunt, quin de fructu auferant aliquid. [1]) Sermones D. Io. Geileri Argent. 1515. p. 83. Diese freimüthige Art, die Laster und Mißbräuche seiner Zeit unter allen Ständen, ohne Ansehen der Person, zu strafen, herrscht in allen seinen Schriften, und machte ihm freilich viel Feinde, die aber bei den Händeln, so sie ihm erweckten, wie natürlich, immer mehr verloren als gewannen. W.

---

[1]) Es war in jener Zeit nichts Ungewöhnliches, Deutsch gehaltene Predigten Lateinisch herauszugeben. Die hier angeführte Lateinische Stelle

Dieser Johannes hat frey heitter herauß gesagt: es seye die Religion verderbt, und werde einer von Gott bald erweckt werden, welcher diese erneuwern solle:*) er begeret auch von Herzen diesen Tag zu erhalten (erleben). Er war umb das 1496. jar in grossen Ansehen. **)

*) Geiler brauchte darum nicht mehr Prophet zu sein als ein anderer. Denn welcher nur weltkluge Mann sah dieß damals nicht vorher? W.

**) Es ist schon bemerkt worden (s. Seb. Brand), daß er vom Kaiser Maximilian I. sehr geschätzt, geliebt, auch öfters in wichtigen Dingen an sein Hoflager berufen und zu Rath gezogen worden. Von dem hohen Ansehen, worin er überhaupt gestanden, zeugt der Herausgeber seiner vorangeführten Postille, da er sagt: er hätte mit so allgemeiner Bewunderung gepredigt, daß seine Lehren von männiglich wie Orakelsprüche aufgenommen worden (ut illius dogmatis, tanquam oraculo, cuncti acquiescerent). Unter seinen gedruckten Schriften ist eine „Deutsche Postille," die als eine der besten Deutschen Sprachquellen anzusehen ist, und mehr benutzt zu werden verdiente. [1]) In seinem Bildniß ist die thorheitstrafende Miene mit

steht Deutsch in dem: „Buch de Arbore Humana. Von dem menschlichen Baum, geprediget von dem hochgelehrten Doktor Johannes Kaisersberg; darin geschicklich und in Gottes Lob zu lernen ist des Holzmeiers, des Tods, frölich zu warten. Einem jeden Menschen nützlich und gut. Straßb. 1521." Die obige Stelle lautet hier so: „Hüt dich vor den München; mache dir keinen heimlich; geselle dich zu keinem; du wirst sonst Bresten (Mängel) haben an der Frucht der Keuschheit deiner Frau. Diese Dengerferlin (Ferkel) gehn nicht aus den Häusern, sie tragen etwas von der Frucht hinweg." Er warnt zugleich vor den Beguinen, „die sich rühmen der Siechen zu warten," denn „sie vollbrächten viel Ehebruchs, wenn die Frau im Hause krank sey."

[1]) Das neue Scherz-Oberlin'sche Glossarium hat die meisten Deutschen Schriften Geilers benutzt. Man sehe auch J. J. Oberlin de J. Geileri scriptis germanicis. Argent. 1786. Ueber seine sämmtlichen Schriften mit Angabe des Inhalts und schätzbaren Literar- und Kunstnotizen, gibt ein Supplement zu dem gegenwärtigen Aufsatz in dem Deutschen Merkur vom Jahre 1783, Nov. u. December, genaue Nachrichten.

Schon früher (s. Seb. Brand) hat Wieland bemerkt, daß ein Deutscher Hume Geilers Schriften auch benutzen

vieler Gutherzigkeit gemildert. Güte und Neigung zum Wohlthun waren Hauptzüge seines Lebens. Er wendete den größten Theil seines Einkommens auf edle Gastfreiheit und alle Arten von christlichen Liebeswerken. Seine Bibliothek war eine der zahlreichsten und erlesensten, die irgend ein Privatmann seiner Zeit aufweisen konnte. Er starb im J. 1510, nachdem er die Straßburger 33 Jahre lang durch seinen Unterricht und noch mehr durch sein Leben erbauet hatte. [1] W.

[1] In dem eben genannten Supplement heißt es: Geiler war langer hagerer Statur, von Miene ernstlich, doch wohlwollend; ein abgesagter Feind alles Müßiggangs; daher bis zum Eigensinn ordentlich in Eintheilung seiner Zeit Er schlief nur wenig, lebte überhaupt mäßig, beobachtete streng seine Fasten, trank aber doch gern einen guten Wein, wie sich's immer verstehen sollte, und die Biographen anzumerken wohl überhoben seyn könnten. — Treffend charakterisirt ihn die Grabschrift von Seb. Brand, welche dem Geiler'schen Werke: die Emeis (Ameise), Straßb. 1517, angehängt ist.

Den alles Straßburg weint billig
Johannes Geiler lobesrich
Den Doktor Kaisersberg genannt
Um den trauert warlich Doktor Brand,
Daß er gestorben ist in Zeit,
Hier unter diesem Stuhle (Kanzel) leit,
Den er ob dreißig Jahre hat
Regiret wohl in Predigers Statt.
Er war ein Zier der Geistlichkeit
Ein Spiegel aller Mildigkeit,
Ein Liebhaber Friedens und Tugend
Ein Unterweiser Alters und Jugend,
Ein Pflanzer der Gerechtigkeit
Ein besondrer Feind der Bosheit.
Laster und böser Werk Ausreuter
Der Sünden Strafer und Bedeuter,

könne als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden, Putz u. s. w. aus den Zeiten Maximilians I. Wieland hat zu diesem Behuf folgende Stellen aus dem Weltspiegel oder Narrenschiff ausgezogen.

Ein Trost und Zuflucht aller Armer,
Ein milder Vater und Erbarmer,
Sanft in Zugang, freundlich und gütig,
Still, aufrecht, tapfer und demüthig.
Nicht ein Ausnehmer der Personen,
Sein Lehr und Straf thät Niemand schonen;
Sondern mit gleicher Wag und Maßen
Acht er den Kleinen und den Großen,
Hat mit Pfründen sich nicht beladen,
Noch die gehofft zur Seelen Schaden,
Sondern hat sich vergnügen lahn
Mit dem Amt, das er hat gethan.
Reichthum und Ehr und große Pracht
Hat er durch Willen Gotts veracht.
Die Pfründen=Pfennig=Prediger
Hat er gestraft durch seine Lehr.
Standhaft und steif ist er gesehn
In Worten und in Werken sein.
Nie hat er sich bewegen lahn,
Als das Rohr von dem Wind ist gewandt.
Was er mit Worten hat gelehrt
Hat er mit Werken auch bewährt,
Hat gute Werk vorhin gethan,
Damit gelehrt, ihm nachzugahn.
Zeitige Freud und üppig Ehr
Der Welt hat er geflohen sehr,
Gelesen stets die heilige Schrift
Und was der Seelen Heil antrifft.
Darum hat er durch viel der Tugend
Durch gute That von seiner Jugend
Verdient ohn Zweifel solchen Lohn,
Der ewiglich nicht wird zergohn.

S. 13. Die dritte Schell (der Seltsam Narren) ist das Haar zieren, geel (gelb), krauslicht und lang machen, auch frembdes Haar der Abgestorbenen unter ihres vermischen, und dasselbe zum Schauspiegel aufmutzen. Es ziehen die Weiber jetzund daher wie die Mannen, und henken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit aufgesetzten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen. — Die Weiber ziehen in ihren Schleyern daher, und haben sie aufgespriezt neben mit zwey Ecken oder Spitzen, gleich einem Ochsenkopf mit den Hörnern.

In der Folge rückt er ihnen auch die Mode, ihre Haare gelb zu färben und geele Schleier zu tragen, vor. „Es ist ein gemein Sprüchwort, daß man über frisch Fleisch kein geelen Pfeffer macht, sondern über das schmeckend und stinkend; also ist es auch mit alten runzlichten Weibern, die da geele Schleier tragen, die sehen aus als ein geräucht Stück Fleisch aus einer geelen Brüen.“

Von den damaligen Kleider-Moden sagt er: „es darf einer nicht weit ziehen, fremde Kleider zu beschauen, er kann in jeder geringen Stadt allerley Nationen Kleidungen finden; als da seyn Ungarische, Böhmische, Sächsische, Fränkische, Italienische, Französische, Holländische.“

Auch ereifert er sich über eine Art „Kochierspergischer Mäntelin und Wappenröcklein der Frauen, die so kurz wären daß sie nicht allein den Hintern nicht gedecken, sondern viel minder den Nabel.“

Daß das sogenannte Walzen auch damals schon üblich und nüchternen Leuten anstößig gewesen, läßt sich aus folgender Stelle in der dritten Schellen der Tanznarren Kap. LXI schließen: „auch findt man etlich, die haben dessen ein Rhum und Hoffart, wenn sie die Jungfrauwen oder Weiber hoch in die Höhe kennen schwenken (schwingen), und haben es bis-

weilen die Jungfrauwen (so anders solche Jungfrauwen zu nennen seyn) fast gern, und ist inen mit Lieb gelebt, wenn man sie also schwencket, daß man ich weiß nicht wo hin siehet."

In einem Aufsatz im Deutschen Merkur vom Jahr 1783 Januar: Beitrag zur Geschichte der Kartenspiele, wird Geiler von Kaisersberg als Gewährsmann angeführt, daß das Karniffelspiel noch über die Zeiten der Reformation hinausgehe. Die sehr interessante Stelle über Karten- und Karniffelspiel findet sich in den Predigten von dem menschlichen Baum, in der Donnerstags nach Judica 1496 gehaltenen Predigt.

In dem angeführten Supplement ist aus: Frag und Antwort der zehen Gebote, wie man sie halten soll, sind sonderlich erklärt mit nützlicher Unterrichtung, was Todsünd sey oder nicht, und wie man beten soll in aller Nutzbarkeit Straßb. 1528 (ein Werk, das aus zwei Lateinischen Schriften Geilers entstanden ist), folgende zur Geschichte des Spiels gehörige Stelle ausgehoben: „zu den Dieben gehören die, die da Spielgut behalten, oder Gewinnes willen spielen; so man aber durch Kurzweil und zu rechter Zeit und um kleine Dinge spielt, das sey nicht Todsünd von ihm selber; was man aber gewinne, das solle man dann wieder geben, dem man es abgenommen hat; — doch was man mit Schachzabel gewinne, ohne Falsch, das möge man behalten, wenn da ist mehr Kunst als Glücke."

Als literarische Merkwürdigkeit verdient wohl noch Bemerkung, daß sich bei Geilers Werken die ersten Privilegien gegen den Nachdruck finden. Auf dem Titel des Buchs vom

menschlichen Baum heißt es: mit kaiserlicher Majestät Privilegien, daß bei Pön, laut des Originals, in vier Jahren niemand nach soll drucken. Auf der Rückseite des Titelblatts der Sermones etc. heißt es: Maximiliano Caesare semper augusto auctore Jacobus Oesler J. U. D. per imperium romanum artis impressoriae censor et supperattendens generalis praesentibus edicit et cavet etc. Datum ad 14 Kal. Febr. a. c. 1514.

4.

Anne Mallet de Graville.

Mit dieser Schriftstellerin aus Franz des Ersten Zeiten hat uns Herr Marq. de Paulmy zuerst bekannt gemacht. Sie war eine Tochter von Louis de Graville, Admiral von Frankreich unter den Königen Ludwig XI, Karl VIII und Ludwig XII. Sie widmete sich der guten Königin Claudia, Gemahlin Franz I (deren Andenken sich durch eine Art von Pflaume, die nach ihrem Namen Reine Claude genannt wurde, bei der Nachwelt erhalten hat) und vermählte sich erst nach dem Tode derselben, im Jahr 1526, mit Peter von Balzac, Herrn von Entragues. Die Gedichte dieser Dame sind nie gedruckt worden: aber der Herr v. P. besitzt eine Handschrift davon, auf Pergament geschrieben und mit zwölf schönen Miniaturgemälden geziert, welche drei Gedichte enthält. Das beträchtlichste davon ist der Roman von Palämon und Arcita, eine Heldengeschichte, deren wahrer Urheber der berühmte Boccaccio ist. Sie macht den Haupt-Fonds seiner Theseida aus, und kam auch dem Englischen Dichter Chaucer so

interessant vor, daß er sie unter dem Namen The Knight's Tale zum ersten seiner Canterbury=Mährchen machte. Die Bibliothèque des Romans hat von diesem Gedichte des Boccaz einen Auszug gegeben im 2ten Stück des Julius 1779. Die Verfasser, denen weder die Arbeit des Fräuleins von Graville, noch die des Chaucer über dieses Sujet bekannt gewesen zu seyn scheint, glauben, Boccaz habe dasselbe aus seinem eignen Gehirn gezogen; aber Boccaz selbst, der dieß am besten wissen mußte, sagt in seinem Brief an Madonna Fiametta, mit welchem er ihr eine Abschrift dieses Gedichts schickt, daß er es aus einem schon sehr alten Manuscript in gemeinem Latein (latino volgare, worunter ich das barbarische Mönchslatein der mittlern Zeit verstehe) gezogen habe. *) Wahr ist's, Boccaz kann dieß auch nur bloß so vorgegeben haben: aber, er habe nun das Sujet gefunden oder erfunden, so besteht die Erfindung, die das wahre Verdienst eines Dichters ausmacht, nicht darin, daß er sein Sujet erdichtet habe: sondern in der lebendigen Darstellung desselben, und in der Art wie er's durch die ganze Behandlung zu seinem Eigenthum macht.

Was das Gedicht des Fräuleins von Graville betrifft, so glauben wir, nach dem kleinen Auszug des Herrn v. P. zu urtheilen, daß man es, ohne Uebertreibung, dem Besten, was die damalige Zeit in dieser Art aufzuweisen hat, an die Seite setzen könne; wie die Liebhaber aus folgender Beschreibung der Gärten des Theseus und der Amazone Emilia, welche die Heldin des Stücks ist, selbst erkennen mögen.

---

*) Derjenige, von dem ich alle diese Notizen habe, ist Tyrwhitt, in einer Note zu seiner schönen Ausgabe der Canterbury Tales in 5 Octavbänden, London 1775. S. Tom. IV. p. 141.

Au mois d'Avril, qui est telle saison
Qu'il fait facheux se tenir en maison.
Emilia, la gentille pucelle,
Sa cotte prit pardessous son aiselle
Deliberant d'aller au plus matin
Cueillir la rose au milieu du jardin
On n'y avoit que par sa chambre issue.
L'herbe y etoit espaissement tissue
Et maint œillet, romarin, balme, rose,
L'une florie et l'autre demi-close.
Au beau milieu etoit une fontaine
De grand faveur et de gout douce et saine
Dont les ruisseaux faisoient maints gentils tours
Par ce jardin, ou ils prenoient leurs cours
Petite arene y sembloit murmurer
Pour embellir et le lieu decorer.
Chênes, sapins, lauriers à grands feuillages
Pour le soleil y faisoient doux ombrage;
Mais pour cela ne laissoient d'y venir
Dix mille fleurs dont n'ai le souvenir.
Bref, qui pourroit en si beau lieu estre,
Mieux l'aimeroit que Paradis terrestre.
Emilia, nuds pieds, échevelée,
De sa chambrette en ce lieu devalée,
Sortant du lit, laissant son oreiller
Digne de faire un Amant travailler,
Fort jeune d'age, en bonpoint, et polie,
Jamais ne fut pucelle si jolie:
Visage gay, riant, et de grand chiere
Pour mettre don de mercy à l'enchere;

La jambe belle, et tettin decouvert,
Se vint asseoir dedans un préau vert.
Là se peigna et mira à son aise, etc.

Man sieht wohl, daß die gute Dame ihre Malerkunst weder dem Homer noch dem Virgil abgelernt hat: aber man sieht doch auch was in ihrer Imagination war, was sie machen wollte, und wie viel von allem dem, was in ihrer Malerei zu viel und zu wenig ist, theils auf Rechnung einer noch sehr rohen Sprache kömmt, theils in dem Nicht-aufzuhören-wissen liegt, welches allen denen eigen ist, die Talent für eine Kunst haben, worin sie noch nicht vollendet sind. Denn der Geschmack und das Non plus ultra des Schönen, welches (wie Sterne so richtig sagt, und nie genug wiederholt werden kann) immer von poco più und poco meno abhängt, ist auch immer das letzte, was ein Meister nach langen Vorübungen erreicht; und es bleibt allezeit ein Antheil von sehr Wenigen: indem die Vorgänger sich demselben nur näherten, und die Nachfolger sich sogleich wieder davon entfernen — eine Wahrheit, wozu die Literatur und Kunstgeschichte aller Zeiten, und die Erfahrung unsrer eignen Belege genug geben könnte.

5.

Griechen.

Auch die Griechen hatten ihre Teniers und Ostaden.

1777.

Dieß wird vielleicht manchem wie eine Lästerung klingen. Denn es ist seit Winckelmann den Ton bei uns angab, so viel

von dem schönen Ideal der Griechischen Kunst, und von dem großen Gesetz der Schönheit, welches sie in allen ihren Werken aufs heiligste beobachtet haben sollen, gesprochen und geschrieben worden: daß viele daher einen allzu eingeschränkten Begriff von dem Umfang der Malerei bei den Griechen fassen, und sich nicht vorstellen, daß schwerlich aus irgend einer neuern Malerschule, seit den Zeiten des Cimabue und van Eyck, ein Meister von einigem Ruf hervorgegangen, der unter den Griechen nicht seinesgleichen gehabt hätte. Gleichwohl ist dieß so gewiß, daß sie, wie gesagt, sogar ihren Ostade hatten.

Dieser Griechische Ostade, oder Teniers, oder Brower (denn wem von diesen er am ähnlichsten gewesen, läßt sich eben so genau nicht bestimmen), lebte — man weiß nicht eigentlich wann,*) und Plinius ist, so viel ich weiß, der einzige Autor, der seiner erwähnt. Er spricht von ihm mit eben der Wärme und aus eben dem Ton, wie ein neuerer Kunstliebhaber, der, unbestochen von einem besondern Lieblingsgeschmacke, Genie und Kunst allenthalben und in allen Arten von Auswirkungen zu schätzen weiß. „Pyreikus, sagt er, schadete sich vielleicht durch die Wahl seines Faches; aber in der Kunst hatte er wenige über sich. Er malte niedrige Gegenstände, in diesen aber erwarb er sich den größten Ruhm. Er malte Barbierstuben, Schusterwerkstätte, Küchenstücke und dergleichen, und bekam daher den Beinamen ῥυπαρογραφος“ — ein Wort, das ich nicht Deutsch zu machen weiß, es

---

*) Daß er ziemlich lange nach dem Apelles gelebt habe, läßt sich aus dem Plinius schließen. W. Heyne will ihn in die Zeit Alexanders und des Apelles setzen. Artium inter Graecos tempora p. 385.

müßte denn durch Lumpereien-Maler seyn. *) Mr. de la Nauze (in seinen Mémoires de la manière dont Pline a traité de la Peinture) übersetzt es noch weniger glücklich durch Peintre de vilenies. Vermuthlich brachten ihm seine Feinde und Neider unter seinen Kunstverwandten diesen verächtlichen Namen auf, der sich so übel zu dem hohen Werthe schickt, den das Publicum auf seine Arbeiten legte. Diese waren consummatae voluptatis, sagt Plinius: ein Ausdruck, der die äußerste Schönheit des Pinsels und Vollkommenheit der Ausführung anzudeuten scheint, die zu allen Zeiten das gewesen sind, was den Liebhabern am meisten Vergnügen gemacht hat. Daher, setzt er hinzu, wurden seine Stücke auch theurer bezahlt als die größten Werke vieler anderer.

Der vorerwähnte La Nauze — weil es ihm unbegreiflich vorkam, daß Plinius der einzige seyn sollte, der dieses Pyreikus gedacht hätte, und daß er hingegen in einem Werke, worin er die ganze Geschichte der Kunst umfaßt, des Malers Pauson, dessen doch Aristophanes, Aristoteles, Plutarch, Lucian **) und Aelian als eines bekannten Meisters erwähnen, gar keine Meldung hätte thun sollen — glaubt und behauptet ganz positiv, Pyreikus habe seine Existenz vel quasi bloß der Unachtsamkeit der Copisten zu danken, und Plinius habe alles, was vorhin angeführt worden, von diesem Pauson gesagt und sagen wollen. Es ist nicht wohl möglich, eine solche Sache

*) Lessing übersetzt zu stark durch Kothmaler Man sehe was Riemer darüber sagt unser Ῥωπογραφος.

**) Dieser muß abgerechnet werden: denn das Encomium Demosthenis, worin das nämliche Histörchen von diesem Pauson erzählt wird, das man auch im Aelian findet, ist wohl eben so wenig von Lucian, als das elende Ding, Amores genannt, wiewohl die Abschreiber beides an seine Werke angeschmiert haben. M.

anders, als durch Vermuthungen auszufechten. Des Herrn de la Nauze Gründe sind nichts mehr als Vermuthungen. Die meinigen, warum ich ihm nicht beipflichten kann, sind auch nichts mehr. Welche von beiden mehr wiegen, mögen diejenigen Leser, die an dergleichen literarischen Erörterungen einiges Vergnügen finden, entscheiden. Ich entsage zum voraus aller weitern Apellation.

Der Französische Akademikus bemerkt, daß nicht alle Handschriften des Plinianischen Werkes Pyreikus, sondern einige Pracius, andere Preicus lesen. Gut! Wie aber aus Pauson — Pracius, Preicus oder Pyreikus werden könne, gesetzt auch der Copist schriebe halb im Schlafe, begreif' ich nicht; und noch weniger, wie es zugehen sollte, daß nicht ein einziger Codex Pauson hätte. Dieß ist eins. Sodann dünkt mich, was der göttliche Aristoteles (auf den Herr L. N. sich hauptsächlich stützt) von Pauson sagt, stimme weit weniger zu dem, was Plinius von seinem Pyreikus sagt, als Herr L. N. vermeint. Aristoteles, da er im zweiten Absatz seines Tractats von der poetischen Kunst zeigt, daß nur drei Arten von Nachahmung der Menschen und ihrer Sitten möglich seyen, nämlich: sie entweder besser vorzustellen als sie sind, oder schlechter als sie sind, oder gerade so wie sie sind — setzt erläuterungsweise hinzu: so hätten z. B. unter den Malern Polygnotus die Menschen vollkommner, Pauson schlechter, und Dionysius wie sie sind geschildert — oder nach unsrer heutigen Art zu reden, Polygnotus habe sie idealisirt, Pauson Caricaturen gemacht, und Dionysius sich an die gemeine Natur gehalten, und sie getreulich copirt wie er sie vor sich gesehen. Daß ich den Sinn des Aristoteles recht gefaßt und daß unter dem χειρους nichts anders als Caricaturen zu verstehen seyen, beweist nicht nur der ganze Zusammenhang des Textes,

sondern auch die Stelle aus den Politicis des Philosophen, welche Herr L. N. ebenfalls anführt, ohne zu merken, wie viel sie wider ihn beweist. Aristoteles philosophirt nämlich im 5ten Kapitel des achten Buchs seines Werks von der Politik, über den Einfluß der schönen Künste, besonders der Musik, auf die Erziehung der Jugend. Da erwähnt er nun im Vorbeigehen der Malerei sehr kaltsinnig, als einer Kunst, die mit Nachahmung und Darstellung der Sitten sehr wenig zu thun habe, und solche durch ihre Figuren und Farben nur auf eine sehr unvollkommene Art bewerkstelligen könne: und setzt dann hinzu: „insofern aber gleichwohl auch im Anschauen dieser Dinge ein Unterschied ist, so ziemt sich, daß man jungen Leuten nicht die Stücke des Pauson, sondern die Werke des Polygnotus, oder irgend eines andern moralischen Malers, wenn es noch welche gibt, anzusehen gebe" — Mit allem Respect sey es gesagt, den ein Homuncio diesem größten Denker, der vielleicht je gelebt hat, schuldig ist! — aber wahrlich kein Schulmeister und Pedant, vom Baltischen Meer bis zu den Säulen des Hercules, könnte mit höher aufgezogenen Augenbrauen und weniger Gefühl der Kunst von der Malerei gesprochen haben. Doch davon ist hier die Rede nicht. Genug, die Stelle beweist, was ich damit beweisen will: daß der Pauson des Aristoteles und der Pyreikus des Plinius zwei ganz verschiedene Menschen sind. Plinius sagt nicht ein Wort, woraus man nur argwöhnen könnte, daß Pyreikus ein Caricaturmaler gewesen. Er malte Barbierstuben, Schusterwerkstätte, Küchenstücke, d. i. gemeine, niedrige Natur, aber doch Natur; Natur, wie man sie alle Tage sehen kann, und die jeder junge Mensch, vom Prinzen bis zum Bauerjungen, eben so gut sehen darf als der weiseste Graubart. Kurz der Pyreikus, von dem Plinius

spricht, gehörte in die Aristotelische dritte Classe, welche die Menschen abbildet wie sie sind. Pauson hingegen machte Profession davon, sie schlechter darzustellen, und darum nennt ihn Aristoteles, nach seinen scharf abgezogenen Begriffen, unmoralisch, und glaubt, daß das Anschauen seiner Caricaturen einem jungen Menschen falsche und verächtliche Begriffe von der Natur geben und seinen moralischen Sinn beschädigen könnte. Ja eben daraus, weil Aristoteles der Jugend das Anschauen seiner Gemälde so scharf untersagt, läßt sich mit gutem Fug muthmaßen, daß auch die Sujets, wenigstens von vielen seiner Caricaturen, anstößig und unsittlich gewesen; da hingegen nichts in der Welt unschuldiger seyn kann als die Tonstrinae und Aselli und Obsonia des Plinianischen Pyreikus. Mich dünkt, dieß allein wäre schon genug, die Meinung des Herrn L. N. in den Grund zu bohren. Aber ich habe noch eine Vermuthung, die von seiner Art zu malen hergenommen ist, und der meinigen ein neues nicht geringes Gewicht gibt. Plinius spricht von den Werken des Pyreikus als von Meisterstücken der Kunst, die durch die Feinheit des Pinsels und das Vollendete der Ausführung die Augen entzückten; kurz er spricht davon, wie einer von den besten Werken eines Gerard Dow sprechen könnte. Dieß konnte wohl schwerlich der Fall von Pausons Caricaturen seyn, der ein Zeitgenoß des Polygnotus war, und also noch vor der 90sten Olympiade blühte; zu einer Zeit, wo die Malerei bekanntermaßen noch weit von dem Grade der Verfeinerung und Vollkommenheit in Absicht des Colorits, der Mitteltinten, des Helldunkeln u. s. w. entfernt war, dem sie sich bald hernach, von Zeuxis und Parrhasius an bis zum Apelles, mit schnellen Schritten näherte. Also auch von dieser Seite betrachtet kann Pyreikus und Pauson nicht der nämliche Mann seyn.

Wie kömmt es denn aber, daß Plinius kein Wort von Pauson, und außer ihm sonst niemand ein Wort von Pyreikus spricht? Beinahe möchte ich, um so kurz als möglich aus der Sache zu kommen, gestehen, daß ich überfragt sey. — Aber vielleicht läßt sich doch noch etwas antworten, das besser ist als gar nichts. Es ist eine bloße Hypothese, die aber das Factum so ziemlich zu erklären scheint. Ich nehme an, Pauson sey nichts weniger als ein sehr vorzüglicher Maler gewesen; er habe im Anfange seinen Succeß mehr der Neuheit und Bizarrerie seiner Stücke, dem rohen schlechten Geschmacke des großen Haufens, und dem Umstande, daß auch mittelmäßige Gemälde, zumal kleine Stücke wie die seinigen gewesen zu seyn scheinen, noch etwas Seltenes waren, zu danken gehabt: so wie aber die Kunst gestiegen, sey Pausons Name und der Werth seiner Caricaturen gefallen; bis sie, wie es allen mittelmäßigen Werken zu ergehen pflegt, sich zuletzt aus lauter Unwerth rar gemacht, so daß zu Plinius' Zeit entweder gar nicht mehr die Rede davon gewesen, oder dieser große Literator, in welchem der Liebhaber und Kenner auf eine so seltne Art vereinigt war, so wenig Geschmack daran gefunden, daß ihm, über der großen Menge von schätzbaren Meistern und Werken, wovon er zu reden hatte, der Sinn gar nicht an diesen Pauson gekommen.

Meine Vermuthung, daß er höchstens nur ein sehr mittelmäßiger Künstler gewesen, wird durch das wenige, was Aristophanes, Aelian, Suidas, von ihm sagen, mehr bestätigt als geschwächt. Aristophanes erwähnt seiner nur, um sich über seine Bettelhaftigkeit lustig zu machen, denn er war so arm, sagt Suidas, daß man sprüchwortsweise zu sagen pflegte, er ist ärmer als der Maler Pauson. Für sich allein bewiese dieser Umstand nichts gegen seine Geschicklichkeit; denn war

Correggio nicht auch arm? Aber wenigstens beweist es, daß seine Arbeiten schon damals wenig geschätzt wurden. Das Geschichtchen, das Plutarch, Aelian (Var. Hist. 14, 15.) und der Verfasser des Encomium Demosthenis von ihm erzählen (und das ist alles, was sie von ihm sagen), gereicht ihm noch weniger zur Ehre; denn es zeigt ihn zu gleicher Zeit als einen schlechten Künstler und als einen mauvais Plaisant — was ein guter Kopf nie gewesen ist. Jemand verlangte von ihm, er sollte ihm ein Pferd malen, das sich im Staube wälzte; Pauson malte einen Gaul im vollen Sprung und viel Staub um ihn her. Der Liebhaber, der das Stück bestellt hatte, beschwerte sich, daß es nicht das wäre, was er verlangt hätte und wollt' es nicht bezahlen. Narr, sagte Pauson, kehr' das Gemälde um, so hast du ein Pferd das sich im Staube wälzt. — Ist sich nun noch darüber zu verwundern, daß Plinius einen Künstler von solcher Stärke vergessen konnte?

Aber wenn ein Pyreikus existirt hat, und ein so beliebter Maler gewesen ist, wie Plinius sagt: wie ist's möglich, daß außer ihm nicht Einer von so vielen Griechischen und Römischen Schriftstellern dessen Erwähnung thut? — Dieß ist freilich nicht so leicht zu sagen. Wiewohl — was ist in dieser Art unmöglich? Pyreikus ist nicht der einzige, den wir ohne Plinius nicht kennen würden. Gesetzt aber, er wäre es, ist sich am Ende so sehr darüber zu verwundern? Die meisten alten Schriftsteller erwähnen der Maler und der Malerei nur zufälligerweise, oder reden, wie z. B. Properz (Eleg. l. 3. El. 7.) und Quintilian (Inst. Or. 12, 10.), nur von denen von der ersten Größe. Pyreikus war aus einer Zeit, wo die Zeuxis und Timanthes und Protogenes und Apelles schon die höchsten Preise gewonnen hatten. Er malte nur kleine

Stücke, die sich in den Cabinetten der Reichen verloren. Wie leicht geschah es da, daß er den meisten Gelehrten von Profession, deren Schriften und Compilationen auf uns gekommen sind, unbekannt seyn konnte? Immer ist das, was Plinius von ihm sagt, hinreichend, ihm unter den vorzüglichsten alten Künstlern seinen Rang zu erhalten. Pauson hingegen möchte eben sowohl ganz ungenannt geblieben seyn, da die Aristophanes, Plutarch, Aelian u. s. w. nichts Rühmlicher's von ihm zu sagen hatten als was wir gesehen haben.

Die Alten hatten auch ihre Watteaus — wenigstens scheinen mir Kalades und Antiphilus und Ludius in diese Classe zu gehören. Die beiden ersten malten comicas tabellas, Stücke mit komischen Personen, oder (wie Graf Caylus meint) kleine Vorstellungen des Inhalts der neuen Stücke, die gespielt werden sollten, und ein paar Tage vorher, um das Publicum herbeizulocken, ausgestellt wurden, wie in Italien noch gebräuchlich seyn soll. Der Charakter des Antiphilus war Leichtigkeit, sagt Quintilian, der ihn unter den berühmtesten Malern, nach der Epoche des Apelles, nennt; und Plinius zählt ihn zu denen, die ihren Ruhm der Schönheit ihres Pinsels und der Lebhaftigkeit ihres Colorits zu danken hatten. Er war auch der Erfinder einer Art von Grotesken; denn er malte einen gewissen Gryllus in einer solchen Maske und Stellung, daß er (wie sein Name lautete) eine Grille vorzustellen schien. Dieser Einfall fand, wie man denken kann, bald Nachahmer, und man nannte diese Art von Grotesken Grillen (γρυλλοι). Ludius, ein Maler aus Aetolien, zu Augusts Zeiten, war der erste, der den Einfall hatte, die Wände in Zimmern mit Landschaften und Vorstellungen ländlicher Geschäfte und Belustigungen aus der wirklichen Natur zu bemalen. Diese Art von Tapezerei fand so viel Beifall,

daß sie bald zur allgemeinen Mode wurde. Es ging den Alten hierin wie es uns Neuern auch gegangen. Man kriegte der idealischen, mythologischen und heroischen Stücke so genug, daß man sich endlich von Herzen nach solchen sehnte, wo man die Natur wieder fand, wie man sie immer gesehen hatte, oder wenigstens etwas, das ihr ähnlich genug war, um von Leuten, die sie doch nur von Hörensagen kannten, für Natur genommen zu werden.

Die schönen Künste haben bei allen Völkern einerlei Gang gehabt. *) Zuerst kam eine Reihe von großen Meistern, die die Schöpfer ihrer Kunst wurden, und wovon der erste, wiewohl er das Schwerste gethan hatte, natürlicherweise vergessen wurde, oder sich wenigstens nur in einer nominalen Hochachtung erhielt, weil er von seinen immer steigenden Nachfolgern ausgelöscht wurde. Durch diese lernte das Publicum die Kunst kennen, und nahm also, der Natur der Sache gemäß, Gesetze von ihnen an, anstatt ihnen Gesetze geben zu wollen. Aber so wie die Kunst einmal in einer gewissen allgemeinen Achtung stund, die Zahl der Liebhaber (oder kaufmännisch zu reden) die Nachfrage sich vermehrte, und es endlich Modeton und Decenz wurde, eine Galerie, oder doch ein Cabinet zu haben, oder wenigstens sein Haus, seine Villa, mit Gemälden zu meubliren: so wurde unvermerkt das Publicum Meister über die Kunst. Die Künstler wurden nun als Leute angesehen, die man dafür bezahlte, daß sie unsern Leidenschaften dienten; sie mußten sich dem Eigensinn und den Launen der Großen und Reichen, dem Unbestand des unwesentlichen Dinges, was die Weltleute Geschmack

*) Man vergleiche Goethe in Winckelmann und sein Jahrhundert S. 412. fgg. und in den Propyläen Einleitung S. XXI. fg.

nennen, und der Eitelkeit der Eitelkeiten — etwas aufweisen zu können, das sonst niemand hat, oder das wir wenigstens zuerst haben — allem dem mußten sie sich unterwerfen, oder sich gefallen lassen zu hungern. Anfangs gewann die Kunst dadurch; der Wetteifer so vieler Nebenbuhler entwickelte alle Talente, machte, daß die Natur von allen Seiten studirt, alle Kräfte der Kunst geprüft und angestrengt, alle ihre Theile zur Vollkommenheit gebracht wurden: aber endlich mußte sie doch unter der Menge der Concurrenten, und noch mehr unter den Bestrebungen, immer etwas Neues für den ekeln Geschmack abgestumpfter Liebhaber hervorzubringen, erliegen. Sie sank vom Idealischen und Großen zur gemeinen Natur, von dieser endlich zur Caricatur herab. Sie versuchte wohl von Zeit zu Zeit sich wieder zu erheben: aber der Sinn für das Wahre, Edle und Große war verloren; man verwechselte das Schöne mit dem Schimmernden, das Große mit dem Ungeheuren, das Sinnreiche mit den Grotesken. Die Kunst fiel so lange, bis sie nicht mehr tiefer fallen konnte, bis sie bloßes Handwerk wurde, und mit den zerstörten Werken der alten großen Meister sogar ihr Name und Andenken für ganze Jahrhunderte unterging.

Es scheint, daß Wieland bei diesem Aufsatz auch das vor Augen hatte, was Lessing über Pauson und Pyreikus in seinem Laokoon gesagt hat S. 23—26. Man vergleiche hiermit die Anmerkung Fea's zu Winckelmann (Neueste Ausg. Bd. 5. S. 520. Anm. 786), worin manches nach Lessing und Wieland zu berichtigen ist. Da man in dem Angeführten alle nöthigen Nachweisungen findet, so beschränkt sich der Heraus=

geber bloß auf eine Bemerkung über das, was Wieland hier und in einem früheren Aufsatz über Aristoteles geäußert hat.

Daß die angeführte Stelle mancherlei Schwierigkeiten habe, ersieht man schon aus dem, was Schneider in der Ausgabe der Politik darüber angeführt hat (Bd. 2. S. 459); *) um jedoch den eigentlichen Sinn des Aristoteles nicht zu verfehlen, hätte schon das, was Victorius in seinem Commentar darüber gesagt hat, dienen können, wenn gleich die ganze Wichtigkeit dieser Stelle nicht hervorgehoben ist. Aristoteles spricht von der Wirkung der Musik auf die Gemüthsstimmung, und man sieht, daß er bei seiner Untersuchung ächt anthropologisch verfahren ist. Er führt jede Kunst auf den Sinn zurück, für welchen sie darstellt, auf welchen und durch welchen sie wirkt. Wie angelegentlich diese Untersuchung ihn beschäftigt haben müsse, ersieht man aus zwei andern Stellen, welche nothwendig mit der gegenwärtigen verglichen werden müssen, nämlich in den Problemen 19, 27 u. 29. In diesen Stellen liegt Burke's Theorie wie in ihrem Keime eingeschlossen. Seine Bemerkungen über die Sinnesempfindungen, über die Mittel, dieselben zu erregen und die daraus entspringenden Wirkungen, bringen den Aristoteles beiläufig auf die Frage über die eigenthümlichen Wirkungen der Musik und der Malerei auf das menschliche Gemüth, worin er der Musik den Vorzug einräumt. In Ansehung der Musik gibt er seine Gründe ausführlich, in Ansehung der Malerei nur sehr kurz an, und zu dieser ersten Ursache, warum man ihn hier nicht verstand, kam die zweite, daß er sich eines Ausdrucks dabei

*) In wie weit Schlosser oder Garve diese Schwierigkeiten gehoben haben, kann der Herausgeber nicht sagen, da er deren Uebersetzungen nicht erhalten konnte.

bedient, den man meist in einem andern als dem Aristoteles gewöhnlichen Sinne nahm. Dieß ist der Ausdruck Ethisch, den auch Wieland moralisch im Sinne der Neuern für gleichbedeutend nahm, und deßhalb den wahren Sinn verfehlte. Diese Unrichtigkeit hat schon Böttiger angemerkt (Archäol. d. Malerei I. 266 fg.); um sie aber ganz einzusehen, muß man noch bemerken, wie Aristoteles bestimmt Tugenden des Verstandes und ethische Tugenden unterscheidet (Ethica 1, 13. u. 2, 1; man vergl. Rhetor. 2, 12.) und daß er unter den letzteren durchaus nur solche Beschaffenheiten versteht, die aus dem Begehrungsvermögen, wie es durch die Empfindungsweise bedingt ist, entspringen. An Moralität in unserm Sinne ist gar nicht zu denken, selbst nicht in der Poetik Kap. 2 (der wahren Parallelstelle zu der gegenwärtigen), wo es noch am meisten so scheinen könnte, wo aber Buhle den Sinn verfehlt, und nur Hermann ihn getroffen hat. Es ist also nicht von moralischer Malerei die Rede, und Polygnotus wird nicht ein moralischer Maler genannt, sondern ein ethischer, etwa in dem Sinne, wie Theophrast ethische Charaktere schrieb, unter denen nicht ein einziger tugendhafter ist. Der Grund demnach, warum Aristoteles der Musik vor der Malerei hinsichtlich auf deren Wirkungen auf das Gemüth den Vorzug gibt, ist der, weil die Musik die Empfindungen selbst darstellt (*μιμηματα ἠθων*), die Malerei aber nur ein Abbild (*ὁμοιωμα των ἠθων*), ja nur ein Zeichen (*σημεια μαλλον*) derselben, Gestalt und Farbe nämlich als körperlicher Ausdruck der Empfindungen, des Gemüthszustandes. Der Eindruck davon ist daher so tief nicht auf das Gemüth. Da die Malerei aber doch einen, wenn gleich nicht so tiefen, Eindruck mache, so erklärt es Aristoteles für nicht gleichgültig, ob ein Jüngling die Gemälde Pausons oder des Polygnotus betrachte,

oder überhaupt solcher Maler und Bildner, die wahrhaft ethisch sind. Nach den angegebenen Erklärungen kann dieß in diesem Zusammenhange nichts anders heißen als: es ist besser ächt charakteristische Bildnerei zu betrachten, als solche, die dieß nicht ist. Gewiß würde man aus dieser Stelle auch nicht mehr gefolgert haben, wenn nicht die Parallelstelle in der Poetik wäre. Unglücklicherweise unterliegt aber auch diese Stelle Schwierigkeiten, die noch nicht einmal aufgedeckt sind: so viel geht indeß doch daraus hervor, daß Polygnot und Pauson als Ideal- und Caricaturmaler sich entgegengesetzt werden. Jener wird dem Homer und der Tragödie, dieser dem Hegemon, dem ersten Parodiendichter, und der Komödie (die damals Caricatur und Groteske war) gleich gestellt. Geht nun aber diese Gleichstellung auf das Moralische oder auf das Aesthetische? Zuverlässig nur auf das letzte.

Schon aus diesem Wenigen, was hier angeführt werden konnte, ergibt sich, daß Wielands Tadel des Aristoteles so wenig begründet ist, als mancher andre. Aristoteles spricht zwar kalt von der Malerei, wie es solcher Untersuchung ziemt, aber nicht als ein Unkundiger; vielmehr hat er hier das Resultat einer tiefen Forschung niederlegt.

Ob er etwa den Polygnotus eben so, wie man von Neueren in Ansehung eines Cimabue, Giotto u. a. sagt, überschätzt habe (s. Aristoteles), weiß ich nicht, wohl aber, daß seine Urtheile über denselben ihn als Kunstkenner nicht verdächtig machen können. Aber auch hierüber ist noch manches auszumachen. In der Poetik Kap. 6 erklärt er, viele Dichter verhielten sich zu einander wie Zeuris und Polygnotos; dieser war ein guter Ethograph (Gemüthsmaler), die Gemälde des Zeuris aber haben kein Ethos (charakteristischen Ausdruck der Gemüthszustände). Daß er dem Zeuris

hiermit nicht zu nahe treten wollte, ergibt sich aus dem, was er Kap. 25 (b. Hermann 26, 28) von ihm rühmt, wobei es scheinen könnte, er rühme dasselbe von ihm, was er Kap. 2 von Polygnotos gerühmt hatte, was jedoch der Fall nicht ist. Der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß zu diesem Urtheil über Zeuxis Lucian in seinem Aufsatz über ihn den vollkommensten Commentar geliefert hat. Dann rühmt ihn Aristoteles wegen der Vollkommenheit seiner Formen, und man sieht, wie genau er es mit seinem Urtheil nahm. Der angegebene Gegensatz zwischen beiden Künstlern kann nun dienen, bei Aristoteles manches bisher immer noch Dunkle mehr zu erhellen.

6.

Pernette du Guillet,

genannt La Cousine.

Diese Lyonerin des 16ten Jahrhunderts that sich, wie ihre Zeitgenossin die Loyse Labé (s. diese), durch ihre Geschicklichkeit in den Musenkünsten hervor. Wenn sie vielleicht, als Dichterin, die Loyse Labé den Vorzug lassen mußte, so wich ihr diese hingegen im Talent für die Musik; denn Pernette sang ungemein schön, und spielte die Laute und andre damals übliche Instrumente, womit man den Gesang zu begleiten pflegte, in großer Vollkommenheit. Auch war sie darin glücklicher als Loyse, daß sie ihren guten Namen unbefleckt

erhielt. Sie liebte nur einmal, und vermählte sich mit ihrem Liebhaber *) (den sie als einen Philosophen und Vertrauten der Musen beschrieb), ehe die Verleumdung Zeit gewann ihnen etwas anzuhaben. Sie verstand, sagt man, Latein, Italienisch und Spanisch, und fing eben an, sich auch aufs Griechische zu legen, als sie in der Blüthe ihres Lebens starb. Ihr Mann, dem alles, was ihm von ihr übrig geblieben, kostbar war, sammelte ihre Gedichte nach ihrem Tode, und du Moulin druckte sie zu Lyon im Jahr 1545 unter dem Titel: Rimes de gentille et vertueuse Dame, Pernette de Guillet. In der Folge wurden noch zwei Ausgaben davon gemacht, welches wenigstens beweist, daß sie damals mit Beifall gelesen wurden. Der Parnasse des Dames liefert ein paar Stücke von ihr, **) wovon das zweite, Fantaisie à l'occasion de son Amant, qui peu après devint son Mari, eine Tändelei ist, der um sehr artig zu seyn, nur die feinere Wendung, die elegantere Diction und die schönere Versification, d. i. nur das fehlt, was in unsrer Zeit auch der mittelmäßigste Französische Versemacher hat, und was in der ihrigen den besten mehr oder weniger mangelte. Die Naivetät, womit Pernette in diesem Gedichte den Einfällen einer von der ersten Liebe ins Spiel gesetzten Phantasie Formen und Worte leiht, beweiset zugleich ihre Unschuld, und wie sehr es Zeit war, daß der Gott der Ehen sich in die Sachen mischte. „Wie oft (sagt sie) hab' ich mir ganz heimlich gewünscht, mich an einem schönen

---

*) Er hieß vermuthlich Cousin, und daher erhielt sie, nach damaliger Sitte, den Beinamen die Cousine.

**) In den Annales poétiques stehen noch zwei andere ihrer Stücke, le Triomphe des Muses sur l'Amour und les Obsèques de l'Amour.

Sommertag ganz nahe bei einer klaren Quelle zu finden, wo mein Verlangen mit jemand lustwandelt, der seiner schönen Seele, die mir so viel Vertrauen einflößt, die Philosophie zur Führerin gegeben hat. Auch allein würd' ich nichts in seiner Gesellschaft fürchten, denn auch allein wär' ich in der Gesellschaft und im Schutz seiner Ehrbarkeit und Tugend." Wenn sie nun (fährt sie fort) recht lange mit ihm dem Lauf des kleinen Baches zugesehen hätte, so würde sie ihren Freund seinen philosophischen Betrachtungen überlassen, sich unvermerkt von ihm hinwegschleichen, und sich ganz nackend ins Wasser werfen; aber doch möchte sie dann auch ihre kleine Laute, scharf gestimmt, bei sich haben, und wenn sie erst ein wenig präludirt und sich der Reinheit ihres Tones versichert hätte, auf einmal einen Gesang anstimmen, um zu sehen wie er sich dazu gebärden würde. „Wenn er dann gerade auf mich zukäme, so wollt' ich ihn ganz getrost herankommen lassen; aber wenn er mich nur mit einem Finger anrühren wollte, flugs würd' ich ihn, aufs wenigste, eine ganze Hand voll Wasser aus der klaren Quelle gerade ins Gesicht und in die Augen spritzen; und dann wollt' ich, daß dieß Wasser die Kraft hätte ihn in einen Aktäon zu verwandeln — aber nicht um ihn als Hirsch von seinen Hunden zerreißen und fressen zu lassen, sondern nur daß er mir, wie ein Leibeigner, überall nachfolgen und dienen müßte, so lange bis Diana neidisch über mich würde, daß ich ihr ihre Macht geraubt hätte. Wie glücklich und groß würd' ich mich dann schätzen! Gewiß ich würde eine Göttin zu seyn glauben! Aber (unterbricht sie sich selbst plötzlich) wär' ich denn auch wohl fähig, um meine kleine Eitelkeit zu befriedigen, ihm ein so großes Leid anzuthun?"

Laissons l'aller les neuf Muses servir,
Sans le vouloir dessous moy asservir,
Sous moy, qui suis sans grace et sans merite.
Laissons l'aller, qu'Apollon je n'irrite;
C'est lui, qui seul par ses ecrits s'attend
Faire bientôt dire la Renommée,
Entre les bras de sa très-bien aimée,
Combien il est amoureux et content.

Aber gerade das, was wir an den Producten der schönen Geister unter Franz dem Ersten vermissen, vermißte damals niemand; und also gefielen sie ihren Zeitgenossen, so wie, um eben diese Zeit, die Poeterei unsers Hans Sachsen und andrer Meistersänger unsern Vorfahrern gefiel; ja, wie noch erst vor vierzig Jahren sogar die platten Reimereien eines Neukirch und Stoppe in Deutschland von Gelehrten und Ungelehrten mit fast allgemeinem Beifall belohnt wurden. Denn auch das Schlechte gefällt so lange, bis unter einer jüngern Generation was Besser's erscheint; und selbst nachdem der Geschmack eines Volkes durch Werke, die bei der Nachwelt das goldne Alter seiner Sprache und Literatur bezeichnen, geläutert und fixirt scheinen sollte: macht der Unbestand, der dem Menschen noch natürlicher ist als die Liebe zur Vollkommenheit, endlich gleichgültig gegen das Schöne, dem der Reiz der Neuheit fehlt. Unvermerkt stimmt sich der Geschmack bei Vielen, ja zuletzt bei den Meisten, wieder zu dem was über oder unter der feinen Linie ist, in welcher das wahre Schöne fließt,

quamque ultra citraque nequit consistere rectum,

und eine Menge Werke gefallen gerade um deßwillen, weßwegen man sie zehn Jahre vorher mit Ekel weggeworfen

hätte. So ist nun einmal das Geschlecht des Prometheus gemacht, und wahrlich, eher wird der so lange gesuchte Stein der Weisen gefunden werden, als das Geheimniß, den Geschmack eines Volkes in irgend einem Fache auf das wahre Schöne und Gute zu fixiren.

II.

1.

Haller.

1778.

Albrecht Haller wurde den 16. October 1708 in Bern geboren. Seine Mutter war eine geborne Engel. Sein Vater Emanuel Haller war zuerst Advocat, und erhielt nachher die Stelle eines Kanzlers der Landvogtei Baden.

Sobald H. lesen und schreiben konnte, waren diese Hülfsmittel des Unterrichts sein liebster Zeitvertreib. Er durchlas alle Bücher, die er aufbringen konnte, selbst einen Bayle und Moreri, zu einer Zeit, da sich die Jugend nur mit Mährchen nährte. Schon damals versuchte er jedes Muster nachzuahmen, und sammelte mit größtem Fleiße alles, was in die Gelehrten-Geschichte einschlagen konnte. Diese seine so früh angefangene Sammlung zur Gelehrten-Geschichte hat er bis an seine akademischen Reisen fortgesetzt, und auf einige tausend Artikel von Gelehrten gebracht; nachher aber als eine unvollkommene Arbeit unterdrückt. Er genoß des Hausunterrichts eines gewissen Abraham Baillodz, der wegen seiner

sonderbaren Meinungen als Pfarrer abgesetzt worden war. Dieser Mann hatte ihn so strenge behandelt, daß er einem Freunde eingestand: er habe, lange Jahre nachdem er diesem Pädagogen entzogen worden, bei gelegentlichem Anblick desselben, jedesmal eine Erinnerung der ehmaligen Furcht wieder empfunden. Die trockne Lehrart dieses Mannes diente indeß den Fleiß des jungen Haller zu verdoppeln. Er zeichnete für sich Wörter, Erklärungen, Thatsachen auf, beschäftigte sich mit den Regeln der Sprachfügung und Rechenkunst ohne Anleitung. Im neunten Jahr übersetzte er aus dem Griechischen und hatte den Anfang mit dem Hebräischen gemacht. Im 13ten Jahre brachte ihn der Tod seines Vaters wieder nach Bern zurück, und hier zeichnete er sich vor andern in den öffentlichen Schulen aus. Er legte seine classischen Proben unter dem bestimmten Alter ab, und lieferte in Griechischer Sprache das Thema, das man in Lateinischer von ihm gefordert hatte. Achtzehn Monate brachte er hier im öffentlichen Unterrichte zu, und begleitete nachher einen seiner jungen Freunde nach Biel, wo er von dem Vater desselben, einem gelehrten Arzte, in der Philosophie angeführt werden sollte.

Der Vormund und seine Verwandten hatten ihn zum Predigtamt bestimmt; der Aufenthalt in diesem Hause aber entschied seine Wahl für die Arzneiwissenschaft. Mit Antritt des 16ten Jahres ging er nach Tübingen und studirte unter Camerarius und Duvernoy. Er legte bald öffentliche Proben seines Fleißes ab, und disputirte über eine vorgebliche Entdeckung eines Speichelganges von Coschwizen; dessen irrige Vermuthung Duvernoy durch anatomische Untersuchungen an Thieren, und Haller durch Zergliederung an menschlichen Leichnamen widerlegten.

Den ganzen Tag und oft einen Theil der Nacht wendete er auf seine Studien, ohne sich durch jugendliche Ergötzungen zerstreuen zu lassen.

Boerhavens Ruhm führte ihn nach Leyden, wo er im Jahr 1725 eintraf. Hier fand er, neben dem mündlichen Unterrichte dieses großen Mannes, einen wohlunterhaltnen botanischen Garten, ein ordentlich bedientes anatomisches Theater, reiche Sammlungen von Naturalien, den vollständigsten Büchervorrath. Der junge Albinus zeigte schon außerordentliche Kenntnisse in der Anatomie; und in Amsterdam lebte noch der berühmte Ruysch, der Erfinder der Injection, und arbeitete noch in dem 90sten Jahre seines Alters.

Einige Schwächung seiner Gesundheit machte Hallern eine Reise zur Erholung nöthig, die er mit zwei Freunden aus Bern durch die Provinzen von Nieder-Deutschland unternahm. Hier machte er viele nützliche Bemerkungen, und besuchte einige Höfe, mit denen er nachher in Verbindung kam. Nach seiner Rückkunst in Leyden erhielt er die Doctorwürde in seinem 18ten Jahre. Hierauf trat er seine Reise an, und machte mit England den Anfang. In London trat er in eine genaue Verbindung mit dem Ritter Hans Sloane, dessen Naturalien-Sammlung schon damals eine der ersten in Europa war, mit Plumtree und Cheselden, Directoren des großen Thomas-Spitals, und mit Douglas, der mit so vielem Ruhm anatomische Vorlesungen hielt. Nach einem kurzen Besuch zu Oxford ging er nach Frankreich über, und ward ein fleißiger Zuhörer Winslows zu Paris. Hier besuchte er auch oft den berühmten Wundarzt le Dran in dem Spital der Charité. Im Februar 1728 ging er nach Basel, unter Joh. Bernoulli die höhere Mathesis zu studiren, und es finden sich unter seinen Papieren noch die Proben des glück-

lichsten Fleißes in dieser Wissenschaft. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Herrn Stähelin, nachmaligen Professors zu Basel, und des Professors und Chorherrn Geßner zu Zürich. In der Gesellschaft des letztern unternahm er die erste Reise nach den Alpen, und legte also den ersten Grund zu seinem großen botanischen Werke. Im 21sten Jahre kam er als Mann und Gelehrter in seine Vaterstadt zurück. Er widmete sich anfangs der ausübenden Arzneiwissenschaft, und ward bald gleich den ältern Aerzten zur Besorgung des Krankenspitals gezogen. Er erhielt obrigkeitliche Unterstützung, öffentliche Zergliederungen anzustellen. Man übergab ihm auch die Besorgung der Bibliothek, wobei er Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse von Büchern, Alterthümern und Münzen an den Tag zu legen.

Ungeachtet seines kurzen Gesichts war die Botanik immer seine liebste Ergötzung. In den Sommermonaten von 1730 — 1736 that er wiederholte botanische Reisen auf den Jura und die Alpen, bis an die Eisberge; und fand im Bezirke seines Vaterlands die ausgedehnteste Sammlung von Pflanzen, von den Norwegischen bis an die äußersten Gegenden Italiens. Durch seine Gedichte, wo sich der philosophische Geist überall in das herrlichste poetische Gewand kleidet, erwarb er sich einen frühen Ruhm; so wie seine botanischen und anatomischen Schriften ihn der gelehrten Welt als ein selten Phänomen ankündigten. Die königl. Schwedische Akademie zu Upsala nahm ihn frühzeitig zu ihrem Mitgliede auf.

Im Jahr 1736 erhielt er bei Stiftung der Universität Göttingen den Ruf als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik. Er unternahm die Reise mit drei jungen Kindern, und hatte das Unglück, einen Monat nach seiner Ankunft seine geliebte Mariane zu verlieren, die von den Folgen eines

gleich bei der Einfahrt in Göttingen geschehenen Falles starb. Siebzehn Jahre, als den Zeitlauf seines thätigsten Lebens, brachte er hier zu. Viele bei der Universität noch mangelnde Anstalten beförderte er. Unter seiner Aufsicht ward ein anatomisches Theater errichtet, der medicinische Garten angelegt, und zur Bequemlichkeit der fernern Aufsicht zunächst an demselben eine eigene Wohnung für ihn angebaut. Junge Maler wurden von ihm zu anatomischen und botanischen Zeichnungen angeführt, eine Sammlung von Präparaten angeschafft, die Einrichtung einer Gesellschaft von Wundärzten, und eine Schule für Hebammen besorgt. Auch ward ihm die Ausführung der Anstalten für die reformirte Kirche zu Göttingen aufgetragen: und er hatte den vornehmsten Antheil an der ersten Einrichtung der dortigen königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Sein erstes Werk, das seinen Ruhm in ganz Europa entschieden hat, sind die Auslegungen über die akademischen Vorlesungen Boerhave's. Diese Arbeit zog ihm einen heftigen Streit mit Hamberger in Jena zu. Dieser war der alten Theorie des Galenus zugethan, nach welcher das Athemholen einer zwischen dem Brustfell und der Lunge befindlichen, und durch das wechselweise Anziehen der unter den Rippen liegenden Muskeln gepreßten oder freigelassenen Luft zugeschrieben wird. Auch die Consultationen Boerhave's und seine Anleitung zu den Studien eines Arztes sind durch Hallers Bemerkungen brauchbar gemacht worden.

Indessen gab er seine Schweizerischen Pflanzen heraus, die ein Auszug aus 20 Folianten gesammelter Kräuter und botanischer Beschreibungen waren. Auf diese folgten seine anatomischen Tabellen, in denen besonders die Lage und

Verbindung der Schlagadern beleuchtet wird. Nachher gab er den Umriß seiner Physiologie heraus.

Der berühmte Minister von Münchhausen that, aus Liebe zu den Wissenschaften, und aus Achtung für Hallers Verdienste, alles was er konnte, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Er bekam bald den Charakter als Leibarzt und königl. Hofrath; 1749 beschenkte ihn der König mit einem vom kais. Hofe ausgewirkten Adelsbrief; und nachher ward er zum beständigen Präsidenten der königl. Akademie der Wissenschaften ernannt.

Nach dem Wunsche, den der berühmte Dillenius auf seinem Sterbebette geäußert hatte, ward er an desselben Stelle nach Oxford berufen. Eine ähnliche Einladung hatte er nach Utrecht erhalten, nachdem der jüngere Albinus zu der Versammlung der Staaten befördert worden. Von Seiten des Königs in Preußen erging ein gleicher Antrag an ihn, mit der Anerbietung sich seine Bedingungen selbst zu setzen wie's ihm beliebte. *)

Im Jahr 1745 ward er zu einem Mitgliede des großen Raths in Bern ernannt. Diese Beförderung, und das Verlangen, einen freien Gebrauch seiner Zeit zu gewinnen, erweckte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterland. Die feuchte Luft in Göttingen ward ihm von Tag zu Tag beschwerlicher.

Der König fand sie jedoch zu hoch, und die Unterhandlung zerschlug sich. „Die Conditionen, schrieb Sulzer an Bodmer im Nov. 1753, auf welche Haller nach Halle kommen wollte (Engagement auf zehn Jahre, dreitausend Thaler Besoldung, die Würde des Kanzlers, die Curatel der Universität, Freiheit alle Jahre zu reisen u. s. f.), sind dem König zu groß vorgekommen; also wird nichts aus der Sache. Briefe der Schweizer herausg. v. Körte S. 256.

Die gespannten Nerven wurden immer empfindlicher; eine Lähmung der Hand machte das Schreiben beschwerlicher; er besorgte die Verminderung des Muths zur Arbeit, die für einen geschäftigen Geist den unangenehmsten Genuß des Lebens ausmacht.

Im März 1753 trat er mit Einwilligung der Hannöver'schen Regierung diejenige Reise nach der Schweiz an, die sein Schicksal für die übrige Zeit seines Lebens entschieden hat. Er erhielt durch das Loos das Amt eines Ammanns, eine Vorbedienung, mit welcher besondere Vortheile für seine Kinder verbunden waren; nämlich das Vorrecht, bei sich ereignender Ergänzung des großen Raths ein Subject zu empfehlen. Nachher hat er das Amt eines Oberdirectors der Salzwerke zu Roche und beinahe zwei Jahre lang zugleich die Statthalterschaft in der Landvogtei Aehlen bekleidet. Außerdem hat er dem Staat bei außerordentlichen Aufträgen, und durch seinen Rath als Beisitzer besondrer Dikasterien, die wichtigsten Dienste geleistet, und zwar zuerst bei dem höchsten Ehegericht und nachher bei dem Oberappellationsgericht der Deutschen Lande. Das Waisenhaus zu Bern hat ihm seine erste Einrichtung zu danken.

Die Schriften der Göttingischen Akademie der Wissenschaften bereicherte er durch seine Aufsätze. Die Göttingischen Anzeigen haben unzählige Auszüge merkwürdiger Schriften mit der zuverlässigsten Berichtigung von ihm erhalten. Bei seinem ungemein ausgedehnten Briefwechsel war er jederzeit genau und fleißig in jedem Geschäfte.

Seine erste Muse in der Vaterstadt wandte er dazu an, Beobachtungen über die Entwicklung des thierischen Keims in den Eiern anzustellen. Er hatte schon ehedem, bei Erklärung der Boerhavischen Lehre, von einigen sehr genauen Beobach-

tungen über die dunkle Theorie der Erzeugung Gebrauch gemacht. Einige Jahre nachher widerlegte er mit vieler Bescheidenheit die Meinung des Herrn von Buffon von den innern Formen und den organischen Körperchen. Er zergliederte selbst viele Weibchen vierfüßiger Thiere kurze Zeit nach der Schwängerung, und überzeugte sich, daß der Embryo ursprünglich der Mutter eigen sey. Bei den Eiern fand er, daß das Gelbe oder der Dotter den wesentlichen Urstoff des künftigen Vogels ausmache.

So stellte er auch Bemerkungen über den Wachsthum der Gebeine and ihre Wiederherstellung nach zufälligem Bruch, über die innere Gestalt des Gehirns und der Augen bei Vögeln und Fischen, auch über die Augen einiger vierfüßigen Thiere an.

Die beträchtlichste seiner gelehrten Arbeiten ist indessen die ausführliche Behandlung der Physiologie. Er war Willens sie noch psychologisch zu behandeln, wenn er länger gelebt hätte; nämlich die Bildung des Leibes als eines Werkzeugs der Wirksamkeit der Seele zu betrachten, und den Einfluß des Willens und der Leidenschaften auf einzelne Theile des menschlichen Körpers zu erklären.

Die Botanik und Anatomie hat ihm unzählige neue Beobachtungen und Aussichten zu danken.

In der Organisation des menschlichen und thierischen Körpers vermuthete er eine eigene Kraft, von welcher alle Triebe des Lebens abhangen, und die von der elastischen Eigenschaft fester Körper verschieden seyn muß. Dieses Vermögen, das in der Reizbarkeit des Herzens, der Muskeln, der Eingeweide und verschiedner kleinerer Theile besteht, und mit der Empfindsamkeit der Nerven nichts gemein hat, stellte Haller unter unzähligen anatomischen Versuchen immer deutlicher

und überzeugender dar. Die Wirkungen desselben zeigen sich in Oscillationen des ersten sichtbaren Punktes in dem Keime eines durch die Bebrütung erwärmten Eies; und es muß für den Ursprung des ersten Triebes zum Wachsthum und Leben erkannt werden.

Wenn man ihn auch nicht für den Erfinder der Irritabilität der Fibern erkennen wollte, so gehört ihm doch der Ruhm, dieses Vermögen in seiner ganzen Ausdehnung an den Tag gelegt, und dadurch das Geheimniß der Natur in unserm körperlichen Leben aufgedeckt zu haben. So wie die Fibern, hat auch das Geblüt eine besondere Kraft zu reizen von dem Schöpfer erhalten. Diese gegenseitige Wirkung erklärt auf die einfachste Weise die fortgesetzte Bewegung des Herzens und den Umlauf des Geblüts durch alle Adern. Nimmt man ferner an, daß die Fibern der Muskeln oder andrer Theile des Körpers so bestimmt sind, daß ihre Reizbarkeit durch eigne Flüssigkeiten erweckt wird: wie in den Muskeln durch den Nervensaft, in den Eingeweiden durch den Chylus oder die Dauungssäfte, in den Drüsen durch die Feuchtigkeiten, die sich in denselben sammeln und vervollkommnen: so können wir uns von dem ganzen animalischen Triebwerk einen Begriff machen. Mit eben so vieler Gründlichkeit hat Haller das Leibnitzische System von dem Ursprung des gegenwärtigen Zustandes unsrer Erde, und die hierüber vom Herrn del Moro, einem gelehrten Italiener, vorgebrachten Gründe widerlegt.

Wer kennt nicht seine in der Manier Fenelons geschriebenen Romane, die in alle Sprachen übersetzt sind, seinen Usong, Alfred, Fabius und Cato? Auch seine Bemühungen, die Wahrheit der christlichen Religion gegen den Deismus zu vertheidigen, verdienen allen Dank.

Ich schweige bloß deßwegen hier von seinen Gedichten, weil ihr Werth vom Vaterlande längst anerkannt und durch so viele Uebersetzungen bei den Ausländern bestätigt ist. Tiefer Sinn, starker blühender Ausdruck, sind ihr Charakter, der sich unter allen fremden Verkleidungen beständig erhalten hat.

Im Umgange war Haller, unter Leuten die an Wissenschaft und Unterricht einen Gefallen hatten, mehrentheils gefällig und aufgeweckt. Er besaß eine gründliche Kenntniß aller Theile der Naturlehre, der neuern und ältern Geschichte, auch einzelner Staaten, besonders was ihre Cultur und Producte anbelangt. Alle Entdeckungen in allen Welttheilen waren ihm aus Reisebeschreibungen bekannt. Er hatte sogar eine große Belesenheit in Romanen und Schauspielen.

Er war von langer ansehnlicher Gestalt; seine Physiognomie war, theils wegen des kurzen Gesichts, theils wegen der angewöhnten Spannung der Muskeln, gemeiniglich ernsthaft, voll Ausdrucks, und je nach der lebhaften Abwechslung der Gedanken verschieden. Die zunehmende Stärke des Leibes, die schon bemerkte Schwachheit des Gesichts, die Gewohnheit einer kleinen fast unleserlichen Handschrift, mußten ihm die Arbeit erschweren. Er konnte sich nicht enthalten, des Tages gleich nach den Mahlzeiten, und noch bei später Nacht, zu lesen und zu schreiben. Bei dem allen gelangte er an die siebenzig Jahre. Er starb den 12. December 1777.

Seine erste Gemahlin war Mariane, die älteste Tochter von Samuel Weiß, Herrn zu Mathod und La Mothe; von dieser Ehe leben noch ein Sohn und eine Tochter. Die zweite war Elisabeth, eine Tochter des Hrn. Buchers, Mitglieds des engern Raths und Venners der Republik. Die dritte war

eine Tochter des berühmten Teichmeier zu Jena. Aus dieser Ehe hinterließ er drei Söhne und drei Töchter.

Er war Erbherr zu Goumorns Le Jur und Eclagnens, Mitglied des großen Raths der Stadt und Republik Bern, ehedem Obersalzdirector zu Roche und Landvogt zu Aehlen, Präsident der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und der ökonomischen Gesellschaft zu Bern; der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris, auch vieler andern berühmten Akademien und gelehrten Gesellschaften Mitglied; königl. Großbrit. Leibarzt, Ritter des königl. Schwedischen Ordens des Polarsterns, und Kurhannöver'scher Hofrath.

Wenn jemals ein Gelehrter in dem Falle war, daß die simpelste Erzählung dessen, was er gethan, die beste Lobrede ist, die man ihm halten kann: so war es der große Mann, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind. Sie sind ein Auszug aus der Gedächtnißrede, die ihm von Herrn Bernhard Tscharner gehalten worden. Das Bild, das uns darin von dem außerordentlichen Manne gemacht wird, ist freilich nur ein Schattenriß. Eine Plutarchische Biographie, mit allen den kleinen individuellen Zügen und Geschichtchen von seinem moralischen, bürgerlichen, häuslichen und literarischen Leben würde etwas mehr seyn; würde sich dagegen ungefähr wie ein von Hans Holbein gemaltes Bildniß zu einem Schattenriß verhalten. Aber auch eine Plutarchische Lebensbeschreibung, was wäre sie gegen eine von dem großen Manne selbst, mit der Offenherzigkeit des alten Lucils:

ut omnis
votiva pateat veluti descripta tabella
vita Senis —

ohne Rücksicht auf die Welt bloß sich selbst erzählte physiologisch-psychologische Geschichte seines Geistes und innern Lebens — wenn wir den Mystikern dieses Wort abborgen dürfen. Welch ein kostbares Vermächtniß könnte ein solcher Mann der Nachwelt hinterlassen! Und wenn er den Muth gehabt hätte, so tief in sich selbst hinein zu schauen, als der Blick des Bewußtseyns eindringt, und die Aufrichtigkeit, sich so zu zeichnen, wie er sich selbst kannte: welch ein lehrendes Beispiel wäre eine Beschreibung dieser Art! — Doch vielleicht, sagt Herder, wär' es nicht einmal gut und nützlich, das tiefste Heiligthum in uns, das nur Gott und wir kennen sollen, jedem Thoren zu verrathen. Ich setze hinzu: auch die gebrechliche Seite eines vortrefflichen Menschen, die Flecken, die sein Glanz bedeckte, die geheimen Narben seiner Seele, die Gränzen seiner Tugenden u. s. w., jedem Thoren zu verrathen, möchte nicht nützlich seyn. Und am Ende, wo ist der Sterbliche, dem es zukommt, in demjenigen, was wir an Menschen Verdienst und Tugend nennen, das Aechte und Reine genau von dem zu scheiden, was in dem allbewährenden Feuer einst verzehrt, oder als Schaum ausgeworfen und als Schlacken zu Boden gestürzt werden wird?

2.

Heloise.

1781.

Wenn man auch diejenigen zu den Autoren zählen darf, die es bloß zufälligerweise, und gleichsam ohne Vorsatz und Absicht, geworden sind; die ohne einige Rücksicht auf die

Welt, und ohne sich was davon träumen zu lassen, daß sie nach vielen Jahrhunderten noch gelesen, commentirt, übersetzt und nachgeahmt werden könnten, bloß aus Drang ihres Herzens, für sich selbst und für einen einzigen, der ihnen alles war, geschrieben haben: so verdient wohl die durch ihr Liebesbündniß mit dem weltbekannten Abälard und durch ihre Briefe an ihn so berühmt gewordene Heloise um so mehr den ersten Platz unter denselben, als diese Briefe, die einzigen in ihrer Art, etwas sind, was durch keine Macht der Imagination hätte erfunden werden können. Briefe von einer Nonne an einen Mönch — aber, Himmel! von welch einer Nonne! und an welch einen Mönch! Nie hat wohl die Welt ein Paar Liebende gesehen wie dieses. Nie hat, seit der unglücklichen Dichterin Sappho — die durch ein Duzend Verse berühmter geworden ist, als manche Poeten durch eben so viele Tausende — ein Weib gelebt, das vom Dämon der Liebe so ganz überwältigt und besessen, alle Widersprüche dieser wundervollen Leidenschaft in ihrem Herzen so vereinigt — alles was sie Schönes und Erhabenes, alles was sie Zügelloses und Unsinniges hat, in so hohem Grade erfahren — den ganzen Himmel ihrer Freuden, die ganze Hölle ihrer Qualen, mit ihren Gefühlen so erschöpft — kurz so viel für Liebe gethan, so viel durch Liebe gelitten, so ganz für Liebe gelebt — und, bloß indem sie dem Strom ihres Herzens und dem lodernden Feuer ihrer Phantasie den Lauf ließ, die Liebe so vollkommen geschildert hätte, wie Heloise.

Ihre Briefe sind kein Roman — aber für den Dichter, der die Leidenschaften in der unverfälschten Natur studirt — für den Philosophen, der in den Tiefen des menschlichen Herzens nach Wahrheit forschen will, sind sie kostbare Urkunden aus dem Archive der Menschheit. Auch von Seiten des

Geschmacks und des Talents zu schreiben, gebührt diesen Briefen (mit gehöriger Nachsicht gegen das Jahrhundert *) worin sie lebte) eine der ersten Stellen unter allem was jemals aus der Feder eines Weibes gekommen ist. Ihr Latein ist freilich nicht das vom Jahrhundert Augusts; **) aber indem sich alles Feuer ihrer Seele darin ergossen hat, ist es zu einem geschmeidigen, bildsamen, alle Formen ihres Gefühls und ihrer Gedanken annehmenden Stoff geworden, und Quintilian selbst hätte ihre Briefe mit Vergnügen lesen müssen. Wenigstens ist gewiß, daß Abälard, der für den scharfsinnigsten Kopf und für einen der beredtesten Männer seiner Zeit galt, in der Schönheit und Stärke des Ausdrucks eben so weit als in der Inbrunst der Liebe hinter ihr zurückbleibt.

Die Französische Sprache war zu Philipps I Zeiten noch zu wenig cultivirt, ***) als daß sie das Organ solcher Seelen

---

*) Die Zeiten Philipps I., Ludwigs VI. und VII. Heloise starb als erste Aebtissin zu Paraklet im Jahre 1163.

**) Der durch seine Briefe, Memoiren und Histoire amoureuse des Gaules bekannte Graf von Bussy-Rabutin mußte sein Schul-Latein ziemlich vergessen haben, da er in einem seiner Briefe sagte, er habe nie schöner Latein gesehen als Heloisens. W.

***) L'espèce de Jargon mêlé du Celte, du Tudesque et du Latin (d. i. was man damals Langue Romane oder Romance nannte, und was die Matrix der heutigen Französischen Sprache ist) commençoit vers la fin du XI siècle à se polir et à s'enrichir; mais les Auteurs n'osoient encore s'en servir dans les ouvrages d'éloquence ni dans ceux d'agrement — sagt der Graf von Tressan in seinem Aufsatz über den Zustand der Französischen Literatur im 12ten und 13ten Jahrhundert. Vornehmlich war das Lateinische in diesen Zeiten die Sprache der Klerisei; und Heloise und Abälard gehörten, als sie einander ihre Briefe schrieben, beide zu diesem Stande. W.

wie Heloisens und Abälards hätte abgeben können. Die Lateinische scheint damals noch die Lieblingssprache der Leute von Erziehung gewesen zu seyn; wenigstens diejenige, in welcher geschrieben wurde; und so schrieb auch Heloise in der Lateinischen, in welcher sie, wie der Augenschein zeigt, eine große Fertigkeit hatte. Erst unter der Regierung Philipps des Schönen unterwand sich Jean de Meun, genannt Clopinel, ihre Briefe in die vulgare Französische Sprache zu übersetzen, die sich durch Rusticien von Puise, den ersten Compilator der Romanen von König Artus und der Tafelrunde, und durch Wilhelm von Loris, den ersten Erfinder und Verfasser des berühmten Roman de la Rose, unter den vorgehenden Regierungen schon ziemlich gebildet hatte. Es ist eben dieser Clopinel, der sich ungefähr 40 Jahre später einfallen ließ, dieses von dem sinnreichen Loris unvollendet hinterlassene romantische Gedicht zu vollenden, und darin ungefähr eben so reussirte, als wenn ein Griechischer Ostade die Venus des Apelles hätte vollenden wollen. Gleichwohl nahm man's damals nicht so genau, und Clopinel wurde von Ludwig dem Schönen für die 18580 geschmacklosen Verse, worin er die halb entfaltete keusche Rose seines Vorgängers deflorirte, zum Vater der Französischen Literatur erklärt. Was aus Heloisens Briefen unter den groben und schmutzigen Fäusten dieses eben so geschmacklosen als fruchtbaren Versemachers geworden seyn mag, kann man errathen, wenn man ihn aus seiner Entwickelung des Romans von der Rose kennen gelernt hat. Unter den neuern Französischen Uebersetzungen hat diejenige den meisten Beifall erhalten, welche der Graf von Bussy-Rabutin im Jahre 1687 bekannt machte. Malherbe führt sie in einer französischen Grammatik, die er damals herausgab, als ein Muster der schönsten Sprache und der geschmackvollsten

Art zu übersetzen an. Heutiges Tages würde von diesem Lobe ziemlich viel abgehen. Denn welcher noch so kleine Französische Bel-Esprit würde sich's nicht zur Schande rechnen, nicht besser zu schreiben, wie Bussy-Rabutin geschrieben hat? Ein gewisser Dubois, ein Autor, der eben so gut gar keinen Namen hätte (vielleicht einer von den Reformirten, die, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, in Holland Zuflucht suchten), kam, vermuthlich aus Finanzabsichten, auf den Einfall, die Liebesgeschichte Abälards und Heloisens zu einem kleinen historischen Roman umzuschaffen. *) Diese Art von Novellen waren damals sehr in der Mode, und der Roman dieses Dubois, so platt er ist, hat, Dank sey den Namen Abälard und Heloise! nicht weniger als acht Ausgaben erlebt; vermuthlich um der Briefe dieser Liebenden willen, welche Dubois seiner Novelle beifügte. Die beste prosaische Uebersetzung ist diejenige, welche Dom Gervaise (ehemaliger, in der Folge ausgetretener, Abt von la Trappe) seiner, von der Sorbonne verdammten, Lebensbeschreibung Abälards beigefügt hat.

Im Jahr 1714 publicirte Godard von Beauchamps (ein ziemlich mittelmäßiger Autor in Prosa und Versen, der das Publicum mit verschiednen Stücken fürs Théâtre Italien, mit Récherches sur le Théâtre de France und mit einigen Romanen beschenkt hat, und 1761 gestorben ist) eine versificirte Uebersetzung der Briefe Heloisens und Abälards, welche mehrmal wieder aufgelegt wurde, wiewohl es ihr an Feuer und Kraft — d. i. gerade am Wesentlichsten, fehlt. Popens Heloise an Abälard ist weniger eine freie Uebersetzung als ein Original, wodurch der Dichter sich durch Lesung der Briefe

*) Histoire des Amours d'Abeillard et d'Heloise Haag 1695.

Heloisens begeistert hat; natürlicher Weise hat er von den interessantesten Stellen dieser Briefe Gebrauch gemacht. Nichts übertrifft die Wärme und den Schimmer seines Colorits, und die Schönheit seiner Sprache und Versification. Der Beifall, den diese Composition, überall wo man Englisch lesen kann, erhielt, weckte eine Menge Beaux-Esprits sich zu Pope's Nebenbuhlern um Heloise aufzuwerfen. Cailleau, Feutry, Mercier, Dorat, Saurin und Colardeau liefen alle in dieser Bahn; und Colardeau, dem vielleicht nur der Chevalier von Parey den Vorzug in der erotischen Dichtart streitig machen kann, erhielt den Preis.

Mir ist keine Deutsche Uebersetzung der Briefe Heloisens bekannt, die neben dem Original, oder neben Popens oder Colardeau's Copien stehen könnte. Ich weiß nicht ob man eine wünschen soll; aber ein Meisterwerk, in welcher Art es sey, ist immer willkommen, wenn es einmal da ist.

Bekanntlich hat in der Uebersetzung der Pope'schen Heroide Bürger allen Mitbewerbern den Preis abgewonnen. Man vergleiche aber das Urtheil, welches Herder über Heloise und dieses Pope'sche Gedicht gefällt hat. Sämmtliche Werke zur schönen Literatur und Kunst Bd. 12 S. 107 fgg. Noch erinnere ich mich eines andern Aufsatzes von Herder hierüber in einem bei Vieweg erschienenen Taschenbuche, den ich jedoch in den sämmtlichen Schriften jetzt nicht auffinden konnte.

3.

Hermes.*)

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.

1776.

Man würde diesem Roman (wenn es ja Roman heißen soll) Unrecht thun, wenn man ihn nach der poetischen Composition beurtheilen wollte. Er ist so wenig ein Werk des Dichter-Genius, als ein treuer Abriß der Menschheit, wie sie vor den Augen eines unbefangenen Beobachters dasteht, der die Moral im Menschen, und nicht den Menschen in der Moral studirt. Es ist ein Buch, worin ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten, mit dem besten Willen für das Wohl seiner Nebenmenschen, alle seine Welt- und Menschenkenntniß, alles was er in seinem Kopf und Herzen für mittheilenswürdig hielt, und hauptsächlich sein System über Religion und Moral, unter der angenehmen Einkleidung einer Geschichte, in einer steten Abwechslung von Erzählung, Gesprächen und Monologen vorträgt; weil er nun einmal ein Buch, und ein gemeinnütziches Buch schreiben wollte, und diese Art der Einkleidung für die gefälligste und interessanteste hielt. Aus diesem Gesichtspunkte, glaube ich, muß es angesehen werden, und dann würde es nicht schicklicher seyn, wenn man es mit Clarissa oder Tom Jones, als wenn man es mit der Ilias vergleichen wollte. Es ist und bleibt ein Buch für sich, einzig in seiner Art; und wer es ja nach der Schärfe beurtheilen

*) Joh. Thimotheus Hermes, Probst und Consistorialrath in Breslau, geb. 1738, gest. 1821.

wollte, müßte es nicht mit andern ähnlichen Werken, sondern mit der menschlichen Natur vergleichen — eine Arbeit, die so viel wäre als ein neues Buch von eben so vielen Bänden zu schreiben. Ich läugne hiermit nicht, daß der Verfasser Fähigkeiten genug gehabt hätte, ein Rival der Richardson, Fielding, Marivaux oder Smollet zu werden; aber gewiß er wollte nicht, und durfte auch nicht; und wenn man ihm über diesen Punkt sein ganzes Recht anthun will, so muß auch sein Stand und seine Lage mit in Anschlag gebracht werden. Denn könnte nicht eben so leicht ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als daß das große Gemälde menschlicher Natur und Wesens, menschlicher Gefühle, Meinungen, Leidenschaften und Sitten, nach allen ihren unendlich feinen und verwickelten Verhältnissen und Verschiedenheiten mit Wahrheit gezeichnet, zusammengesetzt, gehalten, beleuchtet und ausgemalt, von einem Manne aufgestellt würde, der keinen freien Zug führen kann, ohne sich den Sophistereien und Mißdeutungen des Vorurtheils, der auflauernden Mißgunst, und der Dummheit, die in Mantel und Kragen am übelthätigsten ist, auszusetzen? *)

*) Wie sehr anders dieß nur zwanzig Jahre später war, beweisen Lafontaine, Haken u. A.

4.

Homer.

Ob er ein Bastard gewesen?

Gegen Pope.

1781.

Homers Eltern waren den Alten eben so unbekannt als seine Vaterstadt. Um die Ehre, daß er in ihren Mauern geboren worden, stritten sich verschiedene Länder und Städte; und, wofern nicht alle mit gleichem Rechte, so bleibt wenigstens die Sache zwischen Smyrna und Chios unentschieden. Auf gleiche Weise werden ihm so viele Väter und Mütter gegeben, daß das einzige, was sich Gewisses davon sagen läßt, die Ungewißheit ist, worin wir uns bis auf den heutigen Tag über seinen Stammbaum befinden. Wir wissen so viel als gar nichts von seinen Lebensumständen; aber wir haben das, wodurch sein Leben allen folgenden Zeiten ehrwürdig und wohlthätig worden ist, das wodurch er war was er war, das worin sein Genius, sein Herz, seine die ganze Menschheit, ja (so weit es in seiner Zeit möglich war) die ganze Natur umfassende Individualität ewig fortlebt, wir haben seine Werke — und in seinen Werken ihn selbst: was kümmert uns alles übrige? Die umständlichste Geschichte würde uns nicht mehr von seinem Geist und Herzen sehen lassen, als wir in seinen Gedichten sehen, wenn wir Augen dazu haben.

Bekanntermaßen war es eine alte und ziemlich allgemeine Gewohnheit bei den Griechen, berühmten Personen, deren Herkunft man nicht eigentlich wußte, Götter zu Vätern zu geben. Es ist also leicht zu erachten, daß man bei einem

Manne wie Homer — bei einem Dichter, dessen Werke die Nachwelt für Eingebung der Musen hielt, und dem zu Smyrna und Chios, als einem unter die Götter aufgenommenen Genius, eigene Tempel geweiht waren — von jener Gewohnheit keine Ausnahme gemacht haben werde. Aber aus dem Umstande, daß ihm bald Mercur zum Vater, bald — vermittelst einer langen Genealogie von Göttern, Nymphen und Götterkindern — eine Enkelin von Apollo zur Mutter und der Fluß Meles zum Vater gegeben wird, ist nichts gegen die Aechtheit seiner Geburt zu schließen. Alles was daraus folgt, ist, daß seine Eltern unbekannt waren.

Auch die Lebensbeschreibungen Homers, die unter Herodots und Plutarchs Namen gehen — und beide darin übereinstimmen, daß er ein Jungferkind, die Frucht eines strafbaren Umganges eines gewissen Mäons mit seiner Nichte Krytheis, gewesen, und weil seine Mutter am Ufer des Flusses Meles von ihm entbunden worden, den Namen Melesigenes erhalten habe — verdienen in allen Betrachtungen um so weniger Glauben, da beider Stücke Unächtheit von den Gelehrten längst anerkannt ist, und das erste (nach Pope's Ausdruck) mehr dem Leben eines Schulmeisters als eines Homers ähnlich sieht, und würdiger ist von einem Schulmeister als von dem Homer, der Geschichtschreiber, geschrieben zu seyn. Im andern beruft sich der Verfasser zwar auf das Zeugniß des Ephorus — eines Geschichtschreibers, welchem Polybius und Strabon das Lob beilegen, daß er viel Genauigkeit in seine Untersuchungen des Alterthums gebracht habe! allein, da die Werke dieses Ephorus, aus welchen wir uns der Beschaffenheit seines Zeugnisses vergewissern könnten, nicht mehr vorhanden sind: was könnte uns bewegen, auf seinen bloßen Namen hin, eine Erzählung anzunehmen, welche

die Eltern des ehrwürdigsten unter den Dichtern mit Schande brandmalt; zumal da andere, eben so glaubwürdige Geschichtschreiber, in einem so wesentlichen Punkt als der Name der Mutter ist, widersprechen, und aus allen diesen Widersprüchen weiter nichts erhellet, als daß sie an die Namen Polykaste, Klymene, Themisto, Eumetis und Krytheis gleich viel Recht habe, oder — daß wir — nachdem wir alle Zeugen abgehört haben, ungefähr eben so viel von der Sache wissen als vorher.

Bei allem dem scheint doch die Wirklichkeit einer Tradition, die auf Homers Geburt einen Schatten wirft, nicht geläugnet werden zu können. Aber könnte diese Tradition nicht aus der bloßen Ungewißheit seiner Herkunft und selbst aus dem Streit so vieler Städte und Familien um die Ehre, ihn, es koste was es wolle, zu den Ihrigen zu zählen, entstanden seyn? Hätten die Mäoniden zu Kyme (oder Kuma) *) ein anständigeres Mittel, den Homer in ihren Stammbaum einzupfropfen, als den verbotnen Liebeshandel zwischen Mäon und seiner Nichte, finden können, so ist es sehr vermuthlich, daß sie solchen vorgezogen hätten.

So wenig zureichenden Grund indessen die Tradition von Homers unehelicher Geburt in historischen Zeugnissen hat, so glaubt doch Pope in gewissen Stellen der Ilias selbst einen desto stärkern Grund zu finden, die Anzahl der berühmten und verdienstvollen Bastarde mit dem ersten der Dichter zu vermehren. Er glaubt eine gewisse Vorneigung zu dieser von den bürgerlichen Gesetzen wenig begünstigten Classe von Erden-

*) Nicht Cumä, wie Pope schreibt. Denn Cumä lag in Campanien, und das Kyme oder Kuma, wovon hier die Rede ist, war eine kleine Stadt in Aeolis.

söhnen an ihm zu bemerken; und findet sich daher (wie er in der Anmerkung zum 93sten Vers des 5ten Buchs seiner Iliade sagt) nicht ungeneigt zu glauben, Homer möchte wohl selbst einer aus ihrem Mittel, und also in dem Falle des Shakespearischen Thersites gewesen seyn, der zum Bastard des Königs Priamus sagt: ich bin auch ein Bastard, ich bin allen Bastarden gut. (Troilus und Crossida, 5ter Act.)

Die Gelegenheit, bei welcher Pope diese Anmerkung macht, ist die Stelle, wo Homer von der schönen Theano, Antenors Gemahlin, sagt, daß sie den Pedäus, wiewohl er ein unehelicher Sohn von ihrem Manne gewesen, mit eben so viel Sorgfalt im Hause erzogen habe als ihre eignen leiblichen Kinder. Aber unglücklicher Weise ist in dieser ganzen Stelle kein Wort, das Popens Anmerkung begünstigte. Im Gegentheil, da er es der schönen Theano zu einem besondern Verdienst anzurechnen scheint, daß sie so viel an ihres Mannes Sohne gethan, wiewohl er ein Bastard war, so gibt er deutlich genug zu erkennen, daß sie mehr gethan, als man von ihr hätte fordern können. Auch sagt er nicht, daß sie es aus besonderer Achtung oder Neigung gegen die Bastardise, sondern ihrem Manne zu Ehren oder aus Liebe und Gefälligkeit gegen ihren Mann gethan. Ich sehe nicht, was in diesem allem Parteiisches für die Bastarde seyn sollte. Und gesetzt auch, Homer hätte durch die Erwähnung dieses schönen Zugs von Theano's Charakter (es sey nun, daß er solchen selbst erdichtet, oder in den Nachrichten, die ihm ohne allen Zweifel den historischen Stoff zu seinem Gedichte gegeben haben, begründet gefunden) etwas dazu beitragen wollen, andere tugendhafte Hausfrauen in ähnlichen Fällen zu einem ähnlichen Betragen aufzumuntern, und dadurch das Schicksal der armen Unglücklichen, die ohne ihre Schuld unter der nothwendigen

Strenge der bürgerlichen Gesetze leiden, zu erleichtern: folgte denn daraus gleich, daß er wohl selbst einer von ihrem Orden gewesen seyn müsse? Müßte denn derjenige, der die Christen zu einem menschlichen, billigen und anständigen Betragen gegen die Juden ermahnte, darum nothwendig, oder nur vermuthlich, selbst ein Hebräer seyn?

Aber Pope führt zu Unterstützung seiner Vermuthung noch eine Stelle aus dem achten Buch der Ilias an, wo, seinem Vorgeben nach, Agamemnon, da er dem jungen Teukter, wegen der Proben von Tapferkeit, die er vor den Augen des Oberfeldherrn abgelegt, mit vieler Wärme seinen Beifall gibt, der unehelichen Geburt dieses braven Jünglings as a kind of Panegyrik upon him, erwähnen soll. Dieser Panegyrik findet sich freilich in Pope's Uebersetzung, aber wahrlich nicht im Original. Man vergleiche beide. So spricht Pope's Agamemnon:

Oh youth for ever dear — the Monarch cry'd!
Thus always thus, thy early Worth be try'd!
Thy brave example shall retrieve our host,
Thy country's saviour and *thy fathers boast!*
Sprung from an alien's bed *thy Sire to grace,*
The vig'rous offspring of a stoln embrace,
Proud of his boy, he own'd the generous flame
And the brave son repays his cares with fame.

Sollte man nicht, wenn man diese glühende Stelle liest, und mit dem Original, wo beinahe kein Wort von dem allem zu sehen ist, vergleicht, auf den Argwohn gerathen müssen, Pope sey, in Absicht auf den vorgeblichen physischen Vorzug der unehelichen Kinder vor den ehelichen, mit der Ketzerei des berüchtigten Julius Cäsar Vanini angesteckt gewesen,

über dessen bekannten Wunsch der gelehrte Warburton *) in einer Note zu des Bastard Edmunds Rede in der zweiten Scene des ersten Acts vom König Lear in einen so heftigen Eifer ausbricht? Oder wollte Pope vielleicht dem berühmten Duc of Barwyk, einen natürlichen Sohn König Jacabs II, mit diesem, zwar nicht in Homers, aber ganz in Vanini's Geiste geschriebenen, Lobe der Bastarderei ein Compliment machen? Wenigstens ist der alte Dichter ganz unschuldig daran: denn der läßt seinen Agamemnon nicht mehr als dieß sagen:

Teuker, so würdigst du dich des Telamonischen Namens!
Triff so ferner, du Lieber, und streb' ein Licht den Achäern
Und dem Vater zu werden, der dich von der Wiegen an aufzog,
Und, ungeachtet dich ihm nur eine Sklavin geboren,
Sorgsam, in seinem Palast, als seinen Sohn dich ernährte.
Eifre nun auch, in der Ferne dafür ihm Ehre zu machen!

---

*) O! utinam extra legitimum et connubialem thorum essem procreatus! cf. Vanini de admirandis naturae reginae Deaeque Mortalium arcanis, Dialogi Dial. XLVIII. p. 320—22. Uebrigens muß man die ganze Stelle im Zusammenhange selbst lesen, um zu sehen, daß Warburtons Eifer hier etwas unzeitig, und daß mehr Laune als Freigeisterei in diesem Wunsche oder Traume (wie er ihn nennt) des armen Vanini ist. Im Grunde sagt er in dieser ganzen Stelle nichts mehr, als was das erste Kapitel im Tristram Shandy, nur mit einer andern Wendung auch sagt — und was, gewissermaßen, wahr und res facti ist; wiewohl weder die Natur noch die eheliche Verbindung noch Vanini Schuld hat, wenn nicht alle ex legitimo et connubiali thoro geborenen auch wirklich con amore gezeugt werden. Conferatur, si placet, das dritte Kapitel der Geschichte des Philosophen Danischmende

Wo ist hier nun der Schatten eines Gedankens von dem kraftvollen Sprößling einer verstohlnen Umarmung, und von allen den schönen Tautologien, womit der neuere Dichter nicht genug auszusprechen vermag, wie stolz der alte Telamon auf die Heldenthat ist, einen so feinen Jungen aufgestellt zu haben? Wie ungleich ist das alles der keuschen Einfalt und jungfräulichen Bescheidenheit der Homerischen Muse! Weit entfernt, dem Teukros seine Unehelichkeit noch gar zu einem Vorzug anzurechnen, gibt ihm Agamemnon deutlich das Gegentheil zu verstehen: indem er ihm als etwas, wofür er seinem Vater ganz besonders verbunden sey, anrechnet, daß er ihn, ungeachtet er nur der Sohn einer Sklavin oder eines Kebsweibs sey (νοϑον περ εοντα), in seinem königlichen Palast auferzogen; und es also um so mehr Pflicht für ihn sey, sich des Namens eines Telamoniden würdig und seinem abwesenden Vater Ehre zu machen.

Mit der Anmerkung, welche Pope aus dem Commentar des Eustathius anführt, hat es zwar insoweit seine Richtigkeit, daß nichts Gewöhnlicher's in den heroischen Zeiten war, als daß die Griechischen Fürsten die im Kriege erbeuteten und ihnen zu ihrem Antheil zugefallenen Sklavinnen, (welche nicht selten selbst Königstöchter waren) zu der sehr zweideutigen Ehre ihres Bettes erhoben. So war z. B. Teukers Mutter, wiewohl sie damals eine Sklavin Telamons war, nichts Geringeres als eine geborne Königin *), nämlich Hesione, die Tochter des Königs Laomedon und Schwester des

*) So nennt sich Teuker selbst beim Sophokles (im Ajax V. 1325), da er sich gegen die verächtlichen Vorwürfe, die ihm Agamemnon wegen seiner Geburt macht, vertheidigt.

Priamus. Aber wenn Eustathius daraus folgern will, daß die bürgerlichen Rechte der ehelichen und unehelichen Kinder vollkommen gleich gewesen, und jene vor diesen keine Vorzüge gehabt hätten, so geht er zu weit. Denn die unehelichen waren, ordentlicher Weise, nicht successionsfähig, sondern wurden mit einem kleinen Erbtheil abgefunden. — Doch scheint Schaufelberger in seiner Clavis Homerica p. 179 noch mehr auf der andern Seite zu weit zu gehen, wenn er (wie man wenigstens aus seinen Ausdrücken schließen muß) behauptet: daß die uneheliche Geburt in den heroischen Zeiten mit einer Art von Vermailigung und Unehre verbunden gewesen sey. Die Vorwürfe, die Agamemnon dem Teuker wegen seiner Geburt beim Sophokles macht, und auf welche sich S. zu Unterstützung seiner Meinung beruft, beweisen um so weniger, weil sie von einem Feinde, und in der höchsten Heftigkeit des Affects, ausgestoßen werden; auch beantwortet sie Teuker in einem so hohen Ton, daß es lächerlich gewesen seyn würde, wofern die unächte Geburt damals wirklich einem Fürstensohn schimpflicher gewesen wäre, als sie es noch heutiges Tages unter den gesittetsten Nationen Europens ist. Ja Agamemnons Vorwürfe selbst gehen nicht sowohl auf Teukers Unächtheit, als darauf, daß er der Sohn einer Sklavin, und, was in den Augen der stolzen Griechen noch verächtlicher war, einer Ausländerin gewesen. So wenig also dieser Beweis beweiset, so sehr scheint hingegen aus der ganzen Geschichte der heroischen Zeit das Gegentheil dessen, was man damit beweisen wollte, in die Augen zu fallen. Diese Zeiten wimmeln von Bastarden der Götter und der Heroen, und man sieht sie überall mit den ächten Söhnen, die Succession allein (und auch diese nicht immer) ausgenommen, auf gleichem Fuß. Homer selbst nennt den Teuker κοιρανον

λαων, ein Titel, der ihn mit allen übrigen Befehlshabern unter dem Griechischen Heere in einerlei Classe stellt; und nichts kann begründeter seyn, als die Anmerkung des Eustathius: daß er, in eben dem Augenblick, da er Teukern rühmen und aufmuntern wollte, und (ich setze hinzu) da er solcher Männer, wie Teuker, so höchst bedürftig war, ihm gewiß seine unächte Geburt nicht vorgerückt haben würde, wenn der Name Bastard, nach den damaligen Begriffen und Sitten, schimpflich gewesen wäre. Allem Ansehen nach war es in der heroischen Zeit der Griechen damit, wie es ein paar Jahrtausende später in den neuern ritterlichen Zeiten war. Die alten Ritterbücher copiren in diesen, wie in vielen andern Stücken, getreulich die Sitten der Zeit, worin die Verfasser lebten. König Arthur und Amadis selbst sind nicht ächter geboren, als Teuker; und beinahe die ganze zahlreiche Descendenz des Amadis de Gaule bis ins fünfte und sechste Glied kommt eher in die Welt als ihre Eltern copulirt sind. Nicht nur damals trug Wilhelm der Eroberer kein Bedenken, einen förmlichen öffentlichen Brief mit den Worten anzufangen: Ich Wilhelm, genannt der Bastard, König von England u. s. w. — sondern noch im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert wimmelt's in den Französischen, Englischen, Spanischen u. a. Geschichten noch beinahe so sehr von berühmten Bastarden, die sich dieses Namens ganz und gar nicht schämten, als in der Heldengeschichte der Griechen. Der berühmte Graf von Dunois ist unter diesem Namen nicht bekannter, als unter der Benennung des Bastards von Orleans. Und wem ist nicht der Bastard von Navarra, oder der Bastard von Savoyen, in den Memoiren der Zeiten Franz I in Frankreich, unter dieser Qualification öfter als unter ihren eigentlichen Ehrennamen vorgekommen?

Mit allem diesem also glaube ich hinlänglich dargethan zu haben, daß aus den Stellen, welche Pope aus Homers Werken zum Behuf der gemeinen Tradition von seiner vorgeblichen unächten Geburt anführt, mit nichten die mindeste Vorliebe oder sympathetische Zuneigung dieses Vaters der Dichtkunst für die Bastarde herzuleiten sey; und daß die Gründe, womit man ihm eine vorgebliche Begünstigung dieser, nach Vanini's Meinung, ohnehin schon allzusehr begünstigten Kinder der Natur auflasten wollen, weiter nichts erweisen: als, daß er, auch in diesem Punkte, die Vorstellungsart und das Costume der Menschen und Zeiten, die er geschildert, getreulich dargestellt habe.

5.

Horaz.

Wielands Beitrag zur Schilderung desselben findet man in seiner Uebersetzung von Horazens Briefen Bd. 2. S. 153 fg.

6.

Ulrich von Hutten.

1776.

Vor allem laßt uns erst hören, was uns der ehrliche Dr. Heinrich Pantaleon in seinem „Teutscher Nation Heldenbuche" von unserm Hutten zu sagen hat!

„Huldrich ist aus der Edlen von Hutten geschlecht in Frankenland den 2ten tag Aprellen *) im 1488. jar erboren: dieses ist ein guter und alter adel: dann ich finden, daß Erentreich von Hutten mit Conradt dem Herzogen zu Franken zu Keysers Heinrichs Zeiten, da man zahlt 935 jar, wider die Hunnen und ungläubigen zu Feld gezogen, und sich gar wohl gehalten: es seind auch etliche aus inen härnach zu Bischöflicher würde, unnd Fürstlicher Hochheit gefürderet. Als nun Huldrich auch von diesem Geschlecht härkommen, und mit einem guten kopff begabet, ist er durch seiner elteren rath dem studieren fleißig obgelegen, und in allen freyenkünsten und guten Sprachen sehr gut zugenommen. Wie er auch ein hohen verstand hätt, so war er in Waffen sehr wohl geübet, unnd hätt großen lust frembde Nationen zu besichtigen. Deßhelben er auch Keyser Maximilian in Venedischen kriegen beystand gethan, unnd sich dermassen gehalten, daß er von im zu Ritter geschlagen unnd sehr geliebet worden. Als aber hernach Dr. Luthers lehr durch seine Predig unnd Bücher außkommen, hat Huldrich sie auch angenommen, unnd wieder alle Wiedersecher nach seinem vermögen beschürmet: er hat auch viel ding mit freyer Zungen wieder den Bapst, auch etliche Fürsten unnd ständt geschrieben unnd geredt, Darumm er auch aus seinem Vatterland weychen müssen. Nach diesem hatt er mancherley Vers geschrieben, welche man hernach zusammen gelesen, und lassen in truck kommen: denn er war ein guter Poet: also hat er auch etliche Orationes wieder Huldrich den Fürsten zu Wittenberg gestellet, unnd in etlicher Thaten halb gestraffet: auff solliches hat er auch mit Erasmo etliche Gespen bekommen, unnd ist durch

*) Nach Andern am 20 oder 21 April.

seine vielfaltigen bücher bei den Teutschen in grosser authoritet gewesen. Wie er dergestalt fürgefaren, ist er mit den bösen blatteren beflecket, unnd in Züricher landschaft krank gelegen, da er auch zu end Augusti des 1523. jar gestorben, und ehrlich begraben worden. Es haben in auch etliche mit sonderbarem Epitaphiis unnd grabschrifften bezieret."

So weit Pantaleon. Folget nun unser Commentarius über diesen Text, wozu uns Melchior Adami in seinen Vitis German. JCtorum et Politicorum hauptsächlich mit Materialien versehen hat.

Ulrich von Hutten wurde zu Stackelberg unweit Fulda, einem seiner Familie zugehörigen Schlosse geboren, und machte seine ersten Studien zu Fuld, Köln und Frankfurt an der Oder, wo der Kürfürst Johann Cicero von Brandenburg vor kurzem (im J. 1495) eine hohe Schule gestiftet hatte. Sein ganzes Leben durch verband er die Liebe der Musen mit der Leidenschaft zu ritterlichen Thaten, und mit der Neigung zum vagabunden Leben, oder zum ewigen Ausziehen auf Abenteuer, die in Maximilians I Zeiten dem Adel in ganz Europa noch mächtig im Leibe saß. Sein erster Ausritt war in seinem zwanzigsten Jahr (1508) nach Italien in den berühmten venetianischen Krieg, wo der unternehmende Geist, die immer argwöhnische Eifersucht und die schwindlichte Politik der Fürsten, die damals das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein so seltsames Schauspiel gaben. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während diese Händel dauerten (von 1508—1517), in Italien zu, wo er sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine literarischen Talente eben so sehr, als durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat. Hier war es, wo er einstmal auf einer Fahrt von Rom nach Viterbo in

den Fall kam, sich ganz allein (denn seine Gefährten waren davon gelaufen) mit fünf Franzosen, mit denen er zufälliger Weise Händel bekommen hatte, herumzuschlagen. Ungeachtet er nun sehr klein von Person war, und Fünf gegen Einen eine ziemlich ungleiche Partie ist, wehrte er sich doch so verzweifelt, daß die Franzosen endlich ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Mit etwas mehr Glück, und vermuthlich auch mit etwas mehr Klugheit (einer Tugend, wodurch immer zehn Schurken gegen Einen braven Kerl ihr Glück zu machen pflegen, weil es gemeiniglich die einzige ist, die der Schurke hat, und die einzige, die dem braven Manne fehlt), würde er vielleicht in diesem Kriege Gelegenheit gefunden haben, sich mehr zu seinem Vortheil hervorzuthun. Aber das Schicksal scheint ihm nicht so gewogen gewesen zu seyn, wie die Natur; und sein Aufenthalt in Italien (wo er, unter andern Fatalitäten, lange Zeit an einem bösen Fuß zu Padua krank und elend liegen mußte) gab ihm weniger Anlaß seinen Heldenmuth in Kriegsthaten als eine Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweisen, denen nach der damaligen Weise Krieg zu führen, und zu leben überhaupt, ein Rittersmann, der nichts als seinen Namen und Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages preis gegeben war. Damals, da er zu Padua lag, kam es so weit mit ihm, daß er sich provisionaliter seine Grabschrift machte, worin folgende Stelle zugleich ein Denkmal seiner Leiden und des immer unbefangenen und unbezwinglichsten Muthes ist, womit er sie ertrug:

Vixi equidem Musis, animum coluique per artes
Sed reor irato me studuisse Deo.
Mens erat arma sequi et Venetum sub Caesare bellum,
Verum alio bello concidi et hoste alio.

Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
 Vita omni et quae sunt asperiora tuli.
Recte autem, cecidi juvenis miser et miser exul,
 Ne majora feram, ne videarque meis.

Aus Mangel genauerer Nachrichten können wir von seinen Schicksalen während seiner zehnjährigen fahrenden Ritterschaft von seinem zwanzigsten bis dreißigsten Jahre nichts weiter sagen, als daß er während dieser Zeit einen Theil seiner Lateinischen Gedichte, und unter andern seinen Vir bonus (der brave Mann) und sein Lobgedicht auf Deutschland und die Deutsche Nation an Albrechten von Brandenburg, bei Gelegenheit der Erhebung desselben auf den heil. Stuhl zu Mainz, verfertigt hat; ein Gedicht, welches seinem patriotischen Geist und Herzen noch mehr Ehre macht, als seinen poetischen Gaben und seiner Fertigkeit in der Sprache des alten Latiums.

Nach seiner Zurückkunft in Deutschland (im J. 1517) fand er eine freundschaftliche Aufnahme in dem gastfreien Hause des berühmten Konrad Peutingers in Augsburg; dieses edelgesinnten Freundes aller Talente und Verdienste, dem (wie bekannt) seine eignen die Würde eines Raths Maximilians I und die vorzüglichste Gunst und Achtung dieses vortrefflichsten Kaisers erworben hatten; und auf Peutingers Empfehlung erhielt er hier die Ehre, von Kaiser Maximilian zur Belohnung seiner im Venezianischen Kriege bewiesenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt zu werden; zu welchem Ende Peutingers Tochter Constantia, das schönste und artigste Mädchen ihrer Zeit in Augsburg,*) den Kranz mit eignen

*) S. Huttens Praefatio des Tractats ad Principes Germaniae ut bellum inferant.

händen geflochten hätte. — Von dieser Zeit ging ein Bildniß Ulrich von Hutten, gewaffnet und mit einem Lorbeerzweig um die Scheitel, in Deutschland herum; eine Ehre, worüber er, da sie damals noch ungewöhnlich war, eine gar große Freude gehabt haben soll.

Nach dieser Zeit begab sich Hutten an den Hof Kurfürstens Albrecht von Mainz, wo er sich ein paar Jahre aufhielt. Eine Frucht davon ist sein Gespräch de Aula (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienstvollen Arzt aus Leipzig und seinen besondern Freund, der damals bei Kürfürst Albrechten in Diensten war. Wie gut oder übel es unserm ritterlichen Dichter hier ergangen, davon mag uns folgende Stelle aus einem seiner Briefe an Peutinger einen kleinen Geschmack geben. „Du fragst mich, wie mir das Hofleben hier bekomme? Nicht zum besten. Und doch, was sollte einer nicht ertragen können, bei einem so guten Fürsten, wie Erzbischof Albrecht? der so leutselig, so wohlthätig, so edelmüthig ist! der für die Wissenschaften und für die Gelehrten alle so gut gesinnt ist! Sonsten ekelt mir's von Herzen vor aller der Wirthschaft; der Aufgeblasenheit der Höflinge, den großthuischen Versprechungen, den ellenlangen Complimenten, den hinterlistigen Reden, kurz vor alle dem Zeug das am Ende weiter nichts als blauer Dunst und Wind ist,“ u. s. w.

In eben diesem Jahr 1518 begleitete Hutten seinen Herrn, den Erzbischof Albert, nach Augsburg auf den Reichstag, wo Kaiser Maximilian von Fürsten und Ständen Abschied nahm; und wo auch von Herzog Ulrich von Würtemberg und von Dr. Martin Luthers Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem sein Schicksal allenthalben Streiche spielte, hatte die ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schicksal noch Fieber, noch irgend etwas in der Welt konnte über seinen

guten Muth Meister werden. In einem solchen launigen Augenblick schickte er ein scherzhaftes Billet in Versen an Anton Fuggern (bei dem damals der Cardinal Cajetan wohnte), worin er ihm sein Fieber zuschickt, weil es bessere Tage und mehr Wartung und Pflege bei Fuggern finden würde, als bei einem so armen Teufel wie er selbst.

Die vorerwähnte Sache des Herzogs Ulrichs war ihrem Ursprung nach eine Familien-Sache der Edlen von Hutten gegen diesen jungen ausgelassenen Fürsten, der ums Jahr 1515 seinen Hofmarschall, Johann von Hutten, im Böblinger Walde hatte ermorden lassen. Ulrich von Hutten, der damals noch in Italien war, empfand diese an seinem Vetter verübte Unthat wie er sollte; und, weil er gleich keine andere Rache an Ulrichen von Würtemberg nehmen konnte, spitzte er seine Feder gegen ihn, und schrieb Invectiven, und den Dialog, Phalarismus betitelt, und andre Dinge, alles mit großer Bitterkeit und Freiheit. Wie aber die Sache durch Anstiftung der Hutten'schen Familie und andrer Feinde des Herzogs zu einer gemeinen Sache wurde aller der Fürsten, Grafen, Herren und Städte, die sich, durch den berühmten Schwäbischen Bund Herzog Ulrichs Vergewaltigungen und Uebermuth entgegensetzten: so zog unser Hutten nun auch den Degen, den er eben so muthig und fertig zu führen wußte als die Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie sie denn nicht eher von Herzog Ulrichen abließen, bis sie ihn nackt und bloß von Land und Leuten verjagt hatten. Bei Gelegenheit dieser großen Fehde entstand Huttens Freundschaft mit dem berühmten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager, und dem einzigen vielleicht in ganz Deutschland, der werth war des herrlichen Mannes Bruder zu seyn: wiewohl zu einer Zeit wo es noch Männer gab, von dem Schlag, wo

(nach Shakespears Ausdruck) die Natur aufstehen und sagen möchte: das ist ein Mann! Zwischen Hutten und Sickingen war eine natürliche Verwandtschaft, die durch die Gleichheit ihrer Gesinnungen in bürgerlichen und Religionssachen (denn auch der tapfere Sickingen war einer von Luthers ersten wärmsten Freunden) noch enger und inniger wurde.

Unser Hutten stand an der Spitze dieser guten Leute von brennendem Kopf und Herzen, die, in ewiger Theilnehmung an allem, was sie, weil sie Menschen sind, als sie angehende Dinge betrachten (wenn gleich nicht unmittelbar um eigen Fell gespielt wird) immer bereit und fertig stehen, sich für die gute Sache des ersten besten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kommt, mit der ganzen Welt herumzubalgen. Man kann sich also leicht vorstellen, daß er bei den großen Bewegungen, welche Luthers Lehre im Jahr 1517 verursachte, keinen müßigen Zuschauer abgegeben haben könne, und schwerlich wird jemand einen Augenblick zweifelhaft seyn, welche Partei ein Mann von Huttens Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. In der That schrieb er gegen Leo X und seine Courtisanos (wie er sie nannte), und gegen alle, die sich einer Sache, die (seinem Gefühl nach) gerechte Sache der Menschheit war, entgegensetzten, eine Menge heftiger Broschüren, in Latein und Deutsch, in Prosa und Versen; munterte Luthern in einem Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren; *) gab die Bulle vom Jahr 1520 mit sehr treffenden und beißenden Randglossen heraus; schrieb in

*) Zur Probe nur diesen einzigen Zug: Ferunt excommunicatum Te. Quantus, o Luthero, quantus es, si hoc verum est! Ich schäme mich fast, daß ich's wage, nach diesem Worte noch etwas von dem Manne zu sagen, der eine Seele hatte, die so fühlte. W.

Deutscher Sprache eine historische Deduction über den steten Ungehorsam der Römischen Päpste gegen den Kaiser, worin er, da endlich auch von den Treulosigkeiten Leo's X an Kaiser Maximilian die Rede ist, folgendes als die eignen Worte des Kaisers anführt: „nun ist dieser Bapst auch zu einem Böswicht an mir worden: nu mag ich sagen, daß mir kein Bapst so lange ich gelebt je Treu und Glauben gehalten hat; hoffe, ob Gott will, dieser soll der letzte seyn!“ — kurz, er trieb's so arg, daß Leo X endlich dem Kurfürsten Albert von Mainz ansann, er sollte ihn an Händen und Füßen gebunden nach Rom schicken. Albert konnte ihm nun keinen Schutz mehr geben, und Hutten mußte sich verbergen und entweichen, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. Anfangs wollte er zu Brabant an Kaiser Karls Hofe Schutz suchen; aber seine Freunde schrieben ihm, er wäre verloren, wenn er's thäte. Hutten, dem es häufig begegnete zur Unzeit brav zu seyn, wollte sich nicht abschrecken lassen, bis ihn endlich einige frisch von Rom angelangte Freunde versicherten, daß der Papst unversöhnlich auf ihn erbittert sey, und verschiedenen Deutschen Fürsten den nämlichen Befehl wider ihn gegeben habe, wie dem Erzbischof Albert. Ein öffentliches Verbot, Huttens Schriften bei Strafe des Bannes zu lesen und auszubreiten, welches Albert auf Befehl des Römischen Hofes ausgehen ließ, und andre harte Proceduren ließen ihm nun keinen Zweifel mehr, was er von seinen Feinden zu gewarten habe; zumal da man (wie er in verschiednen seiner Schriften versichert) sich kein Bedenken machte, sogar Gift und Dolch zu gebrauchen, um seiner, auf welche Weise es wäre, los zu werden. Er zog sich also in das Schloß Ebernburg zurück, und schrieb von dort aus Briefe an Kaiser Karl V, an Albert von Mainz, Friedrich den Weisen von Sachsen, und

endlich an alle Stände des Reichs, worin er sich über das ihm von dem Römischen Hofe zugefügte Unrecht beschwert, seine Sache behauptet, und Gerechtigkeit fordert. „Freigeboren bin ich (schreibt er unter andern an Kurfürst Friedrichen von Sachsen) und frei werd' ich bleiben; denn ich fürchte mich vor dem Tod nicht; und nimmer soll man von Hutten hören, daß er sich von irgend einem ausländischen Fürsten, so übergroßmächtig der auch wäre, befehlen lasse, geschweige von einem — Pontifex" u. s. w.

Von dieser Zeit an überließ sich Hutten gänzlich seiner Leidenschaft gegen alle diejenigen, die er als Feinde der literarischen, bürgerlichen und geistlichen Freiheit, Lanzknechte einer ausländischen gesetz- und vertragwidrigen Tyrannie, gedungene Verfechter der Dummheit und des Aberglaubens, und ewige Gegner der Aufklärung, gesunden Vernunft und richtigen Empfindung ansah. Er verfolgte sie mit den bittersten Stachelschriften, und that ihnen sonderheitlich auch durch Deutsche Lieder, die auf allen Gassen gesungen wurden, großen Abbruch.

Durch alle diese äußerst überspannte Wirksamkeit reizte Hutten nicht nur eine Welt voll Feinde gegen sich, vor deren Macht, Bosheit und Nachstellungen er endlich, da sein Leben in Deutschland nirgends mehr sicher war, in einer kleinen Insel des Zürcher-Sees, Ufnau genannt, sich verbergen mußte; sondern auch sein Körper ging unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen, und der Gewalt einer so ungestümen Feuerseele von innen, in wenig Jahren zu Trümmern; und setzte dadurch einen Geist in Freiheit, von welchem Adami sehr richtig sagt: daß, wenn äußere Macht, Reichthum und glückliche Umstände seiner innern Kraft entsprochen

hätten, er nothwendig die ganze Welt hätte umkehren und in eine neue Gestalt umschaffen müssen.

Ulrich von Hutten war klein von Person, wiewohl von starkem Bau; abgehärtet zur Ertragung alles Ungemachs; ein Verächter aller Vortheile und Wollüste, die er mit der geringsten Beugung seiner freien Seele, der mindesten Gefälligkeit auf Unkosten seines Charakters hätte erkaufen müssen; von einem unternehmenden kühnen Geist, der allem Widerstand trotzte, und durch nichts zu bändigen war; heftig in Thaten und Worten, unveränderlich standhaft bei der Partei, die er einmal genommen hatte; treu in seinen Verbindungen; aber immer bereit, sich um Wahr und Recht mit dem unentbehrlichsten Freund oder Beschützer abzuwerfen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite, und den unzähligen Feinden, die ihm seine Freiheits- und Wahrheitsliebe auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit und innere Wuth der Seele gesetzt, die zuweilen in Anstöße von Grausamkeit ausbrachen; demungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes; edelmüthig, bieder, offen und treuherzig; ein tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bei allen diesen Tugenden eines ächten irrenden Ritters, einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit; und, zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, denen jeder gewöhnlichere Mensch unterlegen wäre; kurz ein Mann, der es werth ist, daß wir den Ausruf auf ihn anwenden, womit Goethe seinem Götz von Berlichingen parentirt:

„Edler Mann! wehe dem Jahrhundert das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft die dich verkennt!"

Dieser Wielandische Aufsatz veranlaßte einen andern von Herder (sämmtl. Werke zur Philos. und Gesch. Bd. 13 S. 76, früher in den zerstreuten Blättern), mit welchem Wieland nicht in allen Punkten einstimmte, wovon an einem andern Orte die Rede seyn wird. Die Nachschrift von Herder, S. 100, redet von der Ausgabe der Werke Huttens, welche im J. 1783 Wagenseil projectirt hatte. Von neuem hat sie nun Herr Prof. Münch im Jahre 1822 übernommen: sollte man, wofern die Leistung dem Vorsatz entspricht, auch jetzt die Vollendung nicht hoffen können? Ich verweise in Ansehung dieser Werke auf Herders Aufsatz, ver einen zweiten, welchen Wieland wollte nachfolgen lassen, unnöthig machte.

I.

1.

Jesuiten.

Ein Wort für dieseben.

1789.

Wie übel ich mich auch durch diese Ueberschrift bei vielen meiner Freunde empfehlen werde, das Wort ist nun einmal heraus, und ich, dem vielleicht die Jesuiten selbst eine solche That nicht zugetraut hätten, erscheine hier öffentlich, nicht zwar um eine förmliche Apologie für sie zu schreiben — eine Unternehmung, deren Ausführung (wenn ich auch den Willen dazu haben könnte) Wundergaben erforderte, an die nur ein Wunderglaube Anspruch machen kann — sondern bloß ein paar Worte für sie zu sprechen, um mein vielleicht zu zärtliches Gewissen zu befriedigen, da es mir wenigstens probabel vorkommt, daß man doch hin und wieder auch etwas zu strenge mit ihnen verfahren seyn könnte.

Ich sehe freilich verschiedene sonst verständige und wackre Männer, bei denen es etwas Ausgemachtes scheint, daß man

Digitized by Google

dem gemeinsamen Feinde der Aufklärung nicht leicht zu viel thun könnte; aber jeder hat in solchen Dingen seine Art zu sehen; ich streite mit niemand über die seinige, und verlange dafür auch nichts für die meinige — als Toleranz.

Das Institut der Jesuiten mag immerhin in sich eine schädliche Tendenz haben; dieser Orden mag sich, durch seine gränzenlosen Anmaßungen, seine Herrschsucht, seine Begierde alles in seinen Wirbel zu ziehen, und durch die Uebelthaten, wozu Stolz und Habsucht verleiten können, so verhaßt gemacht haben, daß man alle seine glänzenden Vorzüge und Verdienste um so eher vergessen hat; — davon soll jetzt die Rede nicht seyn: ich behaupte nur, daß den Jesuiten kein Unrecht geschehen müsse, und wenn sie auch (absit blasphemia!) den großen Lucifer selbst an ihrer Spitze hätten — und darin werden mir hoffentlich alle Rechtsgelehrten Beifall geben.

Mir, der sich allem was Mensch heißt so nahe verwandt fühlt, daß ich auch nicht dem unbedeutendsten Erdensohne, der vor dreitausend Jahren in Cappadocia, Pontus oder Asia gelebt hat, kann unrecht thun sehen, ohne daß sich meine Eingeweide bewegen — mir kann es also um so eher zu verzeihen seyn, wenn ich nicht stark genug bin, daß ich einer ganzen Gesellschaft von Menschen, es mögen nun Juden, Türken, Heiden — oder Jesuiten seyn, kann Unrecht thun sehen, ohne in Versuchung zu gerathen, mich ihrer anzunehmen.

Zwar hätte ich Gründe genug, mich von dieser etwas Donquixotischen Neigung, allen Bedrängten zu Hülfe zu eilen, im vorliegenden Falle dispensirt zu halten. Die Jesuiten bedürfen meines unmächtigen Schutzes nicht; — ich habe, meines Wissens, nie einen Freund unter ihnen gehabt, und

bin, außer einem einzigen höchst unschuldigen alten Manne, der, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, schwerlich je eine große Rolle im Orden gespielt hat, nie mit einem von ihnen in der mindesten Connexion gewesen; — ich fürchte und hoffe nichts von ihnen; — noch mehr, ich glaube den Geist ihres Instituts zu kennen, und gestehe ihnen unverhohlen, daß er in meiner Dämonologie eine etwas zweideutige Figur ausmacht — um nichts Unhöfliches zu sagen. Aber eben um alles dessen willen kann ich keinen andern Beweggrund als einen sehr unverdächtigen haben, wenn ich behaupte: man müsse ihnen nicht mehr Böses Schuld geben als sie wirklich gethan haben, ihnen nicht übel auslegen, was einer sehr guten Auslegung fähig ist, ihnen nicht zur besondern Last legen, was sie mit so vielen andern Secten, Orden und Gesellschaften gemein haben, und — weil mir das doch am schwersten auf dem Herzen liegt — man müsse sie nicht aufs Theater stellen, wenn man sie nicht wahrer und treffender schildern kann als in dem Schauspiele, „die Jesuiten,“ geschehen ist, in Beziehung auf welches ich bloß nach der Wirkung, die es auf mich und andere ehrliche Leute gemacht hat, ein Paar unschuldige Fragen zu thun habe.

Wie kommt es denn, daß die Jesuiten, die uns in diesem Stücke mit den abscheulichsten Zügen und Farben vorgemalt werden, dennoch die einzigen Personen darin sind, für die man sich wirklich interessirt? Warum bleiben wir so gelassen dabei, wenn der Fürst, ihr Feind, ermordet wird, oder sind wenigstens nur so lange unruhig, bis wir wissen daß die That gelungen ist? Warum wird uns hingegen so übel zu Muthe, da wir den hochwürdigen Banditen Montenegro in Fesseln sehen? Warum freuen wir uns, daß Bermudo so ein Tropf ist, sich durch ein Paar süße Wörtchen und Blicke der

schönen Antonia Visconti verführen zu lassen, den Jesuiten in Freiheit zu setzen, wiewohl wir wissen, daß dieser sie nur anwenden wird, um den armen Prinzen aus der Welt zu schaffen? Warum zittern wir in den letzten Scenen abermals nur für die Jesuiten? Warum hätte uns der Verfasser keinen schlimmern Dienst thun können, als wenn er den Bösewicht Montenegro auf dem Schaffot hätte sterben lassen? Und warum ist der einzige Augenblick, wo uns wohl und frei ums Herz wird, derjenige, da wir die Kriegsknechte und das Volk vor der päpstlichen Bulle in Montenegro's aufgehobener Hand zu Boden stürzen, und unsre lieben Jesuiten wieder in Freiheit sehen? — Wäre also (wie man doch wohl aus allerlei Ursachen denken sollte) des Verfassers Absicht gewesen, uns gegen die Jesuiten, die er in Montenegro's Person beinahe zu eingefleischten Teufeln macht, mit Abscheu zu erfüllen, so müßte man gestehen, daß es ihm nicht sonderlich damit gelungen wäre. Mir an meinem Theil ging es (die Thränen ausgenommen) beinahe wie jenem ehrlichen Pariser Bürger bei Pradons Judith:

Je pleure helas! ce pauvre Holoferne
Si mechamment mis à mort par Judith!

Ob es nun Herrn Hagemeisters Meinung war, daß wir so viel Antheil an den Jesuiten nehmen und durch ihre Befreiung und Rettung so glücklich gemacht werden sollten, muß er selbst am besten wissen.

Doch es soll hier nicht von gefabelten Jesuiten, sondern nur von einigen Vorwürfen die Rede seyn, die den wirklichen Jesuiten gemacht wurden, und worin ihnen meiner geringen Einsicht nach ein wenig zu viel geschieht. Es ist eine so

simple Sache, daß gleich gutgesinnte Freunde der Wahrheit über Dinge, die mehr als Eine Seite haben und in mehr als Einem Lichte betrachtet werden können, verschieden denken. Also, ohne weitere Vorrede zur Sache!

Der in dem Jesuitischen Generalcapitel, worin P. Lainez zum ersten Successor des heil. Ignatius Loyola erwählt wurde, festgestellte Grundsatz „eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren," ist, meines Erachtens, an sich ein ganz unschuldiger, ja sogar ein löblicher Grundsatz. Zwar insofern er unbestimmt ist, könnte er freilich einen geheimen Sinn haben: indessen ist er doch nichts weniger als gleichbedeutend mit dem Satze, „die politischen und sittlichen Veränderungen der Menschen nach Sinnlichkeit und Eigennutz, zur Richtschnur der Religion zu wählen." Ob die Jesuiten dieses letztere wirklich gethan haben, ist eine andere Frage, in die ich mich einzulassen keinen Beruf fühle! genug, daß jener Grundsatz sie dazu weder verbindet noch berechtiget. Und ist es am Ende nicht der nämliche, den die gelehrtesten und erleuchtetsten Theologen der Protestanten in unsern Zeiten angenommen und befolgt haben? Die Theologie ist eine Art von Doctrin, wo wenigstens sehr viel auf Vorstellungsart und Methode ankommt. Beide ändern sich mit den Zeiten. Aufgeklärtere Zeiten, mehr verfeinerte Menschen, andere Verfassungen, Verhältnisse, Lagen und Bedürfnisse, machen es daher sogar nothwendig, auch eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren, wenn den Lehrern anders daran gelegen ist (und den Jesuiten war sehr viel daran gelegen), Wirkung durch sie zu thun. Ich dächte daher, sie hätten dieses Beschlusses wegen, der ihrem Verstand und ihrer Weltkenntniß Ehre macht, viel mehr Beifall als Tadel verdient. Wurde nicht schon St. Paul Allen Alles? und wußte er nicht zu Athen, zu Ephesus und

überall sich und seinen Vortrag sehr klüglich in Zeit- und Localumstände zu fügen?

Haben die Jesuiten das St. Augustinische Lehrgebäude von der Gnade umgeworfen? -- Haben sie Waffen für den Deismus geschmiedet? — Ich wasche meine Hände davon; alles was ich hierüber sagen kann, ist: daß ich weder der erste, noch der zweite oder dritte seyn werde, der einen Stein deßwegen gegen sie aufhebt. Sie mögen wohl allerdings einen kleinen Semi-Pelagianischen Schelm im Nacken haben: aber ich, der mit sich selbst zu thun genug hat, um kein ganzer Pelagianer zu seyn (wenn ich es nicht etwa gar schon bin, ohne es zu wissen?), möchte ihnen deßwegen keinen Proceß an den Hals werfen.

Daß die evangelische Moral durch den Probabilismus aus der Welt geschafft werde, ist ebenfalls eine harte Rede. Die leidigen Jansenisten haben es freilich schon mehr als hundert Jahre hindurch gesagt, und mehr Bücher darüber geschrieben, als ich lesen möchte — denn das einzige lesbare, Pascals lettres provinciales, habe ich wohl mehr als einmal mit Vergnügen gelesen, ohne jedoch zu irgend einer von den Grazien des heil. Augustin dadurch bekehrt worden zu seyn. — Also, gesagt und bewiesen haben sie es freilich oft genug: aber haben es die Jesuiten etwa an Gegenreden und Gegenbeweisen fehlen lassen? — Ich kenne nur Eine Moral, mit welcher die evangelische in keinem Widerspruche stehen kann und darf. Aber wiewohl diese einzige Moral sehr deutliche und feste allgemeine Grundbegriffe und Axiome hat: so kann sie doch nicht verhindern, daß es, bei der Anwendung derselben auf besondere und einzelne Fälle, sehr oft auf Probabilität ankommt, ohne die man gar nicht durchs Leben kommen könnte. Es ist vor Epiktet und Sokrates so gewesen, und

wird wohl so bleiben, so lange Menschen keine Götter sind. — Haben die Jesuiten ihren Probabilismus oft, auch wohl mitunter sehr gröblich, gemißbraucht — wie leider alle Menschenkinder von jeher mehr oder weniger gethan haben und noch zu thun pflegen — so haben sie Unrecht daran gethan: aber demungeachtet getraue ich mir, wenn es seyn müßte, sehr probabel zu machen, daß, den Mißbrauch abgerechnet, viel Wahres an ihrem Probabilismus ist, und man sollte ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie tiefer in das menschliche Herz und in die Natur der Dinge hineingesehen haben, als andere.

Was endlich die Andacht zum Herzen Jesu betrifft, so kann ich nicht umhin,

1) die Behauptung, daß der theosophische, aber demungeachtet gut protestantische Dr. Goodwin der erste Urheber dieser Andächtelei gewesen sey, ohne einen stärkern Beweis etwas zweifelhaft zu finden. Aus dem Titel seines Buchs wenigstens ist nicht viel zum Vortheil derselben zu schließen, und es hat (sogar meines Wissens) schon lange, sonderlich seit den Zeiten des sogenannten Pietismus, auch Lutherische Geistliche genug gegeben, die von dem Herzen Jesu zu den Sündern in Ausdrücken gesprochen haben, die eine hübsche Grundlage zu Visionen und Andächteleien im Geschmack der holden Maria à la Coque abgeben könnten.

2) Scheint mir die Beschuldigung der Abgötterei, die der Gesellschaft Jesu, dieser Andacht zu seinem Herzen wegen, so gerade aufgehalset wird, etwas hart, und, wenn ich's sagen darf, ein wenig intolerant zu seyn. In unsern Tagen sollte man nie vergessen, daß ein armer Schelm, der vor einem Fetisch kniet, doch immer die Meinung und Absicht hat, seinem Gott zu dienen so gut er's versteht, und daß

es also nicht ganz billig ist, ihn in seiner Andacht (wie albern sie uns auch vorkommen mag) zu stören, und noch unbilliger, ihn deßwegen mit einem Titel zu belegen, den er für einen Schimpfnamen aufnimmt, und wodurch ihm, seiner Meinung nach, großes Unrecht geschieht.

3) Zweifle ich sehr, daß nicht nur die Societät Jesu in corpore, sondern selbst der heißeste und brennendste unter ihren Schwärmern, sich's jemals sollte haben einfallen lassen, das Herz Jesu, insofern es eine Muskel ist, der das Blut einnimmt und ausgibt, zum Gegenstande seiner Anbetung zu machen. Wie mystisch oder wie sinnlich aber auch (nach Beschaffenheit und Receptivität der Subjecte) die von ihnen so eifrig verbreitete Andacht zum Herzen Jesu gewesen seyn mag, oder noch ist, so dünkt mich doch

4) es komme ihnen dabei alles zu Statten, was ihre Glaubensgenossen, von uralten Zeiten her, zum Behuf der Andacht zu Crucifixen, Gnadenbildern, heiligen Partikeln des wahren Kreuzes u. s. w. geltend gemacht haben. Daß ich mir nicht einfallen lassen werde, die Frage aufzuwerfen, wie überzeugend die Gründe seyen, womit diese Art von Andacht gerechtfertigt zu werden pflegt, versteht sich von selbst. Aber dieß kann ich doch wohl, ohne irgend eine glaubige oder unglaubige Seele zu ärgern, sagen: wenn Pascal und Arnaud und Nicole, und alle die andern heiligen Eremiten von Port-Royal, mit ihren Brüdern und Schwestern im Jansenius einen heiligen und wunderthätigen Dorn aus der Dornenkrone Jesu anbeten durften; wenn die Neapolitaner sogar das heil. Blut ihres Monsignor San Gennaro (der doch gegen den Gottmenschen nur ein armer Wurm war) anbeten, und nicht nur der Herr Bischof Scipione Ricci, sondern wahrlich alle zwölf Apostel und siebenzig Jünger in Person

bei dem Neapolitanischen Volke übel ankämen, wenn sie nur ein Wort von Abgötterei bei dieser Gelegenheit fallen lassen wollten: warum wird nun gerade von diesem einzelnen Zweiglein eines an viel dickern Aesten und Zweigen so reichen Baumes, wie der Glaube des Christkatholischen Volks ist, so viel Aufhebens gemacht? Warum sollte das Herz Jesu weniger Recht zu Kniebeugungen und andächtigen Anrufungen haben, als ein Dorn aus seiner Krone, ein Splitter von seinem Kreuze, eine Windel aus seiner Wiege? Oder (um es gerade heraus zu sagen) warum wird den Jesuiten in einer Kirche, worin es seit uralten Zeiten von Visionen, Wundern und täuschenden Gegenständen einer mystisch-sinnlichen Andacht gewimmelt hat, ein so großes Verbrechen aus ihrer Maria à la Coque und ihrer Devotion zum Herzen Jesu gemacht? Warum sollte sich Christus nicht ebensowohl mit Maria à la Coque als mit der heiligen Katharina von Siena, oder der heiligen Maria von Genova geistlich haben vermählen dürfen? Warum sollten die Jesuiten nicht eben so gut, als so manche andere Orden in ähnlichen Fällen, berechtigt seyn, eine auf die Visionen der mehr belobten Nonne (und also auf eine Art von Thatsachen, die in der katholischen Kirche doch wohl nie nach Humischen oder Diderotischen Grundsätzen geprüft worden sind) gegründete Andacht in majorem Dei gloriam und zu mehrerer Erbauung der Gläubigen nach allem ihrem Vermögen auszubreiten? Die Jesuiten haben vor vielen ihrer Gegner den Vorzug, consequent zu seyn. Es ist, wo nicht der Zweck, doch gewiß eines der vornehmsten Mittel ihres großen Zwecks, die sinnliche Andacht auf alle mögliche Weise zu befördern, weil sie die lebendigste und wirksamste ist. Ist aber nicht etwa der ganze Gottesdienst der Kirche, deren stärkste Stütze sie so lange gewesen sind, auf die möglichste

Erweckung und Nährung sinnlicher und bildlicher Andacht eingerichtet und abgezweckt? Oder ist die ganze werthe Christenheit, seit jenem glorreichen Tage, da Jupiter Olympius und Capitolinus durch die Majora im Römischen Senate seiner Gottheit und dießfallsigen Possession von undenklichen Zeiten her entsetzt wurde, nicht immer gewohnt gewesen, das unerforschliche, undenkbare und unnennbare Wesen, um es à portée der armen sinnlichen Menschen zu setzen, unter körperlichen Gestalten, Symbolen und Hieroglyphen aller Arten zu verehren? Ich meines Orts finde, daß meine weltbürgerliche Sinnesart sich mit allen Gattungen von Latrien und Dulien meiner Brüder und Schwestern auf dem Erdboden (nur allein Menschenopfer und Dominicanische Glaubensfeste ausgenommen) sehr wohl vertragen kann: und daß es mir um ein großes Theil leichter ankommt, den Jesuiten die Andacht zum Herzen Jesu als — die Pulververschwörung *) zu verzeihen: wiewohl sich freilich auch diese durch die herrliche Maxime, »Coge eos intrare« (nöthige sie hereinzukommen) rechtfertigen läßt, von welcher die Jesuiten wenigstens nicht die Erfinder sind,

Die Veranlassung zu dieser Erklärung gab Wielanden ein Aufsatz des Raths Jagemann: Historische Nachrichten von

*) Da der König von England Jakob I den Erwartungen der Päpstlichen nicht entsprach, so überredeten Jesuiten im J. 1603 einige Schwärmer, daß Vertilgung der Ketzer ein verdienstliches Werk sey, und so wurde der Plan entworfen, den König und die versammelten Parlamente in die Luft zu sprengen. Alles war vorbereitet, der 5. November zur Ausführung bestimmt, und der höllische Plan würde gelungen seyn, wenn nicht einer der Verschwornen einem Freund im Oberhause eine Warnung gegeben hätte, die zur Entdeckung führte.

der sogenannten Andacht zum Herzen Jesu (2. Merk. 1789. Bd. 1. S. 173), woraus ich hier das zum Verständniß Nöthige kurz angeben will. Es könnte wohl in unsern Tagen an Interesse gewonnen haben.

Als Erfinder wird genannt der Armenianer, Thomas Goodwin, Präsident des Magdalenen-Collegiums zu Oxford unter Cromwell, um welchen er sich verdient gemacht hatte, weßhalb er unter Karl II seine Stelle verlor. Das Buch dieses theosophischen, schwärmerischen Schriftstellers, Cor Christi in coelis erga peccatores in terris 1649, soll die Quelle jener Andacht seyn.

An der Ausbreitung arbeitete der Jesuit La Colombiere, Beichtvater und Prediger der Herzogin von York, nachmaliger Königin. Als Mittel diente ihm eine Nonne, Marie à la Coque, zu Paray le Monial in Bourgogne, im Kloster de la Visitation, von welcher Languet, nachmaliger Erzbischof zu Sens, 1729 eine ausführliche Lebensbeschreibung herausgegeben hat. In einer Vision verlangte der Heiland ihr Herz. Sie bot es ihm dar: er nahm es ihr sichtbarlich aus der Brust, schloß es in das seine, und gab es ihr zum Unterpfand seiner Liebe wieder mit den Worten: hinfür sollst du die Geliebte meines Herzens seyn. Im Jahr 1674 erschien ihr göttlicher Bräutigam wieder, zeigte ihr sein liebevolles Herz, und sprach: er wäre entschlossen in diesen letzten Zeiten alle Schätze und Fülle seiner Liebe über die glaubigen Seelen auszuschütten, die sich einer besondern Verehrung seines Herzens widmen würden; und befahl ihr, dem P. La Colombiere, seinem Knechte, zu sagen, daß er seinem Herzen ein jährliches Fest stiften, diese Andacht nach allen Kräften ausbreiten, und allen denen, die sich derselben ergeben würden, die Sicherheit ihrer Prädestination zur Seligkeit verkündigen

sollte. — Dieß geschah, und es fehlte nicht an Prophezeyungen und Wunderwerken, welche die schnellere Ausbreitung befördern halfen. — Der Toscanische Bischof Scipione Ricci erließ 1781 einen Hirtenbrief dagegen, würde aber, wenn er das Unglück gehabt hätte, unter einem nicht so vernünftigen Fürsten zu stehen, den Verfolgungen und Verläumdungen unterlegen haben. In Italien erschienen nachmals mehrere Schriften dagegen, in Frankreich aber von Jean Felix Henri de Fumel, Bischof von Lodeve, eine Vertheidigung unter dem Titel: Le Culte de l'amour de Dieu, ou la Dévotion du sacré Coeur de Jesus-Christ, welche merkwürdig ist wegen des Bekenntnisses, das Herz Jesu sey heutzutage der Mittelpunkt der Wiedervereinigung der getrennten Glieder der aufgehobenen Societät — — unter dem Namen des Herzens Jesu würden Häuser erbauet und Brüderschaften errichtet. Diese verbreiteten und vervielfältigten sich von Tage zu Tage mehr, und gäben dem Heiligthum Priester und Leviten, und den Städten und Dörfern Missionäre und Apostel. — — Betrachtungen hierüber anzustellen überläßt der Herausgeber den Lesern selbst.

2.

Joinville.

Des Johann, Sire von Joinville Lebensbeschreibung des heil. Ludwigs — ist den Geschichtschreibern als Quelle, aber doch wohl den wenigsten Gelehrten aus dem Original bekannt.

Dieser Sire von Joinville stellte zu seiner Zeit einen ziemlich großen Herrn in Champagne vor, wovon er Seneschall war. Sein Urgroßvater war ein Neffe Gottfrieds von Bouillon, und er selbst war, von seiner Mutter her, mit Kaiser Friedrich II verwandt. Er widmete sich dem König Ludwig IX aus Neigung, war sein Kämmerer, begleitete ihn auf seinem Kreuzzug nach Palästina, überlebte ihn aber beinahe um 50 Jahre, indem er erst unter Philipp dem Langen im Jahre 1318, mehr als 90 Jahre alt, verstarb. Die letzte Erbtochter seiner Descendenz, Margaretha von Joinville, Gräfin von Vaudemont, vermählte sich mit Ferri von Lothringen, Herrn von Guise, von welchem die in Frankreich etablirten Prinzen von Lothringen, Guise und Elbeuf, abstammten. Die Herrschaft Joinville wurde im Jahre 1522 zu einem Fürstenthum erhoben.

Man hat keine Ausgabe des Werkes des Sire von Joinville, worin die Sprache der Originalhandschrift unverändert beibehalten wäre; wiewohl man sich bei der neuesten Ausgabe älterer Handschriften bedient hat, als bei den vorhergehenden. Es ist in zwei Theile abgetheilt, wovon der erste und kürzeste bloß einige einzelne erbauliche Züge und Anekdoten den heil. Ludwig betreffend, der andere aber seine Geschichte, von seiner Volljährigkeit an bis an seinen Tod, und hauptsächlich von dem Kreuzzug, den der Verfasser selbst mitgemacht, enthält. Da die Frömmigkeit und andere löbliche Tugenden dieses guten Königs, der die Ehre der Apotheosirung, auch als König, wenigstens so gut verdient hat, als der beste von den Römischen Augusten, bekannt genug sind: so will ich nur einige Anekdoten ausziehen, die den Geist, die Sitten und die Vorstellungsart der damaligen Zeiten mit starken Zügen zeichnen.

1) Das folgende Geschichtchen erzahlt der Sire von Joinvine aus seines guten Königs eignem Munde. Es wurde einst in der Abtei zu Clugny (deren Abt damals nebst dem zu St. Denys einer der mächtigsten Baronen des Reichs war) eine große öffentliche Disputation zwischen einigen Mönchen und einigen gelehrten Juden angestellt. Unter andern Zuhörern, welche die Neugier herbeigerufen hatte, befand sich auch ein guter Ritter aus König Ludwigs des VII Zeiten, der sich vor hohem Alter und Unvermögenheit auf einen Krückenstock lehnte, und an der Art, wie man bei dieser Disputation zu Werke ging, kein sonderliches Wohlgefallen zu tragen schien. Er hörte eine Weile um so ungeduldiger zu, je weniger er, allem Ansehen nach, davon verstehen konnte; als es ihm aber zu lange währte, bat er den Abt um Erlaubniß, auch ein Wort sprechen zu dürfen; und da er solche erhalten, sagte er: man sollte ihm von diesen Juden denjenigen, der für den Gelehrtesten unter ihnen passirte, herbringen, und schwur bei seinen ritterlichen Ehren und Treuen, er wollte ihn bald zur Raison bringen. Der Jude kam herbei, und der Ritter legte ihm gar höflich folgende Fragen vor: „Meister, glaubt Ihr an die heilige Jungfrau, die unsern Herrn Jesum Christ erst unter ihrem Herzen und hernach auf ihren Armen getragen, und daß sie ihn als Jungfrau geboren hat, und daß sie die Mutter Gottes ist?" — Der Jude, wie leicht zu erachten, antwortete hierauf, daß er dieß alles nicht glaube. Was? sagte der alte Ritter, indem er seinen Krückenstock aufhub: du glaubst es nicht? Ich will dich glauben lehren! Und damit schlug er den Juden so derb über die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging. Wie die übrigen Juden sahen, daß die Disputation einen solchen Schwung nahm, liefen sie hinzu, luden den Rabbiner mit einem tüchtigen Loch

im Kopf auf ihre Schultern, und liefen davon, so daß der theologische Kampf zwischen den Mönchen und Juden auf einmal ein Ende hatte. Da trat der Abt zum alten Ritter und sprach: Sire, ihr habt da eine Thorheit begangen, daß ihr so zugeschlagen habt! „Ei was, antwortete der Ritter, ihr habt noch eine größere begangen, daß ihr eine solche Disputation angestellt." — Die Art des alten Ritters, seine Religionsgegner zu überzeugen, war freilich ziemlich ritter-, oder, wenn man lieber will, ein wenig pferdemäßig; aber in seiner kurzen Antwort ist doch mehr Sinn, als in des Abts von Clugny ganzer feierlicher Disputationshandlung.

2) Heinrich, Graf von Champagne, der Großvater des berühmten Königs Thibaut von Navarra, wurde wegen seiner Freigebigkeit le Large zubenamt; und wirklich hatte der gute Fürst so schöne Kirchen und Klöster gestiftet, und mit allen Arten von Wirkungen seiner Gutherzigkeit und Neigung zum Verschenken seine Schätze so erschöpft, daß ihm endlich nichts mehr zu geben übrig blieb. Er hatte einen Secretär oder Maître Clerc, wie man damals sagte, Namens Arthaud von Nogent, der von Geburt ein Villain (d. i. vom Bauernstande) und sogar ein Leibeigner seines Fürsten war. Da er diesen Secretär vorzüglich liebte, so nahm sich dieser zuweilen die Freiheit, seinem Herrn wegen seiner übermäßigen Freigebigkeit nachdrückliche, wiewohl immer fruchtlose, Vorstellungen zu thun. Eines Tages, da der Graf aus der Kirche ging, warf sich ihm ein armer Ritter zu Füßen, und rief mit lauter Stimme und weinenden Augen: Sire Comte, ich bitte Euch um Gottes willen, wollet so gnädig seyn, und mir so viel geben, daß ich meine beiden Töchter, die Ihr da sehet, ausstatten könne; denn ich vermag's nicht aus eignen Mitteln. Arthaud von Nogent, der hinter dem Grafen stund, sprach

zum Ritter: Eine, Ihr thut Unrecht, daß Ihr meinem gnädigen Herrn nun abtrotzen wollt; denn er hat bewiesen, daß er nichts mehr zu verschenken hat. Der Graf, der dieß hörte, drehte sich mit geneigtem Gesichte gegen Wilhelm um, und sprach: Eine Wahrheit, Ihr saget die Wahrheit, wenn Ihr sagt, ich habe nichts mehr zu verschenken; denn ich habe vergeben Euch noch, und schenke Euch hiemit dem Ritter. Da, Herr Ritter, nehmt ihn hin, er soll Euch gehorsam sein, und ich leihe Euch die Gewähr für ihn.

Der arme Ritter machte dieser Wilhelm Verbindlichkeit seinem Manne, mit der Versicherung, er würde ihn nicht loslassen, bis er sich losgekauft hätte; und so mußte sich der gute Sire gefallen lassen, dem Ritter für seine Freiheit tausend Pfund zu bezahlen; eine Summe, die nach damaligem Gelde, und nach damaliger Art zu leben, mehr als hinlänglich war, ein Paar mannbarer Rittertöchter mit Ehren unter die Haube zu bringen.

3) Aus der Geschichte ist bekannt, daß Margaretha von Provence, König Ludwigs Gemahlin, ihren Gemahl auf seinem unglücklichen Kreuzzuge nach Palästina begleitete; wo gleich anfangs der tapfere Graf von Artois, sein Bruder, das Leben verlor, und er selbst bald darauf in die Gefangenschaft des ägyptischen Sultans Turan-Schah gerieth. Die Königin hielt sich damals zu Damiette auf, wo sie, wenige Tage nach erhaltener Nachricht von der Gefangenschaft des Königs, von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Johann, und wegen der traurigen Umstände, unter denen er geboren wurde, den Beinamen Tristan erhielt; einen Namen, den der Roman Tristan von Leonnois damals berühmt machte. „Als die Königin das Unglück ihres Gemahls er-

Digitized by Google

fuhr, gerieth sie (um die Anekdote so viel möglich mit Joinville's eignen Worten zu erzählen) in eine so heftige Unruhe an Leib und Gemüth, daß ihr auch bei Nacht im Schlaf immer vorkam, sie sehe die Kammer voller Saracenen, die sie erwürgen wollten; und schrie unaufhörlich: Hülfe, Hülfe! wo doch keine Seele bei ihr war, als ein alter mehr als vierundachtzigjähriger Ritter, der aus Furcht, daß ihrer Leibesfrucht kein Unfall zustoße, die ganze Nacht am Fuße ihres Bettes wachen mußte. Und so oft die Königin schrie, hielt er sie bei den Händen, und sagte: Madame, beruhigt Euch, es ist niemand da als ich, fürchtet nichts! Und kurz zuvor, ehe die gute Dame niederkam, hieß sie alle Anwesenden aus der Kammer gehn, außer den besagten alten Ritter. Da fiel die Königin auf die Knie vor ihm und bat ihn, daß er ihr die Gabe verwilligen möchte, um die sie ihn bitten würde; und der Ritter sagte ihr's bei seinem Eid. Da sprach zu ihm die Königin: Herr Ritter, ich bitte Euch, bei der eidlichen Zusage, die Ihr mir gethan hat, wenn die Saracenen diese Stadt einnehmen, daß Ihr mir den Kopf abschlaget, ehe sie mich in ihre Gewalt bekommen können. Und der Ritter antwortete ihr: „er wolle es willig und gerne thun, und sey ihm schon selbst in die Gedanken gekommen, es so zu machen, wenn sich der Fall begeben sollte.“ Züge von dieser Stärke, die in den historischen Urkunden dieser Zeit nicht selten sind, beweisen, daß die Verfasser der alten Ritterromane die edeln Gesinnungen, so sie ihren Helden und Heldinnen geben, nicht aus der Luft gegriffen. Ueberhaupt läßt sich wohl, zur Ehre der Menschheit, zuversichtlich behaupten, daß kein Dichter fähig ist eine so schöne Gesinnung oder Handlung zu ersinnen, die nicht eine wirkliche Person irgendwo wirklich gehabt oder gethan hätte.

4) Jetzt nur noch einen Zug der erstaunlichsten Dumpfheit und Leichtgläubigkeit der damaligen bravsten Leute. Joinville spricht vom Nil, dessen sonderbare Eigenschaften vor andern Flüssen in der Welt in den Augen unsrer wackern Franken ein gar seltsames Wunder waren; und erzählt, mit der treuherzigsten Einfalt von der Welt, er komme aus dem irdischen Paradies. „Und wenn der Fluß (so fährt er fort) in Aegypten eintritt, so gibt es da im Lande eine Menge Leute, die sich auf dieß Geschäft verstehen, etwa wie die Fischer auf unsern Flüssen; die werfen des Abends ihre Netze in den Fluß, und des Morgens finden sie solche voll Gewürze, als da sind, Caneel, Ingwer, Rhabarber, Nelken, Aloëholz und viele andere gute Sachen, die man hier zu Lande gar theuer verkauft; und sagt man, daß diese Sachen alle aus dem irdischen Paradiese kommen, wo der Wind sie von den schönen Bäumen abwirft, die im irdischen Paradiese sind; eben so wie der Wind in unsern Wäldern das dürre Holz herabwirft. Und alles was nun davon ins Wasser fällt, das führt das Wasser fort, und die Kaufleute sammeln's und verkaufen's uns um schwer Geld.“ — Es ist (wie Herr v. Paulmy anmerkt) sehr wahrscheinlich, daß die Aegyptischen, Arabischen und Indianischen Kaufleute unsern Europäern dieses Mährchen aufhefteten, um den Specereien, welche sie theils aus Arabien, theils aus Indien zogen, in ihren Augen einen desto größeren Werth zu geben, und ihnen die wahre Quelle, woraus sie diese Reichthümer schöpften, zu verbergen.

5) In eben diesem Geschmack erzählt der ehrliche Joinville auch die vorgebliche Gesandtschaft, die der Chan der Tatarn an den heiligen Ludwig geschickt haben soll, um ihn um seine Freundschaft zu bitten, und ihm seine Neigung zum

christkatholischen Glauben anzuzeigen. Es ist schwer zu sagen, wie es mit dieser unglaublichen Gesandtschaft hergegangen seyn mag; aber daß der gute König dabei betrogen worden ist, ziemlich handgreiflich. Genug, er nahm die Farce für Ernst, und schickte dem Chan hinwieder eine Ehrengesandtschaft in den Personen zweier Bettelmönche, eines Franciscaners und eines Dominicaners, welche drei Jahre mit ihrer Reise zubrachten. Was Joinville davon erzählt, muß aus des Bruder Wilhelm Rubruguis, des einen von diesen seltsamen Ambassadoren eigener (aus der allgemeinen Geschichte aller Reisen bekannten) Relation berichtigt werden, und macht eine so widersinnische Geschichte aus, als nur immer eine in den Romanen dieser Zeiten zu finden ist. Die beiden mönchischen Excellenzen überbrachten dem Chan im Namen ihres Herrn unter andern ein kostbares Zelt von Scharlach, in Form einer Capelle, in welches (nach Joinville's eignen Worten) der ganze christliche Glaube gestickt war, unter anderm, wie der Engel Gabriel der heil. Jungfrau erscheint, und wie unser Herre Gott geboren worden, und seine Taufe, Passion, Auferstehung u. s. w. nebst einer vollständigen Garnitur aller Erforderlichkeiten, um die Messe zu singen. Die beiden Mönche erschienen bei der Audienz in ihrem priesterlichen Ornat, der eine mit einem Crucifix, der andere mit einem Marienbilde in der Hand, und proponirten dem Chan, im Namen seines guten Bruders des König Ludwigs IX — ein Christ zu werden; und, um ihm desto mehr Lust dazu zu machen, stimmten sie mit großen Feierlichkeiten ein helles Salve regina an. Unglücklicherweise verstanden sie gerade so viel vom Tartarischen, als man an des Chans Hofe von ihrem Latein verstand. Die ganze Gesandtschaft war also ein immerwährendes Mißverständniß, und die Anreden der Abgesandten, so wie die

Antworten der Tatarn, wahre Coq-à-l'ane. Denn der Tatarische Kaiser (vermuthlich einer von den Söhnen oder Enkeln des großen Dschengischan) nahm das alles für eine Art von feierlicher Huldigung an, die ihm Gott weiß welch ein Heidenkönig vom Ende der Welt her durch diese Wunderthiere von Abgesandten leisten lasse. Er schien sehr vergnügt darüber zu seyn, ließ die Herren nach Tatarischer Weise mit saurer Pferdemilch bedienen, und schickte sie mit einem Geschenke von verschiedenen schönen Pferden, und einem Schreiben an den guten König Ludwig zurück, worin Se. Tatarische Hoheit sich den Titel eines Sohnes Gottes, und obersten Chan und Selbstherrscher über alle Könige und Herren des Erdbodens gibt, und dem heil. Ludwig befiehlt, sich in allem, dem Glauben und den Gesetzen des großen Dschengischan zu fügen, wenn er Theil an seiner Huld und Freundschaft haben wollte. Die beiden Mönche brachten diesen Brief zurück, und versicherten den König Ludwig, daß der Chan sie vollkommen wohl aufgenommen habe, und daß nichts Leichter's seyn würde, als die ganze Tartarei zum christlichen Glauben zu bekehren, und dem heil. Stuhle zu unterwerfen — insofern nur der König und der Papst in die Projecte eingehen wollten, welche der ehrliche Rubruguis in der Einfalt seines Herzens entworfen hatte, und die zum wenigsten eben so klug ausgedacht waren, als die ganze Ambassade.

3.

Isokrates.

Vor der Uebersetzung von dessen panegyrischer Rede lieferte Wieland eine Einleitung und Grundriß derselben im Attischen Museum Bd. 1, S. 1 fgg.

K.

Kritiker.

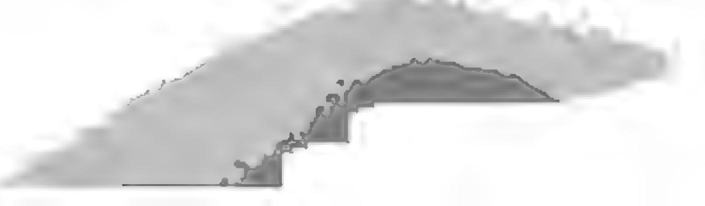
1789.

Unlängst fiel mir folgendes Epigramm in die Hände:

Ein Dichter, den in kühnem Flug
Der Pegasus gen Himmel trug,
Erhob sich mit des Adlers Eile:
Da schrie mit ungestümem Ruf
Ein Kritikaster: weile! weile!
Daß ich am letzten Hinterhuf
Dir noch den letzten Nagel feile.

Daß der Kritiker (wie er auf der Ueberschrift dieser kleinen allegorischen Erzählung betitelt ist) im Gedicht selbst zum Kritikaster wird, muß uns nicht irre machen. Denn, da die Rede vom Feilen ist — wovon die Aristarche, Horaze, Quintiliane u. s. w. keinen Dichter, seine Eile möchte auch noch so groß seyn, dispensiren: so gilt es hier wohl den Kritikern selbst. Aber, aufrichtig zu reden, kein Dichter, wie eilig ihn auch sein Pegasus gen Himmel trägt — eine Reise, die man freilich keinem, der Lust dazu hat, verbieten kann — kein

Dichter ist zu entschuldigen, wenn er sich durch diese Bilder von Pegasus, und Himmelanfliegen, und ungefeilten Hufnägeln und dergl. für gerechtfertigt hält, wenn er seine Werke nicht eben so polirt, als er sich zu thun verbunden erkennen wird, sobald er ein anderes Bild wählt, und seine Muse, anstatt zu einem Flügelpferde, zu einer Malerin oder Bildnerin macht. Die poetische Begeisterung (denn die ist doch wohl unter dem Pegasus gemeint) weiß allerdings von keiner Feile, und kann sie zu nichts brauchen. Auch läge dem Reiter, der sich auf einem wirklichen Flügelpferde zu den blauen und purpurfarbenen Ziegen, welche Sancho am Himmel grasen sah, erhübe, nichts daran, ob der letzte Nagel am linken Hinterhufe glatt gefeilt wäre oder nicht; oder vielmehr, auch der ärmste Kritikaster weiß, daß Pegasus, der keine andern als Luftreisen macht, gar nicht beschlagen ist; und der Epigrammatist kann es daher niemand übel nehmen, wenn er das ungestüme Geschrei des Kritikasters und die ganze Erzählung für ein sehr apokryphisches Geschichtchen hält. Aber, wie dem auch seyn mag, der begeisterte Dichter schreibt in einer Sprache, die nicht er erfunden oder regulirt hat, sondern worin er sich nach den Gesetz und dem Gebrauch, die schon lang vor ihm waren, richten muß; er schreibt in Versen, die, aller seiner Begeisterung ungeachtet, alle Vollkommenheiten der Eurhythmie, des Wohlklangs, des schönes Flusses, und der übrigen dem Gegenstande besonders anpassenden Eigenschaften der Versification haben müssen, oder abscheulich sind — und, was noch mehr ist, er bleibt, wie rasch sein Pegasus mit ihm davon fliegen mag, den Gesetzen des gesunden Denkens und richtigen Zusammensetzens seiner Gedanken, d. i. der Logik so gut unterworfen als ob er zu Fuße ginge. Die Moral dieses Sinngedichts, wenn es anders eine



haben soll, ist also auf alle Fälle Ketzerei. Daraus, daß auch das größte und vollkommenste Menschenwerk selten ganz ohne Flecken ist, folgt nicht, daß es ohne Flecken nicht noch vollkommner wäre: und wiewohl wir geringe Fehler verzeihen können und sollen, so ist doch des Dichters Ruhm, daß man ihm nichts zu verzeihen habe; und wofür wollte ein selbst vortrefflicher Dichter durch Epigramme gegen Kritiker und Kritikaster den Verdacht gegen sich erwecken, als ob er einen Freibrief gegen die Kritik zu haben wünsche?

I.

1.

Loyse Labé,

genannt la belle Cordière.

Sappho, Corinna, Aspasia, Leontium — die ersten Bilder, die aus dem Tempel der Grazien hervorleuchten, sind die ihrigen; und ihre bloßen Namen erwecken in uns die Vorstellungen von allem, was die Verbindung der seltensten Naturgaben mit den schönsten Talenten Anziehendes und Bezauberndes hat: wir beneiden diejenigen, die einst so glücklich waren diese reizenden Geschöpfe zu sehen, zu hören, ihres Umgangs zu genießen, von ihnen geliebt zu werden; und gleichwohl kann ein einziges kleines Blatt alles fassen, was von ihrer Lebensgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Wenn die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche der schönen Seilerin erwähnen, und vornehmlich die Italiänischen und Französischen Versemänner, die sich im Lob ihrer Gaben, Reizungen und Vollkommenheiten erschöpft haben, Glauben verdienen, so war Luise Labé die Sappho und

Corrinna, die Aspasia und Leontium ihrer Zeit in Einer Person; aber eine für unsre Wißbegierde unangenehme Aehnlichkeit dieser wundervollen Lyonerin mit ihren Griechischen Vorgängerinnen ist, daß wir eben so wenig Umständliches und Befriedigendes von ihrem Leben wissen als von jenem. In Ermangelung dessen hat der neueste Herausgeber ihrer Werke, und der vom Parnasse des Dames, diesen Mangel näherer historischer Nachrichten aus seiner Imagination zu ersetzen gesucht, und uns unter dem Namen einer Lebensbeschreibung der schönen Seilerin die Skizze zu einem kleinen Roman gegeben, den wir vielleicht in der Bibliothèque des Romans (deren Vorrathskammern ziemlich erschöpft zu seyn beginnen), unversehens zu einem förmlichen Werkchen dieser Art ausgemalt finden werden. Das Zuverlässigste was man von ihr weiß, besteht in folgendem.

Luise Labé wurde zu Lyon im Jahr 1526 oder 1527 geboren. Von dem Stande und den Glücksumständen ihrer Eltern ist nichts bekannt. Daß ihr Vater Charly, genannt Labé, heißt, ist alles was man von ihm weiß; das übrige beruht auf Vermuthungen, die meistens von der Art, wie er sie erzog, und zuerst in der Welt producirte, hergenommen, aber um so ungewisser sind, da es eben sowohl möglich ist, daß er an diesem allem wenig oder gar keinen Theil gehabt haben mag. Indessen muß ihre Erziehung so außerordentlich gewesen seyn als ihre Fähigkeiten und Neigungen; denn schon in ihrem funfzehnten Jahre fanden sich alle Gaben der Minerva in ihr vereinigt. Sie sang, sie spielte die Laute, sie verstand Griechisch und Latein, Italiänisch und Spanisch; sie stickte wie Arachne, konnte fechten und ein Turnierpferd herumtummeln wie Virgils Camilla und liebte, wie diese, die Jagd und alle männlichen und kriegerischen Uebungen — kurz

Luise Labé war, in einem Alter wo unsre meisten Mädchen kaum aufgehört haben mit Puppen zu spielen, ein Wunder ihres Geschlechts. Die Gewährsleute für dieß alles sind theils die Verfasser der Lobgedichte, die man ihren Werken beigefügt findet, theils sie selbst in ihrer Elegie an die Damen von Lyon, worin sie sich herabläßt, dieselben um billige Nachsicht gegen die Leidenschaft, die in ihren Gedichten athmet, zu bitten.

Quand Vous lirez, o Dames Lionnoises,
Ces miens ecrits plens d'amoureuses noises,
Quand mes regrets, ennuis, despits et larmes
M'orrez chanter en pitoyables carmes,
Ne veuilletz point condamner ma simplesse
Et jeune erreur da ma folle jeunesse,
Si c'est erreur. Mais qui dessous les Cieux
Se peut vanter de n'estre vicieux?

Hier recensirt sie verschiedne Arten von Lastern, womit der größte Theil der Sterblichen behaftet sey, und fährt dann in ihrer naiven Manier fort:

Je ne suis point sous ces planettes née
Qui m'eussent pû tant faire infortunée.
Onques ne fut mon œil marry de voir
Chez mon Voisin mieux que chez moy pleuvoir;
Onq ne mis noise ou discord entre amis:
A faire gain jamais ne me soumis;
Mentir, tromper, et abuser autrui,
Tant m'a desplû que mesdire de lui.

Kurz, das Bild das sie von der Unschuld und gutherzigen Beschaffenheit ihres Charakters macht, verdient um so

mehr für wahr gehalten zu werden, da dieß der gewöhnliche Charakter der Seelen ist, über welche die Liebe die meiste Gewalt hat. Denn diese (wie sie offenherzig gesteht) war die einzige Quelle aller ihrer Schwachheiten, und zwar in einem Alter, wo sie unerfahren genug war, sich im Schutz der Minerva und des Kriegsgottes, denen sie sich einzig gewidmet, vor Amors Nachstellungen sicher zu halten.

Mais si en moy rien y ha imparfait,
Qu'on blame Amour; c'est lui seul qui l'a fait.
Sur mon verd age en ses laqs il me prit,
Lorsqu' exerçoi mon corps et mon esprit
En mile et mile euvres ingenieuses.
Qu'en peu de tems me rendit envieuses,
Pour bien savoir avec l'esguille peindre
J'eusse entrepris la renommée esteindre
De celle-la, qui plus docte que sage,
Avec Pallas comparoit son ouvrage.
Qui m'eust vû lors en Armes fiere aller,
Porter la lance et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieus,
Piquer, volter le cheval glorieus,
Pour Bradamante ou la haute Marfise,
Seur de Roger, il m'eust possible prise.
Mais quoy? Amour ne peut longuement voir
Mon Coeur n'aymant que Mars et le Savoir etc.

Der Orlando des göttlichen Ariosts (wie er in Italien heißt) war um diese Zeit in Frankreich beinahe eben das, was er von seiner ersten Bekanntmachung an bei seiner eignen Nation war — das Buch, das jedermann las und wieder las — so viel auch die Kritiker daran auszusetzen hatten, und so

sehr die weisen Herren, die sich's für Schande hielten, an Mährchen Freude zu haben, sich über den Geschmack des armen menschlichen Geschlechts ärgerten. Vermuthlich war es das Lesen dieses so reizvollen poetischen Ritterbuchs, was in der jungen Luise Labé den allzukühnen Gedanken entzündete, den Heldinnen Ariosts nachzueifern. Genug sie waffnete sich mit Helm und Lanze, zog im Jahr 1542 zu dem Kriegsheer des Dauphin, nachmals König Heinrich II, wohnte der Belagerung von Pergignan bei, und machte unter dem Namen des Capitän Loys so viel Aufsehens, als man sich vorstellen kann. Die Franzosen hatten damals noch viel von den Begriffen, Sitten und Gebräuchen ihrer ehmaligen Ritterzeiten; Franz I und der Dauphin Heinrich waren beide stark im Geschmack der irrenden Ritterschaft, und die ersten Bücher des Amadis de Gaule, die, um diese Zeit aus dem Castilianischen ins Französische übersetzt, die Lieblingslectüre des Hofes und der Nation wurden, schienen dem Geist der Chevalerie ein neues Leben zu geben. Ohne Zweifel kam alles dieß der jungen Luise bei einem Abenteuer zu statten, welches uns lächerlich und tollhäusisch vorkommt, aber damals eine ganz andere Wirkung that, und die junge Heldin, anstatt ihr zum mindesten Nachtheil zu gereichen, in den Augen der galanten und courtoisen Ritter im Lager des Dauphins wenigstens eben so bewundernswürdig machte, als es in unserm Jahrhundert in Italien eine gelehrte Dame, die den Katheder als Professorin besteigt, in den Augen der Signori Illustrissimi ist, die einen Kreis von Zuhörern und Bewunderern um sie her schließen.

Vermuthlich war es in dem Lager vor Perpignan, wo Amor die ungewahrsame junge Abenteuerin lehrte, daß ihr Herz aus einer zu weichen Masse gebildet sey, als daß sie in den Fußstapfen der Marfisen und Bradamanten viele Lorbeern

zu sammeln hoffen dürfte. Genug, der Feldzug lief nicht so glücklich ab als man gehofft hatte, und Capitän Louis kehrte, wieder in Luise Labé verwandelt, im langen Rocke nach Lyon zurück, um, statt Schwert und Lanze, wieder die Nadel der Arachne und die Laute der Sappho zu ergreifen, und die unheilbare Liebeswunde zu beklagen, die ihr Amor im Lager vor Perpignan beigebracht hatte.

Von dieser Zeit an bis zum Jahr 1555, in welchem sie ihre Schriften mit einer Art von apologetischer Zueignungsschrift an Mademoiselle Clemence de Bourges, Lionoise, herausgab, ist nichts Zuverlässiges von ihr bekannt; aber sowohl aus der Unterschrift Loyse Labé, als aus dem ganzen Ton dieser Zueignung, und dem Umstande, daß die poetischen Stücke dieser Sammlung größtentheils aus verliebten Klagen oder Trastulli bestehen, ist zu vermuthen, daß ihre Verheirathung mit dem reichen Seiler Ennemond Perrin erst nach diesem Zeitpunkt erfolgt sey. Dieser Mann hatte sich in seiner Profession so emporgeschwungen, daß er sie zuletzt im Großen treiben und einen Kaufmann vorstellen konnte, der ein sehr ansehnliches Gewerbe mit Schifftauen und allen Arten von Seilerwaaren führte. Er besaß ein großes Haus mit einem weitläufigen, nach damaliger Art prächtigen Garten, und einer Menge Gebäude zum Behuf seiner Manufactur und Handlung, so daß er eine ganze Straße damit einnahm, welche noch bis diesen Tag den Namen de la belle Cordière behalten hat. Ennemond Perrin mag, wie er sich unsre Lyonnesische Sappho beilegte, schon ein bejahrter Mann gewesen seyn, und den Trost, eine so liebenswürdige Gemahlin zu besitzen, nicht viele Jahre genossen haben. Denn, da er ohne Kinder verstarb, hinterließ er ihr, unter Substitution seiner Neffen, den Besitz seines ganzen Vermögens; sie selbst aber starb im

März 1566 im vierzigsten Jahr ihres Alters, und genoß also ihres Glückes als Ehefrau und Wittwe aufs längste nur neun bis zehn Jahre.

Die Epoche ihres Lebens, die ihr den Namen der schönen Seilerin verschaffte, war auch diejenige, in welcher das Haus ihres Mannes durch sie zu einer Akademie der Musen und Grazien wurde, wo Gelehrte, Künstler und Fremde, von dem Ruhm der Talente und Reizungen der schönen Seilerin angezogen, haufenweise zusammenflossen, um von den Annehmlichkeiten ihres Umgangs und der guten Gesellschaft, die man immer in ihrem Hause antraf, vermuthlich auch von der Tafel und den guten Weinen des alten Ennemonds zu profitiren, der sich's zur Ehre schätzte, der Gemahl einer Frau zu seyn, die so viele vornehme und gelehrte Herren zu Verehrern hatte, und ihm in seinen alten Tagen so viele werthe Freunde verschaffte. Kurz, dieß war der Zeitpunkt, wo Loyse zu Lyon eine Art von Aspasia vorstellte, aber — wie niemanden, dem der Lauf der Welt nicht ganz unbekannt ist, befremdlich vorkommen wird — auch das Mißvergnügen hatte, von ihren Mißgünstigen und von dem großen Haufen, der den Grazien nie geopfert hat und von dem,

„was edle Seelen Liebe nennen,"

sich keinen Begriff machen kann, wie Aspasia verleumdet und in ein ganz falsches Licht gestellt zu werden. Daß sowohl ihre eigenen Poesien, als die indiscreten und hyperbolischen Lobgedichte ihrer Verehrer einigen Vorwand hierzu geben konnten, ist nicht wohl zu läugnen: aber daß in diesen oder jenen etwas sey, das die schändliche Qualificirung Courtisane Lionoise, womit Bayle unsre Lyonische Sappho auf das bloße

Zeugniß des Du Verdier*) belegt, hinlänglich begründen könnte, glauben wir aus guten Ursachen läugnen zu können; und Bayle, der weder die Schriften der schönen Seilerin selbst gelesen, noch (wie es scheint) andre gleichzeitige Geschichtschreiber,**) die ihrer mit Lob erwähnen, zu Rathe gezogen, kann von dem Vorwurf, seiner sonst gewöhnlichen kritischen Billigkeit in dem Artikel dieser Dame gänzlich vergessen zu haben, schwerlich freigesprochen werden.

Es ist wahr, die Gedichte der Loyse Labé athmen fast alle eine Leidenschaft, die sie nicht bloß poetischer Uebung halben erdichtet haben mag, und ihre Entschuldigung an die Damen zu Lyon redet hierüber deutlich genug; aber gewiß, wenn Marguerite von Navarra ungeachtet ihrer sehr freien Novellen eine Frau von unbezweifelter Tugend seyn konnte, so sehen wir nicht, mit welcher Billigkeit man die naive Loyse Labé wegen einer unfreiwilligen und wahren Leidenschaft für einen einzigen Ungetreuen oder Unempfindlichen zur Courtisane machen könnte. Auch ist der ganze Ton ihrer Zueignungsschrift an Clementine von Bourges (eine junge Dame von Lyon von gutem Hause und unbescholtner Tugend, und ebenfalls wegen ihrer Schönheit, Talente und Liebe zu den schönen Wissenschaften berühmt) ein offenbarer Beweis, daß sie sich bei Publication ihrer Gedichte nichts Böses bewußt war, und, außer dem Tadel der Kunstrichter, keine andre Gefahr dabei

---

*) In seiner Bibliothèque Françoise, die zu Lyon im Jahre 1583 in Folio herausgekommen, pag. 822. Seine Ausdrücke von unserer Dichterin, welche Bayle ganz abgeschrieben hat, sind nicht anständig genug, um hier wiederholt zu werden. W.

**) Z. B. Guillaume Paradin in seiner Histoire de Lyon 1573. Fol. L. III. chap. 29. François Grudé, Sieur de la Croix du Maine, Bibliothèque Françoise 1583. Fol. p. 281.

zu laufen glaubte. Was die ihren Werken beigedruckten Lobgedichte betrifft, so können wir zwar nicht in Abrede seyn, daß man heutiges Tags von einem Frauenzimmer nicht sehr vortheilhaft denken würde, das sich z. B. so loben ließe:

Celui qui fleure en la baisant
Son vent si dous et si plaisant,
Fleur l'odeur de la Sabée,
— — — — — — —
Celui qui contemple son sein,
Large, poli, profond et plein,
De l'Amour contemple la gloire;
Qui voit son tetton rondelet
Voit deux petits gazons de lait
Ou bien deux boules d'ivoire.
— — — — — — —
Quant à ce que l'acoutrement
Cache, ce semble, expressement
Pour mirer sur ce beau Chef d'oeuvre
Nul que l'Ami ne le voit point,
Mais le grasselet embonpoint
Du visage le nous descoeuvre (decouvre).
u. s. w.

allein dagegen muß man auch bedenken, daß dieser Dichter erstlich, wie er selbst gesteht, von Amors Pfeil angeschossen und also nicht recht bei Verstande war; zweitens, daß er in seiner Analyse der Schönheiten seiner Dame mit Ariosts Olympia wetteifern, oder sie vielmehr ziemlich wörtlich copiren wollte; und drittens, daß das Decorum der damaligen Zeiten nicht das Decorum der unsrigen war, wie man sich nur allein aus Ronsards und Marots Gedichten, und aus Brantome's

Prose, mehr als hinlänglich überzeugen kann. Nimmt man zu allem diesem noch, daß Ennemond Perrin, der (mit aller Simplicität und Bonhomie, die wir bei ihm auch immer voraussetzen mögen) doch ein angesehener und reicher Bürger von Lyon war, unsre Dichterin erst nach der Bekanntmachung ihrer Werke heirathete, und daß er sie bei seinem Absterben zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetzte: so dünkt uns, jenes beweise, daß ihr Charakter damals noch unbescholten, und dieses daß er mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden gewesen sey.

Die sämmtlichen angeführten Gründe sind vielleicht nicht stark genug, die schöne Seilerin von allem Verdachte zu befreien. Liebenswürdig, zärtlich, passionirt, durch ihre Denkart über die gewöhnlichen Formen ihres Geschlechts weggesetzt, und von Anbetern in Prose und Versen umgeben, welche vielleicht nicht alle geneigt waren, wie Petrarca nur zu lieben, um Sonnette auf den Abgott ihres Herzens machen zu können — bleibt es immer sehr möglich, daß sie das was man damals le don de l'amoureuse mercy nannte, irgend einem — vielleicht auch, mit Verlauf der Zeit, mehr als Einem Begünstigtern octroyirt haben könnte. Aber de occultis non judicat ecclesia; und wenn ihr ja von dieser Seite etwas Menschliches begegnet seyn sollte, so ist sehr glaublich, daß sie wenigstens den Gesetzen des Wohlstandes getreu geblieben, und daß Du Verdier, zu der allzu leichtsinnigen Art, wie er von ihren Sitten spricht, bloß durch einseitige Berichte von ihren Feinden und Mißgünstigen verleitet worden. Doch genug hiervon. Wer noch mehr zu ihrer Vertheidigung zu lesen Lust hat, den verweisen wir auf ihre Lebensbeschreibung vor der neuen Ausgabe ihrer Schriften; welche letztern uns überhaupt am geschicktesten scheinen, der Nachwelt von dem Charakter dieses

liebenswürdigen Geschöpfes eine günstige Meinung zu geben. Alles was von ihr gedruckt ist, sind drei Elegien, vierundzwanzig Sonnette und eine prosaische Composition, Débat de Folie et d'Amour betitelt, die aus fünf Dialogen besteht und eine bekannte Fabel zur Grundlage hat. Dieses Werkchen ist nach damaliger Art mit Witz und Geist geschrieben, verdient aber den Namen eines Drama's nicht mehr als Platons Symposium, wiewohl es dem Herausgeber des Parnasse des Dames zu sagen beliebt, es sey die einzige Komödie aus dem sechzehnten Jahrhundert dans le genre charmant de l'auteur de l'Oracle et des Graces. Da die Ausgaben von 1555 und 1566 sich so selten gemacht, daß in Lyon selbst nur noch zwei Exemplare davon aufzutreiben waren, so hat eine Gesellschaft von Gens de Lettres daselbst eine neue veranstaltet, die im Jahr 1772 bei den Gebrüdern Duplain herausgekommen ist, und mit den Nachrichten von ihrem Leben und den Escrits de divers Poëtes à la louange de Loyse Labé (worunter auch eine sehr artige Griechische Ode ist) zweihundertsechsunddreißig Octavseiten einnimmt.

2.

Linguet.*)

Dessen Annalen und Lavaters physiognomische Fragmente.

1779.

Linguet hat durch seine Beredsamkeit als Sachwalter und als Schriftsteller — durch seine Neigung, beinahe über alles in der Welt anderer Meinung zu seyn als andre Leute — und durch seine Händel mit der ehrsamen Innung der Parlamentsadvocaten zu Paris, die ihn aus ihrem sogenannten Tableau ausgewischt haben, und mit dem Parlament selbst, bei welchem er gegen diese Vergewaltigung vergebens Schutz gesucht — seinen Namen seit einigen Jahren allzu bekannt gemacht, als daß er irgend einem ganz fremd seyn könnte.

Von seiner schimmernden Seite gesehen, scheint er einer der letzten Sterne zu seyn, welche die zunehmende Verfinsterung des Französischen literarischen Himmels sichtbarer machen. Seine Talente sind mannichfaltig, seine Kenntnisse ausgebreitet (wiewohl eben deßwegen fast immer seicht und

*) Simon Nicolas Henri Linguet, geb. zu Rheims 1736, und guillotinirt am 17 Jun. 1794, richtete als Parlamentsadvocat zu Paris die Aufmerksamkeit auf sich durch seine Vertheidigungsschriften für den Grafen von Morangles, dessen Proceß gegen die Erben der Wittwe Veron zu den allermerkwürdigsten gehört. Durch die Heftigkeit in seinen Vorträgen zog er sich den Haß des Parlaments zu, und er wurde von der Advocatur entfernt, worauf er als eine Art von Märtyrer auftrat. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. S. Ersch, gel. Frankr.

unzuverlässig), und in der berüchtigten Kunst, die an Sokrates und Plato so unversöhnliche Gegner hatte, der Kunst, eine schlimme Sache besser zu machen, ist er vielleicht der erste Meister unsrer Zeit.

Es ist beinahe unmöglich, daß die Profession, die er vormals, mit einem Erfolg der vielleicht die Hauptquelle seines nachmaligen Unglücks war, getrieben, einem so lebhaften Geiste nicht einen besondern Schwung gegeben haben sollte, der ihn als Schriftsteller aus den meisten seiner Sprach- und Zeitgenossen ausheben mußte. Ich meine hier nicht sowohl die Gewohnheit, Declamationen für Raisonnements zu verkaufen, die zwar (vor und nach dem großen Cicero) allen gerichtlichen Rednern mehr oder weniger, je nachdem ihre Sache schlechter oder besser war, beigewohnt hat, worin er aber gleichwohl allenthalben eine Menge Gesellen hat, die niemals Sachwalter gewesen sind: ich meine vielmehr die Neigung — Sätze zu behaupten, bei denen er sich zum voraus eines allgemeinen Widerspruchs versehen kann — Sätze zu bestreiten, die mit dem Bilde und der Ueberschrift großer Männer zu gangbaren und überall ohne Widerspruch angenommenen Meinungen gestempelt waren; gegen Personen, die schon Jahrhunderte lang im Besitz der allgemeinen Hochachtung gewesen, den Advocatum Diaboli zu spielen — und andere gegen die ganze Welt in Schutz zu nehmen, deren Sache man längst als unheilbar aufgegeben hatte. Diese Art von Verdienst scheint Linguet als Sachwalter und als Schriftsteller hauptsächlich ambitionirt zu haben; und man muß gestehen, daß man verzweifelte Händel nicht scharfsinniger und mit einer täuschenderen Beredsamkeit vertheidigen kann, als er. Die Fertigkeit, die er hierin erlangt hat, ist ihm so sehr zur Natur geworden, daß sie auch, nachdem ihn die Verfolgungen seiner Widersacher zu einer

sogenannten freiwilligen Entfernung aus seinem Vaterlande getrieben, *) noch immer die Seele seiner ganzen Thätigkeit ist Linguet blieb mitten in London immer Sachwalter, immer, und mehr als jemals, der redselige und unermüdliche Verfechter jeder Meinung, wo er, wie Lucans Cato, der einzige von seiner Partei zu seyn hoffen kann; nur mit dem Unterschied, daß er, anstatt daß er ehmals seine Talente mehr in Vertheidigung schlimmer Privatsachen übte, sich nun zum Advocaten der (leider!) verzweifelten Sache der Menschheit, und zum allgemeinen Contradictor aller und jeder aufwirft, welche ihm auf irgend eine Weise unbillige Ansprüche an sie zu machen, oder ihren Rechten und Freiheiten zu nahe zu treten scheinen.

Dieß ist, däucht mich, der vortheilhafteste Gesichtspunkt, woraus seine im Jahre 1777 angefangnen und bisher mit großem Erfolge fortgesetzten Annales Politiques, Civiles et Littéraires du XVIII. Siècle **) betrachtet werden können; ein periodisches Werk, dessen Ansprüche nichts Geringeres, als alle göttlichen und menschlichen Dinge umfassen, und welches, wenn die Ausführung der erregten Erwartung nur einigermaßen zusagen sollte, einen alles überschauenden Verstand, und (da Linguet sich dessen ganz allein unterfing) in einem einzigen Kopfe einen Umfang von Kenntnissen und Einsichten voraussetzt, den man kaum der ansehnlichsten gelehrten Gesellschaft, zusammengenommen, zutrauen dürfte.

Bei einer solchen Unternehmung möchte man wohl ausrufen:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

*) Er kehrte dahin erst 1790 zurück.

**) Nach einiger Unterbrechung fing er sie im J. 1790 zu Paris wieder an.

Aber ein so rüstiger Kämpfer, wie Linguet, erschrickt vor keinem Abenteuer. Wenn es Gefühl seiner Kräfte ist, was ihn so außerordentlich zuversichtlich macht, so muß man gestehen, kein anderer hat jemals den Namen eines philosophischen Hercules mehr verdient; und er ist, trotz aller Verfolgungen der Rabulisten, Encyklopädisten, Oekonomisten und Akademisten zu Paris, der beneidenswürdigste aller Sterblichen.

In der That läßt der Ton seiner Annalen nichts anders glauben, als daß dieser Mann sich selbst für das große Organ halten müsse, durch welches die Vernunft ihre Göttersprüche ertönen lasse. Nie hat irgend ein Schriftsteller zugleich mit mehr anscheinender Kaltblütigkeit, mit weniger Mißtrauen in sich selbst und mit weniger Achtung für andere geschrieben; und es sey nun, daß man ihn als Herold der Wahrheit, oder als Geschäftsträger des menschlichen Geschlechts, oder (welches der Charakter ist, worin er sich am meisten zu gefallen scheint) als Oberrichter über die Völker und Fürsten des Erdkreises — die ihm aus seinem kosmopolitischen Augenpunkt als so viele einzelne auf unserm Erdenkloße herumkrabbelnde Weltbürgerlein erscheinen — auftreten sieht, um mit einer Miene und einem Ton, für die ich keine Vergleichung kenne, die Erdenbewohner zu belehren, zu züchtigen und zu richten: so weiß man nicht, was man am meisten bewundern soll — ob den Mann, der in der süßen Trunkenheit seines Eigendünkels die Unfehlbarkeit der allgemeinen Vernunft für ein Attribut der seinigen hält? — oder die theure Leserschaar, die sich durch allen den Fracas imponiren läßt, und der man sich nur, mit anhaltender Dreistigkeit, für was man will zu geben braucht, um von ihr dafür gehalten zu werden; oder wenigstens (wie die Taschenspieler und Geisterbanner vom gemeinen

Volke) mit einer Art von grauenhaftem Respect als ein Wundermann angesehen zu werden, um den sich alles herdrängt, weil man Zeichen und Wunder von ihm erwartet, und dem gleichwohl niemand zu nahe zu kommen, oder recht unter die Augen zu schauen sich getraut, weil man sich vor eben dieser Zaubermacht fürchtet, von der man sich so gerne belustigen läßt.

Etwas diesem Aehnliches muß es doch wohl seyn, was die Augen der wackern Leute blendet, welche einem Schriftsteller, wie Linguet, das Compliment machen konnten: „man finde in jedem Artikel seiner politischen Annalen die Gründlichkeit des Raisonnements durch die Annehmlichkeit der Schreibart verschönert, und was ihnen den größten Werth gebe, sey der Ton von Freimüthigkeit und Wahrheit, der darin herrsche." Der weise Verfasser des Schreibens, das sich mit diesem Compliment anfängt, bekennt, daß ihm dieser Ton von Wahrheit ein Vertrauen zu Linguet einflöße, welches ihn alle Nachrichten, die er uns gebe, blindlings glauben mache. — Es wäre zu beklagen, wenn dieses blinde Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Herrn Linguet von so weitem Umfange wäre, als der Geschmack an der sachwalterischen Wohlredenheit seines Vortrags; und noch schlimmer, wenn sich dieß blinde Vertrauen bis auf die Urtheile und Meinungen über Dinge erstreckte, wovon Linguet oft nicht den mindesten Begriff hat, der ihm ein Recht gäbe, seine Meinung davon zu sagen. Wir können nicht so klein von dem Verstande des größern Theils seiner Leser denken, um zu befürchten, daß er einen so schädlichen Vortheil jemals über sie erhalten werde. Indessen ist doch nur zu gewiß, daß die außerordentliche Zuversichtlichkeit seines Tons viele dahinreißt; und es wäre allerdings nicht gleichgültig, wenn dieser Ton (wie es das Ansehen gewinnt) auch unter uns Nachahmer fände, die,

durch den Succeß einiger Franzosen aufgemuntert, sich die bekannte Trägheit unsers Publicums auf ähnliche Art zu Nutze machen wollten.

Versuchen wir also mit Linguet im Namen der Wahrheit ein wenig abzurechnen, und an einigen von den unzähligen Beispielen, wovon seine Blätter wimmeln, zu zeigen, wie sehr man Ursache habe, bei denjenigen auf seiner Hut zu seyn, die am meisten Lärm mit ihrem Eifer für die Sache der Wahrheit machen.

Niemand hat sich selbst je ein wichtigeres Air gegeben als Linguet. Das sogenannte Avertissement vor dem vierten Bande seiner Annalen enthält auf allen Blättern Proben davon, die bis zum Lächerlichen gehen. Da bei diesem Manne alles Phraseologie und Wendung und selbstbeliebige Art sich die Sachen vorzustellen ist, und da seine Sprache ihm dazu, mehr als irgend eine andere thun könnte, die größten Bequemlichkeiten darbeut: so weiß er beinahe einem jeden Federzug, den er thut, das Ansehen eines Verdienstes zu geben, und sogar die ekelhaften Ergießungen seiner Galle über Dalembert, Marmontel, la Harpe, Arnault, und andre seiner literarischen Widersacher, adelt er zu Verdiensten, die er dem Staat erweist, und „sein Herz genießt dabei le plaisir de faire le Bien Public.“ Das ist nun freilich ein Tic, den er mit dem geringsten Friseur und Tanzmeister seiner Nation gemein hat; aber man übersieht auch an einem Friseur, was man einem Manne, der sich für einen Philosophen gibt, nicht übersehen kann. Immerhin mag jener seine Locke, um einen Versuch über ihre Dauerhaftigkeit zu machen, in den Ocean tauchen;*) man lächelt, und damit ist's wie zuvor. Aber wenn der Sophist,

*) Yoriks Reisen.

der Schwätzer, der philosophische Taschenspieler Linguet von dem nunmehrigen geheimen Ort des Drucks der Lessons qu'il donne aux Hommes sagt: „mein der Wahrheit geheiligtes Werk soll in dem Brunnen gedruckt werden, worin die Verkehrtheit der Menschen, diese Tochter des Himmels, sich zu verbergen genöthigt hat:“ so weiß man nicht, ob man über die Thorheit, welche bona fide so spricht, die Achseln zucken; oder was man der Unverschämtheit thun soll, die der Welt durch solche Phrases Staub in die Augen zu werfen vermeint. Gerne, wo es nur immer möglich ist, wollen wir glauben, daß der so ganz über allen Begriff gehende Thrasonismus dieses Mannes ein Fehler seines Verstandes, oder eine zur Gewohnheit gewordene Ungezogenheit sey, deren er sich selbst nicht mehr bewußt ist; und daß es ihm dabei wie jenem alten Gabriga gehe, der seine Lüge so lange erzählt hatte, bis er sie endlich selbst glaubte. Und wirklich scheint dieß der Fall zu seyn, sobald er von sich selbst spricht, welches ihm so oft begegnet, daß ein großer Theil seiner Annalen bloß mit dem Wind, den er von sich selbst macht, aufgeblasen ist. Es ist ziemlich begreiflich, wie ein Autor, der schon etliche Jahre gewohnt ist, das ganze Europa zum Confident seiner kleinen Privatangelegenheiten, seiner kleinen Zwistigkeiten und Fehden mit Parisischen Advocaten und Schöngeistern, und aller der kleinen oder großen Verfolgungen, die er von seinen Feinden erlitten haben soll, gemacht hat, sich endlich in die Illusion hineinschwatzt, sich für einen sehr wichtigen Mann zu halten, und allen seinen kleinen Schicksalen und Zufällen in seiner Einbildungskraft das Ansehen großer Abenteuer und wichtiger Weltbegebenheiten zu geben. Daher läßt sich z. B. erklären, wie es zugegangen sey, daß er in seiner Hoffnung, in der Schweiz eine Freistatt für den Druck seiner Annalen zu finden,

sich betrogen gefunden habe. Wäre Linguet ein bescheidener Mann, so würde er mit dieser Begebenheit (wenn er ja glaubte, daß die Welt davon unterrichtet seyn müsse) in etlichen Zeilen haben fertig werden können. Er würde sich begnügt haben zu sagen: man habe zu Genf, oder Bern, oder wo er sonst um die Freiheit seine Marktschreiersbude aufzuschlagen nachgesucht haben mag, aus politischen Rücksichten Bedenken getragen, ihm solche zu gestatten. Damit wär' es gut gewesen, und kein Mensch würde ein Mehreres davon zu wissen verlangt haben. Jedermann hätte ungefähr so viel Weltkenntniß gehabt, um sich das Wahre von der Sache vorzustellen — als zum Exempel: daß die Vorsteher jener Helvetischen Republiken weder den Herrn Linguet noch seine Annalen für wichtig genug gehalten, sich um ihrentwillen auch nur der geringsten Unannehmlichkeit auszusetzen, die daraus hätte erfolgen können, wenn Blätter, worin nicht nur so viele öffentliche Corps und Gesellschaften in Frankreich aufs heftigste angegriffen werden, sondern selbst über Nationen, Könige, Fürsten und öffentliche Welthändel mit Cynischer Freiheit ins Gelag hineinräsonnirt wird — wenn, sage ich, Blätter dieses Schlags öffentlich aus einer Helvetischen Druckerei hervorgegangen wären. Aber freilich eine solche Vorstellungsart paßte nicht zu der Eitelkeit unsers Sachwalters der Wahrheit und des menschlichen Geschlechts. Er mußte also der Sache einen erhabenern Schwung geben. „Man betrachtet (sagt er) in der Schweiz meine Feder als einen elektrischen Conductor, welcher fähig wäre den Blitz allenthalben hinzuziehen, wo man es wagen würde sie zu fixiren. Es schien, als ob bei Eröffnung meines Portefeuille alle Ministerialrachwerkzeuge auf den Ort, der dieser furchtbaren Büchse der Pandora Aufenthalt gäbe, zusammenstürzen, und

die Gegend in den Abgrund versenken würden, welche unvorsichtig genug wäre, einem neuen Titanen Zuflucht zu gestatten." — Es fällt stark in die Augen, daß alle diese Persiflage die guten Helvetier lächerlich machen soll. Und freilich, wenn sie fähig gewesen wären, ein Männchen wie Linguet, für einen neuen Titanen und sein Portefeuille für die Büchse der Pandora anzusehen, so würden sie bald aufhören fähig zu seyn vor Gericht Zeugniß abzulegen, ein Testament zu machen, oder irgend eine andre bürgerliche Handlung zu verrichten. Aber Linguet soll uns nicht bereden, so unwürdig von ehrwürdigen und weisen Männern zu denken. Der elektrische Conductor, die Blitze, die furchtbare Büchse der Pandora, und der himmelstürmende Titan sind blose Meteore seiner eignen lächerlichen Eitelkeit und affectirten Schöngeisterei; und vergebens hofft er, in ganz Europa einen Kopf schwach genug zu finden, um ihm durch so schülerhafte Rhetorskniffchen so unendlich kleine Gegenstände wichtiger zu machen, als sie an sich selbst sind. Der geringste Mensch kann durch die geringste Handlung, unter gewissen Umständen, die Aufmerksamkeit des wichtigsten Mannes, ja die öffentliche Aufmerksamkeit erregen: aber deßwegen soll er nicht so albern seyn, sich gleich einzubilden, daß er darum selbst ein wichtiger Mann sey.

Doch man möchte dem Herrn Linguet seine Eitelkeit immer hingehen lassen, wenn sie nicht die Mutter einer Insolenz wäre, deren Wirkungen oft allzu groß sind, um mit dem Charakter eines wahrheitliebenden Mannes bestehen zu können. Sehen wir zur Probe nur die Anmerkung in dem Vorbericht zum 4ten Theil der politisch-literarischen Annalen an.

Linguet, der in diesem Vorbericht Dalembert und Marmontel noch schlimmer als jemals mitspielt, hatte (dem Ansehen nach, bloß um sich zu jener Anmerkung Gelegenheit zu machen) gesagt: die Figur Dalemberts könnte Bildhauern zu einem Modell von Majestät dienen. Und nun die Note zu diesem Text. — „Ich kann nicht umhin (sagt Herr L.) dem Herrn Dalembert bei dieser Gelegenheit eine Anekdote mitzutheilen, die ihm vielleicht unbekannt, und die ihm unfehlbar sehr schmeicheln muß. Ich weiß nicht was für ein Docteur Allemand *) hat ein dickes Buch (un gros traité) über die Physiognomien geschrieben; er offenbart die Kunst, aus den Lineamenten des Gesichts die Talente, den innern Werth (le mérite), kurz, die Seele und das Herz eines Menschen herauszufinden. Er versichert, daß es noch nie einen großen Mann gegeben, auf dessen Nase, und in dessen Zügen man nicht die Grundlage seiner Reputation finde. Er citirt den Herrn Dalembert als ein Beispiel. Wahr ist's, er gesteht, er habe nie den Trost gehabt, ihn zu sehen; aber nach seinen gestochnen Bildnissen, die er sehr studirt hat, versichert der Herr Doctor, sehr wohl bemerkt zu haben, daß diese Nase und diese Züge keinem gemeinen Menschen zugehören. — Ich brauche keinem Deutschen Leser zu sagen, daß die Rede hier von Lavater seyn soll. Aber wer muß der Mensch seyn, der in diesem impertinenten Ton von Persiflage von einem Manne wie Lavater, und von einem Werk, wie die Physiognomischen

*) Ich lasse dieß Docteur Allemand wie es ist, weil es mit allen den Nebenbegriffen, die in Französischen Köpfen mit den Worten Docteur Allemand associirt sind, nicht Deutsch gemacht werden kann. Ein gewisser Deutscher Schulmeister oder Pedant — würde vielleicht dem, was die Herren Franzosen durch je ne sais quel Docteur Allemand sagen wollen, am nächsten kommen.

Fragmente sind, schwatzen kann? Seit wann ist Lavater ein Docteur, oder ein Docteur Allemand? Woher hat Herr Linguet ein Recht, einen durch seinen bürgerlichen und sittlichen Charakter ehrwürdigen Geistlichen und Pfarrer in der ersten Stadt von Helvetien, als je ne sais quel Docteur Allemand zu tractiren? Glaubt er, daß ihm das besser anstehe, als wenn irgend ein Deutscher Exadvocat und Annalist den Curé de St. Sulpice zu Paris, oder welchen andern Pfarrer er will, je ne sais quel prêtre Français nennen wollte? Besonders wenn nach einstimmigem Urtheil der ganzen Nation dieser Pfarrer einer ihrer größten Männer wäre? Freilich ist klar, daß Herr Linguet weder den Mann, auf dessen Unkosten er den ihm verhaßten Dalembert lächerlich machen will, noch das Werk kennt, von dem er in einem Ton spricht, der nur dem albernsten Product eines Imbécille angemessen seyn kann. Es ist klar, daß er nicht einmal das Titelblatt davon gesehen hat, und vermuthlich weiß er auch nicht Deutsch genug, um es zu verstehen. Aber entschuldigt ihn diese Unwissenheit? Was soll man von einem Manne denken, der Annales littéraires du XVIII Siècle schreibt, Annalen, deren Umfang sich über ganz Europa erstrecken soll, und dem so wenig daran liegt, sich von dem Zustande der Wissenschaften außerhalb seiner eignen kleinen Cirkelchen besser zu unterrichten? Der von Lavatern und seinem Werke verächtlich spricht, und nicht einmal weiß, wer Lavater ist, und was das Werk auf sich hat, das er durch die unverständigste Benennung d'un gros traité sur les Physionomies verächtlich machen will? Stund es nicht bei ihm, besser unterrichtet zu werden? Hatte er nicht wenigstens bei seinem Aufenthalt in der Schweiz die beste Gelegenheit? Man weiß zwar wohl, daß Linguet auch in der Schweiz seine Gegner und Verkleinerer hat. Aber

so Gott will, ist doch wohl keiner von ihnen so ungerecht, und so arm an Geist, ihm nicht wenigstens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und seinem physiognomischen Werke den Werth einer Menge großer und tiefsinniger Gedanken, einer Menge neuer Bemerkungen und weitgränzender Blicke in das, was noch unbekanntes Land auf der Karte der menschlichen Erkenntniß ist, einzugestehen? Hätte Herr Linguet nicht bei der geringsten Erkundigung wenigstens so viel erfahren können, daß Lavaters Werk nicht das Hirngespenst eines Träumers, sondern das mühevolle Unternehmen eines Naturforschers ist? Daß er die Physiognomik nicht wie eine alte Zigeunerin die Chiromantie, oder wie Herr Linguet die Politik und Literatur, sondern wie ein weiser Mann behandelt hat, der ein neues und fast unermeßliches Feld der Naturgeschichte zu bearbeiten anfängt: und dem die Nachwelt, was sie auch von diesen oder jenen einzelnen Theilen oder Stellen seiner Fragmente urtheilen mag, doch gewiß seinen Platz neben den Bacon, Locke, Bonnet, Buffon u. s. w., weder versagen kann noch versagen wird? Unstreitig hätte es in Genf oder Bern oder Lausanne Leute gegeben, die ihm das alles gesagt hätten, wenn er sich hätte erkundigen wollen. Aber freilich, was bekümmert sich der größte Theil der sich selbst genugsamen Französischen Literatoren um die Verdienste der Deutschen oder andrer Ausländer? Und gerne wollten wir auch Herrn Linguet das Vorrecht zugestehen, nicht zu wissen, was ihn, seiner Meinung nach, nicht angeht — und nichts lernen zu wollen, wenn er bereits alles was lernenswerth ist, zu wissen glaubt. Aber nur soll er alsdann auch von dem schweigen, was er nicht weiß! — Oder sollte er etwa die Verachtung, die er der Deutschen und Helvetischen Nation durch diese abschätzige Art von einem ihrer

anerkannten größten Männer zu sprechen, dadurch zu rechtfertigen vermeinen, wenn er uns sagte: „ich hab' es nie der Mühe werth gehalten, mich um den Zustand der Wissenschaften bei euch, und wie viel oder wenig eure Gelehrten gethan haben, zu bekümmern?" — Doch wir wollen den einzigen möglichen Fall setzen, der Herrn Linguet zu einigem Vorwand gereichen könnte: daß er das Wenige, was er von dem je ne sais quel Docteur Allemand und von seinem Gros Traité sur les Physionomies gehört hat, von irgend einem irrenden Französchen, Barbier oder Friseur, mit dem er in einer Auberge bekannt worden, aufgeschnappt habe. Entschuldigt ihn das? Für tausend junge wandernde Herrchen seiner Nation möcht' es genug seyn. Aber wahrlich, der Mann, der sich für den noch allein übrig gebliebenen Propheten und Priester der Wahrheit ausgibt; der Mann, der seine Blätter in dem Brunnen drucken läßt, wohin sich diese Tochter des Himmels verborgen hat; der Mann, der alle Augenblicke auf seine Unparteilichkeit und Exactitude pocht, und den nämlichen Aufsatz, worin er solche Proben davon gibt, mit den Worten beschließt: je ne me piquerai plus du tout prouver par le raisonnement que je suis exact, je me contenterai de l'être — dieser Mann muß gewichtigere Garanten seiner Urtheile haben als Barbiergesellen, oder vielleicht einen Journalisten, der nicht besser urtheilt als jene. Von einem solchen ist die Welt berechtigt mehr zu fordern. Und sollt' ich mir auch dadurch bei Gelegenheit die Ehre zuziehen, von Herrn Linguet als ein je ne sais quel petit Poéterau et obscur Périodiste Allemand tractirt zu werden, so muß ich die Ehre haben ihm zu sagen: daß noch eine einzige solche preuve d'exactitude, wie er da vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt abgelegt hat, hinlänglich ist, seine

Sendung zum Apostolat der Wahrheit in Europa sehr verdächtig zu machen.

Aber freilich müssen wir nicht vergessen, daß der Schriftsteller, von dem wir hier reden, der nämliche exacte Annalist des achtzehnten Jahrhunderts ist, der dem Dictionnaire Encyclopédique sein ganzes Recht angethan zu haben glaubt, wenn er es als eine Compilation bigarrée qui serait infinement dangereuse si elle n'était ridicule, qualificirt; der die ganze Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wegen einer Preisaufgabe, die er nicht versteht oder nicht verstehen will, wie einen Haufen blödsinniger Knaben, die nicht wissen was sie wollen — die Fürsten Germaniens wie eben so viel kleine Junker — und einen der größten Menschen, die jemals auf dem Schauplatz der Zeit die Rolle eines großen Königs gespielt haben, ungefähr wie einen von den Königlein, deren Abraham mit dreihundert und achtzehn Hausknechten ihrer fünfe auf einmal aus dem Felde schlug, behandelt. — Einem Schriftsteller von diesem Schlage muß man freilich ein Privilegium contra omnia Privilegia gelten lassen; oder woher sollte sonst die Geduld kommen, womit man alle seine Incartaden, gegen ganze Nationen, wie gegen einzelne Personen, und sein politisches Radotage über Welthändel, von denen seine Unwissenheit ihm alles Recht seine Meinung zu sagen, verbeut, bisher ertragen hat? Von einem Autor, der bei jeder Gelegenheit dem ganzen Corps Germanique so wenig Achtung zeigt, ist freilich nicht zu erwarten, daß er einem einzelnen Deutschen Gelehrten anständig begegne. Im Grunde war es ihm auch, da er jene Note hinschrieb, blos darum zu thun, Dalembert einen Streich zu versetzen. Daß es sich nun just fügte, daß ein angeblicher Docteur Allemand zugleich mitgetroffen wurde, war zwar vielleicht nicht, was er eigentlich

wollte; aber da es doch ein Mittel zu seinem Zweck war, so schien es ihm wenigstens eine sehr kleine Peccadille. Denn er versündigte sich ja nur an einem Docteur Allemand, d. i. (nach einer Denkart, die er mit hundert Französischen Witzlingen gemein hat) in corpore vili, das sich zu einem Französischen Bel-Esprit ungefähr verhält, wie die alten Karaiben zu den Spaniern ihren Bezwingern; und wo sich also noch fragen läßt, ob man sich überall an ihnen versündigen könne? —

3.

Justus Lipsius.*)

1777.

Ein Mann, der unter den Philologen und Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts einen der ersten Plätze behauptet hat, und im Tempel des gelehrten Nachruhms noch immer einnimmt, weil jetzt niemanden mehr daran gelegen ist, sein und vieler andern seinesgleichen Recht und Titel nach der Schärfe zu untersuchen.

Ich habe sein Bildniß nach demjenigen in Bullards Akademie, das für ein Original gelten kann, copiren lassen**), und empfehle es den Physiognomikern sowohl als den Pathognomikern, um zu sehen und zu forschen, ob und inwiefern aus diesem Kopfe, dieser Stirne, diesen Augen, dieser Nase, diesem Munde, diesem Umriß des Gesichts, diesen Zügen,

---

*) Geboren unweit Brüssel im Jahre 1547, gestorben zu Löwen im Jahr 1606.

**) Vor dem vierten Bande des Merkurs von 1777.

Runzeln u. s. w. sich a posteriori verificiren und bestätigen lasse, daß dieser Justus Lipsius

1) einer von den Glücklichen gewesen, die man ihres Gedächtnisses wegen unter die Prodigia zählt, *) so daß er z. B. sich einst, in Gegenwart des durch seine Pinakothek bekannten Rossi oder Erythräus, bei einem großen Herrn gerühmt, er habe den ganzen Tacitus so völlig inne, daß er ihn auswendig hersagen könnte, und bereit sey, einen Mann mit blosem Schwerte neben sich stellen zu lassen, der ihm den Kopf spalten dürfte, wenn ihm nur ein einziges Wort fehle;

2) daß er ein leicht zu erschütternder, furchtsamer, Geschäfte fliehender, die Ruhe und den gelehrten Müßiggang liebender Mann gewesen, und mit allen diesen Qualitäten sich in den Kopf gesetzt, die stoische Philosophie wieder herzustellen;

3) daß er aber doch mit aller seiner Prätension an die hohe stoische Weisheit und mit allen seinen Bemühungen, die Moralphilosophie dieser Secte wiederherzustellen, nicht einen einzigen Jünger gebildet, der irgend eine denkwürdige That gethan, oder nur so viel vom ächten Stoiker in sich gehabt hätte, als ehemals der Römische Senator Favonius vom Cato in sich hatte, dessen ewiger Affe er war.

4) Daß er in seinen jüngern Jahren in der Religion, über alles Beispiel, unbeständig **), im Alter hingegen, in

---

*) Aus genauerer Vergleichung seiner Physiognomie, seines Lebens und seiner Schriften, möchte sich wohl ergeben, daß dieses Wundergedächtniß die Hauptquelle seiner Verdienste und seines in der gelehrten Welt erlangten Ruhms gewesen. W.

**) Er war Römischkatholisch geboren und erzogen. In seinem 25sten Jahre machte er zu Jena, wo er einige Zeit Professor war, den

einem Grade, der seiner Urgroßmutter Ehre gemacht hätte, devot gewesen, und seine arme Vernunft gänzlich unter den Gehorsam seiner damals schon großmächtigen Gönner, der Jesuiten, gegeben, bei denen er ehemals erzogen worden, und für die er immer die größte Verehrung hegte; auch es endlich so weit gebracht, daß er

5) zwei schöne Bücher, eines von den Gnaden und Wundern unserer lieben Frau zu Hall, und das andere von den Wundern und Gnaden unserer lieben Frau zu Sichem geschrieben, worin ein Wunderglaube und ein Ton von Devotion herrscht, der den glaubseligsten aller Carmeliter und Capuciner beschämen könnte. *)

6) Daß er, ungeachtet der großen Humanität, die seine Freunde an ihm rühmen, mitten in einer Republik, die ihn als einen armen Flüchtling liebreich aufgenommen und mit Ehre und Wohlthaten überhäuft hatte, und mitten in den Zeiten, wo die Religion, wozu die Republik sich bekannte,

---

überzeugten Lutheraner; ging darauf nach Köln und von da in sein Vaterland zurück, und war wieder Römischkatholisch; flüchtete hierauf der Kriegsunruhen wegen nach Leyden, nahm eine Professorstelle mit ansehnlicher Besoldung an, und machte den Calvinisten, bis er (um den bösen Händeln, die er sich durch öffentliche Vertheidigung der Zwangsmittel und körperlichen Strafen gegen Religionsdissentienten zugezogen, auszuweichen) ums Jahr 1592 sich wieder in den Schutz des Königs von Spanien begab, und sein übriges Leben durch der Römischen Kirche eifrigst beigethan blieb. Das Erbaulichste ist, daß der Mann, der in der Religion so unbeständig war, ein Buch de Constantia schrieb. W.

*) In diesem einzigen Punkte wenigstens war Lipsius ein ächter Stoiker. Vid. Cicero de Natura Deor. wo Vellejus den Stoikern verschiedne Complimente wegen ihrer supererogatorischen Verdienste in diesem Artikel macht. W.

und zu der er selbst sich bekannte, von den Spaniern aufs grausamste verfolgt wurde, den Muth gehabt zu behaupten: man müsse in Einem Staat nur Eine Religion dulden, und es sey erlaubt, mit Feuer und Schwert gegen die öffentlichen Bekenner einer andern zu wüthen *) — und endlich

7) daß er, bei aller von ihm gerühmten ungemeinen Bescheidenheit, gleichwohl ein so hohes Gefühl seines werthen Selbsts und eine so ungeheure Meinung von seinen Verdiensten und Thaten geheget, um der heiligen Jungfrau die Schreibfeder, womit er die vorgedachten beiden Bücher geschrieben, mit folgender ungemein modesten Unterschrift, zu widmen:

Hanc, DIVA, pennam, interpretem mentis meae,
per alta spacia quae volavit aetheris,
per ima quae volavit et terrae et maris,
Scientiae, Prudentiae, Sapientiae
operata semper, ausa **) quae Constantiam
describere et vulgare; quae Civilia,
quae Militaria atque Poliorcetica,
quae, Roma, magnitudinem adstruxit tuam,
variaque luce scripta prisci saeculi
affecit et perfudit: hanc pennam tibi
nunc, DIVA, merito consecravi LIPSIUS,
nam numine istaec inchoata sunt tuo,
et numine istaec absoluta sunt tuo etc.

---

*) Ure, seca, ut membrorum potius aliquod quam totum corpus intereat, sind die eignen erbaulichen Worte unsers christlichen Seneca in seiner Civili Doctrina l. IV. c. 3. einem seiner elendesten Bücher. W.

**) Da steht einmal das Wort am rechten Orte! W.

Diese Feder, Göttin, meiner Seele Dolmetsch,
sie, die durch des Aethers hohe Räume flog,
durch die Tiefen flog der Erden und der Meere,
die, der Wissenschaft, der Klug= und Weisheit immer
dienstbar, die Beständigkeit zu schildern sich erkühnte,
die des Friedens= und des Kriegs=Regierungskünste
schrieb, und deine Größe kund that, altes Rom,
und mit mannichfalt'gem Licht des Alterthums
Nachlaß überstrahlte; diese Feder, Göttin,
weihet itzt, wie billig, dir dein Lipsius;
denn durch deinen hohen Beistand ward dieß alles
einst begonnen, und zu Stande kam's durch deinen Bei-
stand u. s. w.

Als eine Zugabe zu all diesem wünschte ich besonders von den Physiognomikern zu vernehmen, ob sie aus diesem Gesichte nicht auch sehen könnten, daß Lipsius die Musik nicht leiden konnte, hingegen ein großer Blumist, und so sehr ein Liebhaber von Hunden war, daß er einst ihrer drei (was für einen Gelehrten und Stoiker immer genug ist) auf einmal hatte, Mopsus, Mopsulus und Saphir genannt, von deren Weisheit, Tugend und großen Verdiensten er in einem seiner Briefe (Centur. I. 44.) nicht genug Rühmens machen kann. Die Pathognomiker aber möchte ich fragen: ob sie es dem Manne, dessen Stirne so voll weiser Falten ist, wohl ansehen, daß er in seiner ersten Jugend einer von denen gewesen qui Curios simulant et Bacchanalia vivunt, und hernach, zumal bei einer so zahlreichen Nachkommenschaft von Kindern, seines Gedächtnisses und seiner Schreibfinger, nicht so viel procreative Kraft habe zusammenbringen können, um in einem vieljährigen Ehestande auch nur ein einzigmal den Vaternamen zu verdienen. Dieser gedoppelte Umstand mag nun in seiner

Physiognomie geschrieben stehen oder nicht, wahr ist er auf jeden Fall.

Mit allen diesen Eigenschaften nun machte Justus Lipsius, nebst Casaubonus und Scaliger, das gelehrte Triumvirat seiner Zeit aus, und — wie nun die Welt einmal dazu gemacht ist, betrogen zu werden, weil sie betrogen werden will — der Senat von Antwerpen ehrte sein Gedächtniß mit einer ehernen Bildsäule und folgender Aufschrift:

Si simplex animi candor, si nescia fuci
Integritas, similes nos facit esse Diis,
Nemo te proprius, Lipsi, se aequabit Olympo,
Nam te candidior nemo nec integrior.

Als einen Commentar zu dieser Apotheose kann, wer Zeit und Lust hat, den Lipsius Proteus des Thomas Sagittarius nachschlagen, wo einige namhafte Anomalien und grobe Menschlichkeiten dieses Halbgottes sattsam verificirt sind. — Ich bin weit entfernt einem guten Menschen übel zu nehmen, daß er auch an Schwachheit ein Mensch ist — nur dieß scheint mir billig, daß, wer sich selbst erhöhet, erniedriget werde; und daß überhaupt die Zeitgenossen es der Nachwelt überlassen, den Werth eines jeden aus dem, was von ihm übrig ist, zu bestimmen.

4.

Lucian von Samosata.

Ueber Lucians Lebensumstände, Charakter und Schriften s. B. 1. S. III. fgg. von Wielands Uebersetzung der sämmtlichen Werke Lucians von Samosata in 6 Bänden. 1788. fgg.

5.

Lucius von Paträ.

S. in Wielands Lucian, Bd. 4. S. 296.

6.

Lucretius.

S. den Artikel Uebersetzungen.

7.

Lussan.

1800.

Mademoiselle de Lussan, die Verfasserin der Veillées de Thessalie, behauptet einen ehrenvollen Platz unter den Schriftstellerinnen aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV, dem goldnen Alter der Französischen Literatur.

Sie wurde um das Jahr 1682 geboren, und lebte bis ins Jahr 1758. Da sie sich ihrer Mutter, die unter dem Namen la Fleury bekannt war, wenig zu rühmen hatte, so war es immer sehr glücklich für sie, daß ihr das Publicum, in der Ungewißheit, den berühmten Prinzen Eugen von Savoyen zum Vater gab, welchem damals, als er noch der Abbé de Carignan hieß und von Ludwig XIV weder eine geistliche Pfründe noch ein Regiment erhalten konnte, niemand zutraute, daß er sich in der Folge als einen der größten Feldherren und Staatsmänner zeigen würde.

Vermuthlich war es eine Folge des (von andern zwar bezweifelten) Antheils, den ein erlauchter Vater an ihrem Daseyn nahm, daß Mademoiselle de Lussan mit diesem Namen auch eine Erziehung erhielt, die ihre Geistesgaben entwickelte, und den Grund zu den sittlichen Eigenschaften legte, welche ihr bis ans Ende ihres Lebens die öffentliche Achtung und die Freundschaft edler Menschen, selbst unter Personen vom höchsten Range verschafften; eine Freundschaft, die man um so sicherer auf Rechnung ihres Charakters und der Annehmlichkeiten ihres Umgangs schreiben kann, weil die Natur mit andern persönlichen Reizen äußerst karg gegen sie gewesen war. In ihrem fünfundzwanzigsten Jahre hatte sie das Glück, mit dem eleganten und gelehrten Bischof von Avranches Huet bekannt zu werden. Dieser Prälat, der sich durch seine Abhandlung über den Ursprung der Romane als einen Liebhaber und Kenner dieser Art von Werken der Phantasie und des Geschmacks gezeigt hatte, machte gar bald das Talent seiner jungen Freundin ausfindig; und er soll es gewesen seyn, der sie aufgemuntert, sich dieser Art von Composition zu widmen, worin die berühmte Gräfin La Fayette eine neue Bahn eröffnet, und in Zayden und der Prinzessin von Cleve zwei unübertreffliche Modelle aufgestellt hatte. Der erste Versuch unserer Dichterin, die Gräfin von Gondez, machte der guten Meinung, welche Huet von ihren Fähigkeiten gefaßt hatte, Ehre; und der Beifall, den ihr dieser interessante und wohlgeschriebene Roman erwarb, verbunden mit dem Umstande, daß sie größtentheils von den Einkünften ihrer Feder leben mußte, machte sie in der Folge (nicht immer zum Vortheil ihres Ruhms) zu einer der fruchtbarsten Schriftstellerinnen ihrer Nation.

Unter allen ihren Werken sind die Anecdotes de la Cour

de Philippe Auguste, die im Jahre 1733 zum erstenmal in sechs Duodezbänden erschienen und eine Menge Ausgaben erlebten; und die Veillées de Thessalie unstreitig die vorzüglichsten, und die noch jetzt — da so viele vortreffliche Französische und Engländische Producte aus diesem Fache, unter so mancherlei neuen Formen, die ältern nach und nach verdrängt haben — sich mit Vergnügen und Interesse lesen lassen. In den letztern, scheint es, habe Mademoiselle de Lussan das Wunderbare der Feenmährchen, welchen die sinnreiche und liebenswürdige Gräfin d'Aulnoy einen fast unglaublichen Beifall verschafft hatte, mit der Darstellung jener Art von liebenswürdigen Charakteren und Sitten verbinden wollen, welche die Werke der Frau von La Fayette auszeichnen, und die sich dem hohen Ideal sittlicher Schönheit und Vortrefflichkeit nähern, ohne sich so weit, als in den heroischen Romanen des Calprenede und der Scudery geschieht, von der wirklichen Natur zu entfernen. Die Versetzung der Scene nach Thessalien (ein Land, das von uralten Zeiten her und noch in den Tagen Lucians und Apulejus' wegen der Zauberkünste, die ihren Sitz darin hatten, berüchtigt war) gab ihr eine eben so vortheilhafte Gelegenheit, dem wunderbaren Theil ihrer Dichtungen die Grazie der Neuheit zu verschaffen, als der Einfall, einige liebenswürdige Thessalische Schäferfamilien sich in traulichen Abendzusammenkünften mit den sonderbarsten Begebenheiten ihres Lebens wechselsweise unterhalten zu lassen, ihr einen bequemen und neuen Rahmen verschafft, um einer Reihe solcher Geschichten eine gemeinschaftliche angenehme Einfassung zu geben.

Was auch eine strenge Kritik an diesem Roman, als Kunstwerk (zumal wenn es als ein Werk Griechischer Art und Kunst betrachtet werden sollte), mag auszustellen haben:

immer kann ihm das Verdienst einer reichen Einbildungskraft, sinnreicher Erfindung und verständiger Behandlung der Sujets, einer lebhaften, wiewohl etwas zu weitläufigen und zu viel dramatisirten Erzählung, interessanter Situationen, angenehmer Gemälde, und, was in meinen Augen nicht wenig ist, einer reinen und in den gemeinsten Verhältnissen des Lebens anwendbaren Moral nicht abgesprochen werden. Wer die Verfasserin kannte, stimmt darin überein, daß sie eine schöne Seele, ein Herz voll Gefühl, Güte, Menschlichkeit und Großmuth, ein Herz, das der wärmsten Freundschaft und der edelsten Handlungen fähig war, besessen habe. Dieses Herz, diese Seele hat sich auch ihren Werken mitgetheilt, und athmet vorzüglich in diesen Erzählungen, die zu ihrer Zeit mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und sehr oft wieder aufgelegt wurden, und von welchen ich die neue Uebersetzung, *) als eine angenehm unterhaltende, unschuldige und lehrreiche Lecture, besonders für junge Personen des schönen Geschlechtes um so zuversichtlicher empfehlen kann, da es, bei der unzähligen Menge von zeitkürzenden und zeittödtenden Romanen, noch immer so sehr an solchen fehlt, die man der Jugend ohne Nachtheil ihres Verstandes, ihres Herzens und ihrer Sitten in die Hände geben kann.

---

*) Unter dem Titel: Thessalische Zauber- und Geistermährchen, aus dem Französ. der Madem. von Lussan, übers. v. J. S. G. Schorcht). Zittau und Leipzig bei Schöps 1800.

VI.

1.

Machiavelli.

1790.

Daß Machiavell die Fürsten, oder vielmehr die Despoten und Tyrannen, in seinem übelberüchtigten Principe nichts Neues gelehrt habe, wird auch ohne Christian Hofmanns Machiavellus ante Machiavellum und andere ähnliche Schriften gelesen zu haben, von niemand, der nicht erst ehegestern in die Welt gekommen ist, in Zweifel gezogen werden. Aber ob Machiavell diesen seinen Regentenspiegel im Ernst, als einen Zauberspiegel, um darin zu sehen was sie seyn sollten, oder bloß als eine ziemlich getreue Darstellung dessen, was die schlauesten und schlimmsten unter ihnen von jeher wirklich gewesen, und insbesondere, als eine in die Gestalt einer ernsthaften Theorie versteckte Satyre auf die Mediceische Familie, aufgestellt habe, darüber sind die besten Köpfe von langer Zeit her bis auf diesen Tag verschiedner Meinung gewesen. Unter den letztern ist auch der große Bacon von Verulam, der (in seinem unsterblichen Werke de Dign. et

Augm. Scientiar. L. VII. c. 2) kein Bedenken trägt zu sagen, man sey Machiavellen und seinesgleichen Schriftstellern Dank schuldig, daß sie ohne Zurückhaltung ans offne Tageslicht hervorgebracht, was die Menschen zu thun pflegen, nicht was sie sollen. Wie viel aber auch von Macchiavells Vertheidigern zu seiner Entschuldigung gesagt worden ist, so haben doch seine Ankläger hinwieder so viel Scheinbares zu Begründung ihrer Behauptung vorgebracht, daß es den drei ehrwürdigen Höllenrichtern, Minos, Rhadamanthus und Aeakus, selbst schwer fallen sollte, den Ausspruch zwischen beiden zu thun. In der That, außerdem daß in Macchiavells ganzem Buche auch nicht ein einziger Zug guter oder bitterer Laune ist, der den Leser nur von ferne auf die Ahnung, daß Ironie im Hinterhalt liege, bringen könnte, so ist wohl nicht zu läugnen, daß er an mehr als einem Orte ganz ernsthaft behauptet, daß ein ächter Staatsmann nicht immer ein rechtschaffner Mann seyn könne. — Dieses Wenige nur im Vorbeigehen, um das allzurasche einseitige Urtheil eines Freundes, *) so viel an mir ist, wieder gut zu machen, und die ehrwürdigen Manes eines Bodins, Jac. Thomasius und Friedrich II zu versöhnen, die es doch wohl mit einigem Recht übel finden könnten, durch eine so übereilte Sentenz für — Abderiten erklärt zu werden.

*) Der es für Abderitisch erklärt hatte, daß man das für reine Theorie Macchiavelli's gehalten habe, was Satyre gewesen sey; ein Urtheil, das in neuester Zeit für ausgemacht angenommen wird. Man vergleiche, was hierüber in Idelers Handbuch der Italienischen Sprache und Literatur Bd. 1. S. 82 fgg. mitgetheilt ist. Im Juniusstück des Deutsch. Mercurs vom Jahre 1792 lieferte Jagemann eine Vertheidigung des Macchiavelli.

2.

Mäcenas.

Wielands Schilderung desselben s. in seiner Uebersetzung der Briefe des Horaz Bd. 1. S. 1 fgg.

3.

Mährchen.

1786.

Unter allen Schriftstellern hat der Fabeln- und Mährchendichter den weitesten Kreis. Alle Alter, Geschlechter und Stände, junge und alte, hohe und niedrige, gelehrte und ungelehrte, beschäftigte und müßige Personen, versammeln sich um den Erzähler wunderbarer Begebenheiten, und hören mit Vergnügen, was sie unglaublich finden.

Die Geschichte der Völker fängt mit redenden Thieren und Theophanien an: Götter und Halbgötter in Menschengestalt, Genien und Feen, Zauberer und Zauberinnen, Centauren und Cyklopen, Riesen und Zwerge, spielen die erste Rolle in den ältesten Zeiten der Nationen: jede hat ihre Mythologie, ihren Vorrath uralter Mährchen, die mit ihrer eigenen Vorstellungs- und Lebensweise, mit ihrer Geschichte, Religion, klimatischen, sittlichen und bürgerlichen Verfassung so stark verwebt ist, daß keine Zeitfolge sie ganz daraus vertilgen kann.

Fabeln waren die erste Lehrart, Allegorie die älteste Hülle der Philosophie, Mährchen der Stoff der ältesten und größten

Dichter. Kamtschadalen und Griechen, Persianer und Isländer kommen in diesem Punkt zusammen. Die Literatur der rohesten Völker geht von Mährchen aus: und ein großer, vielleicht der angenehmste und beliebteste Theil der Literatur der cultivirtesten besteht aus Mährchen.

Als Perrault seine Contes de ma Mère l'Oye den Kindern und dem Hofe Ludwigs XIV vorerzählte, that er ungefähr das nämliche, was Homers Ulysses oder Odysseus, da er dem König Alkinous und seiner Gemahlin und ihrem fröhlichen Hofgesinde seine Mährchen von der schönen Circe, von dem Popanze Polyphemus, von seiner Reise ins Elysium, und von seinem Aufenthalt bei der Fee Kalypso in der Zauberinsel Ogygia vorlog.

Es scheint seltsam, daß zwei so widersprechende Neigungen, als der Hang zum Wunderbaren und die Liebe zum Wahren, dem Menschen gleich natürlich, gleich wesentlich seyn sollten; und doch ist es nicht anders. In das Wie und Warum wollen wir uns jetzt nicht einlassen: genug, daß es so ist, und daß die Mährchen von der wunderbaren Gattung, wenn sie gut erzählt werden, diese beiden Neigungen zugleich vergnügen und eben darin der Grund des sonderbaren Reizes liegt, den sie für alle Zuhörer oder Leser haben.

Ich sage, wenn sie gut erzählt werden; und verstehe darunter vornehmlich die Gabe, theils das Wunderbare mit dem Natürlichen so zu verweben, daß beide für die Imagination ein täuschendes Ganzes werden: theils das Herz und die Leidenschaften der Leser so unvermerkt zu gewinnen und in das Spiel zu ziehen, daß sie, des Unglaublichen und sogar des Ungereimten der Begebenheiten und der Maschinen ungeachtet, an den handelnden oder leidenden Personen des

Stücks Antheil nehmen, Liebe oder Haß, Furcht oder Hoffnung, für sie empfinden, und bei aller Ueberzeugung, daß sie nur ein Mährchen lesen, sich doch kaum enthalten können, insgeheim zu wünschen, und (wenigstens so lange sie lesen) beinahe zu glauben, daß es wahr sey.

Diese Wirkung nicht bloß auf Kinder und gemeines Volk, sondern auch auf Personen von Erziehung und Geschmack zu thun, dieß ist es, was den guten Erzähler von dem schlechten unterscheidet.

In allen Dingen ist, wie Pindar sagt, derjenige Meister, der es durch die Natur ist: indessen gibt es gleichwohl keine Naturgabe, die nicht durch Kunst zu ihrer Vollkommenheit gebracht wurde; und jede Kunst hat ihre Regeln, Handgriffe und kleinen Geheimnisse. Unstreitig gilt dieß auch von der Gabe und Kunst Mährchen zu erzählen: jene ist nicht so gemein, diese nicht so leicht als sich wohl viele einbilden mögen.

Seitdem Galland mit den berühmten Arabischen Mährchen, und die Gräfin d'Aulnoy mit ihren Feen-Mährchen den allgemeinen Geschmack der lesenden Welt für diese Art von Gemüths-Ergötzung, so zu sagen ausfindig gemacht haben, war nichts natürlicher, als daß nun eine Menge Arbeiter, mit mehr oder weniger Witz, Geschmack, Menschen- und Sittenkenntniß und Geschicklichkeit in der Kunst des Vortrags, oder auch manche mit gar nichts von allem diesem, ein so fruchtbares Feld der schönen Literatur in die Wette anbauten; und daß dieser Wetteifer nach und nach Mährchen von allen möglichen Gattungen in unendlicher Menge hervorbrachte.

Einige gute Köpfe fanden, daß man über die Gränzen der Damen d'Aulnoy und Murat hinausgehen, und auch

Mährchen für eine Classe von Leuten schreiben könne, welche schwerer zu unterhalten sind als Kinder, oder Personen, die in gewissen Stunden sich gerne zu Kindern machen lassen. Man fand, daß Witz und Laune, ja sogar Philosophie und selbst Philosophie von der esoterischen Art, sich mit dieser popularen, von aller Prätension so weit entfernten Dichtart sehr wohl vertrage; und daß sie eine sehr gute Art sey, gewisse Wahrheiten, die sich nicht gerne ohne Schleier zeigen, in die Gesellschaft einzuführen: oder solche, die in einem ernsthaften Gewande etwas Abschreckendes haben, gefällig und beliebt zu machen. Man kann es nicht oft genug wiederholen: wer die Menschen von ihren Irrthümern und Unarten heilen will, muß seine Arzneien durch Beimischung irgend eines angenehmen Saftes oder geistigen Liqueurs angenehm zu machen wissen; und man unterrichtet und bessert sie nie gewisser, als wenn man das Ansehen hat sie bloß belustigen zu wollen.

Diesem Grundsatze zufolge könnte die Dichtart, von welcher hier die Rede ist, gewissermaßen eine Lehrart Sokratischer Weisheit werden: auch fehlet es nicht, besonders im Englischen, an mehr und minder glücklichen Versuchen in dieser Art.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß das Fach der wunderbaren Erzählungen durch Leute, die sich bloß deßwegen damit abgeben, weil sie glaubten, daß jedermann Verstand genug habe ein Mährchen zu machen, mit einer Anzahl schaler Producte und schlechter Nachahmungen nicht guter Originale überladen, und dadurch bei verständigen Personen verächtlich worden ist. Selbst unter den Mährchen, die eine Art von verschiedener Reputation haben, und wovon eine Sammlung von 36 Bänden, unter dem Namen Le Cabinet des Fées, ou

Collection choisie de Contes des Fées et autres contes merveilleux, zu Paris herausgekommen ist, befinden sich nicht wenige, die keinen Platz in einer auserlesenen Sammlung zu verdienen scheinen, und die entweder durch Monotonie, gemeine Erfindung und zu wenig Kunst in der Composition uninteressant, oder durch Mangel an Imagination, Witz und Salz ungenießbar sind.

Producte dieser Art müssen Werke des Geschmackes seyn, oder sie sind nichts. Ammen-Mährchen, im Ammen-Ton erzählt, mögen sich durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzen; aber gedruckt müssen sie nicht werden.

Nach Verschiedenheit der Gattung findet Abwechslung in der Manier des Vortrags statt. Einige erfordern ihres Inhalts wegen ein ernsthafteres, andere ein munteres und lachendes Colorit; einige sind mehr auf Rührung des Herzens, andre mehr auf Schilderung von Charakteren und Sitten, noch andere mehr auf Belustigung des Witzes abgesehen; einige lassen mehr feine Züge von Menschenkenntniß, Kritik und Satyre zu, andere empfehlen sich durch Anspielungen und eine Art von feiner Allegorie, die der Erzählung außer dem sogleich in die Augen fallenden materiellen Sinn (wenn ich so sagen kann) einen geistigen unterlegt, welchen der Leser selbst zu finden das Vergnügen haben kann. Noch andere wollen bloß in dem naiven Mährchenton erzählt seyn.

Ueberladung mit Wunderbarem erregt Ekel daran, und es thut keine Wirkung, wenn der Verfasser, durch irgend eine falsche Idee verführt, es gar zu begreiflich machen wollte. Es scheint einer der feinsten Kunstgriffe in dieser Gattung von Dichterei zu seyn, daß man die Genien und Feen als Wesen einer höhern Ordnung und Bürger einer andern Welt einführt, deren Natur, Wirkungsart und Geschichte für uns

immer etwas Räthselhaftes, Geheimes und Unerklärbares hat; auch alsdann, wenn unsre Begebenheiten durch eine noch höhere und geheimere Ordnung der Dinge, das man wohl Schicksal nennt, in die ihrige eingeflochten, und wir, ohne zu wissen wie und warum, Werkzeuge abgeben, wodurch das Schicksal ihnen Gutes erweiset. Zu einem Beispiele kann die Art und Weise dienen, wie im goldnen Zweig sowohl die Entwicklung als das Wunderbare behandelt worden ist. *)

4.

Magnetismus.

1787.

Das bekannte Dictum des Shakspearischen Hamlets — „mein guter Horazio, es gibt viel Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich unser philosophisches Compendium nichts träumen läßt“ — gehört unter die Gedankenformen, die ein jeder mit leichter Mühe seinem Verstande anpassen kann, und womit man, ohne viel dabei zu denken, sehr viel gesagt zu haben glaubt, wiewohl man, im Grunde, nichts damit gesagt hat, als die gemeine, unläugbare, uralte Alltagswahrheit: die fünf Sinnen nebst dem Abstractions- und Vergleichungs-Vermögen des unendlich kleinen albernen Thierchens, Mensch genannt, welches auf einem unendlich kleinen Sonnenstaub,

*) Im ersten Bande des Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geister-Mährchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt und umgearbeitet. Winterthur bei Steiner u. C. 1786. Aus Wielands Vorrede dazu sind die obigen Bemerkungen ausgezogen.

Erde genannt, über andere noch kleinere oder noch albernere Thierchen den Meister spielt, sind nicht das Maß alles dessen, was im Unermeßlichen, worin jenes Stäubchen unter unendlich vielen Millionen seinesgleichen herumschwimmt, möglich und wirklich ist — oder, um uns eines faßlichern Bildes zu bedienen, einer Spinne, die in irgend einem unzugangbaren Winkel der Peterskirche zu Rom ihr Mückennetz aufgehangen hat, ist sehr vieles unbekannt und unverständlich, was in besagtem Tempel zu sehen und zu hören ist. Gewiß keine mathematische Wahrheit ist evidenter als diese: aber was für einen Gebrauch können wir von ihr machen? Was soll daraus folgen? Etwa — daß ungeachtet unsre Kenntnisse von der Natur, ihren Kräften, Gesetzen und Wirkungen, vergleichungsweise mit dem, was man vorher davon wußte, ungemein zugenommen haben — ungeachtet wir mit künstlich bewaffneten Augen Entdeckungen gemacht haben, die uns einen Begriff vom Weltall geben, gegen welchen die erhabensten Begriffe eines Platon, Aristoteles, Philolaus u. s. w. nur kindische Vorstellungen waren — daß, diesem allen ungeachtet, unser Wissen bloßes Stückwerk ist, und daß wir von den Erscheinungen der Natur nur einen unendlich kleinen Theil kennen, von ihren Kräften aber, ihrer Oekonomie und dem Inwendigen des unermeßlichen Schauspiels, das vor unsern Sinnen steht und unsern Verstand in Erstaunen setzt, so viel als gar nichts wissen? — Wer zweifelt daran? Gewiß die am wenigsten, die am meisten wissen, und in dem engen Gesichtskreise, den die Natur uns zugestanden hat, am schärfsten und deutlichsten sehen! — Aber dieß folgt nicht aus jenem Satze; es ist der Satz selbst mit andern Worten. — Oder soll etwa daraus folgen, daß wir nichts für gewiß behaupten sollen, was wir nicht gewiß wissen? nichts als unmöglich läugnen

sollen, dessen Unmöglichkeit wir nicht beweisen können? über nichts urtheilen sollen, was wir nicht verstehen? — Wahrlich, wem diese Vernunftgesetze erst von Hamlet gepredigt werden müssen, dessen Stimme wird bei einer Umfrage über neue Wundererscheinungen in der physischen und moralischen Welt von keinem großen Gewichte seyn!

Doch ich will es gelten lassen, daß man einer gewissen blödsinnigen und maschinenmäßigen Art von Menschen, denen alles Neue Ketzerei, und gleichwohl beinahe alles was andere wissen neu ist, durch diesen Spruch in etwas anschaulich machen wolle, wie kindisch es sey, wenn sie Thatsachen läugnen, weil sie unbegreiflich sind, oder für erweisliche Wahrheiten die Augen verschließen, weil sie ihren vorgefaßten Meinungen widersprechen. — Aber, wenn heute oder morgen einer von Yoriks Lying Travellers von einer Reise um oder durch die Welt zurückkäme, und erzählte uns:

„er habe, auf irgend einer Insel des stillen Meers, Menschen angetroffen, die so schnellfüßig wären, daß sie, um einen Hasen im Laufen einzuholen, ihre Füße mit einem Bande sperren müßten, weil sie sonst, ohne diese Präcaution, den Hasen immer überlaufen würden“ —

oder:

„er habe einen Braminen Namens Padmanaba kennen gelernt, der das Geheimniß besitze, alle blauen Augen, vermittelst eines gewissen Saftes, womit er sie bestreiche, so zu organisiren, daß sie durch eine vier Ellen dicke Mauer hindurch schauen könnten“ —

oder wenn irgend ein Französischer Luftschiffer bekannt machte:

„er sey in den Mond aufgestiegen, habe dort mit dem König Endymion soupirt, und alles daselbst genau so be-

funden, wie es Lucian im zweiten Buche seiner wahrhaften Geschichten beschrieben habe" —

Und wenn diese Herren, etwa aus der geheimen Absicht, unsern Verstand zum voraus auf ihre Seite zu bringen, und ihren Erzählungen eine Art von Beglaubigung dadurch zu verschaffen, sich auf Hamlets Spruch berufen, und dadurch auf einmal allen Unglaubigen und Zweiflern den Mund gestopft zu haben glauben wollten: dann hätten sie offenbar Unrecht. Denn daraus, daß wir sehr vieles nicht wissen, und viele Erscheinungen, die wir mit Augen sehen, gar nicht oder nicht vollkommen begreifen können, folgt nicht das Geringste für die Wahrheit eines vorgeblichen Factums, das dem gemeinen Menschenverstand auffallend, und mit allen Erfahrungsbegriffen und den daraus abgeleiteten Begriffen von Glaubigem und Unglaubigem in Widerspruch ist.

Aber gesetzt nun, es geschehen solche unglaubliche, der bisherigen allgemeinen Erfahrung und dem was von jeher sensus communis gewesen ist, zuwiderlaufende Thatsachen vor unsern Augen; — wäre es recht und wohlgethan, wenn der Philosoph (nach dem Rathe eines berühmten Mannes unsrer Zeit) seine Finger dabei auf den Mund legte und schwiege? — oder sollte es nicht weit besser seyn, wenn besagter Philosoph gerade das Gegentheil thäte, und seinen Mund nur erst recht weit öffnete, um seine zur Leichtglaubigkeit und Uebereilung im Urtheilen und Folgern nur gar zu geneigten Nebenmenschen bei einem solchen Factum vor solchen Uebereilungen zu warnen, und sie zu erinnern, daß die Vernunft bei ganz isolirten und also völlig unerklärbaren Begebenheiten zwar sich alles Erklärens und Urtheilens enthalte, aber desto aufmerksamer und geschäftiger sey, vor allen Dingen sich von der Wirklichkeit und von allen Umständen dieser Begebenheiten,

durch die genaueste, behutsamste und anhaltendste Beobachtung zu versichern?

Wir lesen seit etlichen Tagen in einem öffentlichen Blatte eine außerordentliche Begebenheit, die der größten Aufmerksamkeit des verständigen Publicums würdig ist, und wovon ich hier nur das Wesentlichste im Auszuge mittheile.

„Ein Frauenzimmer von 20 Jahren aus einer angesehenen Familie in der Reichsstadt Bremen lag seit länger als drei Vierteljahr an einer fürchterlichen Nervenkrankheit mit den heftigsten Krämpfen und Convulsionen fast ohne Hoffnung darnieder. Zwei Aerzte, Dr. Wienhold und Dr. Olbers — die als Männer von aufgeklärter Denkungsart und großen praktischen Talenten in ihrer Kunst bekannt sind — besorgten diese Kranke. Alle Hülfsmittel, welche die Arzneiwissenschaft in solchen Fällen darbietet, alles was der angestrengteste Fleiß der beiden Aerzte erdenken konnte, die Krankheit zu heben oder doch zu mildern, wurde vergebens angewandt. Lavater, der eben um diese Zeit in Bremen war, sah die Patientin, rieth das Magnetisiren an, und glaubte, daß sie dadurch genesen könnte. Auf seinen Rath wurde also das magnetische Reiben oder Berühren *) vorgenommen. Volle sechs Wochen blieben diese Manipulationen ohne auffallende Wirkung auf den Körper oder auf die Krankheit. Doch gingen nach vier Wochen die Veränderungen im Körper der Kranken vor, daß ordentliche, tägliche, oder um den andern Tag vorkommende Oeffnung erfolgte, und das Monatliche (das sonst acht Tage dauerte und mäßig war) in der nächsten Periode sehr stark

*) Wer dieses Reiben vorgenommen habe, und die Art und Weise dieser Manipulationen, wird in der Geschichtserzählung nicht bemerkt.

wurde und vierzehn Tage dauerte. In der achten Woche kam ein sehr heftiger Fieberanfall, der einige Tage dauerte, sich mit heftigen Schweißen endigte, und in jenen sonderbaren exaltirten Zustand überging, wie der aus der Beschreibung Lavaters (als welcher die Probe mit dieser sogenannten Desorganisation oder magnétisme animal, oder wie man es sonst nennen will, im vorigen Jahre an seiner eigenen kranken Ehegattin gemacht hatte) bekannt ist." Nunmehr erst (sagt Herr Dr. Bicker) wurde Herr Dr. Olbers, der bis dahin an der Wahrheit der ganzen Sache gezweifelt hatte, bekehrt, sah und glaubte. *)

Nun traf sich's, daß Herr Dr. Olbers gerade damals ein anderes Frauenzimmer von achtzehn Jahren an einer sehr ähnlichen Nervenkrankheit in der Cur hatte, welche als eine Folge eines heftigen Schreckens und unterdrückter Monatszeit entstanden war, und wobei ebenfalls alle Mittel vergebens gebraucht wurden. Man beschloß, diese Kranke ebenfalls zu magnetisiren. Der Erfolg war auch hier volle vier Wochen ohne Wirkung; darauf aber stellten sich während des Manipulirens convulsivische Bewegungen und endlich der magnetische Schlaf ein. Nachdem beide Aerzte durch eine Menge mit der sorgfältigsten Untersuchung angestellter Erfahrungen und unläugbarer Thatsachen sich von der Wahrheit überzeugt hatten, theilten sie dem Herrn Dr. Bicker ihre Entdeckung mit, und machten ihn zum Augenzeugen dieser bewundernswürdigen Erscheinung, da er vorher, ob er gleich der Glaub-

*) D. l. änderte seine Meinung, nachdem er das, was geschah, mit Augen gesehen hatte, und glaubte seinen Augen, daß er das, was er sah, wirklich sehe. Oder haben diese Worte einen andern Sinn? —

würdigkeit und Wahrheitsliebe seiner Herren Collegen nichts entgegensetzen konnte, die ganze Sache bezweifelt hatte.

Und was sahen und bemerkten nun diese drei Aerzte an beiden Kranken? Hier ist alles, was in dem Schreiben des Herrn Dr. Bicker an Herrn Hofrath Baldinger davon zu lesen ist.

1) „Während des Magnetisirens bekommen sie mehr oder minder convulsivische Bewegungen des ganzen Körpers; der gewöhnlich schwache Puls erhebt sich, wird geschwinder, und schlägt über 90mal in einer Minute; das Athemholen wird sichtbar ängstlicher und beschwerlicher, die Augen fallen nach einigen Minuten des Manipulirens unwillkürlich zu, und sie sind unvermögend sie zu öffnen; zuletzt kommt ein tiefer Seufzer und sie schlafen ein. Es stellt sich darauf eine gelinde Ausdünstung über den ganzen Körper ein, die, während des Schlafs, immer fortwährt; beide Kranke haben, seit der Magnetismus auf sie gewirkt hat, täglich ordentliche Oeffnung, die sie vorher niemals ohne Klystiere und eröffnende Mittel bekamen; bei der ersten Kranken hat es auch sehr stark auf das Monatliche gewirkt; bei der zweiten aber noch nicht.“

So weit ist die Erzählung des Herrn Dr. Bicker rein historisch, und in dem einfachen Ton einer medicinischen Krankheits- und Curgeschichte abgefaßt. Wie sehr wird jeder Wissensbegierige, der in einer in der That so bewundernswürdigen Erscheinung so viel möglich mit eigenen Augen sehen möchte, bedauern, daß der Herr Doctor diese Erzählungsart nicht auch im Folgenden, wo es um die Hauptsache zu thun ist, beibehalten hat! Denn gewiß macht diese Veränderung des Tons, und daß uns, anstatt bloßer umständlicher einzelner Thatsachen, größtentheils nur Resultate derselben,

oder das Allgemeine, was die Beobachter aus dem Gesehenen und Gehörten abstrahirt und geschlossen haben, gegeben wird, für uns andere, die wir nicht gesehen haben und doch glauben sollen (bei aller möglichen Hochachtung für die aufgeklärten und unbefangenen Aerzte, die so glücklich gewesen sind, selbst zu sehen), einen sehr beträchtlichen Unterschied. — Ich fahre fort den Herrn Dr. B. selbst reden zu lassen.

„Die zweite Wirkung des magnetischen Manipulirens ist der ekstatische Zustand der Seele und des Divinationsvermögens, welches die Kranken zu besitzen glauben, und welches sie auch in Ansehung des Vorhersagens über ihre eigene Krankheit wirklich zu besitzen scheinen. Hierbei muß ich mit Lavater ausrufen: „es gibt viele Dinge in der Natur, wobei der Philosoph den Finger auf den Mund legen und schweigen muß. Können wir doch oft die gewöhnlichsten und alltäglichsten Erscheinungen in der Natur nicht demonstriren.“ *) — „Dieser ekstatische Zustand ist unstreitig wunderbar zu nennen, weil er, nach unserer Meinung, allen uns bekannten psychologischen Erfahrungen widerspricht. Die Personen haben das vollkommenste Bewußtseyn, die deutlichsten Vorstellungen, das treuste Gedächtniß, ziehen aus den Reden Anderer die feinsten Schlüsse, antworten auf die ihnen vorgelegten Fragen mit dem größten Scharfsinn, Beurtheilung

---

*) Niemand wird auch so unvernünftig seyn, von den gelehrten Augenzeugen dieser Magnetisationsgeschichte eine Demonstration des Zusammenhangs zwischen Wirkungen und Ursachen zu fordern. Man wünscht bloß umständliche Erzählung richtig beobachteter Thatsachen, um sich erst von der wahren Begebenheit der letztern überzeugen zu können. Den Finger auf den Mund zu legen, dazu hat es noch immer Zeit.

und Präcision; *) bestimmen mit der genauesten Pünktlichkeit vorher, was ihnen in Ansehung ihrer Krankheit oder Besserung oft erst in acht oder mehrern Tagen begegnen wird; bestimmen die Arzneimittel, die bei ihnen angewandt werden sollen. Oft wählen sie auch unter den ihnen vorgeschlagenen Mitteln diejenigen, die sich für ihren Zustand am besten schicken; und wenn auch ihre Wahl zuweilen auf Mittel zu fallen scheint, die der Arzt vielleicht nicht gewählt haben würde, so sind es doch insgemein sehr wirksame Mittel, und die Erfahrung lehrt, daß sie ihnen wohlbekommen. Wir getrauen uns nicht zu urtheilen, ob diese während der Ekstase beobachtete Kenntniß der Seele durch eine höhere und gleichsam prophetische Kraft herbeigebracht werde. **) Genug, daß

---

*) Wie sehr würde sich Herr Dr. B. auch nur durch ein einziges Beispiel von jeder dieser Versicherungen und Urtheile das denkende Publicum verbindlich gemacht haben! Natürlicher Weise wünscht man auch zu wissen, auf welche Gegenstände und wie weit sich diese erstaunliche Vollkommenheit und Erhöhung aller Seelenkräfte bei diesen magnetisirten Personen erstrecke. Die meisten Menschen haben in ihrem natürlichen wachenden Zustande ein so unvollkommnes Bewußtseyn, so undeutliche Vorstellungen, so wenig Scharfsinn und Präcision im Urtheilen, und ziehen oft so grobfädige Schlüsse aus dem was Andere sagen, daß dieser neuentdeckte erstaunliche Vorzug eines magnetisirten hysterischen Frauenzimmers vor den gewöhnlichen Menschen einem jeden auffallen muß. Die Sache ist wahrlich von zu großer Wichtigkeit, als daß sie nicht in das möglichste Licht gesetzt zu werden verdienen sollte.

**) Wie sollten aufgeklärte Männer sich eines so voreiligen Urtheils schuldig machen können? Aber nicht jedermann ist so bescheiden, und es fehlt nicht an wackern Leuten, die sich kein Bedenken machen, unbegreifliche Dinge durch ebenso unbegreifliche und unverständliche, aber allen Ohren wohlbekannte Worte zu erklären, und dadurch (auch wohl gegen ihre Absicht) Unheil in der Welt

wir sehen und beobachten, die Wahrheit sagen können und wollen. Außer dieser Erhöhung der Seelenkräfte in der Ekstase, sind die Organe der Sinne (das Gesicht ausgenommen) auf das höchste verfeinert. Sie unterscheiden Farben, bestimmen durch das Gefühl geschriebene und gedruckte Wörter, hören Ton und Sprache, wo ein gewöhnlicher Mensch mit gesunden Ohren nichts hören kann, und (was ich unter den psychologischen Bemerkungen bald vergessen hätte) *) wissen nichts von Blödigkeit, nichts von Gezwungenheit oder Gêne, nichts von allem was Etikette oder Vorurtheil oder Erziehung im Umgang mit dem männlichen Geschlechte zurückhält, oder die Ergießungen ihrer Seele **) unterdrückt. Ihr Divinationsvermögen von abwesenden oder zukünftigen, ganz außer ihrer Sphäre liegenden, Dingen ist nicht so bestimmt, nicht so zuverlässig, begründet sich (nach ihrem eigenen Geständniß) oft auf bloßen Glauben oder Muthmaßungen; jedoch trifft es nicht selten richtig ein. — Die wichtigste Folge dieser besondern Cur ist unstreitig die erfolgte Besserung bei beiden Kranken, indem ihre Krämpfe und Convulsionen (außer

zu stiften. Es ist daher um so nöthiger, daß Begebenheiten, die so leicht in großen Mißbrauch gezogen werden könnten, vor der ganzen Welt in ein Licht gestellt werden, das nichts Zweifelhaftes, Zweideutiges und Unbeleuchtetes übrig läßt.

*) Und was doch gleichwohl eine sehr merkwürdige und Nachdenken erweckende Erscheinung ist!

**) Wer wird nicht auch hier mit mir wünschen, daß uns Herr Dr. B. theils um der Sache selbst willen, theils zu Verhütung alles besorglichen Mißverständnisses, detaillirte Beispiele solcher von allen Schlacken des Vorurtheils und der Erziehung gereinigter Seelenergießungen gegen Personen unseres Geschlechtes hätte geben wollen oder können? Da man dem Publicum so viel gesagt hat, warum sollte man ihm nicht alles sagen dürfen?

den kurzen convulsivischen Erschütterungen, die sie noch während des Manipulirens, aber nicht oft, bekommen) aufgehört, und ihre Kräfte zugenommen haben."

Dieß ist bis jetzt, und so viel ich wenigstens weiß, alles, was von dieser, durch Lavaters Rath und selbst gegebenes Beispiel veranlaßten wundervollen Desorganisationsgeschichte dem Publicum bekannt gemacht worden ist. Ich gestehe offenherzig, daß mir aus der ganzen Bibliothèque bleue keine einzige Wunderbegebenheit erinnerlich ist, welche unglaublicher wäre als das, was uns hier von den Wirkungen der magnetischen Manipulation auf ein junges Frauenzimmer, die an Nervenkrämpfen litt, von dem dadurch bewirkten magnetischen Schlaf *), von der in diesem Zauberschlaf sich äußernden höchsten Verfeinerung der Sinne, Exaltation der Seelenkräfte, Divinationsgabe, medicinisch-praktischer Kenntniß ihrer eigenen Krankheit und der besten Heilungsart derselben u. s. w. berichtet wird. Meiner Vernunft kommt es vor, diese angeblichen Thatsachen, als Wirkungen der magnetischen Manipulation betrachtet, gehören mit zu der Erzählung der lying Travellers „von den blauen Augen, die durch die Bestreichung des Braminen Padmanaba durch eine vier Ellen dicke Mauer sehen können" in Eine Classe **), und ich finde es nicht unglaublicher, daß Blanchard (wenn es ihm einmal

---

*) Von den Französischen Magnétiseurs auch Somnambulisme magnétique genannt.

**) Wem dieß beim ersten Anblick etwa zu viel gesagt scheinen möchte, den ersuche ich, sich aus dem eilften Stücke der Berl. Monatsschrift von 1785 S. 431 zu erinnern, daß der Marquis von Puisegur zu Straßburg auch dieses Wunder zu Stande gebracht hat, und daß gewisse von ihm magnetisirte Personen durch dicke Mauern haben sehen können.

einfallen sollte in den Mond zu schiffen) mit dem König Endymion soupiren werde: als daß Mademoiselle N. N. in Kraft gewisser, durch eine mit ihr in Rapport stehende Person, an ihrem Leibe vorgenommener magnetischer Handhabungen, die Wundergabe erhalte, im Schlafe zusammenhängend zu reden, mit den Fingern zu sehen, ihr eigener Arzt zu werden und zu diviniren.

Aber hier sind drei Aerzte, die sich als unbefangene Beobachter und Augenzeugen dieser Wunderbegebenheiten mit Namen nennen! Männer, die im bestätigten Rufe einer vorzüglichen Aufklärung, Rechtschaffenheit und Kenntniß ihrer Kunst stehen — kurz, in deren Glaubwürdigkeit, in Absicht dessen, was sie gesehen und beobachtet haben, nicht der geringste Zweifel statt findet. Dieß gibt der Sache doch wohl eine andere Gestalt? — Wir wollen sehen!

Gesetzt, einer meiner Freunde, der mir von vielen Jahren her als ein glaubwürdiger Mann bekannt ist, erzählte mir: er selbst sey mit noch drei oder vier andern, mir ebenso bekannten, rechtschaffnen, verständigen und herzhaften Männern ein Augenzeuge davon gewesen, daß ein gewisser Geisterbanner, auf sein, des Erzählers Verlangen, unsern vor drei Jahren verstorbenen Freund N. N. citirt habe; der Verstorbene sey wirklich unter einem gewaltigen Donnerschlag, wovon alle Lichter im Zimmer ausgelöscht worden, in glänzender Gestalt zur Thür hereingekommen, habe sich mitten in den Kreis gestellt, sey von ihm erkannt worden, habe auf seine Fragen Antwort gegeben, und sey mit abermaligem Donner und Blitz wieder verschwunden: — was wird diese Erzählung meines Freundes für eine Wirkung auf meinen Verstand thun?

Werde ich den Finger auf den Mund legen und schweigen? — Gewiß nicht!

Werde ich von meinem Freunde glauben, er habe mich belügen oder betrügen wollen? — Noch weniger!

Werde ich also die Erscheinung unsers verstorbenen Freundes für eine wirkliche wahre Begebenheit halten, und mich mit Hamlets Spruch: „Es gibt viel Dinge im Himmel und auf Erden u. s. w." darüber trösten, daß ich nichts davon begreifen kann? — Am allerwenigsten!

Und warum das?

Die Antwort muß, sollte ich denken, jedem vernünftigen Menschen auf der Zunge liegen: „Weil ich, wenn ich diese einzige Erscheinungsgeschichte glaube, alle Geister- und Gespenster- und Wunderlegenden, die von Anbeginn der Welt an bis zu den Wundern des lausichten Bettlers Labré erzählt und geglaubt worden sind, für eben so wahre Begebenheiten halten müßte: — denn all diese Wundergeschichten, von denen die Mönchschroniken und Legenden wimmeln, sind durch glaubwürdige, angesehene, zum Theil heilige Männer bezeugt, ja viele derselben sind, trotz ihrer Unwahrheit, sogar gerichtlich erwiesen worden." „Ich sage noch mehr: wenn ich diese einzige Erscheinungsgeschichte glaubte, so wäre ich, um consequent und mit mir selbst einstimmig zu seyn, genöthiget, alle Begebenheiten, die in allen Feenmährchen und Amadisen der Welt erzählt werden, für sehr glaubliche Dinge zu halten, denen, um auch vollends glaubwürdig zu seyn, nichts als ansehnliche, in gutem Ruf und Leumund stehende, Augenzeugen fehlten, die man, ohne sich böse Händel zuzuziehen, weder Lügen strafen, noch ohne Unhöflichkeit beschuldigen könnte, daß sie sich durch falschen Schein, künstliche Maschinerie, oder ein zwischen den sichtbaren und verborgenen

Acteurs der Komödie verabredetes Spiel hätten täuschen lassen. — Wenn ich nun aber dieses unermeßliche Chaos von Wundergeschichten und Wundermährchen theils für wahr, theils für möglich und an sich selbst glaublich halten müßte, was würde aus meinem Menschenverstande werden?"

Was bliebe mir also in dem angenommenen Falle übrig, als meinen Freund zu bitten: daß er mir alle Umstände der besagten Geisterbeschwörung bis zu Ende, mit allen ihren Causalitäten und Modalitäten, so genau als möglich erzählen möchte; und wenn dieß von ihm und den übrigen Augenzeugen geschehen wäre, zu versuchen, ob sich nicht die ganze Erscheinung, ohne eine abgeschiedene Seele, aus sehr natürlichen Ursachen sehr natürlich und begreiflich erklären lasse? — Ich würde zu meinem Freunde sagen: „Lieber Freund, ich habe eine große Meinung von deinem Verstande, und ich traue deiner Redlichkeit wie mir selbst: aber du bist doch nichts weiter als ein Mensch wie ich auch, der trotz seinem Verstand und Willen der Täuschung auf unzählige Arten und Weisen unterworfen ist. Ich glaube, daß du gesehen hast, was du gesehen hast; aber ich glaube nicht was du nicht gesehen hast, und vielleicht nicht sehen konntest. Ich glaube deinen Augen: aber ich traue weder deiner Imagination, noch den Trugschlüssen, die sich vielleicht deinen wirklichen Beobachtungen unvermerkt unterschoben haben. Du kannst manches gut beobachtet haben: aber es ist auch möglich, daß manches, und gerade das, worin der Aufschluß des ganzen Räthsels liegt, deiner Bemerkung entgangen ist. Es ist gar zu leicht, in Dingen dieser Art — wo unsere angeborene Liebe zum Außerordentlichen und Wunderbaren unvermerkt der Täuschung mehr Raum gibt als wir uns selbst zutrauen — getäuscht zu werden."

Man mache die Anwendung des vorausgesetzten Falles, insofern es passend ist, auf die vorliegende Desorganisationsgeschichte; aber man lasse mich nicht mehr sagen als ich sagen will und wirklich sage. Alle in diese Geschichte verwickelten Personen sind mir, den einzigen Lavater ausgenommen, gänzlich unbekannt. Den letztern habe ich, bei seinem kurzen Aufenthalt in Weimar zum erstenmal und öfters gesehen, und mein Herz ist dem seinigen beim ersten Anblick entgegengekommen; aber die Verschiedenheit unserer Vorstellungsart, und was davon abhängt, ist natürlicherweise geblieben, wie sie war. Jeder Mensch muß in Sachen des Herzens nach seinem Herzen, in Sachen des Verstandes nach seiner Einsicht und Ueberzeugung handeln. Ich, meines Orts, kann eben so wenig glauben, daß eine magnetisirte Person durch eine Mauer sehen oder im Schlafe schärfere Sinne und höhere Seelenkräfte erhalte, als ich glaube, daß Oberons Horn die Leute wider Willen tanzen gemacht habe. Mit dem größten Zutrauen zu Lavaters und seiner Gemahlin Redlichkeit, denke ich über das, was der letztern während ihres magnetischen Zustandes begegnet ist, wie Herr Marcard in seiner Antwort an Lavater. Mit der besten Meinung von den drei Bremischen Aerzten und den beiden magnetischen Schläferinnen vermuthe ich, daß ihnen allen in dieser Sache — etwas Menschliches widerfahren sey. Es ist hier, meiner Meinung nach, wie mit einer verwickelten Rechnung, wobei das Facit nicht herauskommt was herauskommen sollte. Irgendwo muß der Fehler liegen, wenn wir ihn auch noch so lange nicht finden könnten. Aber eben darum wollen wir so lange suchen, bis wir ihn finden.

Doch was rede ich schon davon, wo der Rechnungsfehler stecke? Alles Suchen würde vergebens seyn, so lange man

uns nicht alle Data an die Hand gibt, welche zu einer vollständigen Kenntniß des Factums nothwendig sind. Ein jeder, der das Schreiben des Herrn Dr. Bicker im Hannöverischen Magazine selbst durchgelesen hat, wird zwar darin einleuchtende Proben der Aufrichtigkeit, womit es geschrieben ist, wahrnehmen: aber an der Vollständigkeit der Erzählung fehlt noch vieles. Ich begreife sehr wohl, daß Umstände und Verhältnisse dem Erzähler einer außerordentlichen Begebenheit, die sich in einer angesehenen Familie des Ortes seines Aufenthalts (zumal wenn dieser Ort eine der ersten Reichsstädte ist) zugetragen hat, in mehr als Einer Rücksicht Gränzen setzen. Aber darum bleibt es nicht weniger richtig: daß man dem Publikum von dieser Sache entweder gar nichts hätte sagen sollen, oder daß man sich mit Rechtschaffenheit schwerlich wird entbrechen können, ihm alles zu sagen. So scheint z. B. dasjenige, was von der Leibes- und Seelenbeschaffenheit der beiden Patientinnen, besonders der ältesten, erzählt wird, nicht hinlänglich zu seyn, um alles Licht, das man zu haben wünschen muß, über die Fragen zu geben: inwiefern diese sonderbare Nervenkrankheit in ihrem vorigen Zustande gegründet, und was die nähere oder nächste Veranlassung dazu gewesen? Ob und wiefern etwa ihre besondern Lebensumstände, Situationen, Verhältnisse, Lecturen, Leidenschaften u. dgl. mehr oder weniger Einfluß auf die Krankheit sowohl als die magnetische Cur gehabt haben könnten? — Ferner scheint es nicht Vorwitz, sondern Erforderniß der Sache zu seyn, wenn jeder Leser deutlich unterrichtet zu seyn wünscht: worin die magnetische Manipulation, die an den beiden jungen Frauenzimmern vorgenommen worden, eigentlich bestanden habe? Von wem solche vorgenommen worden? ob von einer Manns- oder Frauensperson? wie oft? wie lange jedesmal? In welchem

Rapport die manipulirende Person mit der Patientin gestanden und noch stehe? Ob man versichert sey, daß sich nicht irgend eine, an sich unschuldige, geheime Leidenschaft — etwas das sich bei einem schönen und liebenswürdigen jungen Frauenzimmer, ohne Beleidigung, gar wohl als möglich voraussetzen läßt — in die Sache gemischt habe? — Niemand kann die Achtung, die der zarten Hälfte des menschlichen Geschlechts gebührt, und die Delicatesse, womit eine Sache zu behandeln ist, worin ein paar schätzbare junge Personen dieses Geschlechtes so nahe betroffen sind, stärker fühlen als ich: aber diese Sache ist nun einmal, durch die Publicität, die man ihr gegeben hat, eine Angelegenheit aller derjenigen geworden, denen das Interesse der Menschheit nicht gleichgültig ist; conventionelle Rücksichten können nun nicht mehr in Betrachtung kommen, und es ist billig zu erwarten, daß nichts von dem, worüber (nach dem eigenen Geständniß des Herrn Dr. Bicker) sich diese jungen Damen in ihrem magnetischen Zustande so leicht hinwegsetzen, als ein Vorwand werde angeführt werden, der Welt alle die Nachrichten zu versagen, die einiges Licht über diese räthselhafte Geschichte verbreiten können.

Ueberhaupt scheint es unumgänglich zu seyn, daß alles, was in dem Briefe des Herrn Dr. B. von den seltsamen und unerklärbaren Wirkungen der magnetischen Manipulation auf beide Patientinnen nur im Allgemeinen gesagt worden ist, mit mehreren ausführlich erzählten Beispielen belegt werde. Ohne Zweifel haben die Aerzte, welche, vom Anfang der magnetischen Cur an, den Erfolg derselben so genau beobachtet haben, ein Journal über ihre Beobachtungen und Bemerkuugen geführt, dessen vollständige Bekanntmachung die meisten Fragen, die bei Lesung des Schreibens an Herrn

Hofrath Baldinger in einem aufmerksamen Leser entstehen müssen, beantworten würde. Ich sehe nicht, was wohldenkende Männer mit Recht zurückhalten könnte, sich dieses Verdienst um die Welt zu machen.

Die Quelle der meisten falschen Rechnungen, die unser Verstand beim Urtheilen über verwickelte oder ungewöhnliche Naturbegebenheiten macht, liegt darin, daß man die Untersuchung zu früh für geendigt annimmt, und also aus unvollständigen Datis eben so getrost schließt, als ob man aufs vollständigste von allem unterrichtet wäre. Ich gestehe gern, daß gelehrte und scharfsinnige Männer seltner in diesen Fehler fallen als andere; aber auch dem Weisesten kann etwas Menschliches begegnen. — Die Aerzte konnten keine materielle Ursache der Krankheit des Frauenzimmers von zwanzig Jahren entdecken, und schreiben sie also einer widernatürlichen Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Nervensystems zu. Aber was war die Ursache dieser widernatürlichen Reizbarkeit bei einem wohlgebildeten, schönen, geistvollen, vortrefflich erzogenen und cultivirten Mädchen? Diese Ursache war doch vermuthlich natürlich? — Und wenn alle Kunst der Aerzte nichts gegen die Krankheit vermochte, sollte man nicht beinahe genöthiget seyn zu vermuthen, daß irgend eine moralische oder physisch-moralische Angelegenheit die Ursache des besagten widernatürlichen Zustandes ihres Nervensystems gewesen sey? Könnte diese nicht auf die eine oder andere Art mit der magnetischen Manipulation in Verbindung stehen, und wenn wir zur Einsicht in diese so natürlichen, gewöhnlichen und erklärbaren Mysterien zugelassen werden könnten, am Ende auch der glückliche Erfolg der Cur ein großes Licht daher erhalten? — Von der ähnlichen Krankheit des achtzehnjährigen Mädchens wird zwar ein heftiger Schrecken als die nächste

Ursache angegeben; aber nicht gesagt, was diesen Schrecken veranlaßt habe: da doch (weil dieses ganze Schreiben auf Information des Publicums abgezielt ist) unsere Unwissenheit über diesen Punkt nicht gleichgültig scheint. Uebrigens ist auch diese junge Person „schön und wohlgestaltet, zwar nicht so lebhaft von Imagination, nicht so ausgebildet als die erste, aber ein sanftes gutes Mädchen, das bei einem weniger vollkommenen Gegenbilde (als die erste ist) auch bei dieser Erscheinung sehr glänzen würde.“ — Diese Verschiedenheit der Temperamente und Anlagen bei diesen beiden Personen macht zwar (wie Herr Dr. B. sagt) keine Veränderung in den physischen Wirkungen des Magnetismus, welche bei beiden gleich sind: aber die psychologischen Phänomene sind sehr verschieden, und das Divinationsvermögen und die Seelenkräfte erscheinen bei der ersten Patientin in so viel höherm Glanze als ihre natürlichen Anlagen und deren Ausbildung unterschieden sind. — Diese Beobachtung (von welcher man ebenfalls die unmittelbaren Facta und Beispiele, wovon sie nur das Resultat ist, zu sehen wünschen muß) scheint meiner Vermuthung, daß in dieser ganzen Wundergeschichte alles sehr natürlich, und vielleicht das meiste (wo nicht alles) sehr erklärbar zugehe, nicht wenig zu statten zu kommen. Aber freilich wirft uns die gleich darauf folgende Versicherung: daß die Aerzte auch bei der zweiten Patientin im magnetischen Schlafe Kenntnisse, Scharfsinn, Urtheilskraft bemerken, die sie im wachenden Zustande nicht äußern konnte“ — in unsere vorige Verlegenheit zurück. Wir kennen eine Leidenschaft, die, es sey nun daß sie nur noch unbestimmtes und unbefriedigtes Naturbedürfniß, oder auf einen besondern Gegenstand gerichtet sey, unter gewissen Umständen, eine gewisse Verfeinerung und Schärfung der Sinne, ein lebhafteres Spiel der Einbildungskraft, und

selbst einige Erhöhung der übrigen Seelenkräfte, auf eine ganz natürliche Art (wiewohl freilich nicht bei allen Menschen ohne Unterschied) bewirkt. Mit acht und mehr Wochen langem magnetischen Manipuliren verbunden, sollte diese, ihrer Allgemeinheit ungeachtet, sehr mysteriöse Leidenschaft, zumal wenn sie durch Umstände genöthiget wäre geheim zu bleiben, in diesem Stücke sehr große und sonderbare Wirkungen hervorbringen können. Aber Kenntnisse, Kenntnisse die man im wachenden Zustande nicht äußern konnte, mitzutheilen (ich nehme die einzigen aus, die Adam und Eva erhielten, nachdem sie von der verbotenen Frucht gegessen hatte), diese Wirkung läßt sich aus jener Leidenschaft nicht erklären. Dieses Wunder thut also die magnetische Manipulation! — Und wenn diese Kenntnisse der Person, welche sie im magnetischen Schlafe äußert, wirklich auf keinem andern natürlichen Wege zugekommen, sondern durch die magnetische Behandlung gleichsam eingerieben oder eingekrabbelt worden sind; — so hat freilich alles, was man seit so manchem Jahrtausend aus der allgemeinen Erfahrung von der Natur des Menschen herausgebracht zu haben glaubte, auf einmal ein Ende! — Aber dafür fängt auch Mesmer und Puisegur eine neue Epoche der Menschheit an; ihre Entdeckung wird die wichtigste aller Entdeckungen, die jemals gemacht worden; und, da sie (um mich des Franklinischen Ausdrucks zu bedienen), da sie schon in der Kindheit solche große Dinge thut: so kann man sich von ihrer Ausbildung und Maturität mit Recht eine allgemeine Umgestaltung der menschlichen Dinge, und eine Erhöhung und Vervollkommnung unserer Natur und unseres Zustandes versprechen, wovon gemeine Menschen sich, selbst jetzt, da dieser novus saeculorum ordo vor unsern Augen zu entstehen anfängt, noch keine Vorstellung machen können.

Noch wage ich's freilich nicht, diesen zauberischen Hoffnungen, und den herrlichen Aussichten, die sie ins Unendliche vor mir aufschließen, mich so schwärmerisch zu überlassen, als vielleicht vor dreißig Jahren geschehen seyn könnte. Es könnte noch zu früh seyn über neue Entdeckungen zu triumphiren, da alles noch so dunkel ist, und unter dem Schleier des Geheimnisses verborgen liegt! Noch sind Untersuchungen vorzunehmen, Beobachtungen anzustellen, Fragen zu beantworten, und Zweifel aufzulösen, die gar zu leicht Schwierigkeiten und Hindernisse finden könnten, woran unsere ganze Hoffnung scheitern dürfte. Indessen wollen wir den Muth nicht sinken lassen. Die Sache verdient, von allen Philosophen, Naturforschern, Aerzten und Menschenkennern, mit der größten Aufmerksamkeit in Erwägung genommen zu werden. Das allgemeine Beste der Menschheit ist auf die eine oder andere Art gleich stark dabei interessirt, der animalische Magnetismus mag nun am Ende triumphiren oder zu Schanden werden. Aber daß eines von beiden geschehe, ist, so wie die Sachen gegenwärtig liegen, unumgänglich nöthig. Der abgekühlte, vernünftige und (mit Erlaubniß zu sagen) egoistische Theil der Menschen hat sich bisher immer zu gleichgültig bei solchen Gelegenheiten verhalten. Man hat sich begnügt, über alles, was in den Kreis der verborgenen Philosophie, Alchymie, Magie, Theosophie und Theurgie gehört, über Geistererscheinungen und Teufelbannerei, über Talismane und Zauberspiegel, die Jugendquelle und den Stein der Weisen, über St. Germain, Cagliostro, Bleton, Mesmer, Puisegur, und über den ewigen Juden (der hoffentlich auch bald wieder auftreten und seine Rolle spielen wird) zu lachen und zu spotten. Man hat denjenigen, die sich mit solchen Dingen abgeben, oder an solche Menschen glauben, ihren rechten Namen zu geben gemeint,

wenn man sie Energumenen, Schwärmer, Narren oder Charlatane und Beutelschneider betitelte; übrigens aber die Thatsachen, auf welche sie sich beriefen, als keiner Aufmerksamkeit würdig, nur zu oft ununtersucht und unberichtigt gelassen. — Und eben daher ist es gekommen, daß es der Vernunft noch immer unmöglich gewesen ist, einen entscheidenden Sieg über ihre Gegner zu erhalten.

Aber nunmehr, in einer Zeit, wo die Aufklärung gemeiner ist als jemals — wo die Wissenschaften einen Punkt der Höhe erreicht haben, auf dem sie noch nie gestanden, und wo, diesem ungeachtet, ja vermuthlich eben deßwegen, Wunderglaube, Geisterseherei und Magie von neuem in Ansehen kommen, und desto mehr Anhänger finden, je anlockender die Hoffnung ist, ohne gründliche Wissenschaft, auf bequemen Schleichwegen, noch mehr, als uns jene jemals versprechen kann, zu erlangen, den Schlüssel des geheimsten Cabinets der Natur zu finden, und von der Geister- und Körperwelt auf einmal Meister zu werden; — und in einer Zeit, wo eine ganze Reihe außerordentlicher Männer sich das Wort gegeben zu haben scheinen, durch außerordentliche Wege und Mittel außerordentliche Wirkungen auf die Menschen zu thun, und wo die ordentlichen Menschen so außerordentlich geneigt und aufgelegt sind, solche Wirkungen nicht nur zu leiden, sondern so viel an ihnen ist, durch Erhitzung ihrer Imagination und Anstrengung ihres Glaubens, vielleicht auch gelegentlich durch pias Fraudes, noch zu befördern: in einer solchen Zeit darf kein Zeichen und Wunder mehr geschehen, ohne daß sogleich, wie wenn sich eine Bête de Gevaudan sehen ließe, Lärm gemacht, und nicht eher abgelassen werde, bis das Wunderthier geschossen oder gefangen ist, und sich dann ergibt, daß es —

nichts als ein etwas größerer Wolf, oder doch ein Wolf wie andere Wölfe ist.

5.

Margaretha von Valois,

Königin von Navarra, als Schriftstellerin.

1781.

Das sechzehnte Jahrhundert, so fruchtbar es an vortrefflichen Männern aller Arten war, hat, unter einer ansehnlichen Zahl von Frauen, die durch ungewöhnliche Naturgaben, Vorzüge des Geistes, Tugend und Größe der Seele, die Unsterblichkeit, welche die Geschichte geben kann, verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstin den Vorzug streitig machen könnte. Ihre Geburt, ihre Schicksale, ihre außerordentliche Liebe zu König Franz I, ihrem Bruder, ihr Einfluß über ihn, und die guten Dienste so sie ihm geleistet; ihre öffentlich erklärte Neigung zu dem was man damals die neue Religion nannte, und der Schutz den sie allen Gelehrten von vorzüglichem Charakter, besonders denen, welche der neuen Meinungen verdächtig waren, angedeihen ließ; die guten und bösen Gerüchte, durch welche sie gehen mußte, weil sie zu edel, billig und gut war, um es einer von beiden Parteien völlig recht machen zu können — kurz, die meisten Merkwürdigkeiten ihres Lebens sind aus der Geschichte bekannt genug. Der geringste von ihren Vorzügen war derjenige, von welchem in diesem kleinen Aufsatz die Rede seyn wird.

Margarite, an dem Hofe des guten Königs Ludwig XII (Vater des Volks genannt) sehr sorgfältig erzogen, hatte von ihrer ersten Jugend an eine besondere Neigung zu den schönen Wissenschaften, und (was nicht immer mit dieser Neigung verbunden ist) vorzügliche Gaben, sich darin hervorzuthun gezeigt. Sie liebte ihr ganzes Leben durch den Umgang mit gelehrten und aufgeklärten Männern, und fand mitten unter den Geschäften eines in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Lebens, und unter den Zerstreuungen eines Hofes, der damals der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame Stunden, worin sie ein Talent üben konnte, an welchem sie Vergnügen fand, und welches, in der Lage einer Christina von Pisan, vermuthlich die Hauptbeschäftigung ihres Lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen Früchte davon bestehen in einer Sammlung von Poesien und in ihren bekannten prosaischen Erzählungen. Jene wurden noch bei ihrem Leben von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye, unter dem seltsamen aber dem Geschmack der damaligen Zeit angemessenen Titel: Marguerites*) de la Marguerite des Princesses, im Jahr 1547 herausgegeben. Sie bestehen aus geistlichen Liedern, vier sogenannten Mysterien, einem Paar dialogirten Stücken, von der Art die man Moralités nannte, einer allegorischen Erzählung, die Satyrn und die Nymphen der Diana betitelt, und einer Menge kleinerer Stücke, Sonnette u. dgl. Das Urtheil des Herrn Marquis von Paulmy (Mélang. Tom. VII. p. 102), der die Gedichte der Königin von Navarra überhaupt agréables, spirituels et

---

*) Der Herr Kammerdiener spielt mit dem Namen Margarite, der eine Perle, oder ein Gänseblümchen, was man lieber will, bedeuten kann. W.

bienfaits findet, und alles, was man etwa daran ausstellen könnte, ihrem Jahrhundert aufbürdet, als welches z. B. offenbar an dem Ridicule de ces Pièces dévotes schuld sey — scheint seine Richtigkeit zu haben. So viel ist gewiß, daß der Conte von dem Streit der Satyrn und Nymphen, der im zweiten Theile des Parnasse des Dames zu lesen ist, durch die Mühe, die sich der Herausgeber genommen, den Styl zu modernisiren, nichts gewonnen hat, das den Verlust der Naivetät des Originals ersetzen könnte. Folgendes kleine Stück kann, wenn wir nicht irren, zu einer Probe dienen, daß die ihr eigne Munterkeit des Geistes, der sie sich in ihren Erzählungen völlig überließ, sie auch in ihren erbaulichen Reimen nicht ganz verlassen habe.

Pour etre un digne et bon Chretien,
Il faut à Christ etre semblable;
Il faut renoncer à tout bien,
A tout honneur qui est damnable;
A la Dame belle et jolie,
Au plaisir qui la chair emeut.
Laisser biens, honneurs, et Amie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Ses biens aux pauvres faut donner,
D'un coeur joyeux et volontaire;
Faut les injures pardonner,
Et à ses ennemis bien faire;
Se jouir en melancolie
Et tourment dont la chair s'emeut!
Aimer la mort comme la vie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Unter ihren Mysterien, oder geistlichen Dramen (die Geburt Christi, die heil. drei Könige, der Bethlehemitische Kindermord und die Flucht nach Aegypten) zeichnet sich das letzte durch anmuthige Bilder und feine Wendungen aus. Die Scene stellt die heilige Jungfrau dar, wie sie, in der Wüste, vor Müdigkeit und Erschöpfung, sich unter einen Baum hingelegt hat, und mit dem Jesuskind im Arm eingeschlafen ist. Joseph geht umher einige Nahrung zu suchen. Inzwischen hat der ewige Vater den Engeln befohlen, die Wüste in ein Paradies umzuschaffen, und die Scene verwandelt sich unter folgendem Gesang der Engel in einen blumenreichen, mit blühenden Orangen- und Granatbäumen geschmückten Lustort:

Erster Engel.

Champ des Deserts, cessez d'etre steriles,
Dieu le commande, arbres soyez fertiles,
Donnez vos fruits de très bonne saveur.

Zweiter Engel.

Elevez vous dans ces plaines changeantes,
Verds orangers, croissez, fleurs odorantes,
Et d'un regard recevez la faveur.

Dritter Engel.

Courez, ruisseaux, près de la Vierge-Mere,
Presentez lui votre onde pure et claire,
Honneur aurez quand de vous on prendra.

u. s. w.

Die angenehme Ueberraschung der erwachenden Madonna und ihres guten Alten, der ohne dieses Wunder mit leeren Händen zurückgekommen wäre, vollendet das liebliche Gemälde. Aber Contemplation, Memoire und Consolation, jede mit

einem grosen mit silbernen Buckeln und Bändern beschlagnen Buche unterm Arme vom Himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche Unterhaltung zu verschaffen, verderben freilich alles wieder. Dieß waren die Früchte des Geschmacks ihrer Zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen sich zu erheben sogar eine Königin entweder nicht wagte, oder (wie mir glaublicher scheint) sich nicht einmal einfallen ließ.

Die Komödie, oder sogenannte Moralité, die in der Sammlung ihrer Gedichte vorkommt, besteht, nach damaliger Art, aus blosen Dialogen, ohne Intrigue und Handlung. Ein Mädchen tritt auf und preiset sich glücklich daß sie die Liebe gar nicht kenne, eine andre findet sich noch glücklicher, weil sie liebe und geliebt werde. Zwei Frauen kommen dazu, und beklagen sich bitterlich, die eine über die Untreue ihres Mannes, den sie doch einzig liebt; die andere über die ungegründete Eifersucht des ihrigen, wegen eines Liebhabers, den sie zwar duldet, aber ihm doch kein Gehör gibt. Zuletzt tritt auch noch ein Mütterchen von hundert Jahren auf, wovon sie zwanzig im ledigen, zwanzig im ehelichen, und sechzig im verwittweten Stande zugebracht hat. Diese ehrwürdige Oberalte hält sich, wie billig, durch ihre Erfahrenheit berechtigt, einer jeden von diesen jungen Damen zu sagen was sie nöthig hat. Sie weissagt dem einen Mädchen, daß die Liebe sich an ihr rächen, der andern, daß ihr Liebhaber sie sitzen lassen werde; und (was aus der Feder einer so frommen und tugendhaften Prinzessin wie Margarite wenigstens eben so unerwartet ist als aus dem Munde einer hundertjährigen Sibylle) sie rathet den beiden betrübten Weibern, der einen wegen der Untreue, und der andern wegen der Eifersucht ihres Mannes, sich mit einem — Liebhaber zu trösten. Um einem so guten

Rathe desto mehr Gewicht zu geben (und, weil sich das Stück mit einem Tanz schließen mußte, der Alten einen Tänzer zu verschaffen) läßt die Königin noch einen Greis auftreten, der sie versichert: daß sie es sehr übel mit sich selbst meinen würden, wenn sie dem guten Rathe der alten Dame nicht Gehör geben wollten. Man bemerke (sagt hier der Herausgeber des Parnasse des Dames), daß die Königin von Navarra sich kein Bedenken machte, diese Komödie unter ihrem Namen und mit königlichen Privilegien drucken zu lassen, und dieß zwei Jahre vor ihrem Tode, und daß sie damals für devot und sogar für gut katholisch passirte.

Für das letztere möchte ich eben nicht gut stehen. Aber daß die Königin von Navarra eine religiöse Frau und von unsträflichen Sitten war, ist unläugbar. Wie kam es also, daß sie den beiden betrübten Weibern nichts Besser's zu rathen wußte als einen Liebhaber? Die Ursache ist vielleicht sehr simpel. Könnte es nicht etwa daher gekommen seyn, weil sie ihr Geschlecht kannte, und wirklich glaubte, daß den beiden Weibern nicht besser zu rathen sey, und weil sie freimüthig genug war, was sie dachte auch zu sagen. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, am Hofe Franz des Ersten, und eine Königin — was hätte sie verhindern können offenherzig zu seyn? — Die Komödie endigt sich damit, daß vier junge Herren auftreten, um die vier Damen zum Tanz zu führen.

Menons les dancer toutes quatre.

Auch recht! (sagt der Greis, noch ein ächter Franzose von altem Schrot und Korn) ich und meine Alte sind dabei, wir wollen's euch nicht wohlfeil geben;

Soit! nous allons bien vous combattre,
Ma vieille et moy, de bien dancer.

Hier macht der vorbelobte Herausgeber abermals eine wehmüthige Reflexion. „Heutigs Tags, sagt er, tanzt man in Paris schon mit dreißig Jahren nicht mehr! Die Sokrates, die Platonen, die Spartaner u. s. w. tanzten noch im sechzigsten." — Freilich desto schlimmer für die Pariser, und desto besser für die Sokrates, die Platonen und die Spartaner!

Wer die Moral dieser kleinen Moralité der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbescholtnen Tugend zusammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie sie die Verfasserin der unter dem Titel Heptameron oder Les Sept Journées, oder am gewöhnlichsten der Contes de la Reine de Navarre, bekannten, so oft und noch vor wenig Jahren in einer sehr schönen Ausgabe in der Schweiz wieder aufgelegten Erzählungen habe seyn können. Gleichwohl ist nichts gewisser. Außer dem Zeugniß eines Geschichtsschreibers wie August von Thou beweiset es die Zueignungsschrift an die Prinzessin Jeanne d'Albret, ihre Tochter, die der Ausgabe dieser Erzählungen vom Jahre 1567 vorgesetzt ist: und Brantome versichert, daß er es aus dem eignen Munde seiner Großmutter habe. Vielleicht ist es unsern Lesern angenehm, was er davon sagt in seinem eignen naiven Gaulois (welches gleichwohl die Hofsprache seiner Zeit war) zu lesen. Wir wollen ihn also selbst reden lassen. Elle fit en ses gayetés un livre qui s'intitule les Contes de la Reine de Navarre, où l'on voit un style si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles sentences, que j'ai oui dire, que la Reine-Mère (Katharine von Medicis) et Madame de Savoye, estans jeunes, se voulurent mesler d'en escrire des nouvelles à part à l'imitation de la dite Reine de Navarre, sçachant bien quelle en faisoit; mais quand elles eurent veu les siennes, elles eurent

si grand dépit des leurs, qu'elles les jetterent dans le feu etc. Elle composa ces nouvelles la pluspart dans la litière en allant par le pays; car elle avoit de plus grandes occupations estant retirée. Je l'oui ainsi conter à ma Grand'Mère, qui alloit toujours avec elle dans sa litière comme sa Dame d'honneur, et luy tenoit l'escritoire, et les mettoit par escrit aussitost, et si habilement ou plus, que si on lui eut dicté.

Unter den Contes der Königin von Navarra ist einer (der vierte in der ersten Journée), wovon sie selbst die Heldin war, und der aus dieser Ursache um so merkwürdiger ist, weil das Abenteuer selbst von der häkeligsten Art ist. Denn es ist um nichts geringer darin zu thun, als eine Dame, bei nächtlicher Weile, wider ihren Willen im Schlafe zu überraschen. Der bekannte Admiral von Bonnivet, ein Günstling König Franzens (dem folglich mehr erlaubt war als einem andern), war der Mann, der sich's einfallen ließ, bei der Schwester seines Königs auf diese plumpe Art den Satyr zu spielen. Margarite erwachte zu allem Glück von dem Geräusche, das die geheime Fallthür machte, durch welche sich der verliebte Admiral in ihr Schlafgemach stehlen wollte, *) und sie führte ihn ab wie man sich's vorstellen kann. Das Sonderbarste bei der Sache war, daß er schon zweimal vorher versucht hatte, Gewalt bei ihr zu gebrauchen, da gelindere Mittel nichts hatten verfangen wollen, und daß er das zweitemal so übel dabei weggekommen war, daß er fünf Wochen lang sich vor keinem Menschen sehen lassen durfte, weil die Prinzessin zu seinem Unglück vergessen hatte ihre Nägel zu beschneiden. Man mußte auf eine brutale Art verliebt und ein Favorit

*) Die Scene war auf einem seiner Landsitze, während daß der Hof zum Besuch bei ihm war. W.

obendrein seyn, um nach einem solchen Empfang zum drittenmale wieder zu kommen. Die Anekdote ist keine der glaublichsten; indessen hat sie den Geschichtschreiber Varillas und Brantomens Großmutter zu Gewährleuten. Die letztere hatte sie unmittelbar von der Königin selbst, und trug nach dem Tode derselben um so weniger Bedenken sie ihrem Enkel mitzutheilen, da Margarite keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern Tone (wiewohl unter verstecktem Namen), es der ganzen Welt zu erzählen.

Uebrigens ist es kein kleines Verdienst ihrer Erzählungen, daß die meisten (wie man zu glauben Ursache hat) wahre Begebenheiten sind, die sich wirklich und größtentheils zu ihrer Zeit zugetragen hatten, und daß sie daher sehr geschickt sind, uns von den Sitten, dem Geist, der Vorstellungsart und dem Costume der Franzosen in diesem merkwürdigen Zeitalter wahre, lebendige und charakteristische Begriffe zu verschaffen. Das Langweilige daran ist die Form oder der Rahmen dieser Erzählungen (von dem Boccazischen Decamerone nachgeahmt), die oft unausstehlich platten moralischen Lehren, und die selten unterhaltenden, wiewohl charaktermäßigen Gespräche und Disputen der Damen und Herren, welche sich sieben Tage lang auf diese Weise mit einander ergötzen. Die Erzählungen schwimmen darin, wie kleine Fischchen in einer großen Schüssel voll Brühe; aber hier kann man nicht sagen, was von Saumaisens Commentar über den Solinus: daß die Brühe mehr werth sey als der Fisch.

6.

Vom heiligen Martin.

Schwerlich hat unter allen Heiligen jemals einer in Frankreich mehr Verehrung genossen als St. Martin, Bischof von Tours. Ihm allein zu Ehren befreiten die Könige der ersten Linie die Stadt Tours von allen möglichen Abgaben. Seine Kirche war die allerheiligste und unverletzlichste Freistatt. König Chilperich wagte es nicht seinen rebellirenden Sohn, der sich dahin flüchtete, herauszuholen, aus der festen Ueberzeugung, daß solch eine Art von Kirchenraube immer durch ein Wunder aufs härteste bestraft werde. Indessen wollte er doch auch das Opfer seiner Wuth nicht entwischen lassen, und griff also zu einem sonderbaren Mittel. Er schrieb eigenhändig an den Heiligen, und bat ihn geziemend um die Auslieferung des Verbrechers. Der Brief wurde auf sein Grab gelegt, und daneben ein reiner Bogen Papier, auf welchem der Heilige seine Antwort liefern sollte. Die Antwort blieb aber außen; und Meroveus genoß den Schutz des Heiligen, so lange er in der Kirche blieb, und kam nicht eher um, als bis er sich einmal herausgewagt hatte.

Die Könige und Fürsten jener Zeit wetteiferten ordentlich mit einander, wer diesem großen Heiligen seinen Schutz und seine Patronschaft am theuersten abkaufen könne. Sie bereicherten seine Kirche mit Schätzen, und verehrten seinem Grabe und seinen Reliquien Kostbarkeiten vom höchsten Werthe. Wahr ist's wohl, daß auch die nachherigen Vormünder des Heiligen das Ihrige auf eine eben nicht sehr feine Art dazu beitrugen, die großen Herren in diese freigebige Stimmung zu setzen. „Wenn du Gott das Seinige nehmen willst, so

wird auch Gott dir Reich und Krone nehmen!" sagte einmal Injuriosus Turonensis Clothar dem Ersten gerade ins Gesicht. Clothar war durch diese Aeußerung wie vom Donner getroffen, fühlte St. Martins Rache schon über seiner Scheitel brennen, und brachte dem schlauen Injuriosus die reichsten Präsente, um nur den aufgebrachten Heiligen wieder zu begütigen und zu versöhnen.

Clovis verbot auf seinem Zuge gegen Alarich, König der Westgothen, seinen Soldaten bei Todesstrafe, in der Touraine das Geringste zu nehmen außer Wasser und Gras. Ein Soldat nahm nur ein Bündel Heu. Der König erfuhr es, rief in vollem Zorne: „aber wie können wir nun Sieg hoffen, wenn wir den heiligen Martin so beleidigen?" und ließ den Soldaten hinrichten.

Die Reliquien des heiligen Martin machten seine Kirche zu einem ordentlichen Orakel, wohin man zog um den sogenannten Spruch der Heiligen zu holen. Der Glaube an diese Art von Weissagung bei wichtigen und zweifelhaften Unternehmungen war außerordentlich stark. Man entschloß sich nämlich nach der ersten Antiphone oder Versikel, die man beim Eintritt in die Kirche im Chor singen hörte; oder nach dem ersten Spruch den man aufs Ungefähr in der Bibel aufschlug. So sang z. E., als die Gesandten von Clovis in die Kirche traten, der Chor: „Herr, du hast mich angethan mit Stärke zum Krieg, und hast unter meine Füße gegeben, die da aufstunden wider mich." Clovis bekam Muth durch diese vermeinte Weissagung, und siegte auch in der That.

Die Furcht vor den Normannen bewog die Einwohner von Tours die Reliquien des heiligen Martins einsmals, erst ins Kloster Cormeri, dann nach Orleans, dann nach Chablis und endlich nach Auxerre zu schaffen. Die Wunder, die sie

auf dieser Reise allenthalben thaten, brachten den Priestern von Tours, die als ihre Hüter mitzogen, eine so reiche Lese von Almosen und Geschenken, daß endlich die Klerisei von Auxerre darüber neidisch wurde, und halben Antheil daran verlangte; weil, wie sie behaupteten, St. Martin die großen Wunder nicht allein, sondern in Compagnie mit ihrem St. Germain thue, und folglich den Profit mit ihm theilen müsse. Der Streit fing an hitzig zu werden, und man provocirte endlich auf eine Probe der Wunderkraft beider Heiligen. Man legte nämlich einen Aussätzigen zwischen die Reliquienkasten beider; und siehe da, die Seite des Kranken, welche nach St. Martin zu gelegen hatte, war geheilt, die andere nicht. Nun kehrte man den Kranken um, und legte ihn mit der noch uncurirten Seite auch nach St. Martin zu, und der Heilige vollendete seine Cur, und trug also den Sieg in Betreff der Curkosten davon. Als diese wunderthätigen Reste von Auxerre wieder nach Tours zurückgebracht wurden, gab man ihnen ein Corps von 6000 Mann zur Bedeckung mit. Wo sie nur durch eine Stadt, Flecken oder Dorf zogen, wurden alle Kranken gleich gesund. Manche aber waren mit dieser Wohlthat nicht ganz zufrieden. Unter andern ein Paar Gichtbrüchige, die sich ihre Gicht zu einer ganz einträglichen Leibrente gemacht hatten, und nun hätten wieder arbeiten müssen, gingen den kommenden Reliquien viele Meilen aus dem Wege, um nur nicht curirt zu werden. Aber es half nichts, sie mußten sich doch curiren lassen.

7.

Mauren.

Eine kritische Kleinigkeit.

1777.

Als ich die Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart, herausgegeben von August Friedrich Ursinus, Berlin 1777, zu Gesicht bekam, konnt' ich nicht errathen, was auf der Titel-Vignette der nackte Schwarze und das Negermädchen, das aus dem Taglicht eines Thurms herab auf seine Klagen zu harren scheint, bedeuten könnte. Aber bald gab mir die Anmerkung des Herausgebers (S. 307) zu der Maurischen Romanze, Alcanzor und Zaide, den Schlüssel dazu, da sie mich belehrte, daß der Neger und sein Mädchen eben diesen Alcanzor und Zaide vorstellen sollten. Allem Ansehn nach hat der Künstler sich durch den Namen Mohr und Mohrenland verführen lassen, sich diese zärtlichen Grenadischen Liebhaber als Schwarze oder Neger vorzustellen; wenigstens fällt es jedem in die Augen, daß er sie so abgebildet hat. Wir Deutschen sind gewohnt, wenn wir Mohren hören, uns eigentliche Schwarze, Abyssinier, Einwohner der Küste von Guinea u. dergl. zu denken. Die Grenadischen Mauren aber waren nichts weniger als solche Mohren; sie waren an Farbe (besonders ihre Damen) wenig von den Spaniern verschieden; waren an Sitten, Lebensart, Kleidung u. s. w. in den mittlern Zeiten, bis ins 15te Jahrhundert, die Muster von Pracht, Zierlichkeit und Geschmack, und gaben den übrigen Europäern den ersten Begriff von dieser wunderbaren Verbindung von Tapferkeit und Galanterie, die sich bei der Französischen

Nation am längsten erhalten hat. Alcanzor war (wie die Ballade selbst besagt) ein edler Grenadischer Ritter, und Zaide ein Mädchen aus edlem Hause; beide hätten also ganz anders aussehen müssen, wenn das Costume hätte beobachtet werden sollen. Ein nackter Neger, mit einer Binde oder Schürze um den Leib (wie man gewöhnlich die Negersklaven zu bilden pflegt) gibt uns keinen Begriff von einem Zegris oder Abencerragen, so wenig als das auch halbnackte krausköpfige Negermädchen einer Grenadischen Dame ähnlich sieht. Es wäre nicht unschicklicher, wenn man Pyramus und Thisbe so bildete, und sie uns dann für Babylonier gäbe. Aber auch der Uebersetzer hätte den Titel, a Moorish Ballad, nicht eine Ballade aus dem Mohrenland, sondern eine Maurische Ballade übersetzen sollen, zumal da ihm bekannt war, daß diese Ballade eine freie Nachahmung einer in dem historischen Roman, Historia de las civiles guerras de Grenada, vorkommenden Spanischen Romanze, und die Scene derselben zu Grenada war; wie dieß auch aus dem ganzen Inhalt deutlich genug ist. Da man in Deutschland überall gewohnt ist, sich unter Mohren ganz andre Geschöpfe zu denken, als die Mauren in Spanien waren: so ist das natürlichste Mittel, Mißverstand zu verhüten, daß man diese letzteren Mauren nennt, die Abyssinier und Neger hingegen im Besitz des Namens der Mohren läßt; wiewohl ursprünglich Maur und Mohr einerlei ist.

8.

Merlin der Zauberer.

1777.

Die Geschichte dieses Wundermannes macht den Inhalt des ältesten unter den Romanen der Tafelrunde aus. Merlin spielt darin ungefähr die Rolle, die in Homers Gedichten die Götter spielen. Er ist der Erfinder und Urheber der Tafelrunde, und der immer (auch unsichtbarer Weise) gegenwärtige Rathgeber und Beschützer des Königs Artus und seines Ritterordens. Alles ist an ihm wunderbar, seine Geburt, sein Leben und sein Ende. Er war der Sohn einer tugendhaften Jungfrau und eines bösen Geistes, der sich ohne ihr Wissen im Schlafe zu ihr gethan hatte. Von seinem Vater empfing er die Gabe übernatürliche Dinge zu thun, sich in allerlei Gestalten zu verwandeln und das Künftige vorherzusehen. Von der Mutter hatte er vermuthlich die Neigung, von diesen Wunderkräften einen ziemlich menschenfreundlichen Gebrauch zu machen, ohne es gleichwohl in Absicht der Sittlichkeit seiner guten Dienste sehr genau zu nehmen; worin er dann wieder seinem Vater nachartete. Merlin faßte eine besondre Neigung zu dem König Uter Pandragon, und war ihm unter anderm in seiner Liebesangelegenheit mit der schönen Ygerne, Gemahlin des Herzogs von Tintodiel, so dienstlich, daß Ygerne, weil ihre Treue sonst nicht zu erschüttern war, von König Utern, auf eben die Weise wie Alkmena von Jupitern, betrogen, und zur Mutter des nachmaligen Königs Artus gemacht wurde. Merlin, der diesem Artus solchergestalt zur Existenz verholfen, hielt sich

für verbunden, nun auch alles Uebrige für ihn zu thun, was ihn zum größten König seiner Zeit machen könnte. Er sorgte für seine Erziehung, verhalf ihm zu dem fatalen Zauberschwert Escalibor und zur Brittischen Krone, leistete ihm in seinen ersten Kriegen gegen seine Vasallen, bald in Gestalt eines Bauerknechts, bald eines Hirsches mit fünf Geweihen, bald eines häßlichen Zwergs, bald eines Harfenspielers u. s. w., großen Beistand, setzte ihn in den ruhigen Besitz seines Reichs, und krönte endlich alle seine Verdienste dadurch, daß er die seit König Uters Tode verlorne Tafelrunde nach Kramalot zauberte, und dadurch den König Artus zum Stifter eines Ordens machte, der, unter Merlins Schutze, der Vereinigungspunkt der Brittischen Helden wurde, besonders derjenigen, von denen König Artus am meisten zu besorgen gehabt hätte. Einige Zeit hernach verschwand Merlin gänzlich in Britannien, und es blieb nichts von ihm übrig als seine Stimme, die sich im Walde von Brozeliand aus einer mit Weißdorn bewachsenen Grotte hören ließ, und denen, die sich der Zukunft wegen bei ihr Raths erholten, Antwort gab. Die Zauberin oder Fee, Viviane, seine Freundin, sonst in den Romanen der Table Ronde La Dame du Lac genannt, war, wider ihren Willen, Ursache an dieser Bezauberung. Merlin hatte ihr das geheime Mittel, wodurch solche bewirkt werden könnte, in einem von den Augenblicken, wo man nichts Geheimes für eine Freundin hat, geoffenbart. Viviane, die es unglaublich fand, und von Merlins Macht, wie es scheint, eine zu große Meinung hatte, kam auf den Einfall, es in aller Stille an ihm selbst zu probiren; aber der Zauber wirkte, zu ihrem großen Leidwesen, so gut, daß er weder von Merlin selbst noch irgend einer andern Macht wieder gehoben werden konnte. So wie an der ganzen Geschichte des Königs Artus

und der Tafelrunde, so ist auch an der Geschichte dieses Merlins unstreitig etwas Wahres; aber was daran wahr ist, von dem Fabelhaften scheiden zu wollen, möchte wohl vergebliche Mühe seyn. Die Vermuthung, daß er ein geschickter Natur- und Mathematik-Verständiger gewesen, und dadurch zu der Meinung der spätern Zeiten von seinen Wundergaben und zu den Dichtungen der Romanschreiber des 12ten und 13ten Jahrhunderts Anlaß gegeben, mag wohl der Wahrheit am nächsten kommen. Die Prophezeyung, womit man sich unter Merlins Namen trägt, und über welche ein Maleferiatus in England im Jahre 1641 einen großen Commentar in 4to herausgegeben, sind, aller Wahrscheinlichkeit nach, untergeschoben. Doch müssen sie ziemlich alt seyn, weil schon der größte Doctor Universalis (wie man ihn nannte) Alanus ab insulis, ein Mönch von Clairvaux, und ein großer Schriftsteller seiner Zeit (d. i. der andern Hälfte des 12ten Jahrhunderts), sieben Libros Explicationum über diese Weissagungen geschrieben, welche im Jahre 1649 zu Frankfurt am Main, unter dem Titel Ambrosii Merlini Britanni Vaticinia etc. gedruckt worden sind. Die berühmte Königin Karolina hat Belieben getragen, Merlins Andenken durch Wiederherstellung seiner Grotte im Park von Richmond, und ein Brustbild, so sie ihm daselbst setzen lassen, zu erneuern. Die Beschreibung davon findet sich in den Rarities of Richmond, oder exact description of the Royal Hermitage and Merlins Cave, with his Life and Prophecies. Vol. I. IV. London 1736. 8.

9.

Moral der Natur.

1789.

Die zwei angelegensten Wünsche, worin alle Menschen übereinkommen, sind: gesund und glücklich zu seyn. Zu beiden hat uns die Natur Anlage und unerschöpfliche Hülfsquellen gegeben, und beides in den unzählbaren Individuen, die zusammen den Menschen ausmachen, unendlich vermannichfaltigt. Beides ist nicht ganz in unserer Gewalt, und hängt doch in den meisten Fällen und größtentheils von unserm Verhalten ab. Alles in und außer uns ist in unaufhörlicher Bewegung, beides zu erhalten und — zu zerstören. Beides ist ordentlicherweise das Resultat eines der Natur gemäßen Lebens, und kann daher auf Regeln zurückgeführt werden, die so nothwendig sind als die Natur selbst.

Der bloße Naturmensch befolgt diese Regeln, bald durch den sanftern Zug der innern Nothwendigkeit, bald vermöge des gewaltsamern Dranges der äußern, ohne sich derselben deutlich bewußt zu seyn; er lebt, ohne zu ahnden, daß es eine Kunst zu leben gebe, lebt gesund und glücklich, ohne sich etwas von einer Theorie gesund und glücklich zu leben träumen zu lassen.

Diese Entdeckung macht er erst, wenn er auf der höhern Stufe des geselligen Standes und der Cultur, mitten unter dem neuen, erhöhten und vervielfältigten Lebensgenuß, der ihm dadurch zu Theil wird, auch die unzähligen Uebel aus Erfahrung kennen lernt, wovon der rohe Sohn der Natur nichts wußte, und welche größtentheils unvermeidliche Folgen eben dieser Ausbildung und Verfeinerung sind, die so viel

Schönes und Angenehmes, Gutes und Großes in das menschliche Leben brachte.

Die Moral der Natur, oder die Theorie der Kunst uns selbst so glücklich zu machen, als der Mensch unter gegebenen Umständen durch sich selbst werden kann, ist, eben so wie die Diätetik und Heilkunst, eine Tochter der Nothwendigkeit, der, unter den Folgen der Policirung und Unterdrückung, der Cultur und übermäßigen Verfeinerung leidenden, Humanität zu Hülfe zu kommen. Beide Künste steigen in eben dem Maße, wie die Menschheit auf der einen Seite vollkommner, und auf der andern elender wird; beide werden in den verschiedenen Mittelstufen von Barbarei und Cultur, wodurch das menschliche Geschlecht gehen muß, auf tausendfältige Art verfälscht und verunstaltet, von schädlichen Vorurtheilen und Wahnbegriffen verdunkelt, und mit quacksalberischen Mitteln oder aus Uebel ärger machenden Methoden belästiget; und beide nähern sich ihrer höchsten Vollkommenheit, wenn die künstliche Verfeinerung der Menschheit so weit getrieben worden ist, daß die Extremitäten sich gleichsam wieder berühren, und die Nothwendigkeit nach der Natur zu leben endlich selbst dem verdorbenen, aber für das Schöne empfindlichen und über das, was ihm gut oder böse ist, aufgeklärten Menschen in die Augen springt.

Hieraus erkläre ich mir zum Theil die große Sensation, die Meisters Werk von der natürlichen Moral (welches, vermöge eines Zusammenflusses zufälliger Ursachen, durch meine Vermittlung in einem Deutschen Gewand erscheint, *) in der

*) Von der natürlichen Moral. Aus dem Französischen des Herrn M(eister) von Herrn Sch(ultheß) übersetzt. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. M. Wieland. Leipzig bei Göschen 1789.

Hauptstadt der geistvollsten und frivolsten Nation der Welt, gemacht hat. In der That scheint es ganz besonders für die moralischen Bedürfnisse der höhern Classen der Bewohner dieser einzigen Stadt ausgerechnet zu seyn, welche alle Vorzüge und Nachtheile, alle Herrlichkeiten und alle Gräuel, wodurch sich Babylon und Alexandrien, Athen und Antiochia in der alten Welt auszeichneten, in ihrem ungeheuern Umfang vereiniget. Nie, sagt ein scharfsinniger und beredter Beurtheiler desselben im Journal von Paris, nie hat man vielleicht das, was in den reinsten Gefühlen der Menschheit sich mit einer aufs äußerste getriebenen Civilisation verträgt, besser aufgefaßt, nie das, was so sehr im Widerspruche zu stehen scheint, die einfältigste Natur mit den feinsten Nuancen conventioneller Begriffe und erkünstelter Empfindungen, so gut zusammengereimt. Dieses Buch ist das Gesetzbuch des rechtschaffenen Mannes mitten unter dem Luxus und den Künsten, des Mannes, der von allem Gebrauch zu machen weiß, ohne die Quellen von Glückseligkeit zu trüben, die wir nach dem Willen der Natur ihr allein sollten zu danken haben. Dieß scheint uns den unterscheidenden Charakter dieses kleinen Werkes auszumachen, und ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Moralisten, die man öfters wieder liest, zu versichern.

Wenn das, was in diesem Urtheile zum unterscheidenden Charakter dieser natürlichen Moral gemacht wird, geschickt ist, ihr auch unter uns in den höchsten Classen geneigte Leser zu verschaffen, so ist es doch weder das Einzige, noch, in meinen Augen, das höchste Verdienst dieses kleinen Buches. Das, was ich ganz vorzüglich daran schätze, ist, daß es durchaus ein unverfälschter Abdruck der Seele seines Verfassers, und rein von aller declamatorischen Energie oder empfindsamen Ziererei, eben so sehr ein Werk seines Herzens als seines

Verstandes zu seyn scheint; daß er bei aller Freiheit des Geistes, die eine natürliche Folge der Aufklärung desselben ist, sich nie von der Achtung, die man den Anordnungen der bürgerlichen Gesellschaft, noch von der zärtlichen Schonung, die man der schwachen Seite der menschlichen Natur schuldig ist, entfernt. Seine Weisheit ist immer bescheiden, und seine Tugend verhält sich zu ihr wie eine schöne Tochter zu einer schönen Mutter, deren Ebenbild sie ist. Diese moralische Grazie, die in allen seinen Gesinnungen athmet, hat sich auch seinem Vortrag mitgetheilt, und seiner Schreibart einen keuschen absichtslosen Reiz gegeben, der seine Schrift, auch in dieser Rücksicht, mit den schönsten Producten des goldnen Alters der Französischen Literatur in eine Reihe stellt.

Ohne Zweifel kann es für den Verfasser nicht anders als schmeichelhaft seyn, daß ein Theil des Publicums den Geist und die Beredsamkeit eines der merkwürdigsten Männer unsrer Zeit, des berühmten Necker, in diesem Werkchen zu erkennen geglaubt hat.

Es ist, meiner Empfindung nach, von der Art, daß es, wie ehemals Epiktets berühmtes Enchiridion, ein Handbüchlein aller übeln und guten Menschen zu werden verdient.

10.

Juliane Morell.

1777.

Unter allen gelehrten Damen, deren das siebzehnte Jahrhundert eine ziemliche Anzahl aufweisen kann, scheint mir keine mehr Anspruch zu haben, das Gegenbild der Anna

Maria Schurmann zu seyn, als diese Nonne, die, vermuthlich, für die meisten Leser eine ganz neue Bekanntschaft ist.

Ich selbst muß offenherzig gestehen, daß ich Schwester Julianen auch bloß von Hörensagen, und (damit meine Beichte vollständig sey) bloß aus dem Eloge, das von ihr in der Bullardischen Académie des Sciences et des Arts, befindlich ist, kenne. Ihre Schriften mögen dermalen in Deutschland unter die sehr seltnen gehören; ich wenigstens habe nie etwas davon zu sehen bekommen. Gleichwohl wären mir ein paar Blätter aus ihren Exercices Spirituels sur l'Eternité lieber, als alle die pompösen Dinge, welche Herr Jacob Ignatius Bullard, der Sohn, in seinem Eloge von ihr sagt; denn ich bin fest überzeugt, daß eine Person nicht leicht ein paar Blätter schreiben kann, ohne daß man die substantielle Form ihrer Seele wenigstens eben so gut darin sollte wahrnehmen können, als — in dem besten Schattenriß.

Juliane Morell wurde im Jahr 1592 zu Barcelona geboren. Ihr Vater, der ein Mann von Condition und — ein halber Gelehrter war, hatte sich in den Kopf gesetzt: daß es eine große Herrlichkeit sey, der Vater einer gelehrten Tochter zu seyn. Er hatte also, sobald er Proben eines lebhaften Geistes an dem Mädchen wahrgenommen, nichts gespart, um sie dazu zu machen. Seine Mühe und Kosten schlugen bei Julchen so gut an, daß sie in ihrem dreizehnten Jahre ein Wunder von Gelehrsamkeit war. Denn sie verstand Hebräisch, Griechisch und Latein, auch die ganze Philosophie obendrein, in solcher Perfection (sagt Bullard), „daß sie in diesem zarten Alter Muth und Stärke genug in sich fühlte, die gelehrtesten Männer zu einem öffentlichen Kampf über die schwersten Probleme der Philosophie herauszufordern.“ Sie setzte also im Jahre 1606 zu Lyon (wo sich damals ihr

Vater aufhielt) einen öffentlichen Tag, und zwar den 16. Februar, als den Tag ihrer Namenspatronin, der heiligen Juliane, zu einem Actus Disputatorius an; und der Herr Papa — der, wie man deutlich sieht, an diesem ganzen schändlichen Fastnachtsspiele die meiste Schuld hatte — sparte nichts, die Farce vollständig zu machen. Das gute kaum dreizehnjährige Mädchen bestieg mit Trompetenschall, in einem Capuciner-Habit, die Katheder, und disputirte in Gegenwart einer großen Menge ehrwürdiger Prälaten, Philosophen und andern gelehrten und ungelehrten Volkes — mit Hülfe der damals noch im Schwange gehenden scholastischen Terminologie — über Dinge, wovon sie nichts verstand, mit bartreichen Männern mit und ohne Capuz, die noch weniger davon verstanden; disputirte sie alle zu Boden, und erhielt von Meister Antoni Formel, der heiligen Gottesgelahrtheit Doctor, auf der Stelle das Zeugniß, daß seit den Tagen Noä kein Mädchen wie Juliane Morell von einem Weibe geboren worden sey. Die Sache machte damals groß Aufsehens im ganzen gelehrten Europa, und es regnete von allen Seiten Gratulationen in Prosa und Ligata. Was mich in der Meinung bestärkt, daß die gute Juliane die unschuldigste Person bei diesem gelehrten Possenspiel gewesen, ist der Umstand, daß sie — nicht, weil die Welt nicht würdig war sie zu besitzen (wie Ignatius Bullard meint), sondern vermuthlich in Kraft einer Sinnesart, die der liebenswürdigen Schurmannin ihrer ähnlich war, bald darauf zu Avignon in ein reformirtes Kloster der heiligen Praxeda, Dominicaner-Ordens, ging, und ihr übriges Leben mit Gedanken und Beschäftigungen zubrachte, die sich für diesen, von ihr erwählten, Stand schickten. Hier publicirte sie ihre obgemeldten geistlichen Uebungen, und eine Französische Uebersetzung und Auslegung der Vita Spiritualis des heiligen

Vincenz Ferrier, eines 50 Jahre zuvor kanonisirten Predigers ihres Ordens, von welchem, unter andern Wunderwerken, erzählt wird, daß er 35,000 Juden, 800 Muhammedaner und 100,000 böse Christen, in Summa hundert und dreiundvierzig Tausend arme Seelen durch seine Predigten bekehrt habe, und (was das Wunder noch glänzender macht) ohne in seinem Leben eine andere als die Catalonische Landsprache gesprochen zu haben.

Dieß, L. L., ist ungefähr alles was ich euch von Schwester Julianen sagen kann. Eines von ihren angezeigten Büchlein würde uns aber Gewißheit geben können, ob und inwiefern meine Vermuthung über ihre Seelenähnlichkeit mit der Schurmannin gegründet seyn möchte. —

Pater Baldewein Cabillau, Jesuit, ein lateinischer Versifer des siebzehnten Jahrhunderts, um auch seines Orts etwas zur Verpfuschung der armen Juliane Morell beizutragen, hat ein Epigramm, oder Sinngedicht, wie sie's nennen (als ob in Epigrammen allein oder mehr Sinn seyn müßte als in andern Versen), auf sie gemacht, worin er sagt: „Sie spreche „Latein wie Cicero, Griechisch wie Demosthenes, und wenn „sie vollends gar Hebräisch rede, so fließ' es ihr vom Munde „wie Balsam mit Safran." — „Was zum Daus sind die „Weiber für Geschöpfe — fährt P. Baldewein fort: „Wer „sollte denken, daß es möglich wäre? Drei gedoppelte Männer „verschließt eine Jungfrau in ihrer einzigen Brust!" — Das nenn' ich doch ein Sinngedicht und ein Lob!

Noch will ich beiläufig zu bemerken nicht ermangeln, daß, lange vor unsrer Juliane, bereits drei Schwestern Morell auf einmal unter den gelehrten Damen des sechzehnten Jahrhunderts figurirt haben, deren Vater Jean Morell Sieur de Grigey war, ein Zeitgenoß und Freund des Erasmus,

wiewohl er diesen um mehr als 50 Jahre überlebt hat. Da diese Mädchen Griechische und Lateinische Verse machten, überdieß ihrer Drei, und Schwestern waren, auch gar ominöse poetische Namen führten (denn die älteste hieß Camilla, die zweite Lucretia und die dritte Diana), so kann man sich vorstellen, was die Sinngedichtmacher ihrer Zeit für gutes Spiel gehabt haben. — Der Name Morell scheint mir so glücklich zu seyn, daß ich kaum zweifle, es werden sich, bei genauerm Nachforschen, noch mehr gelehrte, witzige und kunstreiche Damen dieses Namens vorfinden, und irgend ein Literateur werde uns bald mit einer förmlichen Disputation von gelehrten Morellinnen beschenken können — wenn's etwa nicht gar schon geschehen ist.

11.

Thomas Morus.

1777.

Wer weiß nicht, daß Sir Thomas More einer der vortrefflichsten, geschicktesten, rechtschaffensten Männer seiner und jeder andern Zeit gewesen; — daß er, ohne andre Schwingfedern als seine persönlichen Verdienste, von der niedern Stufe eines Privatadvocaten nach und nach (und sehr wider seine Neigung, die mit dem Hofleben fast unverträglich war) bis zur Würde eines Großkanzlers von England unter dem König Heinrich VIII gestiegen; daß er auf diesem Platze, wo ein Jahrhundert später ein andrer großer Mann (wiewohl von ganz andern Seiten groß), der Lord Bacon von Verulam,

seinem Charakter unauslöschliche Flecken zugezogen, die veralteten und kaum noch glaublichen Tugenden der Aristiden und Phocione wieder lebendig dargestellt; daß er in einer so großen Würde, an einem sehr verderbten Hofe, unter einem ausschweifenden, launigen, eigenmächtigen und tyrannischen Fürsten, die größte Einfalt der Sitten, und die höchste Lauterkeit, Wahrheit, Stärke und Freiheit der Seele immer beibehalten; daß er endlich sein Amt, aus geheimen Ursachen, die, was sich auch dagegen einwenden läßt, ihren Grund in seiner Gewissenhaftigkeit, Frömmigkeit und reinen Vaterlandsliebe hatten, in einer Zeit, wo es beinahe unmöglich war, einer höchst fatalen Collision von Pflichten auf andre Weise auszuweichen, freiwillig niederlegt, und daß er drei Jahre drauf (im Jahr 1535) seine unbiegsame Treue gegen innere Ueberzeugung von Wahrheit und Recht mit seinem Blute versiegelt hat? — Ich werde also nur einige Anekdoten aus den von Dr. Ferdinand Warner vor mehrern Jahren herausgegebenen Memoirs of the Life of Sir Thomas More mittheilen, die das Individuelle in seinem Charakter — in welchem die strenge Tugend eines Stoikers mit dem zärtlichsten Menschen- und Hausvatergefühl, und die aufrichtige Frömmigkeit des Christen mit der glücklichsten Jovialität und Gutlaunigkeit vereint waren — besser zu fühlen geben, als alles was ich in einer studirten Charakterschilderung davon sagen könnte.

Den Tag nachdem er das Siegel übergeben (wovon seine eigne Familie kein Wort wußte), ging er, wie gewöhnlich, da es ein Feiertag war, in die Chelseakirche mit seiner Frau und Töchtern, und als die Messe vorüber war — da sonst der Kammerdiener seiner Gemahlin zu sagen pflegte, der Kanzler wäre aus der Kirche — ging er selbst an die Kirchenstuhlthür, und sagte mit einer tiefen Verbeugung:

„Madame, Mylord ist fort.“ *) Da sie seine Scherzhaftigkeit kannte, und dieß für einen Spaß hielt, achtete sie nicht weiter darauf, bis er ihr unterm Heimgehen versicherte, was er gesagt habe, sey im Wortverstande wahr, indem er den Tag zuvor sein Amt als Lord-Kanzler dem Könige zurückgegeben. Wie sie nun sah, daß es sein Ernst sey, und als eine ziemlich weltgesinnte Frau den äußersten Verdruß darüber empfand, antwortete sie nach ihrer gewohnten Art: „Tilly Welly, was wollt Ihr nun anfangen, Herr More? Wollt Ihr Euch nun hinsetzen und Gänschen in der Asche machen? **) Was, ist befehlen nicht besser, als gehorchen?“ More, um die üble Laune, worin er seine Frau sah, zu zerstreuen, fing an, an ihrem Putze was auszusetzen; und da sie ihre Töchter darüber schalt, daß sie es nicht bemerkt hätten, und diese versicherten, es fehle nichts: erwiederte er mit großer Lustigkeit: „Seht ihr nicht, daß eurer Mutter Nase ein wenig schief steht?“ — „Man muß gestehen (sagt der Englische Autor, aus dem dieß genommen ist), daß dieß ein geringfügiger Umstand in dem Leben eines so großen Mannes ist. Aber der Leser muß bemerken, daß die Charaktere der Menschen am besten aus Kleinigkeiten erlernt werden. Es wird hier angeführt zu zeigen, daß seine scherzhafte Laune ihm natürlich und ungezwungen war, und daß Macht, Ehre, und

---

*) Mylord is gone. Der Scherz liegt in dem Doppelsinn der Redensart welche beides sagt: Mylord ist gegangen (nämlich aus der Kirche), und der Mylord hat (bei mir) ein Ende; ich bin kein Mylord mehr. Denn da er nur ein Ritter war, so hieß er nur Mylord so lange er wirklicher Lord-Kanzler war.

**) Will you sit and make Goslings in the Ashes — Ich gestehe, daß ich diese triviale Redensart nicht verstehe; vermuthlich wird irgend ein Kinderspiel dadurch bezeichnet.

große Einkünfte, wenig Reiz für den Mann haben mußten, der sie mit einem so leichten und fröhlichen Herzen weggeben konnte." — Die erste Sache, die er nach der Uebergabe seines Amtes vornahm, war, allen seinen Leuten Bedienstungen unter dem Adel und den Bischöfen zu verschaffen; damit sie auf keine Weise durch ihn leiden möchten. Nachdem dieses zu seiner Zufriedenheit geschehen war, rief er alle seine Kinder und ihre Ehegatten zusammen (denn sie wohnten alle in Einem Hause), und sagte ihnen: er könnte jetzt nicht mehr, wie er zeither gewohnt gewesen, und gerne ferner thun wollte, allen ihren Aufwand allein bestreiten; was sie also thun wollten, damit sie ferner bei einander bleiben könnten, wie er sehr wünschte? Da sie alle stille schwiegen, sagte er ihnen: „Ob er gleich von der niedrigsten bis zu der höchsten Civilstufe wäre erhoben worden, so hätte er doch jetzo wenig über hundert Pfund jährliche Einkünfte; so daß, wenn sie bei einander bleiben sollten, sie sich künftig gefallen lassen müßten, ihren Antheil beizutragen" — Ungeachtet der König ihn in den wichtigsten Diensten für sich selbst und das Königreich, während des besten Theiles seines Lebens gebraucht, hatte er doch die Gelegenheit sich zu bereichern so wenig zu Nutze gemacht, daß alles liegende Gut, das er jemals gekauft (und er kaufte es ehe er Lord-Kanzler wurde), nicht über den Werth von zwanzig Mark betrug. Und als nach der Uebergabe dieses Amtes alle seine Schulden bezahlt waren, so behielt er an Gold und Silber (seine Kette ausgenommen) nicht den Werth von hundert Pfund übrig — Und dieß alles (was wohl zu merken) bei der simpelsten und beinahe bäurischen Lebensart, die er auch in seinem höchsten Glücke beibehielt.

Die Scene zwischen ihm und seiner Tochter, nach seiner Verurtheilung zum Tode, zeigt ihn von einer andern nicht

weniger interessanten Seite. Als er auf eine feierliche Art von dem Gerichtshof Abschied genommen, wurde er nach dem Tower zurückgeführt, und das Beil vor ihm hergetragen, wie in solchen Fällen gewöhnlich ist. Da er an die Pforte des Tower kam, so wartete da seine Lieblingstochter Mistreß Roper, weil sie glaubte, dieß würde die letzte Gelegenheit seyn, die sie jemals haben würde, ihn zu sehen. Sobald sie ihn erblickte, brach sie durch das Gedränge und die Wache, die ihn umgab; und nachdem sie auf ihren Knien seinen Segen erhalten, umarmte sie ihn inbrünstig vor ihnen allen; und unter einem Strome von Thränen und tausend Küssen der Zärtlichkeit und Zueignung, da ihr Herz vor Schmerz brechen wollte, waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte: „mein Vater! o mein Vater!“ — Wenn irgend etwas seine Standhaftigkeit erschüttern konnte, so mußte es dieses seyn. Aber er faßte sie nur in seine Arme, und sagte ihr: „was er auch immer, obgleich unschuldig, leiden würde, geschäh' doch nicht ohne den Willen Gottes, dessen heiligem Verhängniß sie sich unterwerfen müßte; sie kennte alle Triebfedern seines Herzens gut genug, und sie müßte ihren Verlust geduldig ertragen.“ Sie schied nun von ihm. Aber kaum hatte sie sich auf die Seite gewandt, als sie im Drange des Schmerzens und der Liebe ihrer selbst nicht mehr mächtig blieb. Sie brach wieder plötzlich durch die Menge, lief zum zweitenmale auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, hing an ihm mit ihren Umarmungen, und weinte als eine die vor Jammer hätte vergehen mögen. Dieß war fast mehr als ein Mann zu ertragen vermochte (sagt der ehrliche Doctor Warner). Morus sprach kein Wort; aber die Thränen flossen ihm in großer Menge von seinen ehrwürdigen Wangen herab; bis sie endlich den letzten Kuß nahm, und sich von ihm wegriß.

Dieß war in seiner ganzen Todesscene der einzige Augenblick, wo sein Muth ihn zu verlassen schien — und was wäre der Stoiker — der nicht in einem solchen Augenblick — ganz Mensch, ganz Vater wäre?

Seine Utopia, das berühmteste und merkwürdigste seiner Werke, ist zugleich das, worin der Charakter seines Geistes und Herzens sich am lebendigsten abgedrückt hat. So bekannt sie aber dem Namen nach ist, und so oft und in so mancherlei Sprachen sie übersetzt worden, so sind doch wenige, die das Original gelesen, und noch wenigere, die es als einen Abdruck seines Urhebers gelesen haben. *)

*) Wieland war Willens, von diesem philosophischen Roman (de optimo reipublicae statu, deque insula Utopia, Basel 1518. 4.) eine Charakteristik zu entwerfen, allein es ist, leider! bei dem bloßen Vorsatz geblieben.

Digitized by Google

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Sechsunddreißigster Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vermischte Schriften.

Digitized by Google

Inhalt.

N.

Das Narren- und Eselsfest.

P.

1. Papst. Von der Titulatur: Haupt der Christenheit und Päpstliche Heiligkeit.
2. Theophrastus Paracelsus.
3. Parade.
4. Philosophie bei den Griechen und Römern.
5. Pirkhaimer.
6 Christine von Pisan und ihre Schriften.
7. Platon. Ueber etwas, das er gesagt haben soll und nicht gesagt hat.
8. Pompejus. Rechtfertigung eines schönen Wortes desselben.

R.

1. Die Wunderflasche des heil. Remigius.
2. Des Roches, Magdalene und Katharine, Mutter und Tochter.
3. Maria v. Romieu.

S.

1. Hans Sachs.
2. Sallustius.
3. Sarpi. Urtheil des Cardinals du Perron über ihn.
4. Schärtlin.
5. Schicksalstragödie.
6. Anna Maria von Schurmann. Nebst einem Auszug aus der Eukleria.
7. Algernon Sidney.

T.

1. Tafelrunde.
2. Tarpa. Was dieß für ein Ding ist.
3. Tibull.
4. Trésor de l'ame. Auszüge eines so betitelten merkwürdigen Buches aus dem 15ten Jahrhundert.

U.

Uebersetzungen.
a. An Herrn ***.
b. Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.
c. Uebersetzung des Lucrez.
d. Uebersetzung des Ariosto.
e. Uebersetzung des Tasso von Gries.

V.

1. Villeharbouin.
2. Ludwig Vives.
3. Voltaire.

W.

1. a. Weibliche Bildung.
b. Bei der Anzeige von Schillers historischem Kalender für Damen.
2. Christoph Martin Wieland. Unterredungen mit dem Pfarrer von ***.

X.

Xantippe.

Anhang.
Neujahrwunsch.
An Amelia Tischbein.
An Psyche.
La Philosophie endormie.
Unter unsern Großen ist kein Alexander und kein Richelieu, der die Chörile und Colletets der Dürftigkeit entrisse.
Woher, nach der Edda, die guten und schlechten Skalden oder Barden kommen?
Demoiselle oder Fräulein?
Reflexionen.
National-Poesie.
Verschiedenes über die Leser.
Wie man liest. Eine Anekdote.
Ein Gespräch zwischen Autor und Leser.

Miscellaneen.

Digitized by Google

N.

Das Narren- und Eselsfest.

Ein Beitrag zur Geschichte der Sitten und Gebräuche.

1784.

Das Narrenfest war vor Zeiten eines der größten Feste in Frankreich, welches in allen Haupt- und kleinen Kirchen mit der ärgerlichsten Ausgelassenheit gefeiert wurde. Es fiel gerade auf das Fest der Beschneidung, welches damals noch nicht der Neujahrstag war; man fing aber schon vom Stephans-Tage die löblichen Vorbereitungen dazu an. Gewiß kann nicht leicht etwas Sitten und Geist der damaligen Zeiten in ein helleres Licht setzen, als das Rituale dieser Saturnalien. Hier ist es.

Zuerst wählten die Priester Einen unter sich zum Narren-Bischof, dem sie den völligen Bischofsstaat anlegten, und ihn dann mit großem Pomp in die Kirche führten, wo er mit der Inful auf dem Haupte und dem

Bischofsstabe in der Hand Messe lesen mußte. Nach der Messe wurde ihm, in der Kirche selbst, ein großes Gastmahl aufgetragen, wobei es dann bügelhoch unter den geistlichen Herren herging. Sie sangen, tanzten, besoffen und schlugen sich in der Kirche, daß sehr oft das Blut darnach lief.

In der Vesper gab's den zweiten, nicht minder saubern, Act der Farce. Die niedere Klerisey nämlich besetzte diesen Tag die ersten Plätze im Chor. Wenn es nun in dem Magnificat an den Versikel kam: deposuit potentes de sede etc., er hat die Mächtigen vom Sitze gestürzt und die Niedern darauf erhoben: da ging der Lärm aufs neue an. Man wiederholte den Versikel wohl funfzehn- bis zwanzigmal mit so unsinnigem Geschrei und Händeklatschen, als wenn die Kirche ein wahres Tollhaus gewesen wäre. Nach der Vesper maskirte sich alles. Der Herr Narren-Bischof wurde nun auf einen Wagen gesetzt und im Triumph durch alle Gassen der Stadt geführt. Seine Begleiter sangen dabei die üppigsten und schändlichsten Gassenhauer, und trieben tausend Stocknarren-Streiche den Pöbel zu amusiren. Diese ärgerliche Farce war noch unter Karls VII Regierung in vollem Gange, so viel sich auch der Römische Stuhl und rechtschaffene Prälaten Mühe gaben sie auszurotten.

Ein würdiges Gegenstück dazu ist das Eselsfest, das dem Geiste jenes Jahrhunderts der Brutalität nicht minder Ehre macht. Es wurde folgendergestalt gefeiert. Man putzte einen Esel herrlich und prächtig an, setzte eine junge Dirne darauf, und führte sie und ihn in diesem Aufzuge mit großer Ceremonie in die Kirche neben den Altar. Nun fing

der Priester, wenn er sich zum Volke umkehrte, statt seines gewöhnlichen Dominus vobiscum, aus vollem Halse an zu yanen, ya! ya! ya! und der ganze Chor antwortete drauf aus vollem Halse: ya! ya! ya!

Ainsi s'amusaient nos bons ayeux! sagte der ehrliche Franzose, dem ich diese Kirchenanekdote nacherzähle.

P.

1.

Papst.

Von der Titulatur.

Haupt der Christenheit und päpstliche Heiligkeit.

Aus einer handschriftlichen zuverlässigen Nachricht.

1783.

Auf dem Reichstage zu Speyer 1526 wurde unter andern eine Gesandtschaft an den damals in Spanien sich aufhaltenden Kaiser Karl V beschlossen, und für die Abgesandten (damals Oratoren genannt) eine Instruction projectirt. In dieser wurde der Kaiser Haupt der Christenheit, und der Papst päpstliche Heiligkeit benennet. Hierüber entstund bei den protestirenden Ständen die Frage: ob man sich ihrerseits auch mit gutem Gewissen dieser Titulatur bedienen könne?

Man schien es zwar mit diesem Zweifel bloß auf das Gewissen zu nehmen; dieses war aber damals oft so sehr in Politik verflochten, daß man nicht nur eines geistlichen, sondern

auch eines weltlichen Rathes Gutachten in der Sache erstatten zu lassen für gut fand.

Der weltliche Rath gab in seinem schriftlich ausgestellten Bedenken an, daß er nicht glauben könne, wie dadurch gesündigt würde, wenn man den Kaiser das Haupt der Christenheit, und den Papst päpstliche Heiligkeit nenne. Denn es sey doch damit nicht also gemeint, daß der Kaiser ein anderes Haupt als ein weltliches, und der Papst auf eine andere Art heilig sey, als das ganze Römische Reich. Es könnten auch des Gegentheils Gedanken nicht seyn, den Kaiser für ein Haupt der geistlichen Christenheit auszugeben, und dieser werde sich dessen auch nicht anmaßen, weil es gegen den Papst nicht zu verantworten seyn würde. Ueberdieß wären es ja bloße Titel und keine Mysterien, so wie man etwa den König von Frankreich den Allerchristlichsten nenne. Also sey es ein ganz unnützer Zweifel, der aber doch Kaiserlicher Majestät empfindlich fallen könne, als wolle man ihr nicht die Ehre gönnen, ein weltliches Haupt der äußerlichen Christenheit zu seyn. Auf der andern Seite würden auch die Geistlichen des Papsts Titel nicht abbrechen lassen wollen; so daß dieser unbedeutenden Worte halber am Ende die gemeinschaftliche Abschickung ganz rückgängig werden könnte, welches sehr zu bedenken sey.

Der geistliche Rathgeber, Spalatin, blieb hingegen dabei, daß Christus allein das Haupt der Christenheit sey, darum solle die Ehre keiner Creatur gegeben werden. Ephes. 1, 22. 5, 23. Coloss. 1, 18. Er schlug also vor, statt Haupt der Christenheit zu setzen: einiges Haupt und Oberer des heiligen Römischen Reichs. Die päpstliche Heiligkeit müsse aber ganz wegfallen.

Ob diese Zweifel der Protestirenden damals am Reichstage öffentlich zur Sprache gekommen, und wie die Instruction der Gesandten noch eingerichtet worden, läßt sich nicht sagen; gewiß aber ist es, daß die beschlossene Gesandtschaft nicht vor sich gegangen.

So wenig sich übrigens in Deutschland das religiöse Interesse immer von dem politischen trennen läßt: so zufrieden kann doch ein ächter Deutscher darüber seyn, wenn die politische Dogmatik und dogmatische Politik jener Zeit immer mehr außer Gebrauch kömmt.

2.

Theophrastus Paracelsus.

1776.

Paracelsus verdient aus zwei Ursachen einen Platz unter den Worthies des 16ten Jahrhunderts: als ein Mann von außerordentlichem Genie, und weil er in der Arzneikunst Epoche gemacht. Heutiges Tages mögen freilich Wenige seyn, die ihn durch sich selbst kennen und mit dem Geiste, der in seinen Schriften webt, in Gemeinschaft stehen, und daß ein solcher ihm ein Denkmal errichtet, das seiner würdig sey, wünschte ich wohl vorzubereiten.

Alles an diesem Manne war ungewöhnlich und paradox, bis auf den Namen. Er nannte sich Philippus Theophrastus Bombast von Hohenheim, oder, statt dieses Geschlechtsnamens, Paracelsus. Sein Recht an den Namen Bombast von Hohenheim soll sich bloß darauf gegründet haben, daß sein Vater ein unehlicher Sohn eines Deutschen Herrn aus diesem ehemaligen edeln Schwäbischen Geschlecht gewesen. Paracelsus

Digitized by Google

wurde im Jahr 1493 zu Einsiedeln im Kanton Schwyz geboren,*) wo sein Vater damals die Arzneikunst trieb. Einige Jahre darauf zog er nach Kärnthen, und lebte dort bis gegen das Jahr 1525 in vielem Ansehen.

Galenus war damals den Aerzten was Aristoteles den Mönchen — ein unbekannter Gott, aber nur desto abergläubischer verehrt. Paracelsus wurde von seinem Vater von Jugend an zur damaligen Galenischen Heilmethode angeführt. Aber sein Geist war nicht dazu gemacht, auf der Heerstraße mit dem großen Haufen einherzutraben; und die Bücher, woraus er Wahrheit schöpfen sollte, schienen ihm löchrichte Cisternen die kein Wasser geben. Er sah das große Buch der Natur aufgeschlagen vor sich; er fühlte, daß ihm das geheime Alphabet, worin es geschrieben ist, nicht unverständlich war, warf seine Bücher weg, und zog aus in die weite Welt, um zu schauen und zu forschen; wallfahrtete per varios casus durch ganz Europa, und vielleicht noch weiter, und suchte überall alles auf, was ihn auf die Spur der Geheimnisse der Natur und Kunst leiten konnte. Er glaubte von jedem, der sich auf Erfahrung und That berief, etwas lernen zu können; Bergleute, Wurzelmänner, Zigeuner, Juden, Marktschreier und alte Weiber selbst, waren ihm nicht zu schlecht dazu. Daß er aber sogar nach Arabien und Aegypten gekommen, und dort in den Mysterien der Hermetischen Weisheit initiirt worden, wie van Helmont glaubt, scheint ohne Grund zu seyn; und wiewohl Paracelsus sagt: „er habe alle Winkel von Asien und Afrika durchkrochen,“ so hat das doch schwerlich mehr

*) Er war aus dem Flecken Gaiß gebürtig, und der Sohn eines Deutschen Ritters. Dieß versichert ausdrücklich Haller in Biblioth. Chirurg. I. 183. v. Murr.

auf sich, als wenn Gadriga versicherte, daß er in Wallfisches Bauche Leberklöse gekocht habe, denn es begegnete ihm ziemlich oft, wenn er in seiner marktschreierischen Laune war, das Ding, das nicht ist, zu sagen. *)

Mit diesen Reisen brachte er, anstatt die beste Zeit des Lebens auf Schulen zu verderben, seine Jugend zu; sammelte sich eine unendliche Menge Arcana, worunter freilich (wie in des großen Bacons Sylva Sylvarum) unächtes Zeug genug seyn mochte; und erwarb, was das Wichtigste war, in der Chymie, einer damals in Deutschland noch wenig bekannten Wissenschaft, große Kenntniß und Erfahrenheit. Dafür wußte er aber auch sehr wenig Latein und Griechisch, las nichts was andere vor ihm geschrieben hatten, und erfüllte sich mit dieser unbegränzten Verachtung der Galenischen Aerzte wovon alle Blätter seiner Schriften überfließen.

Man kann sich vorstellen, was für Aufsehen er machen mußte, als er nach seinen zehnjährigen Ulyssischen Wanderungen in die Schweiz zurückkam, und die Arzneikunst, auf bisher unbetretenen Wegen, mit einer ganz neuen Kunstsprache, mit neuen oder doch den Meisten ganz unbekannten Heilmitteln, und mit öffentlichster Verschmähung und Verwerfung der Galenischen Methode, und derjenigen, die außer ihr kein Heilmittel kannten, zu treiben anfing. Glückliche Curen zum Theil verzweifelter und für unheilbar gehaltener Krankheiten setzten ihn in kurzer Zeit in großen Ruf, und sein berühmtes Laudanum that Wunder, wenn man Helmonten und andern seiner Verehrer glauben will. Eine seiner ersten Curen von dieser Art verrichtete er an dem gelehrten Baselischen Buchdrucker Johann Froben, der an einem bösen Fuß so krank

*) So nannten die Swiftischen Huyhnms eine Lüge.

lag, daß ihn die Aerzte nicht anders als durch Amputation retten zu können glaubten. Paracelsus stillte die Wuth des Schmerzes durch sein Laudanum; und stellte den Patienten so weit wieder her, daß er zweimal wieder zu Pferde nach Frankfurt reisen konnte. Doch ist nicht zu verschweigen, daß Froben ein Jahr darauf an einem Schlagfluß starb, und daß viele, wo nicht die meisten Wundercuren unsers medicinischen Hercules (wie ihn Helmont nennt) nur Palliative, von keiner langen Dauer und oft schlimmen Folgen waren. Indessen bahnte ihm doch die besagte Cur den Weg zu einem öffentlichen Lehrstuhl und zum Physikat in Basel, dem er ums Jahr 1526 und einige Zeit darüber vorstund. Die Feinde und Neider, die er sich durch seine Lehrart, Curen und Intoleranz gegen die übrigen Aerzte zuzog; die Undankbarkeit seiner Patienten, die seine Belohnung nicht nach dem Werth einer in kurzer Zeit und mit der wenigsten Unlust wieder erlangten Gesundheit, sondern nach der wenigen Mühe, so sie ihn kostete, und nach der Kleinheit der Gläschen, die er ihnen zu schlucken gab, abmaßen; ohne Zweifel auch sein Hang zum herumschweifenden Leben trieben ihn bald wieder von Basel weg. Er hielt sich erst ein paar Jahre in Elsaß auf, lebte unter dem dasigen Adel in großem Ansehen, erwarb viel Geld, und gewöhnte sich an eine Lebensart, die einen gewöhnlichen Menschen gar bald zum Viehe machen würde, ihm aber in dem Geschäfte seines Geistes nicht hinderlich gewesen zu seyn scheint. Von da zog er über zehn Jahre in der Schweiz, in Schwaben, Bayern, Oesterreich, Mähren und Kärnthen umher, und starb endlich im Jahr 1541 zu Salzburg, wo er auf dem Gottesacker des Hospitals St. Sebastian begraben liegt. Auf seinem Grabsteine wird ihm nachgerühmt, daß er die Dira illa vulnera (den venerischen Aussatz, das

Podagra, die Wassersucht und andere unheilbare Krankheiten), durch seine wundervolle Kunst geheilet, und all' sein Vermögen den Armen vermacht habe.

Was allen außerordentlichen Menschen begegnet, dumm gelobt, und dumm getadelt zu werden, war auch Paracelsens Schicksal.

Seine Feinde begnügten sich nicht, ihn nur für einen unwissenden, verwegnen, heillosen Marktschreier und Saalbader auszugeben; sie sagten, er sey ein Zauberer und Atheist, habe den Teufel, und treibe die Krankheiten aus durch Beelzebub den obersten der Teufel. Seine Freunde priesen ihn als den größten Arzt und Wundermann seit Adam, nannten ihn den Deutschen Trismegist, und versicherten, daß er den Stein der Weisen gefunden habe, welches nach ihrer Meinung nichts Geringer's war, als den Hauptschlüssel zur ganzen Geister- und Körperwelt in der Tasche zu tragen.

Er selbst und seine Anhänger gingen unstreitig zu weit, da sie die Heilkunst zu sehr simplificirten, ihre chymischen Arzneien zu sehr universalisirten, und den menschlichen Körper zu einer völligen chymischen Werkstatt machten, worin ewig nichts als destillirt, sublimirt, aufgelöst, niedergeschlagen und cohabirt wurde.

Auf der andern Seite erkennen alle, die seine Werke gelesen haben und verstehen, daß er tiefe Einsichten in die metallurgische Chymie gehabt, und diese vornehmlich in seinem Tractat de Sulphure bewiesen; daß er, mancher mißlungenen Versuche ungeachtet, die meisten damals als unheilbaren Krankheiten, und unter diesen besonders die im ganzen Europa so schreckliche Verwüstungen anrichtende venerische Seuche, viel geschwinder als seine Galenischen Collegen durch seine aus

dem Metallreiche gezogenen viel wirksameren Mittel geheilt habe; und daß es Verdienst genug wäre, wenn er auch kein anderes um die Nachwelt hätte, als die Chymie in die Apotheken eingeführt und so viele herrliche Arzneimittel, als man in seinen Werken zerstreut findet, erfunden zu haben. Der berühmte Conring in seinem Werke de Hermetica Medicina, ist einer von denen, die dem Paracelsus die meiste Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. Seine Zeit konnte das nicht, da er eine Welt voll Gegner wider sich hatte, die er durch seine Unverträglichkeit, seine anomalische Lebensart, und selbst durch die Einmischung in die theologischen Händel seiner Zeit, und die besondern Meinungen, die ein Mann wie er nothwendig über die Religion haben mußte, immer im Athem erhielt.

Noch einen Umstand müssen wir berühren. Paracelsus war ein Weiberfeind, und sein Famulus Johann Operin, der seinen Sitten sonst nicht das beste Zeugniß gibt, versichert heilig von ihm, daß er der Venus in seinem Leben nie geopfert habe. Erastus und van Helmont geben eine Ursache davon an, die, wenn sie Grund hätte, diese Abweichung von der Natur hinlänglich rechtfertigte: nämlich, er sey, da er als ein Knabe in Kärnthen Gänse gehütet, durch einen Zufall combabisirt worden. Conring rechnet dieß unter die boshaften Verleumdungen seiner Feinde; gleich als ob es mehr Schande für ihn wäre, seine Zeugungskraft in der Kindheit verloren zu haben, als, ohne eine so triftige Ursache, ein Weiberfeind gewesen zu seyn.

Da sich keine einzige von des Paracelsus Schriften findet, welche vor seinem Sterbejahr 1541 erschienen, so ist sehr wahrscheinlich, daß er bei seinem Leben nichts davon hat

drucken lassen.*) Dieß ist um so mehr zu bedauern, da seine Schüler und Anhänger, Bodenstein, Alexander von Suchten, Dornäus, Thurnhäuser, Peter Severin, Croll, Scheunemann und einige andere, welche sich rühmen, daß Paracelsus ihr Meister gewesen, seine hinterlassenen Papiere in einer solchen Unordnung zum Drucke befördert haben, daß es unsägliche Mühe kostet, die Spreu von den Körnern zu scheiden, noch mehr die Formeln recht zu verstehen; denn unmöglich kann Theophrast bei seinen glücklichen Curen solche ungeheure Dosen von Arzneimitteln angewandt haben, als seine Nachfolger in seinen Schriften angeben. Unter diesen ragt besonders der Peter Severin hervor, welcher vieles aus seinem Gehirn zu den Theophrastischen Schriften hinzugefügt hat; wie davon folgendes zum Beispiel dienen kann: „dem Arzte ist nöthig zu wissen, daß im Menschen ist der Drachenschwanz, der Widder, die Polarare, die Mittagslinie, der Auf- und Untergang der Sonne u. s. w."

Dieser Meinung von der Unordnung und den Zusätzen in Theophrasts Schriften ist auch der schon genannte Gefährte Theophrasts, Johannes Operinus, wenn er in einigen Briefen an die Aerzte Solenander und Johann Wierus sich mit folgenden Worten darüber herausläßt: „ich muß mich in der That wundern, daß so viele Schriften zum Vorschein kommen, welche alle dem Theophrast zugeschrieben werden, und aus dessen Verlassenschaft seyn sollen; denn ich bin überzeugt, daß er den Inhalt einiger Schriften nie geträumt, geschweige denn wachend dergleichen gedacht habe.

*) Seine drei Bücher von der Wundarzneikunst kamen schon 1536 zu Ulm und 1537 zu Augsburg heraus. v. Murr.

Die beste Ausgabe seiner Werke ist die Genfer vom Jahr 1658 in 3 Bänden in Folio.

3.

Parade.

S. den Artikel: Bibliothek des Marquis von Paulmy.

4.

Philosophie bei den Griechen und Römern.

S. in Wielands Uebersetzung der Horazischen Briefe Bd. I. S. 39.

5.

Pirkhaimer.

1776.

Wilibald (oder Bilibald) Pirkhaimer stammte aus einem alten edeln Patricischen Geschlecht der Republik Nürnberg ab, und wurde im Jahr 1470 zu Eichstädt geboren, wo sein Vater, Johann Pirkhaimer, damals als bischöflicher Rath lebte. Dieser kam in der Folge bei Herzog Albert von Bayern, und zuletzt bei Erzherzog Siegmund von Oesterreich in gleichmäßige Dienste, wurde häufig in Geschäften verschickt, und

nahm überall seinen Sohn mit sich, um ihn von der ersten Jugend an zu praktischer Kenntniß der Welt und der Geschäfte anzuführen, und ihm den Geschmack an den letztern (wozu ihn Geburt und Naturgaben bestimmten) unvermerkt zur mechanischen Fertigkeit zu machen. Wilibald that sich in seiner Jugend vorzüglich in allen ersinnlichen Leibesübungen so hervor, daß er darin wenige seinesgleichen hatte. Seiner ersten jugendlichen Neigung nach würde er sich dem Soldatenstande gewidmet haben, wozu er bei Gelegenheit einiger Fehden des Bischofs von Eichstädt mit seinen Nachbarn ungemeine Fähigkeiten zeigte. Aber der Gehorsam gegen seinen Vater nöthigte ihn, sich auf die Rechtsgelahrtheit zu legen, und sich dadurch zu den bürgerlichen Staatsgeschäften tüchtig zu machen. Wilibald wurde zu diesem Ende nach Padua geschickt. Weil er aber da Gelegenheit fand, die Griechische Sprache zu lernen, und durch sie mit Schriftstellern bekannt zu werden, welche freilich für einen jungen Mann von Genie eine ganz andere Gesellschaft sind als die Bartolen und Balden; — so mußte er nach einem dreijährigen Aufenthalte zu Padua, der für die Entwicklung und Uebung seiner Geisteskräfte gewiß nicht besser hätte angewandt werden können, nach Pisa gehen, um unter den berühmten Rechtsgelehrten, Magnus, Lancelot und Decius, zweckmäßiger zu studiren. Dieß that er nun zwar mit vielem Fleiß; aber sein Geist war zu groß, um sich in den engen Kreis einer einzigen Wissenschaft hineinbeschwören zu lassen; und er erkannte zu wohl, daß ein wahrer Staatsmann den ganzen Cirkel der Menschheit umfassen muß, und von allem, was irgend eine Beziehung zum menschlichen Leben hat, nie zu gut unterrichtet seyn kann. Er übte sich also zugleich in allen übrigen Theilen der Gelehrsamkeit; immer aber blieb die Griechische Literatur sein

Lieblingsstudium; und er brachte es darin so weit, daß er eben so fertig Griechisch als Italiänisch sprach.

Im Jahr 1498, nachdem er die Würde eines Doctors der Rechte erlangt, berief ihn sein Vater (der sich nach Nürnberg in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen hatte) wieder nach Hause. Wilibald vermählte sich, wurde in den Rath zu Nürnberg erwählt, that sich bald in den Geschäften der Stadt und in wichtigen Verschickungen hervor; und weil er schon in den kriegerischen Spielen und Vorübungen seiner ersten Jugend besondere Fähigkeiten zum Militärstand gezeigt hatte, wurde er zum Obersten über die ansehnlichen Hülfsvölker gesetzt, welche die Stadt Nürnberg dem Kaiser Maximilian I zu seinem Zuge gegen die Helvetier (im Jahr 1499 und 1500) zu Hülfe schickte. In diesem, von Pirkhaimern selbst mit Xenophontischer Simplicität beschriebenen, Kriegszuge gewann er durch seinen lebhaften Geist, seinen Muth, seine Kenntnisse, und seine besondere Gutherzigkeit und Jovialität (Hauptzüge seines Charakters), die Liebe und das Vertrauen dieses herrlichen Kaisers, der nothwendig einen ihm selbst so ähnlichen jungen Mann liebgewinnen mußte.

Wilibald kam aus dieser (verunglückten) Expedition mit großen Empfehlungen vom Kaiser an die Republik Nürnberg zurück, trat wieder in sein voriges Civilleben ein, erwarb sich in verschiedenen Gesandtschaften an den Kaiser (der ihn zu seinem Rath erhob) Verdienste, und wurde dafür belohnt — wie die Ciceronen, Aristiden und Epaminondas und ihresgleichen immer belohnt worden sind.

Pirkhaimer, der jovialisch genug war, sogar auf das Podagra (das ihn bei zunehmenden Jahren plagte) eine scherzhafte Lobschrift zu machen, ließ sich zwar durch alle die Pfetze=

reien und Tribulationen seiner Neider, und der wackern Leute, denen er zu viel Verstand, zu viel Geschmack an Sachen, wovon sie nichts begriffen, zu viel Ruhm, zu viel Credit bei großen Fürsten, kurz zu viel Vorzüge hatte, nicht irre machen; doch trug es nicht wenig zu seinem Entschluß bei, nach seines Vaters Tode, da ihm auch die Verwaltung eines sehr ansehnlichen Vermögens und weitläufigen Hauswesens zufiel, seine Aemter niederzulegen, um sich selbst, seinen Freunden und den Musen, die er über alles liebte, zu leben. Doch ließ er sich einige Jahre darauf bereden, in seine vorige Laufbahn wieder einzutreten; wo er dann ferner unter Maximilian I und Karl V zu vielen Gesandtschaften, besonders auf Reichs- und Kreistäge, gebraucht wurde, sich durch seine Talente, Geschäftsklugheit und Beredsamkeit im ganzen Reich ein großes Ansehn erwarb, und vier Jahre lang der Republik wichtige Dienste leistete, die auch, allen Cabalen und Chicanen seiner Abderitischen Gegenpartei zu trotz, von der Republik bei vielen Gelegenheiten anerkannt und belohnt wurden; bis ihn endlich einige Jahre vor seinem Tode die zunehmenden Beschwerden seines Körpers (von dem er, ungeachtet seiner großen Mäßigkeit und Nüchternheit, viel leiden mußte) nöthigten, abermals um seine Entlassung zu bitten, und den Rest seines Lebens in der edeln Muße eines verdienstvollen Alters auszuleben; wiewohl auch da sein Haus immer das Ansehn einer Curia erhielt und seine weit ausgebreitete Wirksamkeit zum gemeinen Besten des Staats, der Kirche und der gelehrten Republik nur mit seinem Leben aufhörte.

Pirkhaimer hinterließ eine ansehnliche Bibliothek, viel schöne Manuscripte, alte Münzen und andre Ueberbleibsel der alten Kunst, wovon er viel Kenntnisse hatte. Dieser Schatz kam durch eine seiner Töchter in die Imhofische Familie.

Er liebte auch die Musik, und vorzüglich die Malerei; und der große Albert Dürer fand in ihm seinen vertrautesten Freund und eifrigsten Beförderer seiner Unternehmungen. Doch eben dieß war er für alle vortrefflichen Geister und wahren Gelehrten seiner Zeit. Er liebte, förderte, schützte und vertheidigte sie nach allen Kräften so lang er athmete.

Dieser edle wahrhaft große Staatsmann, Freund alles Schönen und Guten, und herzliche Feind aller Barbarei, Gleißnerei und Schurkerei, unter waserlei Masken sie sich auch verbergen mögen — starb im Jahr 1530 den 22. Dec., und das Schicksal war so gerecht und ließ ihn den letzten seines Geschlechts seyn.

Seine von Melchior Goldast gesammelten Schriften, besonders seine Briefe, und die Briefe der größten, gelehrtesten und besten Männer seiner Zeit, die den dritten Theil derselben ausmachen, nebst seiner von Konrad Rittershusen verfaßten Lebensbeschreibung, bieten den Stoff zu einem Denkmal für ihn dar, das der Bearbeitung eines Meisters würdig wäre.

6.

Christine von Pisan und ihre Schriften.

1782.

Das Andenken dieser im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert so berühmten Frau verdient vor vielen andern, die in der Geschichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, da sie durch ihren Charakter, ihre Schicksale und den Einfluß

ihres Geistes auf ihre Zeit noch immer so interessant ist, als sie es einst durch ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Werke für ihre Zeitgenossen war.

Sie erblickte das Licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr Vater, Thomas Pisani, oder von Pisan (wie ihn die Franzosen nennen), ein Bolognesischer Edelmann, war, was man damals einen Mathematiker hieß. Das Fach worin seine eigentliche Stärke lag, war Astrologie. Diese auf willkürliche Beziehungen und luftige Voraussetzungen gebaute Wissenschaft stand in diesem Jahrhundert, und noch in den beiden folgenden, in hohem Ansehen. Man dachte sich unter einem Astrologen einen Mann, der den Gipfel der menschlichen Erkenntniß erstiegen habe; der die Einflüsse der Gestirne nicht nur kenne, sondern sogar gewissermaßen zu lenken wisse; der mit eben so viel Gewißheit im Innersten der Herzen wie in der Zukunft lese, und Mittel besitze, sich die Geister der Hölle selbst dienstbar zu machen. Denn, wiewohl man einen Unterschied zwischen einem Astrologen und einem Zauberer machte; so vermischten sich doch meistens diese beiden Begriffe in der Einbildung des Volks, und die Großen waren über diesen Punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine Mann. Sie suchten einen Vorzug darin, solche Wundermänner an ihren Höfen zu haben *) und, wiewohl sie eben nicht dafür angesehen

*) Vielleicht ist der Hauptgrund, warum die Astrologie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bei den Königen so hoch angesehen war, mehr in ihrer Politik als in ihrem Aberglauben zu suchen. Die Könige saßen damals fast alle noch auf sehr schwankenden Thronen; ihre Vorrechte waren groß, aber ihre Macht klein; sie konnten wenig ohne den guten Willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger Lust hatten so theuer zu erkaufen wie ihre Vorfahren. Bei den ernstlichen, aber noch ziemlich unmächtigen

seyn wollten als ob sie alles glaubten: so ging's ihnen doch wie vielen, die aus Eitelkeit sich die Miene geben keine Gespenster zu glauben, aber doch für ihr Leben gern davon reden und erzählen hören; und, wenn die Zauberlaterne in ihrem Kopfe gelegenheitlich mit einer hübschen Anzahl solcher Mährchen angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen Haubenstock, den der Mond etwa auf eine zweideutige Art beleuchtet, eben so gut entsetzen, als — ob sie Gespenster glaubten.

Der Ruf von Thomas Pisani's großer Wissenschaft erscholl von Venedig aus, wo er sich eine Zeitlang als bestallter Astrolog der Republik aufhielt, in alle Lande, und zwei Könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, Ludwig von Ungarn und Karl V von Frankreich, bewarben sich zu gleicher Zeit um ihn. Karl, der sich durch seine Neigung zu Wissenschaften und Büchern *) den Beinamen des

---

Bestrebungen, das königliche Ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle Mittel gut, die zu diesem Zwecke führten; und Stützen, welche die heutige Staatskunst verachtet, weil sie jetzt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damals nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine Volk glaubte an Magie und Sterndeuterei. Die Könige eiferten also in die Wette, wer den größten Astrologen an seinem Hofe hätte; weil ihnen der Beistand eines solchen Mannes eine Art von Ueberlegenheit gab, die zwar bloß in der Einbildung des großen Haufens lag, aber gleichwohl nebenher gute Wirkung that. W.

*) Die Fürsten kamen in diesen Zeiten oft ziemlich wohlfeil zu sehr schönen Beinamen. Karl V von Frankreich verdiente den seinigen durch seinen persönlichen Charakter und durch eine der wohlthätigsten und ruhmwürdigsten Regierungen, womit dieses Reich jemals beglückt worden; und gleichwohl ist die Frage, ob er ihn, ohne seine besondere Liebe zu den Wissenschaften, erhalten hätte. Sein Vater, der König Johann, hatte ihm ungefähr eine Bibliothek von

Weisen erworben, erhielt den Vorzug. Thomas Pisani kam an seinen Hof und gefiel dem König so wohl, daß man ihm Vorschläge that, sich mit seiner Familie auf immer in Frankreich zu fixiren. Er bekam einen Platz im Staatsrath, und eine Pension von 100 Livres monatlich, welche nach jetzigem Gelde wenigstens siebenmal so viel betrugen, und damals eine mächtige Summe vorstellten. Die Achtung, welche Karl V für seinen Staats- und Cabinetssterndeuter trug, war so groß als sein Glaube an die Wissenschaft desselben. Denn wenn anders Christine von Pisan in ihrer Geschichte dieses Königs der Wahrheit getreu geblieben ist, so unternahm er nichts ohne den Rath seines Astrologen; wenigstens scheint die gute Frau selbst vollkommen überzeugt, daß er das Glück seiner Waffen, und die vortheilhafte Wendung, welche die Angelegenheiten Frankreichs unter seiner Regierung bekamen, größtentheils dem Rathe ihres Vaters zu danken gehabt habe. Es ist sehr möglich, daß sie hierin nicht zuviel sagt. Thomas von Pisan konnte, ungeachtet seiner astrologischen Schellenkappe, in allen andern Dingen ein sehr verständiger Mann seyn; und ein König

— 20 Bänden hinterlassen. Karl V vermehrte sie mit Mühe und großen Kosten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und kostbar eingedeckelt und mit Miniaturgemälden reichlich verziert waren. Astrologische, chiromantische, geomantische, alchymistische und medicinische Bücher, aus dem Arabischen übersetzt, machten, nebst vielen Chroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liedersammlungen, den Hauptstamm davon aus. Der König liebte diese Lecturen so sehr, daß in allen seinen Palästen und Lustschlössern Bücher seyn mußten. Sein Kammerdiener, Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze Sammlung. Wer mehr davon wissen will, findet es in des jüngern Boivins Abhandlung über die Bibliothek im Louvre u. s. w. im dritten Theil der Mém. de l'Acad. des Belles-Lettres. W.

wie Karl V war, würde gewiß nicht so viel auf ihn gehalten haben, wenn er das nicht gewesen wäre. Gleichwohl war das Vorurtheil für die geheime Philosophie in jenen Zeiten so groß, daß weder Karl von seinem Freunde Thomas, noch Thomas von seinem eignen Verstande, ohne seine Stärke in der Astrologie, eine so gute Meinung gehabt hätte.

So lange Karl V lebte, befand sich die Familie des Thomas von Pisan in den ansehnlichsten Umständen. Christine, seine Tochter, wurde, wie eine Dame von Stande, unter den Augen des Königs und ihres Vaters erzogen; und sobald sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, bewarben sich verschiedene Ritter, Ecuyers, und reiche Clercs *) um ihre Hand. Die Wahl des Vaters — qui repulast celui le plus valable qui le plus science avec bonnes moeurs avoit — **) fiel auf einen jungen Prud'homme aus der Picardie, Namens Stephan Ducastel. König Karl richtete die Hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem seiner Notarien und Geheimschreiber, und beehrte ihn mit einem Grade von Zuneigung und Vertrauen, der dieser Familie die schönsten Aussichten für die Zukunft öffnete.

Aber diese glückliche Lage verwandelte sich plötzlich durch den Tod des guten Königs, welcher im Jahre 1380 viel zu früh für das Glück seines Reichs, und derjenigen, die persönlich an ihm hingen, erfolgte. Pisani erfuhr das gewöhnliche Schicksal der alten Günstlinge unter einer neuen Regierung,

*) So hieß man damals alles was, nach dem neuern Styl, zur Nobiesse de robe gehört. W.

**) Der denjenigen für den Würdigsten hielt, der am meisten Wissenschaft und die besten Sitten hatte — sind Christinens eigne Worte. W.

zumal unter einem erst elfjährigen Thronfolger. Er verlor sein Ansehen mit dem größten Theile seines Gehalts; was man ihm noch ließ, wurde schlecht bezahlt; und Alters- und Leibesschwachheiten, durch Gram und Kummer unheilbar gemacht, legten ihn, wenige Jahre nach dem Tode seines erhabenen Wohlthäters, ebenfalls ins Grab. *) Ducastel, der nun das Haupt der Familie war, erhielt durch seine kluge Aufführung und den Credit, den ihm seine Ehrenstelle gab, alles noch in leidlich guten Umständen. Aber auch ihn raffte im Jahr 1389 ein frühzeitiger Tod aus den Armen einer liebenswürdigen Gattin, die dadurch, mit wenig Vermögen und drei unerzognen Kindern, in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren zur Wittwe wurde.

„Nun lag mir wohl ob, sagt sie, die Hände nicht müßig in den Schooß zu stecken, sondern sie rüstig an ein Werk zu legen, das mich freilich meine zärtliche vornehme Hoferziehung nicht gelehrt hatte, nämlich selbst die Führerin eines Schiffs zu seyn, das in einem stürmischen Meer ohne Steuermann geblieben war, ich meine, eines hülflosen Hauswesens in einem fremden freundlosen Land' und Ort. Sorgen und Bekümmernisse drangen haufenweis' auf mich ein — und, was das gewöhnliche Loos der Wittwen ist, Händel und Pro-

*) Christine macht, in ihrer naiven altwälschen Sprache, viel Rühmens von dem vortrefflichen Charakter ihres Vaters. Fürsten und Herren ehrten ihn (sagt sie) nicht nur wegen seiner Wissenschaften, worin er zu seiner Zeit und lange zuvor nicht seinesgleichen gehabt hatte, sondern vornehmlich wegen seiner Tugenden. Er war ein ächter Biedermann, edel, treu, wahr, großherzig und überall untadelig; man müßte ihm denn nur (sagt sie) seine allzugroße Freigebigkeit, vermöge deren er den Armen nichts abschlagen konnte, in Rücksicht auf seine eigne Familie zum Fehler anrechnen wollen. M.

cesse von allen Seiten; denn wer mir schuldig war, eilte was er konnte Forderungen an mich zu machen, damit ich ihm mit den Meinigen nicht zuvorkäme." Die arme Frau brachte etliche Jahre in allen Unruhen und Beängstigungen hin, welche die natürlichen Folgen einer solchen Lage sind; und nachdem sie unter den Händen der Justiz so unbarmherzig berupft worden war, daß sie sich oft kaum zu helfen wußte, zwang die eiserne Noth sie endlich eine Partei zu ergreifen, an welche sie in glücklichern Umständen vielleicht nie gedacht hätte. Sie zog sich eine Zeit lang ganz aus der Welt zurück, verschloß sich in ihr Cabinet, und suchte unter den Büchern, welche ihr Vater und ihr Mann hinterlassen hatten, die Studien wieder hervor, wozu sie in ihrer ersten Jugend angeführt worden war. Ihre Neigung zog sie vornehmlich zu Lecturen, welche die Einbildung beschäftigen; und, nachdem sie sich mit der Geschichte der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte, beschloß sie, die Fruchtbarkeit ihres eignen Geistes auf die Probe zu setzen, und zu versuchen, ob sie vielleicht als Dichterin und Schriftstellerin Aufsehen machen, und ihre Lage dadurch verbessern könnte.

Man denke, wegen dieser Veranlassung ihres poetischen Berufs, nicht desto schlimmer von der guten Frau! Einer der geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, Horaz, hatte keine bessere. Ist er nicht so aufrichtig, und gesteht selbst, daß ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, sondern die verwegne Dürftigkeit angetrieben habe, Verse zu machen?

Christine fing auch mit Versen an. Sie war vier und dreißig bis fünf und dreißig Jahre alt, als sie diese neue Profession ergriff; und ließ sich's so angelegen seyn, das gute Weib! daß — „ich (sind ihre eignen Worte) seit 1399 bis in dieses laufende 1405 Jahr, da ich noch nicht aufhöre, funfzehn

große Bände voll geschrieben habe, ohne die andern kleinen Dicties,*) die zusammen ungefähr siebzig Bogen in Folio ausmachen, wie der Augenschein ausweisen kann.“ Man sieht, die wackere wohlmeinende Frau that das Ihrige redlich. Aber der Erfolg schien anfangs ihren Hoffnungen nicht sonderlich entsprechen zu wollen. Wenigstens beklagt sie sich in einer Ballade, daß die Prinzen kein Ohr für die Muse hätten. Die Prinzen hatten freilich, wie man aus der Geschichte weiß, gerade in diesen Zeiten ganz was anders, wiewohl gewiß nichts Unschuldiger's, zu thun. Gleichwohl ließ sich Christine dadurch nicht abschrecken. Sie machte Balladen und Virelays, wie die Kinder im Dunkeln singen: anfangs, um ihre Sorgen und den Schmerz über den Verlust ihres lieben Mannes einzuwiegen, hernach zum Zeitvertreib, und zuletzt aus wirklicher Liebhaberei.

Unter der großen Menge von Liedern, welche sie in wenigen Jahren zusammenschrieb, waren auch viele Dits amoureux et gays, d. i. Lieder verliebten Inhalts, worin sie sich (wie sie selbst sagt) mit Hülfe der Einbildungskraft in fremde Lagen hineinsetzte, und Liebesschmerzen besang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem so sanften Herzen, wie das ihrige, leicht nachzuahmen waren — so leicht, daß Leute denen ihr Thun und Lassen nicht genau bekannt war, eben so leicht auf arge Gedanken kommen konnten. Wirklich schonte die Verleumdung ihrer nicht, wie sie im dritten Buch ihrer sogenannten Vision mit vieler Wehmuth selbst erzählt. „Wurde

*) Sie versteht unter Dicties oder Dits die kleinen Arten von leichter Poesie, die damals üblich waren, als da sind Balladen, Lays, Virelays und Rondeaux. Das Englische Ditty ist wohl das nämliche Wort mit einer Englischen Endung. W.

mir nicht gar (spricht sie) in der ganzen Stadt nachgesagt, daß ich wirklich im Ernst verliebt sey? Aber ich schwöre dir, meine Seele, der kannte mich wohl nicht und wußte nicht wer ich war, der dieß sagte oder glaubte! Auch war nie weder Mann noch lebendiges Geschöpf, das mich weder an öffentlichen Orten, noch in einem Privathause oder irgendwo nur gesehen hätte — wie der liebe Gott mein Zeuge ist! — Da kam's dann, wenn mir so was gesagt wurde, daß ich, als eine die sich unschuldig wußte, mich darüber verfärbte; zuweilen lächelte ich wohl auch dazu, und sagte bloß: Gott, und er (nämlich der angebliche Liebhaber) und ich wissen am besten, daß nichts dran ist." *) — Wie die Verleumdung boshaft zu seyn pflegt, so mag sie wohl nicht ermangelt haben, sowohl über die schamhafte Verwirrung als über das ruhige Lächeln der armen Christine ihre Glossen zu machen.

Inzwischen führte ihr das Schicksal mitten unter ihren mancherlei Bedrängnissen unverhofft einen edeln und liebenswürdigen Beschützer in dem Grafen von Salisbury zu, einem von König Richards II von England Lieblingen, welcher, bald nachdem Christine angefangen hatte als Dichterin bekannt zu werden, herüber kam, um eine politische Eheverbindung zwischen der siebenjährigen Prinzessin von Frankreich, Isabelle, und dem jungen König seinem Herrn zu negociren. Salis-

---

*) Ne fust il pas dit de moy par toute la ville, que je amoye par amours? Je te jure, m'ame, que icellui ne me cognosçoit ne savoit que je estoie; ne fust oncques homme ni creature née qui me veist en public ni en privé, en lieu ou il fust, et de ce me soit Dieu tesmoing que je dis voir (vrai) . . . Dont, comme celle qui ignocent me sentoye, aucune fois, quand on me le disoit, me troubloie, et aucune fois me sousrioie, disant: Dieu et icelluy et moy savons bien qu'il n'en est riens. W.

bury, ein junger Ritter dem alle Grazien hold waren, war auch ein großer Liebhaber von kleinen Poesien, und machte selbst sehr artige. Er bekam von Christinens Dicties zu sehen; sie gefielen ihm; er suchte die Bekanntschaft der Dichterin, und sie gefiel ihm vielleicht noch besser als ihre Verse. Kurz, er wurde ihr Freund; und er gab ihr den edelmüthigsten Beweis davon, indem er sich erbot, ihren damals dreizehnjährigen Sohn mit sich nach England hinüberzunehmen, und ihn mit seinem eignen erziehen zu lassen. Sie war eine zu gute Mutter um nicht in eine Trennung einzuwilligen, die ihrem Sohne so wichtige Vortheile versprach, und ihre Schriften sind mit häufigen Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weiß nicht, wer dem Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibliothèque universelle des romans geoffenbart haben mag, daß Salisbury in die schöne Christine par amours verliebt worden sey; und wo er den ganzen Detail des kleinen sentimentalischen Romans hergenommen hat, den sie miteinander gespielt haben sollen; er müßte denn geglaubt haben, in einem Werke, wie die Bibliothek der Romanen, sich bloß seines Rechts zu bedienen: indem er aus seiner eignen Einbildungskraft so viel hinzudichtete, als vonnöthen war, um eine unschuldige Freundschaft zu Liebe zu erhöhen. Unsere Dichterin mochte zwar damals noch eine ganz interessante Frau, und auch von Figur (nach ihrem Bildniß vor der Cité des Dames zu schließen) sehr liebenswürdig gewesen seyn. Gleichwohl sollte man, däucht uns, ohne entscheidende urkundliche Beweise, eine Frau von sechs und dreißig Jahren, die den Freuden der Welt entsagt und vermuthlich unter den Widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenstandes viel von ihren Reizungen verloren

hatte, nicht zum Gegenstand einer romanhaften Liebe gemacht haben. Die zärtliche Art, wie sie sich hier und da, wo in Versen und Prose die Rede von diesem Grafen ist, ausdrückt, hat weit mehr von der Dankbarkeit eines gerührten Mutterherzens als von einer geheimen übelverhehlten Leidenschaft in sich. Christine war überhaupt eine sanfte liebende Seele; und sie müßte keine Dichterin gewesen seyn, wenn ihre Empfindungen nicht Lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die Farbe der Leidenschaft anzunehmen. Aber ein großer Theil hievon muß doch auch auf Rechnung ihrer Sprache gesetzt werden, welche bei einer großen Naivetät noch unendlich weit von der Verfeinerung und Politur der heutigen entfernt war, und daher oft mehr zu sagen scheint als die gute Frau sagen wollte.

Christine war dazu bestimmt, ihrer Beschützer immer durch den Tod beraubt zu werden, bevor sie die Früchte ihrer Freundschaft einernten konnte. Jeder freundliche Strahl, den das Glück auf sie fallen ließ, schien der Verbote neuer Widerwärtigkeiten zu seyn. Der Graf von Salisbury verlor am Schluß dieses Jahrhunderts seinen Kopf in einem unglücklichen Aufruhr, den er (wie sie sagt) aus Liebe und Treue gegen seinen (von dem Usurpator Heinrich von Lancaster vom Throne gestürzten und auf eine höchst grausame Art ermordeten) Herrn, den König Richard II, mit mehr Eifer als Klugheit erregt hatte. Ihr Sohn wurde dadurch einer Stütze beraubt, die er jetzt, in einem Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren, am nöthigsten hatte.

Der neue König Heinrich IV (in dessen Charakter es war, sich mit den wenigsten Kosten so viele Anhänger und Lobpreiser zu erkaufen als möglich) nahm nicht nur den jungen Ducastel zu sich, und bewies ihm große Freundlichkeit

und Gnade; sondern ließ sogar die Mutter durch zwei Waffenherolde, die er nach Frankreich herübergeschickt hatte, unter großen Versprechungen zu sich einladen. Aber das edle Herz unsrer Dichterin konnte den Gedanken nicht ertragen, von einem Fürsten, den sie als den Mörder ihres Freundes und seines rechtmäßigen Königs betrachtete, Wohlthaten anzunehmen; und die Maxime,

Fra lo splendor del trono
Belle le colpe sono,

stand nicht in ihrer Moral. Sie lehnte also die Einladung des Brittischen Königs so höflich ab als sie konnte; und ruhte nicht, bis sie, wiewohl nicht ohne viele Mühe und Verlust, die Entlassung und Zurückkunft ihres Sohnes ausgewirkt hatte. „Und so (sagt sie) schlug ich dieses Glück für mich und meinen Sohn aus, und es reut mich dessen nicht; denn ich kann nicht glauben, daß es mit einem Manne, der gegen Ehre und Pflicht gehandelt hat, einen guten Ausgang nehmen könne."

Bald darauf schien das Schicksal sie für das Opfer, so sie bei dieser Veranlassung ihrer Rechtschaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen Beschützer belohnen zu wollen. Der Herzog von Burgund, Philipp der Kühne, nahm den jungen Ducastel in seine Dienste, und setzte (wie es scheint) auch die Mutter in den Stand, eine Zeitlang wieder ganz artig Haus zu halten. Christine hatte von neuem die besten Aussichten für das Glück der Ihrigen und die Ruhe ihrer eigenen Tage. Aber der Herzog starb im Jahr 1404, und sie stürzte wieder in alle Bedrängnisse ihrer vorigen Lage zurück.

Gleichwohl — wenn sie anders nicht ein wenig zu schnell war bloße Complimente für Ernst aufzunehmen, welches an

einem Charakter wie der ihrige eben nichts Unmögliches ist — wäre es nur auf sie angekommen, am Hofe des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Vater der berühmten Valentine von Mailand, Herzogin von Orleans), eine sehr glänzende Versorgung zu finden. Sie beruft sich auf verschiedne Mailändische Herren, durch welche er ihr große Renten auf Lebenslang habe versprechen lassen, wenn sie sich zu Mailand fixiren wollte. Sie konnte sich aber nicht entschließen, Paris zu verlassen, wiewohl ihr Auskommen daselbst so ungewiß war, und, außer den ewigen Processen mit bösen Schuldnern und ungeduldigen Gläubigern, noch manche Umstände ihr das Leben verbitterten; zumal da sie eine betagte Mutter, einen unversorgten Sohn und ein paar arme Basen auf dem Nacken hatte, welche alle von den Renten des Witzes und der Schreibfinger der armen Frau leben wollten. Unglücklicher Weise rentirte in den damaligen Zeiten nichts schlechter und unsichrer als die Schriftstellerei. Denn da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so war noch keine Gelegenheit seine Handschrift an einen Buchführer zu verhandeln; und von dem jetzt so breiten und gebahnten Wege der Subscription hatte man noch gar keinen Begriff. Das einzige, was also ein Schriftsteller in diesen Zeiten mit seinen Werken gewinnen konnte, war — Ruhm und Unterstützung von den zu allen Zeiten seltnen Großen, welche Liebhaberei für solche Dinge hatten, oder sich gern in Versen oder schwülstiger Prose loben hörten, und freigebig genug waren dafür zu bezahlen; oder auch es für eine Art von Obliegenheit ihres Standes ansahen, den dürftigen Bewohnern des nur an Blumen fruchtbaren Musenberges — Wohlthaten zufließen zu lassen, welche meistens kärglich genug zugemessen wurden. Aber der größte Theil dieser hohen Mäcenaten glaubte noch

sehr viel Uebriges zu thun, wenn sie ihnen eine zweideutige Art von persönlicher Achtung zeigten, den Weihrauch (der die Poeten freilich wenig kostet) gnädigst in die Nasen zögen, und ihn (eben so wohlfeil) mit Beifall bezahlten. Freilich muß man auch beherzigen, daß die Könige und Fürsten dieses Zeitalters verhältnißmäßig selten viel geldreicher waren als ihre Dichter. Wenn es also auch einer Frau wie Christine von Pisan gelang, mit Angst und Noth, durch Empfehlungen, Fürbitten, und der Himmel weiß wie viele Rondeaux und Virelays en forme de Placet, endlich eine kleine Pension zu erringen: so wurde sie so unordentlich ausgezahlt, und blieb so oft gar aus, daß es fast eben so viele Angst und Noth, Empfehlungen, Aufwartungen, Rondeaux und Virelays bedurfte, um sie bezahlt zu kriegen, als es gekostet hatte, das Pensionsdecret zu erbetteln.

Doch, die gute Christine war nicht einmal in dem Falle, dieß zu erfahren, so viele Mühe sie sich darum gegeben zu haben scheint. Indessen muß sie gleichwohl auch nach dem Tode des Herzogs von Burgund nicht ohne Freunde an Karls VI Hofe gewesen seyn, weil sich aus den Registern der königlichen Rechnungskammer vom Jahre 1411 ergibt: „daß der Damoiselle Christine von Pisan, weiland Meister Stephan Ducastel, gewesenen königlichen Notars und Geheimschreibers, nachgelassenen Wittib, in Betracht der guten und angenehmen Dienste, welche ihr Vater Meister Thomas von Bologna, im Leben gewesener Rath und Astrolog König Karls, dem Gott die ewige Ruhe geben wolle! besagtem seinem König und Herrn geleistet, wie auch aus andern bewegenden Ursachen, kraft eines offnen königlichen Briefs vom dreizehnten Mai 1411 die Summe von zweihundert Pfund, als ein Gnadengeschenk, bewilligt worden" — eine Summe, womit damals

mehr als zu Ludwigs XV Zeiten mit zweitausend auszurichten war.

Aber alle diese Wohlthaten, die unsrer Dichterin von Zeit zu Zeit zuflossen, konnten nicht verhindern, daß sie nicht den größten Theil ihres Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie edel geboren und edel erzogen, in ihrer Jugend die schönsten Aussichten gehabt hatte, von Natur freigebig und großherzig war, und das Erniedrigende der Nothwendigkeit, Wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu suchen, aufs schmerzlichste fühlte. Gleichwohl behielt sie mitten in diesen Bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen Stolz, und wußte immer zu verhüten, daß der schlechte Zustand ihrer Finanzen der Welt nicht in die Augen fiel. Sie behalf sich mit geringer Kost: aber sie schlief in einem reichen Bette. Sie war immer mit Geschmack aufgesetzt und ihrem Stande gemäß gekleidet; ein Surcot *) von Scharlach, ein reicher Gürtel, ein Mantelet mit feinem Pelzwerk gefuttert, und einige Perlen, die sie aus dem Schiffbruch ihres vormaligen Glücks gerettet hatte, gaben ihrer natürlichen Wohlgestalt ein Ansehen von Wohlstand, welches sie vor der Verachtung des Pöbels sicherte, und ihr auch bei den Vornehmen, denen ihre Umstände bekannt waren, Ehre machte — oder sie wenigstens in die Unmöglichkeit setzte sich ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können, was aus ihrem Sohne geworden sey, von dessen guten Eigenschaften und Talenten sie an mehr als Einem Orte, mit der Zufriedenheit und zärtlichen Vorneigung einer guten Mutter spricht. Ihre Tochter

*) Eine Art von Ueberkleid das zur damaligen Garderobe gehörte, und beiden Geschlechtern gemein war. W.

die erste Frucht ihrer Ehe, war ein sehr schönes tugendliches Mädchen, welches sich, aus innerm Trieb und Beruf, von Jugend an dem Klosterstande widmete, und unter die Damen zu Poissy (Benedictiner-Ordens) aufgenommen, durch ihr erbauliches Leben, in der glücklichen Unwissenheit und Abgeschiedenheit einer dem Himmel geweihten Jungfrau, nach den Begriffen der damaligen Zeit ihrer Mutter viel Trost und Freude gab. Auch führt dieß, in ihrer Vision, Dame Philosophie unter den Dingen an, weßwegen sie sich glücklich zu preisen habe. Ton premier fruit (sagte sie) est une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et noble Religion des Dames à Poissy, ou elle, en fleur de Jonesse et tres grande beauté se porte tant notablement en vie contemplative et devotion, que la joye de la relacion de sa belle vie souventefois te rend grand confort.

Alle bisher erzählten Umstände und Charakterzüge sind aus ihren Schriften, besonders aus ihrer Vision genommen, worin sie sich selbst und ihre Anliegenheiten mit einer Naivetät darstellt, welche, so stark sie von unsern heutigen Sitten absticht, wenigstens an einer schönen und geistreichen Gauloise des vierzehnten Jahrhunderts etwas sehr Liebenswürdiges ist. Ein Mehreres von ihren Schicksalen, und das Jahr ihres Todes habe ich nicht erfahren können.

Christine von Pisan verdient sowohl wegen der Menge und Mannichfaltigkeit, als des verhältnißmäßigen Werthes der Producte ihres Geistes, unstreitig eine der ersten Stellen unter den Französischen Schriftstellern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und noch im sechzehnten wurde eines von ihren vorzüglichsten Werken Le Chemin de long étude betitelt, gedruckt und mit dem größten Beifall gelesen.

Dieses Werk ist eine Art von philosophischem Roman, worin, nach damaligem Geschmack, alles Vision und Allegorie ist. Dante's Divina Comedia und der Roman von der Rose hatten diese Form vorzüglich beliebt und zur Mode gemacht; wenigstens scheint Christine in diesem und ihren meisten übrigen Werken den letztern zum Muster genommen zu haben. Die Sibylle von Cumä erscheint ihr in einer sehr finstern Nacht, setzt sich auf ihr Bette und redet sie freundlich an: „Meine Tochter, spricht sie, ich habe Mitleiden mit deinen Trübsalen. Alle reinen Seelen sind in meinem Schutz. Ich habe den Aeneas in die unterirdischen Reiche geführt; jetzt will ich deine Führerin auf einer andern Reise seyn." — Sehr heilige Dame, antwortete Christine, ich bin bereit dir überall hin zu folgen. Augenblicklich steht sie auf, kleidet sich eilfertig an, und macht sich mit der Sibylle auf den Weg. Es war im Mai, die Luft mild und rein. Sie kommen in eine lustige, mit tausend Arten lieblich duftender Blumen geschmückte Ebne. — Da sehen sie neun Damen sich in einem krystallhellen Wasser baden. — Ist dieß nicht das Paradies der Wollust? ruft Christine aus. — Nein, erwiedert die Sibylle, es ist der Sitz der Musen, die erste Station auf dem Wege zur Gelehrsamkeit; ein reizender Aufenthalt für Leute, die nur die Blumen derselben pflücken wollen, ohne sich gar zu große Mühe zu geben. Diejenigen, die in den Tiefen der Wissenschaft graben, verirren sich oft in Traurigkeit; aber diese hier verirren sich nur in Freude. Liebste Tochter, sey immer fröhlich; die Tugend ist's. — Siehst du nicht hier die neun Jungfrauen des Parnasses, die Hippokrene, und die Söhne der Götter, die Dichter, um sie her gelagert? Aber du sollst sie nur im Vorbeigehn anschaun; wer sich hier verweilt, kann nicht weiter, so anmuthig und bezaubernd ist

dieser Aufenthalt. — Die beiden Damen setzten ihren Weg unter allerlei Gesprächen fort, und werden nicht gewahr, wie sie, ohne Schiff, über ein großes Meer wegkommen. Sie langen in der zweiten Station der Gelehrsamkeit an, welche Geographie genannt wird. Diese Station ist etwas groß, denn sie begreift den ganzen Erdboden in sich. Christine zeigt in Beschreibung der Reisen, die sie darin mit einander gemacht, ihre Kenntnisse von den entlegnern Theilen der Erdkugel. Sie kommen nach Konstantinopel; von da nach dem Orte wo einst Troja war; sie durchwandern ganz Asien, die Länder des großen Chans, das reiche Land Katay, das Vaterland der schönen Angelica, die glückseligen Inseln, das Land der Bramanen, des Priester Johanns u. s. w., und überall theilt die Sibylle ihrer Begleiterin das Merkwürdigste mit, was man damals von allen diesen Ländern wußte. Endlich langen sie in der dritten Station von Long-Etude an, und diese ist die Astronomie, welche die Erde in eine Art von Verbindung mit dem Himmel setzt. Sie besteigen einen hohen Berg. Die Sibylle beginnt eine Anrufung, wovon Christine nichts versteht, weil sie Griechisch ist. Aber die Bewohner des Himmels verstehen diese schöne Sprache. Denn augenblicklich stand ein Jüngling von entzückender Schönheit vor ihnen da. Freund, sagte die Sibylle, bringe mir eine Leiter, damit diese Dame mit mir gen Himmel steigen, und die göttlichen Geheimnisse daselbst beschauen könne. Stracks läßt sich eine Leiter vom Himmel herab. Christine möchte vor Furcht des Todes seyn, aber sie muß steigen. Sie faßt endlich Muth, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuz, und folgt ihrer unsterblichen Führerin. Von Stufe zu Stufe sind sie endlich so hoch gestiegen, daß, wie sie sich nach der Erde umsehen, sie ihnen nicht größer als eine Fliege vorkommt.

Nun kann die arme Christine nicht länger aushalten. „Dame, sagt sie, wir wollen wieder heruntersteigen; ich kann nicht mehr; wir wollen herunter; der Kopf schwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die Strafe des Ikarus erfahren — Um Gottes willen!“ — Ach! ich sehe wohl, antwortete die Prophetin lächelnd, die erhabnen Wissenschaften sind zu stark für dein Geschlecht. Aber fasse Muth, es soll dir kein Leid widerfahren! Die Strafe des Ikarus trifft nur diejenigen, die seine Vermessenheit haben. Das Verlangen, das dich zum Himmel emporführt, ist rein; komm, gib mir deine Hand! und ich will dich unversehrt wieder nach dem armseligen Kothhaufen zurückbringen, nach welchem dir so weh ist. — Sie ersteigen also den Himmel — des Ptolemäus; denn dieser alte Griechische Philosoph war damals noch der Einzige, der die Schlüssel zum astronomischen Himmelreich hatte. Die Sibylle zeigt Christinen alle himmlischen Körper, und erklärt ihr ihre verworrenen Kreise und Bewegungen nach den Ptolemäischen Grundsätzen. Nachdem sie vom Gipfel des Empyreums alle diese Wunder betrachtet haben, erblicken sie an den vier Enden der Welt vier herrlich glänzende Thronen, und einen in der Mitte. Vier Damen saßen auf diesen Thronen, deren Name war Weisheit, Adel, Ritterschaft (Chevalerie) und Reichthum. Den in der Mitte hatte vor Zeiten Dame Vernunft eingenommen; aber nun war er leider! leer. Ehmals (o! der glücklichen Zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen Erdboden, Adel, Ritterschaft, Weisheit und Reichthum waren nur ihre Vasallinnen. Aber diese Vasallinnen wußten sich endlich unabhängig zu machen, stürzten ihre Souveräne vom Thron, und regierten nun die Welt nach ihrer Willkür — schlecht genug.

Diese Probe mag genug seyn, uns einen Begriff von

einem Werke zu geben, das freilich für uns den Reiz nicht mehr haben kann, den es für das Publicum des fünfzehnten Jahrhunderts hatte. Gleichwohl kann ich nicht umhin, noch einiger andrer von den vorzüglichsten Producten dieser Dichterin Erwähnung zu thun.

La Cité des Dames, nach jenem das wichtigste von ihren Werken, ist hauptsächlich zum Unterricht königlicher und fürstlicher Damen geschrieben, welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen von ihren Thronen herabzusteigen, und den Lehren der Weisheit ein gelehriges Ohr zu leihen. Auch von diesem Werk ist die Composition sehr reich, und macht, wenn man die Barbarei ihres Zeitalters bedenkt, dem Witz der Dichterin eben so viel Ehre als ihrer Gelehrsamkeit. Sie dichtet, daß ihr drei Damen erschienen seyen, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne Stadt geführt hätten. Die erste führte die Mauern auf; die andre erbaute die Häuser und versah sie mit Einwohnern; die dritte setzte dem Werke der beiden andern den Gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die Steine der Stadtmauern, welche lauter Tugenden sind. Die Bewohnerinnen der Stadt sind alle die Heldinnen und Modelle weiblicher Vollkommenheit, welche die Verfasserin in der Geschichte gefunden, und die ihr zu einer Menge lehrreicher Erzählungen oder Exempel den Stoff geben. Das, was sie den Gipfel oder den höchsten Grad der Vollkommenheit dieser allegorischen Stadt nennt, ist die Andacht und Heiligkeit; und die Beispiele, die sie unter dieser Rubrik aufführt, sind lauter Geschichten von heiligen Frauen und Jungfrauen. Alle diese Schätze von Mythologie und Geschichte, welche Christine in diesem seltsamen Werke verschwendet, hatten für die Damen des fünfzehnten Jahrhunderts den ganzen Reiz der Neuheit; es gab kein Buch welches

ihnen zu Auszierung ihres Geistes und zu Bildung ihres Herzens und ihrer Sitten bessere Dienste hätte thun können und worin das Nützliche mit dem Angenehmen, nach dem Geschmack und der Vorstellungsart der damaligen Zeit, glücklicher vereinigt gewesen wäre. — Nichts davon zu sagen, daß auch der Stolz der Damen seine Rechnung dabei fand. Denn Christine schreibt die Erfindung aller nützlichen und schönen Künste ihrem Geschlechte zu. Ceres, Minerva und Araine (Arachne) waren drei Griechische Prinzessinnen, sagt sie — und hat vielleicht Recht. Ceres erfand alle Künste, denen wir das Brod, die Hauptstütze des menschlichen Lebens, zu danken haben; Minerva, die Kunst die Wolle zu verarbeiten und die Werkzeuge dazu, die Kunst Oel zu machen, die Instrumente des Kriegs, die Waffen von Eisen und Stahl u. s. w., Arachne, die Kunst Wolle zu färben, und alle Arten von Stickarbeit und Tapisserie. Eine andere Griechische Dame, Namens Pamphila, war die Erfinderin des Seidenbaus u. s. w. Kurz, Christine vergißt in ihrer Cité des Dames nichts, was ihrem Geschlecht Ehre machen konnte: aber sie schonet auch der verschiedenen Laster und Untugenden nicht, die den Damen ihrer Zeit zum Vorwurf gereichten.

Unter den Zügen, welche zur Charakteristik ihrer Zeit gehören, ist mir folgender um so mehr aufgefallen, weil man sich gewöhnlich von dem Costume dieses unglücklichen und barbarischen Jahrhunderts ganz andre Begriffe macht. Christine spricht von der übertriebnen Pracht und Hoffart, die damals in den Wochenstuben im Schwange gingen. Sogar die Bürgersfrauen in Paris beeiferten sich, es darin den größten Damen gleich oder noch zuvor zu thun. Sie erzählt davon ein Beispiel, das ihr besonders anstößig gewesen sey, und wobei sie in sehr naive Declamationen ausbricht. Sie legte

einst einen Wochenbesuch bei einer Kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwei schöne und prächtig aufgeputzte Zimmer geführt; die Vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradirte ein Schenktisch mit Silbergeschirr aufgethürmt. Die Wochenstube war mit einer kostbaren Tapezerei von reichem Cyprischen Stoff ausgeschlagen; auf den Einfassungen schimmerte der Name und die Devise der Frau des Hauses in der zierlichsten Stickarbeit. Das Bett war nicht weniger prächtig. Bloß die Betttücher, von der feinsten Rheimser Leinewand, hatten über dreihundert Pfund gekostet. Die Bettdecke war von Silberstoff, und sogar der Fußteppich glänzte, als ob er von reichem Zeuge wäre. Die Wöchnerin stolzirte in ihrem Paradebette in einem zierlichen Anzug von karmesinrother Seide, und lehnte sich auf Kopfkissen mit dicken Quasten von guten Perlen. — „O Sitten, ruft unsre Dichterin unwillig aus! was bleibt der Königin übrig, wenn reiche Bürgersweiber sich unterstehen dürfen, es ihr in Pracht zuvor zu thun? Warum leidet das der König? Warum legt er diesem übermüthigen Volke nicht neue Abgaben auf, um ihnen das Geld abzuzapfen, dessen sie so sehr zu viel haben? u. s. w." Man sieht hieraus, daß die Ungleichheit schon in Karl VI Zeiten unmäßig seyn mußte. Denn daß der größte Theil des Volks damals in elenden Umständen war, ist unläugbar.

La Vision de Christine, dasjenige von ihren Büchern, woraus beinahe alles was man von ihrer Geschichte weiß geschöpft ist, theilt sich in drei Theile. Der erste enthält ein allgemeines Gemälde von der Welt und ihren Wundern. Im zweiten wird Dame Meinung, mit ihren Einflüssen auf das Glück und Unglück der Menschen, vorgeführt. Im dritten erscheint ihr Dame Philosophie, als Arzt und Trösterin alles

menschlichen Leidens und Ungemachs. Auch hier ist alles Erscheinung und Allegorie — um unter dieser Hülle (als damaliger Modetracht der Dame Philosophie) der Sittenlehre Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Noch bemerke ich als eines ihrer vorzüglichsten versificirten Producte Epistre d'Othea à Hector, oder le Roman d'Othea, wie es gemeiniglich genennt wurde. Es ist eigentlich ein poetisches Bilderbuch, zum Gebrauch des ältesten Prinzen des bekannten Herzogs von Orleans, Bruders von Karl VI, welchen der Herzog von Burgund, Johann der Unerschrockne, im Jahre 1407 ermorden ließ. Alle Tugenden und Laster, die Wirkungen zügelloser Leidenschaften, die Maximen, welche ein biederer Ritter nie aus den Augen verlieren sollte, und dergleichen, werden in diesem Büchlein dem jungen Prinzen unter mancherlei schicklichen, meistens aus Mythologie und den Dichtern entlehnten Bildern vorstellig gemacht, wovon die Verse die Erklärung und Anwendung sind. So zeigt sie ihm z. B. den Saturnus, wie er mit seiner Sichel alle Menschen und ihre Werke mähet, die Gelehrten hingegen mit Wohlgefallen betrachtet und ihre Werke verschont — um ihm Hochachtung für diejenigen einzuflößen, deren Amt es ist, die Welt zu erleuchten, und ohne welche die Zeit das Andenken der Helden und ihrer Thaten bald verschlingen würde. Daß ein Ritter immer bereit seyn müsse sein Leben für die Ehre der Damen zu wagen, wird ihm durch das Bild des Perseus, der die Andromeda befreit, eingeprägt. Die Vortheile der Leutseligkeit werden ihm durch das Bild der Liebesgöttin, die alle Herzen durch den Reiz ihrer holdseligen Rede an sich zieht — die verderblichen Wirkungen des Zorns durch die Wuth des Athamas, der seine Gemahlin tödtet — die unglücklichen Folgen einer unbesonnenen Liebe durch das klägliche Schicksal

von Piramus und Thisbe vorstellig gemacht u. s. w. Christinens Verse sind nicht mehr erträglich, so sehr sie auch zu ihrer Zeit gefallen mochten; aber die Idee, in einem jungen Prinzen edle Gedanken und Gesinnungen durch malerische und auf eine festliche Art allegorische Darstellung zu erwecken, macht ihrem Witz Ehre, und verdient Aufmerksamkeit.

Christine hätte sich — so eifrig war ihre Begierde, durch ihre Schriften etwas Gutes zu stiften — sogar der berüchtigten Königin Isabelle gerne nützlich machen mögen. Denn unter ihren in der königlichen Bibliothek zu Paris verwahrten Handschriften befindet sich auch eine, die den Titel hat: Instructions des Princesses et Dames de Cour, et autres Lettres à la Reine Isabelle, en MCCCCV. Aber es war übel angewandte Mühe. Isabeau von Bayern und die Damen ihres Hofes, die sich mit Vergnügen nach ihrer reizenden Gebieterin bildeten, kehrten sich nicht an die Sittenlehre der guten Christine, lachten vermuthlich ihrer Einfalt, und blieben — was man weiß.

Das Leben König Karls des Fünften zu beschreiben, wurde sie von ihrem Gönner, dem Herzog Philipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon sagen, als daß es vermuthlich mehr Lobrede als Geschichte ist. Christine war, in keiner Betrachtung, geschickt eine Geschichte zu schreiben, welche die Aufmerksamkeit der Nachwelt verdienen könnte.

Daß eine so fruchtbare Schriftstellerin, die zugleich eine zärtliche Mutter war, ihre Kinder nicht vergessen haben werde, kann man sich leicht vorstellen. An ihren Sohn sind Enseignemens Moraux de Christine à son Fils, und an ihre Tochter Le Dit de Poissy gerichtet.

Nur noch ein Wort aus den Briefen über den Roman von der Rose, welche sie an verschiedene Gelehrte ihrer Zeit, deren Namen man nur durch sie noch kennt, gestellt hat — und das sey die naive Art, wie sie sich über die berüchtigten Verse Meister Clopinels —

Vous etes, vous serez, et fûtes
De fait ou de volonté Putes.

vernehmen läßt — „Der böse Mensch! (ruft sie aus) wie er lügt!“

Nachdem ich so vieles bloß darum angeführt habe, um den Lesern einen anschaulichen Begriff von der innern Seite dieser merkwürdigen Frau zu geben, würde es kaum verzeihlich seyn, nicht noch ein paar Worte von ihrem Aeußerlichen zu sagen. Was uns ihre eigne Bescheidenheit davon hat bekannt werden lassen, ist: daß sie von Person ohne alle Ungestalt, ziemlich angenehm, von guter Leibesbeschaffenheit und nicht kränklich gewesen sey (qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladis, mais bien complexioné). Dieß ist's, was Dame Philosophie im dritten Theil der Vision, unter den Wohlthaten, wofür Christine dem Himmel dankbar zu seyn Ursache habe, als keine der geringsten anführt. Wenn eine so wackere Frau von ihrer Außenseite so viel sagt: so kann man sich ohne Bedenken eine vortheilhafte Vorstellung von den Annehmlichkeiten ihrer Person machen.

Boivin gibt uns die Beschreibung von demjenigen ihrer Bildnisse, welches, seinem Urtheil nach, das beste unter den Miniaturbildern die sich in ihren Werken befinden, und vor der Cité des Dames in der Handschrift 7395 der (ehmals) königlichen Bibliothek zu sehen ist. Der Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibliothèque des Romans, der

dieses Bild auch gesehen hat, scheint Boivins Beschreibung noch genauer berichtigt zu haben — welches ich erinnern muß, damit ich nicht etwa beschuldiget werde, etwas aus eigner Einbildung hinzugethan zu haben. Sie erscheint unter einer Art von Baldachin sitzend, den Kopf gegen die linke Hand geneigt und den Ellenbogen auf einen Schreibtisch gestützt. Sie hat ein rundes Gesicht, regelmäßige Züge, eine schöne Gesichtsfarbe und eine feine Leibesgestalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre Augen sind geschlossen, als ob sie schlummerte. Ihr Kopfaufsatz ist eine Art von lilasfarbigem hohem Hut, mit einer sehr zarten Gaze beschattet. Ihr Hemde, das ungemein fein und auf der Brust ein wenig offen ist, läßt etwas Weniges vom obersten Theil der Schultern unbedeckt. Ihr Kleid ist blau, unten mit Gold gestickt, und dunkelgelb gefüttert; es öffnet sich von vorn, wie die Mäntelchen unsrer Damen, so daß man darunter etwas von einem violettfarbenen Leibchen, mit schmalem goldnem Netzwerk besetzt, sehen kann. Die Attitude der sitzenden Frau, und drei andere Damen, die vor ihr stehen, scheinen anzudeuten, daß es Christine in dem Augenblicke vorstellt, da sie die Vision hat, welche in der Cité des Dames beschrieben ist.

7.

Platon.

Ueber etwas, das er gesagt haben soll und nicht gesagt hat.

Ein schöner Gedanke eines Originalautors findet sich oft, indem er nach und nach aus einer Hand in die andere geht,

am Ende von dem, was er ursprünglich war, so verschieden, daß ihn sein eigener Vater nicht mehr erkennen würde. Ein Beispiel dieser Art, das mir so eben vorkommt, ist sonderbar genug um nicht unbemerkt gelassen zu werden. Es betrifft einen Gedanken des Platon, der in seinem Phädrus befindlich ist, einem von so manchen Italienischen, Englischen und Deutschen Dichtern so häufig berupften, aber gewiß von den wenigsten gelesenen und von noch wenigern verstandenen Dialog, worin Platons vorgeblicher Sokrates, um einem schönen Jüngling zu erklären was schön ist, in einer seltsamen metaphysisch-mystischen Bildersprache so wunderschöne, helldunkle, sublime und zum Theil unbegreifliche Dinge vom Zustande der Seele vor und nach diesem Leben, von ihren Federn und Flügeln, von ihrem Wagen und Pferden und Kutscher, von den Reisen, welche sie im Gefolge Jupiters und der andern Götter in den überhimmlischen Gegenden macht, und von der herrlichen Augenweide die sie dort hat, und von den Mysterien worin sie initiirt wird, und wer weiß von wie viel andern wunderbaren Sachen offenbart, wobei einem jungen Menschen, der sie zum erstenmale liest, die Wangen glühen und das Herz im Leibe hüpft, weil man in diesem Alter nichts Herrlicher's findet als metaphysisches Galimathias, in schöne und bunte poetische Bilder eingekleidet. — Doch die Rede soll jetzt nicht vom Phädrus, sondern bloß von der Verwandlung seyn, die ein bekannter Gedanke aus ihm im Durchgang durch ein paar gute Köpfe erlitten hat.

„Könnten wir, sagt Plato, die Tugend nackt erblicken, so würden wir so viel Reiz an ihr entdecken, daß wir außer ihr nichts auf der Welt mehr lieben wollten.“ — Dieß versichert uns ein (im Jahre 1775) neuester, übrigens empfehlungswürdiger Schriftsteller, dessen Name hier nichts zur

Sache thut: und wer sollte ihm auf eine so positive Versicherung nicht glauben, Plato habe das wirklich gesagt? Gleichwohl sagt Plato von diesem allem nichts. Seine selbsteigenen Worte mögen Zeugniß dessen geben — (φρονησις οὐχ ὁρᾶται) Δεινους γαρ ἀν παρειχεν ἐρωτας, ειτι τοιουτον ἑαυτῆς ἐναργες ειδωλον παρειχετο εις οψιν ιον. „Die Weisheit würde die gewaltigste Liebe erwecken, wenn sie sich unsern Augen in einer Gestalt, die ein sichtbarer Abdruck ihrer geistigen Schönheit wäre, darstellen könnte."

Hätte der neuere Schriftsteller diese Platonische Stelle auch nur aus der Uebersetzung, welche Cicero davon gegeben, gekannt, so würde er dem Original schon weniger Unrecht gethan haben. Sie steht im 14ten Abschnitt des ersten Buchs de officiis, und lautet so: formam ipsam — et tanquam faciem honesti vides, quae si oculis cerneretur, mirabiles amores, ut ait Plato, excitaret sapientiae. „Wenn das Ideal des Sittlichschönen mit leiblichen Augen gesehen werden könnte, es würde (wie Plato sagt) eine erstaunliche Liebe zur Weisheit einflößen." — Denn wiewohl sich Cicero schon die Freiheit genommen hat, diesen Platonischen Gedanken anders zu wenden, so sagt er doch im Grunde beinahe eben dasselbe. Aber vermuthlich ist er noch durch mehr als Einen neuern Kopf gegangen, bis er sich endlich unserm wackern Landsmanne, durch einen nur zu gewöhnlichen Irrthum des Gedächtnisses, in einer Gestalt darstellte, worin er gerade zweimal nonsensikalischer erscheint als im Plato selbst. Denn Plato will nicht daß die Tugend sich nackend zeigen soll, und sagt auch nicht, daß man, wofern sie dieß thäte oder thun könnte, sonst nichts mehr lieben würde als sie.

Es wäre zu wünschen, daß dieses Beispiel einen jeden Schriftsteller, der die Gedanken eines andern anführt, behut-

sam genug machen möchte, allezeit vorher im Original nachzusehen, oder, wenn ihm das nicht gelegen ist, lieber zu sagen was er selbst denkt, als was Plato oder Aristoteles gesagt haben, deren Name die Sache doch nicht besser macht; das was sie gesagt haben, mag nun wirklich ein lichtvoller Gedanke, oder (was mir hier der Fall zu seyn scheint) nur ein Irrwisch seyn. Denn was sagt uns der göttliche Plato im Grunde durch einen bedingten Satz, dessen Bedingung eine Unmöglichkeit ist? Die Tugend kann nun einmal vermöge ihrer Natur nur in Gefühlen, Neigungen und Handlungen sichtbar werden; und wem sie in dieser Sichtbarkeit keine Liebe einflößt, dem ist nicht zu helfen.

Ich weiß wohl daß nach Plato ein intelligibles Urbild der Weisheit in den überhimmlischen Räumen oder in der Welt der Ideen existirt. Aber auch dadurch wird der Gedanke nicht besser. Denn immer bleibt es (seinen eigenen Begriffen zufolge) eine Unmöglichkeit diese Idee mit leiblichen Augen zu sehen. Solche Einfälle läßt man allenfalls einem Dichter hingehen oder bewundert ihn wohl gar darum: aber in dem Munde eines Philosophen sind sie unerträglich.

Uebrigens hat die Vorstellung der Tugend, die sich nackend sehen läßt, etwas Unschickliches und Widerliches, und ich zweifle sehr, ob ein großer Maler sich dazu verstehen würde, die personificirte Tugend gewandlos darzustellen. Es sind, däucht mir, nur zwei idealische Wesen, denen es anständig oder vielmehr zuständig ist, nackend vor unsern Augen zu erscheinen, die Wahrheit und die Schönheit. Selbst die Grazien, wiewohl die Gewohnheit sie unbekleidet (meistens zu ihrem großen Nachtheil) darzustellen, bei den Künstlern überhand genommen hat, würden in dem Gewande, das ihnen Sokrates gab, mehr Grazie haben: wenigstens sollte der

Maler oder Bildner, der verwegen genug ist sie zu entkleiden, auch Sinn und Genie genug haben, einen solchen Schein von Unschuld über sie auszugießen, daß man, so wie man sie erblickte, denken müßte, sie wüßten nicht daß sie nackend seyen.

8.

Pompejus.

Rechtfertigung eines schönen Wortes desselben.

Pompejus, der Große genannt, befand sich einst in dem Falle, daß er in dringenden Geschäften der Republik — (es war darum zu thun, die Stadt Rom in einer Theuerung mit Lebensmitteln zu versehen, und dieß war in einer so ungeheuern Stadt und bei ihrer damaligen Lage das dringendste aller Staatsgeschäfte) — zu einer Zeit, da die See sehr stürmisch war, zu Schiffe gehen sollte. Man stellte ihm vor, daß er es nicht wagen könne, ohne sein Leben der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen. „Es ist nöthig daß ich abreise, sagte Pompejus, daß ich lebe ist nicht nöthig."

„Dieß sieht wie ein bon-mot aus (sagt der nun ganz vergessene Balzac, der noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für einen gewaltigen Schöndenker und Arbiter elegantiarum galt) aber, wenn man's näher besieht, findet sich daß es nichts sagt; denn es sagt etwas das sich selbst vernichtet. Wie kann ein Mann reisen wenn er nicht lebt?" Hier möchte man wohl zurück fragen, wie konnte ein witziger Kopf ein Wort, das nichts weniger als ein witziger Ein-

fall ist noch seyn soll, für ein bon-mot ansehen, bloß um das Vergnügen zu haben, ein schiefes Urtheil darüber zu fällen? Wenn dieser Tadel träfe, so müßte ein Soldat, um seine Schuldigkeit zu thun, allemal wo er Gefahr sähe davon laufen. Denn wie kann er ohne Kopf, oder ohne Arme und Beine, seine Schuldigkeit thun? Seine erste Pflicht wäre also, immer vor allen Dingen seine Person in Sicherheit zu bringen. Bei dieser Art zu räsonniren würden die Kriege nicht sehr blutig seyn — und unter dieser Bedingung können wir sie wohl für richtig gelten lassen.

Das Wort des Pompejus hat nur Einen Sinn, und dieß ist ein großer Sinn, gegen den nichts einzuwenden ist. Er will sagen: wenn die Gelegenheit, wo ein braver Mann seine Schuldigkeit thun soll, da ist, so fragt er nicht: kann ich sie mit Sicherheit thun? Er thut sie, erfolge was da will. Ob ich lebe oder nicht lebe, ist am Ende der Welt gleich viel; denn sie ist lange ohne mich gegangen und wird auch künftig ohne mich gehen: aber so lang' ich lebe, kann mich nichts von meiner Pflicht entbinden.

II.

1.

Die Wunderflasche des heil. Remigius.

1780.

Der goldne Becher, womit Huon von Bordeaux, Herzog von Guienne (der fabelhafte Held eines alten wälschen Ritterbuchs und eines noch nicht sehr alten deutschen Gedichts), von dem Geisterkönig Oberon beschenkt wird, ist weder eine Erfindung, die der altwälsche Romancier aus seinem eignen Gehirn gezogen, noch eine Nachahmung des wundervollen Trinkgeschirrs, womit in den persischen Erzählungen der Kaufmann Abulkasem den ihm unbekannten Chalifen Harun Alraschid beschenkt. Wenigstens ist nicht zu vermuthen, daß das persische Mährchen, gesetzt auch daß seine Aechtheit nicht zu bezweifeln wäre, dem Romancier bekannt gewesen. Wahrscheinlich hat ihm die Flasche des heil. Remy, oder Remigius, zum Urbild gedient, welche (mit Erlaubniß der Unglaubigen und Ketzer!) nicht etwa ein erdichteter Wunderbecher, sondern so historisch und glaubwürdig ist, als alle die übrigen Wunder, wovon die erbauliche Lebensgeschichte des besagten heiligen

Bischofs wimmelt; deren Verfasser und Gewährsmann nicht etwa ein lügenhafter Romanschreiber oder Poet, sondern kein geringerer ist, als Messire Hincmar, Erzbischof von Rheims und Primas von Gallien, der zu Karl des Kahlen Zeiten florirt hat, und, kraft eines dreifachen Titels, als Mönch, als Priester und als Erzbischof, der Mann nicht war, der so was erzählt hätte, wenn es nicht wahr wäre.

Die Geschichte mit der Flasche ist diese. Als König Clovis gegen den Arianer Alarich zu Felde zog, gab ihm der heilige Remigius ein Gefäß »quod vulgaris consuetudo Flasconem (flacon, Flasche) apellat, voll Weins, worüber der heilige Mann den Segen gesprochen hatte, mit der Vorschrift: daß er, König Clovis, so lange auf den Feind losgehen sollte, als diese Flasche für ihn und die Seinigen, wem er davon geben wollte, Weins genug haben würde. „Und so trank nun der König, und die königliche Familie, und das zahlreiche Heer das mit ihm war, und stillten ihren Durst reichlich aus dieser Flasche, und die Flasche versiegte niemals, sondern füllte sich, durch Gottes Segen, den ihr der heil. Remigius mitgetheilt, immer wieder, nicht anders, als ob eine lebendige Quelle Weins darin verborgen wäre —“: also lauten, verdolmetschet, die eignen Worte des belobten Erzbischofs Hincmar, dessen Seele in Frieden ruhen möge! *)

Wie gesagt, es ist nicht unwahrscheinlich, daß der alte Verfasser des Romans Huon de Bordeaux den wundervollen

*) Bibit ergo inde Rex et regalis familia et numerosa turba populi, et exinde uberrime satiantur, et vas vini detrimentum non patitur, sed benedictione Dei per S. Remigium indita more fontis inundatione repletur. Hincmar in Vita S. Remigii. vid. Du Chesne Reg. Franc.

Hanap Oberons dem Bischof Hincmar abgeborgt haben mag; nur hat der Romanmacher (wie den Leuten seines Gelichters gewöhnlich ist) sein Original noch zu übertreffen gesucht, und Oberons Gefäß ist also keine bloße Flasche, sondern ein Hanap d'or: und darf nicht daraus trinken wer will, sondern nur Personen, die sich im Stand der Gnade befinden; ist hingegen der Trinker im Stand einer Todsünde, so gibt's nicht nur nichts zu trinken für ihn, sondern

der Becher trocknet auf und glüht in seiner Hand.

Was das Horn von Elfenbein betrifft, welches jedermann, der nicht (wie der Romancier sagt) en Etat de Grace war, tanzen machte, so findet sich zwar nicht, daß der heil. Remigius auch so ein Horn gehabt habe, aber es gab doch, von dem berühmten Horn der Amalthea, bis zu dem Horn, was der Prinzessin Agrippina vor der Stirn wuchs, als sie von Andolosia's rothem Apfel gegessen, in dem Corpus der Geschichten, die sich nie begeben haben, Hörner genug, die mit dieser oder jener Wunderkraft begabt waren. Wiewohl wir nicht in Abrede seyn wollen, daß Oberons Horn Vorzüge hat, für die man dem alten Romancier verbunden ist. Wir bemerken dieß nur im Vorbeigehen, damit diejenigen, die in dem Gedicht Oberon nichts gesehen haben, als das Horn und den Becher, sich nicht etwa einbilden, als ob der Verfasser den mindesten Anspruch an das Verdienst, sie erfunden zu haben, mache.

2.

Des Roches, Magdalene und Katharine, Mutter und Tochter.

1782.

Unsere Vorstellung von den Vorzügen und Verdiensten dieser beiden Damen würde ziemlich weit über das Wahre hinausgehen, wenn wir das Maß derselben nach dem außerordentlichen Ruhm und Ansehen, worin sie bei ihren Zeitgenossen standen, und zugleich auf dem Maßstabe, womit wir ähnliche Talente und Verdienste bei den unsrigen messen, bestimmen wollten. Ohne Zweifel muß ein Theil davon dem Geist und Costume des Jahrhunderts zugeschrieben werden, worin die schöne Literatur in dem größten Theil von Europa, besonders in Italien, Spanien und Frankreich, wieder aufzuleben anfing. Indessen steht doch diese Mutter mit dieser Tochter in ihrer Art allein; und ihr persönlicher Werth, nach Maß und Gewicht ihrer Zeit geschätzt, hatte wenigstens eben so viel Antheil daran, wenn sie (wie der Herr Marquis de Paulmy im 7ten Bande seiner Mélanges sagt) in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts aller der öffentlichen Hochachtung genossen, welche Personen ihres Geschlechts erwarten dürfen, sobald sie mit viel Verstand und viel Kenntnissen vorzügliche Talente und eine untadelige Aufführung verbinden.

Poitiers, eine der größten Französischen Städte nach Paris, und damals in blühendern Umständen als gegenwärtig, war die Vaterstadt der Dame Magdalene Des Roches, deren eigner Geschlechtsname Neveu war. Sie vermählte

sich mit Andreas Fradonnet, Herrn des Roches, einem Edelmanne aus Bretagne. Sie schlugen ihren Wohnsitz zu Poitiers auf: und Katharine, die einzige Frucht dieser Ehe, war ungefähr 15 Jahre alt, als sie ihren Vater verlor. Die Mutter verdoppelte nun ihre Sorgfalt für die Erziehung einer Tochter, deren glückliche Anlagen und Neigungen ihren Fleiß durch den besten Erfolg belohnten. Von dieser Zeit an blieben sie unzertrennlich bis an ihren Tod, und niemals hat man eine Mutter und eine Tochter mit herzlicherer Liebe an einander hangen gesehen. Das Fräulein Des Roches ging hierin so weit, daß sie bloß aus Liebe zu ihrer Mutter viele vortheilhafte Partien, die sich aufs eifrigste um sie bewarben, von der Hand wies.

Der harthäutigste unter ihren Verehrern, Namens Julius von Guersens, einer der beständigsten Liebhaber und der frostigsten Dichter seiner Zeit, als er alle andern Mittel das Herz seiner Unerbittlichen zu erweichen ohne Erfolg versucht hatte, hoffte endlich durch eine ganz neue Probe von Aufopferung seiner selbst glücklicher zu seyn, und gab eine ausnehmend schlechte Tragödie, Panthea betitelt *), unter ihrem Namen heraus. Man hat keinen Grund zu glauben (wie Einige gethan haben), daß es mit Bewilligung dieser Damen geschehen sey; zumal da sie ungleich bessere Verse machten als der Sieur de Guersens, und dieser mit einer so heroischen Selbstverläugnung seine Umstände bei der schönen Madelaine schlecht verbesserte.

*) Die erste von sechsen dieses Namens, welche das Französische Theater aufzuweisen hat. Sie wurde im Jahre 1571 zu Poitiers gespielt und gedruckt.

Das Jahr 1579, wo sich, bei Gelegenheit der Grands Jours, die zu Poitiers gehalten wurden, die ansehnlichsten Magistratspersonen und berühmtesten Gelehrten daselbst zusammenfanden, scheint die eigentliche Epoche der Celebrität der Damen Des Roches gewesen zu seyn. Ihr Haus war der gewöhnliche Ort, wo sich die vorzüglichsten Männer von beiden Classen fast alle Abende einfanden; und besonders zeichneten sich Scävola von Sainte-Marthe und Stephan Pasquier, zwei berühmte Namen dieser Zeit, unter ihren Freunden aus. Pasquier, dem seine Recherches de la France und seine Briefe die Reputation eines geschickten Rechtsgelehrten und guten Philologen erworben haben, stellte auch hübsche Lateinische und ziemlich schlechte Französische Verse; und wie Catull deren sehr artige auf den Sperling seiner Geliebten gemacht hatte, so hielt auch Pasquier es seiner nicht unwürdig, ein kleines Gedichtchen über einen Floh zu machen, den er einstmals auf dem Busen des Fräuleins Des Roches in Flagranti ertappt hatte. Das Sujet war eines der glücklichsten für eine poetische Tändelei; aber was die Galanterie der damaligen Zeit auf eine ganz eigne Art bezeichnet, ist: daß die ganze gelehrte Gesellschaft, die bei diesem kleinen Zufall zugegen war, an dem Scherz Antheil nahm; und daß ein kleines Bändchen von Griechischen, Lateinischen, Spanischen, Italiänischen und Französischen Versen daraus entstand, welche sämmtlich den beneidenswürdigen Floh zum Gegenstand hatten. Da Mutter und Tochter alle diese Sprachen verstanden, so war gegen die Plaisanterie nichts einzuwenden; auch ließen sich's die beiden Damen so wohl gefallen, daß sie in sehr artigen Stanzen, die man unter ihren Werken findet, darauf antworteten. Ich erzähle die Anekdote dem Herrn Marquis von P. nach; denn ich bin

noch nicht so glücklich gewesen, diese merkwürdige Versammlung von **Poètes Chante-Puces**, wie er sie scherzweise nennt, selbst zu Gesicht zu bekommen.

Die Damen Des Roches lebten unter einer Abwechslung von Schicksalen, die manches Klaglied in ihren Schriften veranlaßt, aber immer von den Edelsten und Besten hochgeschätzt, bis zum Jahr 1587, wo sie beide (wie sie sich oft gewünscht hatten) am nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde und der nämlichen Krankheit starben.

Außer einer Menge von allerlei kleinern und größern Stücken in Prose und Versen, wovon verschiedne in den **Annales Poetiques** und in dem **Parnasse des Dames** zu finden sind, hat die Frau Des Roches auch die goldnen Sprüche des Pythagoras, und, in Gesellschaft mit ihrer Tochter, den Claudian in Französische Verse übersetzt. Die Gedichte dieser Damen sind vielleicht in Absicht des Feuers und der Stärke des Ausdrucks unter denen von Louise Labé; hingegen nähern sie sich in der Klarheit und Reinigkeit der Sprache schon um ein Merkliches der Epoche, welche Malherbe in der Französischen Poesie gemacht hat. Zur Probe diene ein Sonnet auf den Tod einer Freundin von der Mutter Des Roches, wiewohl wir nicht bergen müssen, daß es unter ihre besten Stücke gehört.

Las! Ou est maintenant ta jeune bonne grace
Et ton gentil esprit, plus beau que la beauté?
Ou est ton doux maintien, ta douce privauté?
Tu les avois du Ciel, ils y on repris place.
O miserable, helas! toute l'humaine race
Qui n'a rien de certain que l'infelicité!
O Triste que je suis, o grande adversité!
Je n'ai qu'un seul appui en cette terre basse.

O ma chere compagne, et Douceur de ma vie,
Puisque les Cieux ont eu sur mon bonheur envie,
Et que tel a été des Parques le decret:
Si après notre mort le vrai amour demeure,
Abaisse un peu les yeux de leur claire demeure,
Pour voir quel est mon pleur, ma plainte et mon regret.

3.

Marie von Romien.

1782.

Ein Bruder dieses gelehrten Frauenzimmers (der sich Jaques Romieu, Gentilhomme Vivarois, Secretaire de la Chambre du Roy qualificirt) hatte die Unziemlichkeit begangen, instigante Diabolo, und einem alten grißgrämischen Oheim zu gefallen, eine — Satyre gegen das schöne Geschlecht zu schreiben, welche freilich nicht anders als ein sehr abgeschmacktes Werk seyn konnte!

Die Schwester glaubte sich verbunden, diese Sünde ihres Bruders aufs eiligste wieder gut zu machen, und ließ also ungesäumt einen Discours en Vers von der Präeminenz des Weibes über den Mann ausgehen, worin, wie man leicht denken kann, Semiramis und Zenobia, Valeria und Cornelia, die Mutter der Gracchen, nebst einer Menge andrer preiswürdiger Frauen, Jungfrauen und Märtyrinnen aller Nationen und Zeiten, besonders auch die Französischen, und unter diesen namentlich die Damen:

Des Roches, de Poitiers, Graces Pieriennes,

nicht vergessen sind. Die Sache mit der Präeminenz der Haube über den Hut hat, wie wir nicht zweifeln, ihre Richtigkeit; aber die Verse des guten Fräuleins Marie von Romieu sind — um mit dem Herzen in der Hand zu reden — so beschaffen, daß sie einer so guten Sache zu Ehren wohl hätten besser seyn können. Die Laufbahn ist also noch offen, und der Preis noch zu gewinnen, wenn etwa eine von unsern liebenswürdigen Landsmänninnen und Schwestern in Apollo Lust hätte, sich dieses Verdienst um ihr Geschlecht zu machen.

S.

1.

Hans Sachs.

Einige Lebensumstände desselben als Zugabe zu Goethe's Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend „Hans Sachsens poetische Sendung."

1776.

Die Stadt Nürnberg hatte das Glück, im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts drei Männer hervorzubringen, denen keine Stadt in Deutschland ein Triumvirat von gleicher Vortrefflichkeit zu gleicher Zeit entgegenstellen konnte. Albrecht Dürer wurde daselbst im Jahr 1470 geboren; Wilibald Pirkhaimer im Jahr 1471, und Hans Sachs, der Dichter, im Jahr 1494. Die Eltern des letztern waren arme gemeine Bürgersleute; er hatte ihnen aber einen dauerhaft glücklich organisirten Körper, einen hellen Kopf, ein an allem theilnehmendes und doch immer fröhliches Herz, und eine gute Erziehung zu danken *). Was hätten ihm vierundsechzig

*) S. was er selbst davon sagt in dem Gedichte: „Die Werke Gottes sind alle gut." Th. IV. S. 232. W.

Ahnen Besseres geben können? Wenn jemals ein Mensch zum Dichter geboren worden ist, so war's Hans Sachs. Die holdselige Meistersängerkunst (die zu seiner Zeit in Nürnberg und in den andern vornehmsten Reichsstädten noch in großen und verdienten Ehren war) gab die erste Gelegenheit zu Entwicklung des Dichtergeistes, den die Natur so reichlich über ihn ausgegossen hatte. Zu eben der Zeit, da er, nach Endigung seines Schullaufs das Schuhmacherhandwerk erlernte, empfing er den ersten Unterricht in der Kunst des Meistergesangs von Leonhard Nunnenbeck, dessen er in einem seiner Gedichte dankbare Erwähnung thut, ohne sich's, wie es scheint, nur bewußt zu seyn, wie unendlich er seinen Meister übertraf.

Von seinem siebzehnten Jahre an durchwanderte er fünf Jahre lang, auf seiner Profession, alle Theile Deutschlands, mit dieser offnen, heitern, theilnehmenden Seele, die alle Gegenstände der Natur wie ein reiner Spiegel auffaßt, um sie getreulich, unverschönert und unverstellt, wieder zurückzuwerfen. Auf dieser Wanderschaft sammelte er sich einen Theil des reichen Schatzes von anschaulicher Erkenntniß und wahren Abdrücken der Natur und des menschlichen Lebens, über den ein unbefangner Leser in seinen Werken erstaunen muß. Ueberall befließ er sich, neben dem Betrieb seines mechanischen Geschäfts, seinen Wissenstrieb zu befriedigen, und sich im Meistergesange, seiner Lieblingsleidenschaft, zu üben. „Ueberall (ich borge hier die Worte seines wackern biederherzigen *) Lebenbeschreibers) half er entweder die Sing-

*) M Salomon Ranisch, Professor auf dem Gymnasio zu Altenburg, dem wir eine mit vielem Fleiß und herzlicher Anmuthung zu seinem Gegenstande verfertigte historisch-kritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens zu danken haben. (Altenb. 1765) W.

schule verwalten, oder sang den geübtern Meistern ein neues Lied zur Beurtheilung vor. Diese glückliche Liebe der Musenkunst hielt bei ihm allen andern Leidenschaften und aller äußern Reizung zu den gewöhnlichen Leidenschaften der Jugend das Uebergewicht, und noch im hohen Alter erinnerte er sich mit Freuden, daß er aus herzlicher Liebe zu seiner Wissenschaft sich des Spiels, des Trunks und der Buhlerei entschlagen, hingegen in der Uebung seines Nebenwerks sein einziges Vergnügen und den unschuldigsten Zeitvertreib gefunden habe."

Im Jahr 1519 ließ er sich zu Nürnberg als Bürger und Schuhmacher häuslich nieder, und verheirathete sich mit Kunigunde Kreutzbergerin, die der Gegenstand des herrlichen Liebesgedichts war, das wir am Schlusse mittheilen wollen, und das desto merkwürdiger ist, weil er's im 25sten Jahre seines Ehestandes gedichtet hat. Er lebte mit dieser Frau über 40 Jahre in der Ehe, zeugte mit ihr zwei Söhne und vier Töchter; überlebte aber seine ganze Nachkommenschaft, außer vier Enkeln von seiner ältesten Tochter. Er war 66 Jahre alt, als er diese Gespielin seiner Jugend und Gefährtin seines Lebens durch den Tod verlor. Er betrauert sie herzlich in dem wunderlichen Traum von seiner lieben Gemahel Kunigunde Sachsin (III. 1. 530.), legte sich aber dennoch vier Monate drauf eine andere Ehegehülfin, Barbara Harscherin, zu, mit der er den Rest seines Lebens bis ins Jahr 1576 nicht weniger glücklich, wie es scheint, zugebracht.

Seinem Handwerk lag er bis in sein hohes Alter ob, und es ist falsch, was einige vorgeben, daß er jemals den Schulmeister gemacht habe. Er scheint ein geschickter, und unter seinesgleichen ansehnlicher Schuhmacher gewesen zu seyn, und immer sein gutes Auskommen gehabt zu haben.

Die Spuren davon findet man häufig in seinen Werken; denn überall leuchtet eine neidenswerthe Behaglichkeit hervor, die zwar hauptsächlich eine Frucht seiner glücklichen Gemüthsart, seines immer heitern Kopfes, immer gelassenen Sinns und immer liebevollen Herzens war; aber gleichwohl mit armseligen Umständen und Mangel an den Bequemlichkeiten des Lebens nicht wohl bestehen kann.

Er genoß dieser so ungewöhnlich glücklichen Art von Existenz, ohne daß die natürliche Alterschwachheit seine Leibes- und Seelenkräfte unbrauchbar gemacht hätte, bis in sein 78stes Jahr. Nach dieser Zeit aber erfolgte eine immer merklichere Erschwachung und Abstumpfung der Sinne, die ihn endlich in eine Art von Kindheit zurücksetzte; wenn man ja seinen Zustand so nennen kann, wie ihn sein Schüler im Meistergesang, Paschmann, in einem Lobgedicht auf seinen geliebten Meister, beschreibt —

In dem Saal stund unecket
bedecket
Ein Tisch mit seiden grüne.
An selbem saß
ein Alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Daub dermaß
der hatt ein'n großen bart fürbaß,
in ein'm schönen großen Buch las
mit Gold beschlagen schön.

Das lag auf ein'm Pult eben
vor ihm auf dem Tisch sein
und an Banken darneben
viel großer Bücher fein;

die alle wohl beschlagen
da lagen,
die der Alt Herr ansach.

Wer zu dem alten Herren
kam in den schönen Saal
Und ihn grüsset von ferren,
den sach er an dismal,
Sagt nichts, sondern thut neigen
mit Schweigen
gegen ihn sein Haupt schwach
dann sein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnesgrund.
Als ich nun da in dem Saal stund
Und sein alt lieblich Gesicht rund
anschauet, u. s. w.

Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem ich dieß abschreibe, über die Wangen rollt! — der Liebe, und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den sie dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient glücklich zu seyn, wenn du nicht?

Auch seine Zeitgenossen waren gerecht gegen ihn; und ob Gott will, soll es künftig auch die bessere Nachwelt seyn. Denn es ist lang genug, daß Deutschland seinen Dichter, und wir andern alle unsern Meister verkannt haben! Seine alte, rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte seiner Verse und Reime, seine holzschnittmäßige Dürerische Manier,

und was ihm sonst aus seiner Zeit anklebte, soll uns nicht länger verhindern, den Geist, das Herz, die in allen seinen Kräften leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!

Dank habe inzwischen mein ungenannter Landsmann, der mir schon vor mehrern Jahren durch seine Ehrenrettung Hans Sachsens *) zuvorgekommen ist!

Da in dem glücklichen Geiste unsers lieben Meisters alles was er sah, hörte und las, zum Gedicht wurde; da er früh zu dichten anfing, und erst im 78sten Jahre seines Lebens aufhörte; am Dichten seine größte Freude hatte; sich Beifall, Ehre und Ruhm dadurch erwarb; und, was bei einem so biederherzigen Manne nothwendig ein großer Antrieb seyn mußte, da er wirklich zu seiner Zeit vielen Nutzen mit seinen Werken stiftete: so ist kein Wunder, daß er alle andern Deutschen Dichter an Menge und Mannichfaltigkeit von Compositionen, so wie die meisten bis auf diesen Tag an innerm Werthe derselben, übertroffen hat.

Von diesen seinen Werken hat man nur zwei vollständige Ausgaben, eine in Folio von Joachim Lohner zu Nürnberg verlegt in fünf Bänden, welche von 1570 bis 1579 nach und nach herauskamen, und wovon die drei ersten nur eine neue Auflage des schon im Jahre 1558, 60 und 61 von dem Augsburgischen Buchhändler Georg Wille zu Nürnberg in Heußlers Druckerei veranstalteten ersten Druckes der Hans Sachsischen Werke sind; die andere in fünf Theilen, in Quart, von Johann Krüger in Augsburg verlegt, und in der Reichsstadt Kempten bei Christoph Krausen gedruckt; wovon der erste Theil im Jahr 1612, und der letzte im J. 1616 erschien.

*) Die ich zwar nur aus der angeführten Lebensbeschreibung kenne. W

Von andern Auflagen ist mir nichts bekannt; aber allgemein bekannt ist, daß Hans Sachsens Werke dermalen unter die raren Bücher gehören. Diese ihre Seltenheit ist wohl die eigentliche Ursache, warum er, der popularste unter allen Dichtern, die vielleicht jemals gelebt haben, nach und nach seiner Nation, deren Voreltern er einst so lieb und werth war, so gleichgültig und unbekannt geworden. Es wäre Schande für Deutschland, wenn diesem Mangel nicht abgeholfen würde.

Man vergleiche den Artikel von Jördens. Was Wieland sich in Ansehung Hans Sachsens vorgesetzt hatte, und der Erfolg davon, darüber wird in dem Leben Wielands Bericht erstattet werden.

Der Liebe Zank.

Als ich in meinem Jugendthum
Einer Jungfrawen mich annum,
Die hätt ich inniglichen hold,
In Zucht und Ehren als ich solt,
In rechter trew, freundlicher art.
Von ir nit mehr zu theil mir ward
Als offt ein freundlich Augenblick,
Manch lieblich Gespräch auch offt und dick,
Dann offt ein freundlich Umbefangk,
Das nam ich an zu hohem Dank;
Begeret weiter auch nit mehr
Wann *) mir war ir Jungfräwlich Ehr

---

*) wann wird bei unsern Alten häufig für [illegible]n, oder sintemal, weil gebraucht; und so auch hier und wei[illegible]nten.

Lieben, denn alle Frewd auff Erd;
Von gantzem Hertzen auch begert
Mein Leben mit ir zu beschliessen,
Im Ehlichen stand ir zu geniessen.
Kürtzlich eins Tages sich zutrug,
Daß sie mir alle frewd abschlug,
Nimmer ich sie umfahen sollt,
Kein Kuß sie mir mehr bieten wolt,
Wann sie besorgt vor mir ir Ehr;
Und dergleich Wort gab sie mir mehr.
Ich erschrack, sie doch gütlich fragt,
Obs ir Ernst wär? Darauff sie sagt:
Es wär ir Ernst, und wolt das sagen
Von mir, und mich darumb beklagen,
Wo ich sie wiederumb würd umbfahn.
Erst that mir unter Augen schlahn *)
Das Elend mit grosser nachrew;
Dacht: ach weh meiner Lieb und trew,
Daß ichs so hertzlich hab gemeint!
Mein Hertz das klopfet, seufftzt und weint,
Legt mich unmuthig in mein Bett,
Und also bey mir selber redt:
O Venus, du Göttin der Lieb,
Sag, wo mein Lieb und trew nun blieb,
Die ich in dei'm Dienst trug so hertzlich?
Wie ist sie worden mir so schmertzlich!
Der **) ichs so trewlich hab gemeint,
Hält mich für iren Ehren Feind,

*) schlahen für schlagen ist in Schwaben noch unter dem Volk üblich.
**) statt: mit der.

Mein trew ich gar verloren spür,
Der Strohsack liegt mir vor der Thür;
Ich bin geführet auff ein Eiß,
Kein Hülff und Trost ich fürbaß weiß;
Mein Hoffnung ist gar ab und todt;
Nun wünschet ich und wolt auch Gott
Daß ich ir hätt doch nie gesehen!
Im Bett thet ich mich lang umbdrehen,
In wehmütig'n Gedancken tieff,
Bis ich samb halb und halb entschlieff.
In dem mich eygendlich bedeucht,
Wie das mein Kammer wurd durchleucht
Mit einem hellen klaren schein;
Mit süssem Geruch trat herein,
Venus die Göttin für mein Bett,
Und mich gantz senfftiglich anredt:
Ach junger Gesell sey wolgemut,
Dein Sach die wird noch alle gut;
Weist du nit, daß Jungfrewlich Bild
In Lieb ist allzeit rauch und wild,
Und seine Lieb nit leicht bekennt,
Ob es gleich inhitziglich brennt?
Darzu nöt't sie ir Scham und Zucht,
Darmit sie zu erretten sucht
Ir Ehr, ir'n allerhöchsten Schatz;
Auch förcht sie hart des Klaffers schwatz.
Die keiner Ehren auch verschonen.
Des thu ich trewlich dich vermonen,
Erheb dein trawriges Gemüt,
Wenn sie hat eben dein Geblüt,

Und hat dich inniglichen lieb,
Derhalb dich weiter nit betrüb!
Sie wird dir trew und freundlich seyn,
Ir rew darumb ist auch nit klein,
Daß sie dich hat so hart betrübt;
Ir Hertz sich auch in Schmertzen übt.
Laß alln Unmuth und Zweiffel fahren,
Dann sie wird noch in wenig Jahren
Dein Lebenlang dir zugesellt;
Ich hab dir sie selb ausserwählt,
Zu ei'm steten Hertzlieb allein,
Darumb laß alles trawren seyn.

Mit dem die Göttin bald verschwund.
Ich erwacht, und im Hertzensgrund
Ward ich erfrewt, und bald ufstahn.*)
Als ich mein Lieb ward sichtig an,
Redt ich sie an mit trawrigen worten
Die sich aber an allen orten
Entschuldigt, sie wär mir nit feind,
Hett die Wort nit so arg gemeint,
Ich solts halten trewlich, wie billich,
In Ehrn und Zucht wolt sie gutwillig
Forthin die Lieb mich nit verlon,**)
Und auch nit mehr wieder mich thon.
Also wurd unser Lieb und Trew
Wiederumb ganz beschlossen new,

*) ich ward ufstahn, eine vor Alters übliche Redensart, statt: ich stund auf.

**) verlassen.

Mit einem Umbefangk und Kuß,
Der mich noch allzeit frewen muß,
Daß unser Lieb grün, blü und wachs
In Zucht und Ehren, wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis M D. XLIII. Am 1. Tag Septembris.

2.

Sallustius.

Eine Rechtfertigung dieses berühmten Geschichtschreibers hat Wieland geliefert in seiner Uebersetzung der Horazischen Satyren Bd. 1. S. 58. fgg.

3.

Sarpi. *)

Urtheil des Cardinals du Perron über ihn.

1777.

Der Cardinal du Perron, Bischof zu Evreux, nachmals Erzbischof von Sens und Grand-Aumonier von Frankreich unter König Heinrich IV, war unstreitig ein Mann von Talenten und großer Gelehrsamkeit, ein geschickter Geschäftsmann und Negociateur, der alles sagen und schreiben konnte, was

*) Paolo Sarpi aus dem Servitenorden, geb. d. 14 Aug. 1532 zu Venedig, und gest. daselbst d. 14 Jan 1623, der unsterbliche Geschichtschreiber der Tridentinischen Kirchenversammlung, dessen

er wollte, kurz alles was man seyn muß, um aus einem Menschen von Nichts (wie die Franzosen sich ausdrücken) ein großer Mann in der Welt zu werden. Und wie urtheilte dieser große Staats- und Weltmann, Theolog, Philosoph, Poet (denn du Perron war dieß alles), von Fra Paolo Sarpi, der zwar nur Servitenmönch in Venedig und Theologus der Serenissima Republica, aber mit und unter dieser äußerlichen specie einer der trefflichsten Menschen war, die jemals auf Erden gewandelt haben?

„Ich sah ihn auf meiner zweiten Reise nach Venedig (sagt der Cardinal), Mr. de Messi zeigte mir ihn: ich bemerkte nichts Eminentes an diesem Manne. Er hat eine gute Urtheilskraft, guten Menschenverstand, aber seine Gelehrsamkeit ist nicht weit her. Ich sah einen ganz gemeinen Menschen an ihm, ein klein bißchen mehr als Mönch.“ *)

So konnten also Seine Eminenz nichts Eminentes an diesem Fra Paolo sehen; — ein bißchen mehr als einen alltäglichen Mönch, und das war Alles! — Und doch kannten Se. Eminenz unstreitig die Welt, und verstanden sich vor-

---

Geschichte der römische Hof besonders durch die Jesuiten in üblen Ruf zu bringen suchte, weil sie zu widerlegen nicht möglich war, hat mehrere Biographen gefunden. Der beste darunter ist Grifelini, aus dessen Memorie aneddote spettanti alla vita ed agli studj del sommo Philosopho e Giureconsulto F. Paolo Sarpi, Servita, Lausanne 1760. 8. Jagemann einen Auszug geliefert hat in Wielands Merkur 1793 Oct. und Nov. Das Interessanteste aus der neuesten Zeit ist Delbrücks Schilderung desselben.

*) Je le vis a mon second Voyage de Venise, et Mr. de Messi me le fit voir. Je ne remarquai rien d'eminent en cet homme. Il a un bon jugement et bon sens, mais de grand sçavoir, point; je ne vis rien que de commun, et un peu plus que de Moine. Perronniana, edit. de 1601 p. 218

trefflich auf den couranten Werth der Menschen in Handel und Wandel. Vermuthlich gehört dazu, um den innern Gehalt eines Menschen auszufinden, ein gewisser innerer Geistessinn, den ein Mann wie der Cardinal du Perron weder hat noch haben kann. Und gleichwohl finde ich in diesem, beim ersten Anblick lächerlichen, Urtheil eine Art von Zeugniß der Wahrheit, das dieser Weltmensch, so wie dort von Christus der Hohepriester Kaiphas, ohne es selbst zu wissen, von dem Mann Gottes ablegt. Er sah an Fra Paolo nichts von allem dem, was er an einem Mann, den er nach seinem Maßstab für groß halten sollte, suchte: er spricht also geringschätzig von ihm. Ich konnte nichts an ihm sehen, als einen gemeinen Menschen, einen Mann von gutem ehrlichen Menschenverstand — spricht er, und glaubt damit sehr wenig gesagt zu haben; merkt nicht, daß er was sehr Großes gesagt hat. Die vollkommensten Menschen haben selten etwas in ihrem Aeußerlichen, das sie sehr über andre hervorragen machen sollte. Die innere Einfalt und Lauterkeit ihrer Natur bildet sich auch in ihrem Gesicht und ganzem äußerlichen Wesen; sie sind bloß da, ohne etwas anzukünden, zu fordern oder zu erwarten. Ohne eine besondere Veranlassung, die ihr Inneres in äußerliche Wirksamkeit setzt, sieht der feinste Kennerblick des Weltmanns nichts an ihnen als gewöhnliche Menschen, und guter hausgesponnener Menschensinn ist alles, was er ihnen zutraut. Gerade das war's, Herr Cardinal, was den ehrlichen Servitenmönch Sarpi zu einem so viel weitern, wärmern, edlern, kurz zu einem so viel bessern Menschen machte, als Ew. Eminenz waren. Aber freilich hätte du Perron nicht du Perron seyn müssen, um nicht so von der Sache zu denken. — Uebrigens gäbe ich was darum, zu wissen, was Fra Paolo zu irgend einem seiner guten Freunde davon

gesagt haben mag, wie ihm beim Anblick des Cardinals zu Muthe gewesen.

4.

Schärtlin.

1777.

Lebensbeschreibung des berühmten Ritters, Sebastian Schärtlins von Burtenbach, aus dessen eigenen und Geschlechtsnachrichten vollständig herausgegeben und mit Anmerkungen und Beilagen versehen. Frankfurt und Leipzig 1777.

Herr Christoph Siegmund von Holzschuher, ein gelehrter Nürnbergischer Patricier, macht hier mit einem der merkwürdigsten Deutschen Männer des sechzehnten Jahrhunderts den Anfang einer Folge von mehrern solchen Biographien, wozu er uns Hoffnung macht, sofern er die nöthigen Beiträge von andern patriotisch-gesinnten Edeln und Gelehrten, besonders aus denen noch viel zu wenig benutzten Hausarchiven unsrer edeln Geschlechter, erhalten werde. Gegenwärtiges Buch ist um so interessanter, da Ritter Schärtlin, so wie Götz von Berlichingen, sein eigner Biograph ist. Schärtlin reicht zwar, meinem Gefühl nach, nicht ganz an Götze, aber immer war er (wie ihn die drei Fürsten in ihrem Vorschreiben an Herzog Christopher zu Würtemberg charakterisiren) ein redlicher weidlicher Gesell, ein strenger mannhafter Ritter und Feldhauptmann, und, was ihm die meiste Ehre macht,

der Sohn und Erbe seines eignen Verdiensts. Denn er war ein novus homo, der sich seinen Weg mit seinen eignen Armen machen mußte. Davon, daß er sich (wie der H. v. H. in dem kurzen Abriß der ganzen Geschichte sagt) in seiner Jugend mit bestem Erfolg auf die Wissenschaften gelegt und Magister in Tübingen worden, seh ich in seinem ganzen Leben keine Spur; nicht ein einziger Magisterzug! Ueberall spricht und handelt ein braver, aus einem ganzen Stück geschnittener, aber höchst roher knollichter Schwabe, an dem von dem scharfen Gepräge der Natur nichts abgeschliffen worden; — und das war — in seiner Zeit wenigstens — nicht desto schlimmer, dächte ich! Nichts geht über die edle, kunstlose, rittermäßige Einfalt, womit er, recht wie ein alter Ritter der Tafelrunde, von großen Thaten, großen Gefahren, großen Wunden u. dgl. als von ganz alltäglichen Dingen spricht, ohne den kleinsten Zug von Ruhmredigkeit oder Eigendünkel oder Geringschätzung anderer, und immer mit einem herzlichen „Gott sey Lob und Dank!“ wenn er aus großen Fährlichkeiten mit einem wohlgespickten Beutel wieder nach Hause kommt, und mit einem „Gott genad seiner Seele!“ wenn er einen Feind zu Boden geschlagen hat. Ein Zug, der durchs Ganze durchgeht, und wie mich dünkt, den Mann, der sein Glück erst machen muß, bezeichnet, ist die genaue Ausrechnung, was er mit jeder seiner Thaten gewonnen oder verloren; aber angenehm ist dabei wieder die Treuherzigkeit, womit er das alles erzählt, und daß es ihm gar nicht einfällt, seinen Thaten edlere Motive, als sie wirklich hatten, unterzuschieben; sondern daß er gerade so von der Sache spricht, als ob er sich durch so und so viel hundert oder tausend Gulden, die er in diesem oder jenem Feldzug erobert, und womit er von Zeit zu Zeit zu Weib und Kindern nach Hause kommt, für alles

ausgestandene Ungemach, Wunden, Lebensgefahren u. s. w. reichlich belohnt halte. All dieß, und das ebenfalls durchaus durch sein ganzes Leben ziehende Hausvatergefühl -- und die Treue und Dankbarkeit gegen jeden, der etwas zu seinem Glück beigetragen, und noch mehr andrer Züge der altdeutschen Redlichkeit, Weidlichkeit und Biederherzigkeit würden dieß Buch lieb und köstlich machen, wenn auch der Inhalt, wegen der merkwürdigsten Begebenheiten des sechzehnten Jahrhunderts, womit Schärtlins ganzes Leben verflochten war, für den Geschichtsliebhaber und Forscher weniger interessant wäre. Dem letztern überlassen wir, von dem historischen Werthe dieses Buchs, und besonders von dem was der gelehrte und unermüdete Fleiß des Herrn von Holzschuher bei dieser Ausgabe sowohl am Text als in den Anmerkungen u. s. w. geleistet, genauer zu urtheilen, und begnügen uns, dem letztern für dieses allen guten Deutschen und ehrlichen Schwaben gewiß willkommne Geschenk öffentlich unsern Dank zu erstatten, und ihn zur Fortsetzung einer so verdienstlichen Anwendung seiner Muße, so viel an uns ist, aufzumuntern. —

Eins hätt' ich beinahe vergessen — und das ist, Schärtlins gewöhnlicher Leibfluch: Potz blau Feuer! — welchen wir unsern jungen Kriegsmännern statt der hunderttausend blauen Kreuz-Donnerwetter, Kreuz-Bataillons u. s. w. zur Abwechslung hiermit bestens empfohlen haben wollen.

5.

Schicksalstragödie.

1803.

An einem kleinen zufälligen Umstand, an einem einzigen ungeziemenden, d. i. nach dem Aberglauben der Griechen Unglück vorbedeutenden Worte, das einem Aufwärter unversehens entschlüpft war, hängt in des Euripides Jon Tod oder Leben, und somit die Katastrophe des ganzen Stücks! Wenn nicht zu läugnen ist, daß zu Erfindung eines solchen Mittels die Katastrophe herbeizuführen, weder Genie noch Kunst gehört, so ist hingegen nicht weniger gewiß, daß nicht nur die entscheidenden Momente im Leben eines jeden Menschen, sondern selbst die größten Weltbegebenheiten, öfters an solchen kleinen unbedeutend scheinenden, zufälligen Ereignissen hangen; und dieß ist zu Rechtfertigung eines Dichters hinlänglich, dem es überhaupt in seinen Dramen weniger um künstliche Erfindung und Anordnung der Fabel, als um das Ethos und Pathos der Personen, und um Situationen, die ein lebhaftes Interesse bewirken, zu thun war. Die alten Griechen glaubten eigentlich nicht an den Zufall, in dem Sinne, worin wir dieß Wort zu nehmen pflegen; auch das Zufällige, auch das Unversehene, geschah, ihrem Glauben nach, θεια μοιρα, durch göttliches Verhängniß; wenigstens glaubten sie dieß, sobald der Ausgang bewies, daß die Entscheidung eines wichtigen Umstands an einem solchen Spinnefaden gehangen hatte. Diese θεια μοιρα, dieses göttliche Schicksal, muß mit der Einmischung der poetischen Götter in menschliche Dinge, wo sie als mithandelnde Personen erscheinen, und, gleich den Menschen

aus besondern Bewegursachen nach bestimmten Zwecken handeln nicht verwechselt werden. Dem Schicksal sind die Götter selbst unterworfen; so fern ist es, daß sie die Urheber desselben wären. — Aber was war denn der Begriff, den sich die Alten von diesem Schicksal machten? Sobald sie sich denselben klar zu machen suchten, gewiß kein andrer als eben derselbe, den wir Neuern mit diesem noch immer allgemein und täglich gebrauchten Worte verbinden — nämlich der Begriff des allgemeinen Zusammenhangs aller Dinge und Ereignisse in der Welt, insofern als er nothwendig, von dem Verstand und Willen der Sterblichen unabhängig, und eben darum unbegreiflich ist; eines Zusammenhangs, der gerade deßwegen, weil von dem Unerklärbaren und außer unsrer Vorsicht und Willkür Liegenden in demselben so häufig das Glück oder Unglück einzelner Menschen und ganzer Völker abhängt, ein dunkles Gefühl in uns erregt, daß etwas Göttliches in ihm sey, daß er das Werk einer unumschränkten, unerforschlichen Macht sey, welche zu hoch über uns throne, als daß es so schwachen und beschränkten Wesen, wie wir Sterblichen, möglich und ziemlich seyn könnte, sie zu fragen: was machst du? Aber daraus, daß dieses Schicksal unerforschlich ist, folget keineswegs, daß es auch blind sey, oder von den Griechen, und insonderheit von ihren tragischen Dichtern für blind gehalten worden wäre; d. i. daß sie sich vorgestellt hätten, die Umstände und Ereignisse, von welchen die Bestimmung des Glücks oder Unglücks der einzelnen Menschen abhängt, werden, wie durch ein Sieb, auf sie herabgeschüttelt. Gesetzt aber auch, sie hätten sich das Schicksal wirklich blind, regel- und absichtslos, und besonders auf das sittliche Verhalten der einzelnen Menschen ganz und gar keine Rücksicht nehmend gedacht, wie sie dessen neuerlich beschuldigt werden, so ist doch

ganz irrig, wenn behauptet wird, die tragischen Dichter der Alten hätten die Helden und Heldinnen ihrer Fabeln als bloße Automaten und blinde Werkzeuge eines blinden Schicksals dargestellt. Man muß wenig mit ihren Werken bekannt seyn, um so etwas vorzugeben, wovon der Augenschein gerade das Gegentheil lehrt. Daß ihre Helden nicht wie Rasende gegen die allmächtige Nothwendigkeit anrannen, wird ihnen wohl niemand zum Vorwurf machen wollen; aber überall sehen wir sie, so viel und so lange es Menschen möglich ist, mit ihrem Schicksal ringen, und, nach Maßgabe ihres individuellen Charakters, alles anwenden, was Muth, Klugheit, Standhaftigkeit und Kraftanstrengung vermögen, um über ihr widriges Glück Meister zu werden, oder, wofern sie unterliegen müssen, wenigstens edel und anständig zu fallen. Die Sache verdient eine gründliche und ausführliche Erörterung. *)

6.

Anna Maria von Schurmann.

1777.

Nicht eben als eine gelehrte Dame führe ich sie auf — denn wenn sie nichts als das gewesen wäre, so möchte sie an den unermeßlichen Lobsprüchen, womit sie in ihrem Leben von den Saumaise, Naude, Heinsius, Huygens, Gruter,

*) Der Anfang zu derselben ist seitdem gemacht durch H. Blümner: über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aischylos. Leipzig 1814, und durch die Dissertation von C. J. G. Schmidt (Prof. und Conrector in Schulpforta) de notione fati in Sophoclis Tragoediis et fragmentis expressa. Pars prior. Leipzig 1821.

Caets, Balzac und tausend Andern, durch ganz Europa, in Prosa und Versen, bis zur Abgötterei beräuchert worden, ihren Lohn dahin haben! Sondern, weil sie nach dem ganzen Umfang ihrer Naturgaben, Talente, Kenntnisse und, was mehr als dieß alles ist, durch die hohe Einfalt, Lauterkeit und Tugend ihrer Seele und den ganzen Gang ihres innerlichen Lebens, wirklich eine der vollkommensten und außerordentlichsten Personen war, die ihr Geschlecht in irgend einer Zeit aufzuweisen gehabt hat.

Sie ist geboren im Jahr 1604 zu Köln, hat den größten Theil ihres Lebens zu Utrecht, ihre letzten Jahre aber in der kleinen Labadistischen Ecclesiola zu Middelburg, Herford und Altona, und zwar (wie billig alle außerordentlichen Personen ihres Geschlechts thun sollten) in dem Stand einer freiwilligen und unbemakelten Jungfrauschaft gelebt, und ist im Jahr 1678 in eine bessere Welt übergegangen. — Ihr Vater, Friedrich von Schurmann, war ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften, ihre Mutter aus dem edlen Geschlecht von Herst im Jülich'schen. Ihr Großvater hatte Antwerpen, wo seine Voreltern über hundert Jahre in den ansehnlichsten Würden gestanden, der reformirten Religion wegen verlassen müssen, und sich nach Deutschland gezogen.

Bisher kannte ich unsre Maria bloß aus ihren von Friedrich Spanheim im J. 1648 zuerst und von T. C. D. Löberin 1749 zuletzt herausgegebenen opusculis, welche meistens aus Lateinischen und Französischen Briefen bestehen, die pour la rareté du fait mit etlichen Hebräischen und Griechischen verbrämt sind, und aus den Nachrichten, die ich in Bularts Académie des Sciences et des Arts und einigen andern literarischen Compilationen fand. Hieraus hatte ich nun so viel herausgeklaubt, als mir dienlich schien, um von diesem achten

Wunder der Welt, dieser zweiten Minerva und achten Muse (wie die Viri Eruditissimi et Clarissimi ihrer Zeit sie nannten, ehe sie das unverzeihliche Verbrechen beging eine — Separatistin zu werden) einigen Begriff geben zu können. Ich erzählte nur von ihren seltnen und frühzeitigen Naturgaben, von ihrem Geschicke für die schönen Künste, und wie sie so schön habe zeichnen und Miniaturmalen, und aus Papier schneiden, und in Wachs bossiren, und in Kupfer ätzen können, und wie sie Latein, Griechisch, Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch und Aethiopisch gelernt, und in der ganzen philologischen Polyhistorei, worein man damals das non plus ultra der Gelahrtheit setzte, erstaunliche Profectus gemacht; und wie ihr die Herren Curatoren der Universität zu Leyden in jedem Auditorio eine eigene geheime Loge bauen lassen, damit sie allen öffentlichen Lectionen, Disputationen, Doctor-Promotionen u. s. w. ungesehen beiwohnen könnte; und wie sie gerne Spinnen gegessen habe; und wie sie nach und nach so berühmt worden, daß die hochwürdigen und hochberühmten Herren, die Rivete und die Spanheime und die Salmasien, und sogar der ehrliche Carmelitermönch, Ludwig Jacob a Sancto Carlo, in seiner Bibliothek berühmter Schriftstellerinnen, und der wohlberedte Minoritenmönch, Bruder Hilarion de Coste, in der Vorrede zu seinen Eloges des Dames illustres, nicht genug von ihren Wundergaben singen und sagen können.

Da glückte es mir, das einzige Buch, woraus man wirklich kennen lernen kann, was Anna Maria von Schurmann war, nämlich ihre in Lateinischer Sprache geschriebene *ΕΥΚΛΗΡΙΑ*, oder Erwählung des besten Theils; Tractat, worin ein kurzer Abriß ihres Lebens enthalten ist: Eins ist noth; Maria hat das beste Theil erwählt (ein Buch, das sich sehr rar gemacht hat), zu Handen zu bekommen: und als

ich hinein guckte, und nur etliche Blätter davon gelesen hatte, siehe da fand ich, daß alles, was die Viri plurimum Reverendi, Amplissimi, Doctissimi etc. von ihr geschrieben, dummes Zeug sey, Caricatur und Verunstaltung eines der herrlichsten Werke Gottes; und daß das Beste sey, aus diesem Buche, worin eine wahrhaft englische Reinigkeit, Unschuld, Wahrheit, Einfalt, Liebe und Demuth aus allen Zeilen athmet, und worin sie, ohne alle Prätension, in der unzweideutigsten Sprache des Gefühls und der Innigkeit, die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend, und ihrer literarischen Nachtwandlungen, und ihrer zufälligen Verhältnisse mit den Viris Clarissimis, die gerade das, was allein an ihr schätzbar war, nicht zu schätzen wußten, und ihrer Bekanntschaft und Vereinigung mit den (nach ihrer Ueberzeugung wenigstens) apostolischen Menschen, Johann de la Badie, Yvon, du Lygnon u. s. w. erzählt — einen bloßen reinen Auszug zu machen, an dem gewiß alle guten Menschen Freude haben müssen, und auch solche, die das erwählte Theil dieser Maria für Schwärmerei halten mögen, wenigstens von der herrlichen Natur dieses liebenswürdigen Geschöpfs einen ganz andern Begriff bekommen werden, als aus ihren opusculis, die größtentheils gerade die schlechtesten Excretionen ihres Gehirns, oder bloßes Spielwerk eines gelehrten Gedächtnisses sind, oder aus den Lobreden und Lobgedichten solcher Leute, die so wenig Sinn für das Wahre hatten, daß sie gerade von dem Augenblick an Böses über den Engel blasphemirten, da sie alle die Krusten, womit eine falsch berühmte Gelehrsamkeit sie überzogen hatte, von sich warf, und sich in ihrer eignen natürlichen Gestalt darstellte.

Ich gebe also diesen Auszug aus der

E u k l e r i a.

Digitized by Google

Dieß ziemlich seltene Buch war, seiner Veranlassung nach eine Apologie des Fräuleins von Schurmann gegen die strengen Urtheile ihrer vormaligen gelehrten Verehrer und Bewunderer, deren Orthodoxie es sehr übel fand, daß eine Dame, von deren großen Gaben, Kunstfertigkeit, Gelehrsamkeit und übrigen Tugenden die Herren viel Aufhebens gemacht hatten, gerade in den Jahren, wo man ihr am meisten Weisheit hätte zutrauen sollen, der ganzen reformirten Christenheit ein so gräuliches Aergerniß gab, und eine Labadistin — oder, wie man's in der Folge nannte (denn die Namen ändern sich wie andre Moden), eine Pietistin, Methodistin, Herrnhuterin u. s. w., kurz eine Person wurde, die, mit dem eben gegenwärtigen Zustande der christlichen Republik nicht zufrieden, sich in eine, nach dem Muster der ersten apostolischen Kirche zu Jerusalem gebildete, kleine Gemeine begab, und bis an ihren Tod das Hauptgeschäft ihres Lebens daraus machte, eine Christin zu seyn, in der absoluten Bedeutung, die dieß Wort vor 1700 Jahren zu den Zeiten eines Petrus, Paulus, Johannes u. s. w. hatte, von denen sie glaubte, daß sie den Sinn und Geist ihres Herrn und Meisters gehabt, und ihn überhaupt besser verstanden, herzlicher geliebt, und mehr um seinetwillen gethan und gelitten hätten, als die ganze Synode zu Dortrecht und alle Provincial-Synoden in Geldern, Holland und Westfriesland, Seeland, Utrecht u. s. w. zusammengenommen. Inwiefern sie hierin recht oder unrecht gehabt, ist eine Untersuchung, die nicht hieher gehört. Ich werde mich daher in diesem Auszuge mit Vorbeigehung alles Dogmatischen in der Schurmannischen Apologie, bloß auf dasjenige einschränken, was uns von dem Eigenen und Unterscheidenden dieser außerordentlichen Person einigen Begriff geben kann. Jedoch kann ich nicht umhin, all das Gute,

was ich schon von dem Geiste dieses Buchs gesagt, zu wiederholen, und zu bekennen, daß ich nicht begreife, mit welchem Herzen, ja nur mit welcher Stirne, der Baccalaureus Johann Gabriel Drechsler mit zwanzig Andern seinesgleichen, den einfältigen reinen Sinn dieser von Liebe alles Guten überfließenden Seele durchaus immer mißverstehen, und seelenverderbliches Gift da finden konnte, wo jeder aufrichtige Mensch (zu welcher äußerlichen Gemeinschaft er auch immer gehören mag) nichts als die Gesinnungen und frommen Wünsche einer unschuldigen Seele finden wird, die all das Gute, wovon Andre nur schwatzen, disputiren, philosophiren, poetisiren, rhetorisiren u. s. w., wirklich in ihrem eignen Herzen lebendig hegt, in ihrem Leben thätig erweist, und in andern Menschen auch lebendig machen zu können wünscht. Als der Abbé von St. Pierre seine gutherzigen Projecte für „Ehre Gott in den Höhen, Friede auf Erden und Heil und Wohlfahrt allen Menschen“ zur Welt gebar, sagte der Premierminister Fleury: es sind Träume eines guten ehrlichen Mannes — und ließ den guten Mann ruhig fortträumen. Wenn nun die Schurmann auch wirklich damit umgegangen wäre, alle Katholiken, Augsburgische Confessionsverwandte, Calvinisten, Mennonisten, Quacker, Socinianer u. s. w. zu Alt-Christen umzuschaffen, zu Christen von der Art, wovon geschrieben steht: „daß sie des heiligen Geistes voll waren, und Gott lobeten mit Freuden und einfältigem Herzen; und waren Ein Herz und Eine Seele; und niemand sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein, und war keiner unter ihnen der Mangel hatte, denn man gab jeglichem was ihm noth war.“ *) Wenn, sag' ich,

*) Geschichte der Apostel, Kap. 2 u. 4.

die Schurmann auch mit so einem Entwurf umgegangen wäre: so hätte immerhin ein Mandeville beweisen mögen, daß dessen Ausführung, so wie die Sachen stehen, weder möglich noch verträglich wäre; daß die Lyoner Fabriken und die Pariser Putzmacherinnen dabei zu Grunde gehen müßten; daß die großen Herren keine Kriege mehr führen könnten; daß die Schifffahrt und der Handel in beiden Indien sehr darunter leiden dürften u. s. w. — Aber Mandeville selbst hätte doch bekennen müssen, daß es Träume einer Christin seyen, daß die damaligen Baccalauren (die itzigen sind hoffentlich billiger) unrecht gehabt, Ketzereien und Skandale daraus zu machen, und daß eine Jungfrau von sechzig Jahren unmöglich unschuldigere Träume haben könne.

Da die ehemaligen Freunde der Schurmann so übel damit zufrieden waren, daß sie in ihren alten Tagen die lebendige Quelle der — Schul- und Büchergelehrsamkeit verlassen, und (was die Herren ohne Schamröthe kaum denken konnten) eine Schwärmerin, eine Labadistin, geworden war; so ist der Schurmann Hauptgedanke in ihrer Apologie, zu zeigen: wie es zugegangen ist, daß sie, in ihrer Jugend, unvermerkt und beinahe ohne ihr Zuthun, dahin gekommen, in der gelehrten Republik Aufsehen zu machen: wie aber ein angebornes Sehnen nach dem was der Seele wahren Genuß und Befriedigung in ihrem innersten Grunde gibt, sie bei den Eitelkeiten der damaligen Modegelehrsamkeit, womit sie einen Theil ihres Lebens hingebracht, niemals habe ruhig seyn lassen, sondern sie von allem, was bloßer Schein und Schattenwerk und Wortkram und Dunst der Eigenliebe ist, immer abgerufen, und von Stufe zu Stufe endlich zur Erwählung dessen, was nach ihrer Ueberzeugung der beste Theil war, gezogen habe. Dieses zu entwickeln, und, indem sie von ihrer

Sinnesänderung Rechenschaft gibt, zu zeigen, „daß solche kein Werk einer fiebrischen Schwärmerei, sondern in der ersten Anlage ihres Charakters und in dem vorgehenden Zustand ihrer Seele gegründet gewesen, und durch vorherige Gesinnungen und Erfahrungen vorbereitet worden" — und daß eine so gesinnte, so vorbereitete (auch selbst durch einen Zusammenfluß unwillkürlicher äußerer Umstände vorbereitete) Seele sich nothwendig dahin habe lenken müssen, wo sie die Realität von all dem gefunden, von wo sie vorher außer sich nur die Prätension oder leeres Hörensagen, und in sich selbst nur eine schwache Dämmerung gesehen, bei welcher sie jedoch dem wachsenden Licht immer unverwandt entgegengegangen; — und endlich zu zeigen, wie sie diese Realität bei Labadie und seinen Gehülfen und im Schooß ihrer kleinen (in ihrem Sinn) ächt-apostolischen Gemeine wirklich gefunden, dieß, mit den dahin einschlagenden historischen Umständen, macht den Inhalt der neun Kapitel aus, in welche der erste Theil ihrer Eukleria abgetheilt ist. *)

Die interessantesten Züge für meinen Zweck sind im 2ten Kapitel der Eukleria enthalten, welches zur Aufschrift hat: „Kurze und besondere Darstellung meines vergangenen Lebens von meinen zarten Kinderjahren an, da ich mich in der

---

*) Zu Altona bei Cornel. van der Meulen gedruckt und aus 207 S. in kl. 8. bestehend. Den zweiten Theil, der 12 Jahre nach dem ersten, kurz vor ihrem Tode, zu Amsterdam bei Jacob van de Velde auch in kl. 8. herausgekommen, habe ich nicht auftreiben können, und kann also von dessen Inhalt nichts weiter sagen, als daß er die Fortsetzung der Geschichte der Labadieschen Gemeine und ihres eignen Antheils an derselben und vermuthlich fernere Apologie ihrer Widersacher enthält. W.

Gottseligkeit zu üben und die Anfangsgründe der Sprachen, Künste und Wissenschaften zu excoliren angefangen."

Gottesfurcht und Eifer für die Religion scheint ein gemeines Erbgut ihrer Familie vom Großvater her gewesen zu seyn. Sie sagt in dieser Rücksicht viel Gutes von ihren Eltern und von deren besondern Sorgfalt, sie nach den Grundsätzen des Christenthums zu erziehen, und vor allem, was die Unschuld und Reinheit der Seele trüben kann, zu bewahren. Ihre besondre Disposition zur Frömmigkeit äußerte sich schon in ihrem zartesten Alter. „Ich erinnere mich noch unter anderm (sagt sie), daß ich, als ein Kind von vier Jahren — da ich mit meiner Kindermagd gegangen war, Wiesenblumen zu pflücken, und wir uns dann am Rand eines kleinen Baches hinsetzten, und die Magd mich die Antwort auf die erste Frage des Heidelberger-Katechismus hersagen ließ — bei den Worten: daß ich nicht mein, sondern meines getreuesten Heilandes Jesu Christi eigen sey: eine so herzliche Freude und ein so süßes inniges Gefühl von Liebe zu Christo in meinem Herzen empfunden, daß alle folgenden Jahre meines Lebens das lebendige Andenken dieses Augenblicks nicht haben auslöschen können." Sie setzt diesem noch ein Beispiel hinzu: in ihrem eilften Jahre sey ihr beim Lesen eines Märtyrerbuchs, das ihr zufällig in die Hände gekommen, ein dermaßen brennendes Verlangen nach dem Märtyrerthum angekommen, daß sie das allerangenehmste Leben um einen solchen glorreichen Tod mit Freuden hätte vertauschen mögen. Und es sey ihr hernach, ihr ganzes Leben durch nichts Unerträglicher's und des christlichen Namens Unwürdiger's vorgekommen, als die Gesinnung des Erasmus, da er in seinen Schriften an den Dr. Eck zu erkennen gegeben: die Ehre für die Wahrheit Märtyrer zu werden übersteige die Sphäre seines Ehrgeizes,

und es werde ihm nie zu Sinne kommen, weder selbst nach ihr zu trachten, noch sie andern zu mißgönnen.

„Immer, mein ganzes Leben durch (setzt sie hinzu), hatte ich ein herzliches Verlangen, so weit meine Begriffe reichten, aufrichtig und ungeheuchelt fromm zu leben. Aber was ich nicht unbemerkt lassen kann, ist, daß es damals Niemandem eingefallen, meine Frömmigkeit, so ungewöhnlich sie bei den meisten jungen Personen meines Standes ist, als das Vornehmste, was an mir zu loben wäre, anzusehen" u. s. w.

Unsre Maria genoß des Vortheils, auf dem Lande und unter der Aufsicht eines (wie sie sagt) vortrefflichen Pädagogen erzogen zu werden. Mit drei Jahren konnte sie schon fertig Deutsch lesen, ohne daß sie sich erinnerte, daß es ihr im mindesten sauer geworden. Fast eben so früh zeigte sich an ihr ein ganz sonderbares Geschick zu allerlei künstlichen Handarbeiten, so daß sie als ein Mädchen von kaum sechs Jahren, ohne einigen Unterricht noch Beispiel, allerlei Figuren so zierlich aus den Papierchen, die ihr in die Hände fielen, auszuschneiden wußte, daß keine von ihren erwachsenen Freundinnen es ihr nachzuthun vermochte; und vier Jahre drauf begriff sie die Kunst Tapisserie-Arbeit zu sticken (artem Phrygiam) in drei Stunden, nachdem sie sich vorher nur etwa sieben Wochen geübt hatte, Blumen mit Reißblei zu zeichnen.

Die gute Dame, indem sie sich in ihrem 66sten Jahre dieser ihrer ersten Jugendzeit fernher erinnert, bemerkt dabei: „wenn sie so gesessen und Blumen und Insekten mit Wasserfarben gemalt habe (das dann doch noch immer die unschuldigste Art von Malerei sey), hätte sie zwar nicht

selten, während daß ihre Hand mit dieser irdischen Uebung beschäftigt gewesen, sich in ihrem Geiste mit himmlischen Gedanken unterhalten; aber sie müßte doch gestehen, daß sie manchmal so erpicht auf ihre Arbeit gewesen, und ihren ganzen Kopf und ihr Herz selbst so voll davon gehabt, daß sie Gott darüber wo nicht völlig aus dem Gesichte verloren, doch wenigstens nicht so leicht und anhaltend weder in sich selbst noch in dem Spiegel seiner Geschöpfe habe anschauen können, als sonst." Sie spricht von allen ihren Kunstfertigkeiten nur wie man von den Spielen seiner Kindheit spricht; setzt aber scherzend hinzu: weil sie jetzt doch einmal daran sey, sich mit Spielwerken in den Augen der Welt geltend zu machen, und, um nichts von ihren ehemaligen Glückseligkeiten zu verschweigen, wolle sie noch einiger Beispiele ihrer so hoch und weltgepriesenen Kunst Erwähnung thun. Und darauf spricht sie von drei Bildnissen, die sie, ohne Jemands Hülfe noch Anweisung, mit einem bloßen Taschenmesser aus Burbaumholz geschnitten, wovon eines ihre Mutter, eines sie selbst, und das dritte ihren Bruder (von dem sie in dem ganzen Buch häufig mit wärmster Liebe und Hochachtung spricht) vorgestellt, und welches letztere von dem berühmten Maler Honthorst, dem es ihr Bruder gewiesen, in ganzem Ernst über 1000 fl. geschätzt worden. Sodann (fährt sie fort) muß ich eines Bildnisses von mir selbst erwähnen, so ich, vermittelst eines Spiegels, aus Wachs verfertigt, und worauf ich nicht 30 Jahre wie Albertus Magnus auf seine redende Bildsäule, aber doch 30 Tage verwendet, weil ich in dieser Kunst vieles selbst erfinden mußte, da ich's von niemand lernen konnte. — Weil ich mir nicht getraue der Beschreibung, die sie von diesem ihrem Meisterstück macht, in der Geschwindigkeit durch eine Uebersetzung genug zu thun, so möge mir erlaubt seyn,

ihre eignen Worte herzusetzen: *) Oculi meos non solum in minori forma imitabantur, sed ad vividum pupillae nitorem ac rotunditatem, cum celeriter capsa vertebatur, ipsi soli se vertere videbantur. Crines cerei non nisi suis extremitatibus subtilissimis capiti inhaerebant; ita ut illud corollis libere, ut videbatur, volaturis exornarent. Et quod omnium erat difficillimum, palpebras pilorum tenuissimorum quasi erecto vallo cum pertinaci labore muniveram; atque (ut hoc unum tantum de vano ejus ornatu addam) gemmulae, quae collum cingebant, ita artificiose (novo sc. meo invento) naturam mentiebantur, ut mihi contrarium verum asserenti, vix adhiberetur fides; nec alia ratione

---

*) Der Inhalt ist dieser: „die Augen dieses Wachsbildes hätten nicht nur den ihrigen im Kleinen sehr geglichen, sondern wegen des lebhaften Glanzes und der Rundung des Augapfels hätt' es, wenn man die Capsel schnell gedreht, geschienen, als ob sich auch die Augen von selbst drehten. Die wächsernen Haare wären so fein gearbeitet gewesen, daß sie nur mit ihren subtilsten Spitzen im Kopfe gesteckt, und also wie natürliches Haar ausgesehen, und dem Ansehen nach freiwallende Locken gebildet hätten. Eben so unendlich fein hätte sie auch die Augenwimpern mit hartnäckigem Fleiß herausgebracht, und die Perlen um den Hals hätten, durch einen von ihr erfundenen besondern Kunstvortheil, so vollkommen wie natürliche ausgesehen, daß ihr niemand glauben wollen, sie seyen von Wachs, bis sie auf Verlangen einer Gräfin von Nassau eine davon mit einer kleinen Nadel durchstochen." Einigen wird vielleicht der Bildhauer aus dem Horaz einfallen, qui et ungues exprimet, et molles imitabitur ære capillos, infelix operis summa. Ob unsre Künstlerin in diesem Stücke glücklicher gewesen, davon sagt sie nichts; ich zweifle aber um so weniger daran, als diese höchste Feinheit und fleißige Behandlung des Details, die in großen Bildern dem Ganzen nachtheilig ist, in Miniaturwerken, wie dieses war, gerade das ist, was dem Ganzen Leben und Wahrheit gibt. M.

artem a natura discernendam exhibui (cum id a me peteret ingeniosa Nassaviae Comitissa) quam unam earum acicula transfigendo.

Es ist (in meinen Augen wenigstens) liebenswürdige Menschlichkeit, daß unsre Maria, da sie gelegenheitlich von diesem ihrem Lieblingswerk aus den Zeiten, wo sie noch Martha war, mit vielem Kaltsinn zu sprechen angefangen, daß sie (sage ich) unvermerkt warm darüber wird, und sich nicht ohne Schmerz der unglücklichen Zerstörung derselben erinnern kann. — „Aber (fährt sie fort) was hatte ich dessen für Frucht? als diese, daß ich mit Verlust meiner kostbaren Zeit mir unwissenderweise selbst die Reue gekauft, die hernach auf die Zerstörung desselben folgte, da eine meiner Tanten (nicht lange nachdem es fertig war), indem sie es recht genau besichtigen wollte, es aus ihrer unbehutsamen Hand fallen ließ und dadurch zernichtete.“ Sie gesteht, als sie folgende Verse unter das Bild gesetzt:

Non mihi propositum est humanam illudere sortem,
aut vultus solido sculpere in aere meos;
En nostram effigiem quam cera expressimus; atque
materiae fragili mox peritura damus.

habe sie sich dieses Bild ihres Lebens (so wie wir alle mit dem Leben selbst zu thun pflegten) zwar als zerbrechlich vorgestellt, aber doch nicht gedacht, daß es so bald würde wirklich zerbrochen werden; und sie wäre daher durch seine Zerbrechung, tanquam graviusculo atque improviso aliquo casu, in einigen Mißmuth gesetzt worden; da es ihr hingegen bei später Erinnerung desselben lächerlich vorkommen, daß sie (sind ihre Worte) an etwas, das doch nur ein Schatten von ihr gewesen, die selbst nur σκιᾶς ὄναρ (wie Euripides von dem Menschen sagte), nur der Traum eines Schattens, oder

ein Schatten in einem Traume sey, ihr Herz habe hängen und sich über dessen Verlust habe betrüben können. — Wie groß oder klein aber auch ihre erste Empfindung davon mag gewesen seyn, so viel ist gewiß, daß die Tante nichts von ihrer Liebe verlor. Denn sie ist ohne allen Zweifel eine von den zweien Mutterschwestern, von denen sie im 6ten Kapitel mit so vieler Liebe spricht und Gott dafür preiset: „daß er ihr Gelegenheit gegeben, diesen guten Damen (deren die eine 89, und die andre 91 Jahre alt worden, beide aber über 20 Jahre vor ihrem Tode den Gebrauch der Augen verloren) in ihrem hülfebenöthigten Alter nützlich zu seyn, und daß er sie mit diesen ihren Mutterschwestern und dem einzigen Bruder, der ihr von ihren Geschwistern übrig geblieben, durch ein so enges und süßes Band der Liebe zusammengebunden, daß die zwanzig Jahre, die sie mit einander eine Familie ausgemacht, ihr in der That nur wenig Tage gedäucht hätten.

Sie bricht das Wenige, was sie bisher von ihrer Geschicklichkeit zu den bildenden Künsten gesagt, auf einmal mit einer Idee ab, die ich, so schwärmerisch sie vielleicht manchem vorkommen mag, mich nicht entbrechen kann, hieher zu setzen. weil sie einen der stärksten Züge des Charakters dieser englischen Seele enthält. Ich übergehe, sagt sie, andre Dinge dieser Art, weil ich die Neigung zu dergleichen und das Andenken davon zu verlieren angefangen, so wie sich das göttliche Bild des Lebens Jesu meiner Seele darstellte; und da ich von diesem Augenblick an kein andres der Nachahmung würdig schätzte, und es gleichwohl nicht immer hell und lebendig genug in meinem Gemüth erhalten konnte, so ging ich damit um, eine so viel mir möglich wäre vollkommene Abbildung desselben, zu meinem und anderer Nutzen schriftlich zu verfassen. — Aber, die Wahrheit zu gestehen, ich habe mir

bei diesem Werke nie selber genug thun können, theils weil meine Augen oft durch den Glanz dieses göttlichen Gegenstandes geblendet wurden, theils weil es mir immer vorkam, ich male die Sonne nur mit einer Kohle ab. Ich fand also, das Leben der Christen sey das beste Bild des Lebens Christi, aber wie selten in diesen unsern Zeiten zu finden! Da ich nun in der Folge dessen lebhafteste Züge an unsern Hirten (Labadie und seinen Gehülfen nämlich) wahrnahm, glaubte ich, mit diesen lebendigen Bildern alle Werke todter Kunst vertauschen zu müssen. Sie schließt diese Betrachtung endlich mit folgenden Gedanken: wahrlich, wir würden alle Kunstgemälde wenig schätzen, wenn wir in allen Geschöpfen, denen ihr Urheber etwas von seinem Bilde eingedrückt hat, nach dem bekannten Vers

und jedes Gräschen strahlt den gegenwärt'gen Gott *)

ihn selbst mit Geistesaugen sähen, und mit wahrem Gottessinn als gegenwärtig schmeckten und fühlten. Alles was sie, diesen Gedanken auszuführen hinzusetzt, ist sehr schön — so wie an dem Gedanken selbst etwas sehr Wahres ist. Und gewiß kein Maler noch andrer Bildner wird jemals ein herrliches und immer lebendes Werk hervorbringen, der das Göttliche in der Natur zu fühlen keinen Sinn hat. Dieses hohe Gefühl allein hat in den Phidias und Praxiteles der Griechen Ideen göttlicher Schönheit gezeugt, und ihre Hand gestärkt, wenigstens die Schatten davon in Marmor und Elfenbein nachzubilden: dieses Gefühl allein hat, in neuern Zeiten, einen Buonarotti, einen Raphael, Correggio, und (um noch einen in seiner Art gewiß nicht geringern Liebling und Schooß-

---

*) Praesentemque Deum quaelibet herba docet.

jünger der Natur zu nennen) einen Claudius von Lothringen hervorgebracht. Ein hoher Grad dieses tiefen Sinns für das Göttliche in der Natur wirkte bei dem letztern dieses mühsame Arbeiten, diese Unzufriedenheit mit seinem Pinsel, welche machte, daß er acht Tage immer verbesserte und wieder auslöschte, und die nur ein Mensch, wie de Piles, fähig seyn konnte für pesanteur d'esprit zu halten. Aber der höchste Grad dieses Gefühls bringt keine Künstler noch Kunstwerke mehr hervor, sondern verschlingt die Seele, und gibt ihr Verachtung und Ekel gegen allen künstlichen Versuch es in Worten oder irgend einem andern kalten und leblosen Stoffe nachzubilden. Dieß war der Fall, worin sich die Schurmann in den letzten Jahren ihres Lebens befand; und es kann in diesem Erdenleben nur mit wenigen außerordentlichen Menschen so weit kommen. Es ist Anticipation eines zukünftigen Standes, die vielleicht wenig guten Menschen aus Augenblicken eigner Erfahrung unbekannt ist, die aber, so lange die Menschen nicht wie die Engel Gottes sind, noch seyn können, in dem Leben eines jeden andern als eines Einsiedlers oder Abgesonderten immer einen wunderbaren hiatus macht. Wär' es aber möglich, daß alle Menschen diesen hohen Grad von Gottesgefühl haben und immer in sich erhalten könnten, so möchten alsdann Künste und Wissenschaften, und die lieben Belles-Lettres, und aller der ernsthafte und kurzweilige Tand, womit wir uns itzt aus Mangel oder Unfähigkeit bessern Genusses oder Geschäftes abgeben, immer dahin fahren; der Verlust würde nicht groß seyn.

7.

Algernon Sidney.

1778.

Dieser Brittische Cassius, wie ihn der Dichter Thomson nennt, stammte von einem sehr alten und an großen Männern fruchtbaren Geschlecht ab. Er war der zweite Sohn Roberts, Grafen von Leicester, aus der Ehe mit Dorothea, der ältesten Tochter Henry Pyrrey's, Grafen von Northumberland, die sein Vater im Jahr 1618 heirathete. Sein eigentliches Geburtsjahr weiß man nicht gewiß; doch mag es wohl das 1622ste gewesen seyn. Sein Vater trug große Sorge, ihm eine gute Erziehung zu geben, und nahm ihn deßwegen mit, da er im Jahre 1632 als Gesandter nach Dänemark ging. Eben dieses that er auch im Jahre 1636, während seiner Gesandtschaft am Französischen Hofe; wo er sich (wie aus einem Briefe seiner Mutter erhellt) bereits durch die Lebhaftigkeit seines Witzes und die Anmuth seines Umgangs auf eine sehr vortheilhafte Art bemerklich machte. Wir finden sonst keine weitere Nachricht von seiner Erziehung; aber sein Werk von der Republik, und die Grundsätze, denen er in seinem Leben gefolgt, lassen nicht zweifeln, daß er schon in seiner Jugend aus den Schriften der alten Griechen und Römer diese republicanische Sinnesart und diesen herzlichen Haß gegen Tyrannei und Tyrannen eingesogen, der ihn sein ganzes Leben durch beseelt, und wovon er endlich das Opfer geworden.

Nach dem Ausbruch der Rebellion in Irland, ganz am Ende des Jahrs 1641, erhielt er das Commando über eine

Compagnie zu Pferd beim Regimente seines Vaters, welcher dazumal Lord-Lieutenant dieses Königreichs war. Er reiste mit seinem ältesten Bruder, Lord Viscount Lisle, dahin, und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten durch sein gelindes Verfahren mit den Rebellen aus. Im Jahr 1643 erhielt er vom König Erlaubniß wieder nach England zurückzugehen; als er aber im folgenden August zu Lancashire landete, wurde er auf Befehl des Parlaments nach London in Verhaft gebracht, und zur Annahme eines Commando's daselbst vermocht.

Den 10. Mai, im Jahr 1644, machte ihn der Graf von Manchester, Generalmajor verschiedener Grafschaften, zum Capitän einer Compagnie zu Pferde bei seinem eigenen Regimente. Sein Bruder, Lord Viscount Lisle, welcher kurz darauf General-Lieutenant von Irland und Befehlshaber über die dortigen Völker wurde, gab ihm das Commando über ein Regiment zu Pferde, um in dem Feldzuge daselbst zu dienen, und aus dem geschriebenen Tagebuche des Grafen, seines Vaters, sieht man, daß er gleichfalls General-Lieutenant der Cavallerie von Irland und Gouverneur von Dublin war, und daß er vor seiner Reise in dieß Königreich das Gouvernement von Chichester hatte, und der Schlacht bei York und verschiedenen andern Actionen beigewohnt.

Den 2. Mai empfing der Oberste Sidney den Dank vom Parlament für seine guten Dienste in Irland, und wurde nachher zum Gouverneur von Dover bestellt. Im Januar 1648 wurde er zu einem von König Karls Richtern ernannt, ging aber nicht in ihre Versammlung. Warum er dieß nicht that, wissen wir nicht. Indessen ist offenbar, daß er sowohl aus Neigung, als Grundsätzen, ein eifriger Republicaner, und deßwegen ein eben so abgesagter Feind von Olivier Cromwell war, sobald dieser die höchste Gewalt im Staat an sich zog,

als er vorher, und so lange er Hoffnung hatte, der Verfassung Englands die Gestalt eines auf dauerhaften Grund gebauten Freistaats gewinnen zu sehen, ein erklärter Gegner der unbeschränkten Monarchie gewesen war.

Als aber nach der Abdankung des Protectors Richard Cromwell das Parlament im Mai 1659 wieder aufgerichtet, und eine Erklärung ergangen war, die Sicherheit und das Eigenthum des Volkes, beides als Menschen und als Christen, ohne einzelnen Regenten, königliche Würde, oder Versammlung der Lords, in Sicherheit zu stellen, so stimmte er mit hierzu, und wurde selbst zu einem von den Räthen des Staats, und den 5. Juni darauf ernannt, mit Sir Robert Honeywood und Bulstrode Whitelocke Esq. als Bevollmächtigter in den Sund zu gehen, um zwischen dem König von Schweden und Dänemark Frieden zu negociiren; wiewohl Whitelocke Mittel fand, sich von diesem Auftrag wieder los zu machen, und einen andern an seiner Statt ernennen zu lassen.

Als bald nachher alle Umstände sich zur Wiedereinsetzung König Karls II. anließen, schrieb der Oberste Sidney in der Nachschrift eines Briefes an seinen Vater: „ich sage itzt „nichts von meinen eignen Entschließungen in Rücksicht auf „die Ereignisse, die theils schon vorüber sind, theils täglich „noch erwartet werden. Das Wahre davon ist: ich weiß sie „selbst noch nicht. Die Sache ist zu schwer, als daß ich in „so großer Entfernung darüber urtheilen könnte: zumal da „ich nicht weiß, was in meiner Macht oder Wahl stehen „wird. Wenn ich keine neuen Befehle empfange, werd' ich „so eilfertig als möglich zurückkommen, und dann den Weg „gehen, welchen Ew. Gnaden mir zu gehen befehlen, oder „ihre besten Freunde mir rathen, und das so lang ich kann, „ohne die Grundsätze der Ehre oder des Gewissens zu beleidigen;

„wiewohl ich überzeugt bin, daß mir weder von Ew. Gna-
„den, noch den übrigen, deren Meinungen ich achte, so et-
„was kann zugemuthet werden. So lange ich hier bin, dien'
„ich England, und werde mit allem nur möglichen Bedacht
„und Eifer das Interesse desselben zu erhöhen suchen, und
„den Vorschriften derer nachleben, die es regieren. Die Be-
„stimmung andrer Punkte verspar' ich bis zu mündlichen Unter-
„redungen."

Die Restauration des Königs (wie diese Epoche in der Englischen Geschichte genennet wird) erfolgte bekanntlich den 8. Mai 1660, und aus einem Briefe, den Sidney an seinen Vater den 16. Julius aus Stockholm erließ, zeigt sich, daß er und seine Collegen von dem Staatsrath zwar die Erlaubniß nach England zurückzukehren erhielten, daß er aber für seinen Theil, ungeachtet der persönlichen Freundschaft des Generals Monk, sich in großer Verlegenheit befand, da er, so wie die Sachen stunden, weder mit Anstand seinen bisherigen Charakter zu Stockholm behaupten konnte, noch Ursache hatte, sich in England für sicher zu halten, ungeachtet der General Monk (der, als das vornehmste Werkzeug der Restauration, damals alles beim Könige vermochte) immer viel persönliche Achtung für ihn gezeigt hatte. Er äußert die nämliche Verlegenheit in einem andern Briefe vom 22. Julius, und bittet seinen Vater um Anweisung, wie er sich in seiner sehr mißlichen Lage zu verhalten habe. Die Antwort des Grafen von Leicester ist vom 30. August datirt, und enthält unter andern Folgendes: „ich halt' es für undienlich, und fast gar für
„unsicher, daß du itzt nach England zurückgehest. Denn
„Powel wird dir gesagt haben, daß er bei seinem Aufenthalte
„hier gehört: du solltest von der allgemeinen Begnadigung
„ausgeschlossen seyn, und ob ich gleich nicht weiß, was du

„gethan, oder hie und da gesprochen haben magst, so hab' ich „doch verschiedentlich gehört, daß man von dir so eine schlimme „Meinung als von irgend einem, sogar von denen hat, welche „den letzten König zum Tode verurtheilt haben. Als ich „noch glaubte, es fände keine andere Einwendung gegen dich „statt, als daß du von der Gegenpartei gewesen: sprach ich „mit dem General Monk zu deinem Besten, und erhielt die „Antwort: du wärest übel beim König angeschwärzt worden; „er wolle aber sein Möglichstes für dich thun. Ich wollte „darauf noch mit jemand sprechen — du magst rathen, wen „ich meine; — allein seidem habe ich solche Dinge von dir „gehört, daß auch blos in der Ungewißheit ihres Grundes „wohl niemand seinen Mund für dich aufthun möchte. Ich „will dir einige Punkte erzählen, und du wirst wohl thun, „wenn du dich deßwegen rechtfertigst. Es heißt: die Univer„sität zu Kopenhagen hätte dir ihr Album geschickt, damit du „etwas hineinschreiben möchtest, und du hättest dann diese „Worte

— Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placidam sub libertate quietem;

„hineingeschrieben, und deinen Namen darunter gesetzt. Wenn „dieß wahr ist, so kann's nicht anders als öffentlich bekannt „seyn. Auch heißt es: ein Minister, der eine gewisse Lady „Laurence zu Chelsea geheirathet, itzt aber zu Kopenhagen „wohnt, wäre dort mit dir in Gesellschaft gewesen, und hätte „zu dir gesagt: ich glaube, Sie waren keiner von den Rich„tern des letzten Königs oder schuldig an seinem Tode? — „Was? — hättest du gesagt: — Schuldig? — Nennen Sie „das Schuld? — Es war die gerechteste und bravste That, „die je in England oder irgendwo geschehen ist, und darauf

„hättest du noch verschiedene Reden von eben der Art ausge„stoßen. Ferner heißt es: als du erfahren, daß man damit „umgehe, dich in Verhaft zu nehmen, hättest du dem König „von Dänemark selbst davon Nachricht gegeben, und gesagt: „ich höre, daß man Willens sey, sich meiner zu bemächtigen; „aber wer will das? Est-ce notre bandit? und dadurch sollst „du den König gemeint haben. Ueberdieß will man dich in „heftigen und verächtlichen Ausdrücken von des Königs Person „und Familie habe sprechen hören, welches dir schwerlich ver„geben oder vergessen werden wird, dafern du dich nicht recht„fertigen kannst. Denn solche persönliche Beleidigungen machen „tiefere Eindrücke, als öffentliche Handlungen im Krieg oder „Frieden u. s. w." — Das Resultat von dem allen war, daß ihm sein Vater rieth, bis auf weitern Bescheid, sich in Hamburg aufzuhalten.

Nachdem er sich einige Zeit unter den Musen Italiens und ihren Kunstwerken und Alterthümern aufgehalten hatte, hielt er's für dienlich, sich seinem Vaterlande wieder zu nähern. Auf seiner Reise besuchte er den ehemaligen Parlamentsgeneral Ludlow, einen der rechtschaffensten Männer seiner Partei (selbst nach dem Geständniß der gegenseitigen) und seine übrigen Freunde auf ihren Ruhesitzen in der Schweiz, bei denen er sich etliche Wochen aufhielt, und sich ein rechtes Geschäfte daraus machte, sie öffentlich als seine Freunde zu erkennen und ihnen so viel gute Dienste zu leisten, als er konnte.

Von seinem Aufenthalt in den nächstfolgenden Jahren ist nichts bekannt, außer daß er sich im Jahre 1665 in Augsburg befunden, wohin (wenn den Memoirs des General

Ludlow hierin zu glauben ist) König Karl II zehn Männer abgeschickt haben soll, um ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, die aber ihren Zweck verfehlt hätten, weil Algernon kurz zuvor wieder nach Holland abgegangen.

Er blieb bis ins Jahr 1677 außerhalb seines Vaterlandes, nämlich so lange, bis er endlich durch Vermittlung des Sir Henry Saville, damaligen Englischen Abgesandten am Französischen Hofe, vom Könige begnadigt wurde, und demzufolge die Erlaubniß erhielt wieder nach England zurückzukommen.

Im Jahre 1678 bewarb er sich um die Parlamentsstelle der Stadt Guilford in Surrey; allein da der Hof sich seiner Wahl widersetzte, hielt er es, ungeachtet er nicht unterließ seinen Wählern das unregelmäßige Verfahren der Regierung in dieser Sache, mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, vorzustellen, doch nicht für dienlich, seine Bewerbung durchsetzen zu wollen. Eben so unglücklich war er im nächstfolgenden Jahre bei seiner Bewerbung um die Stelle des Fleckens Bramber in Sussex, weil die Sache schon vorher von Sir John Pellham, und der Familie der Sidneys, welche die Hitze und den Muth seines Geistes bei solchen Gelegenheiten fürchtete, zum Vortheil seines Bruders, Heinrich Sidney, nachmaligen Grafen von Romney, ausgemacht war.

Im Jahre 1683 wurde er angeklagt: als sey er in dem bekannten Rye House Comp'ot *) verwickelt gewesen, und wurde deßwegen, als der Proceß des Lords Russell geendiget war, vor den König und den geheimen Rath gebracht. Er erklärte sich, er würde sich gehörig zu vertheidigen wissen,

*) S. Hume's Gesch. von Großbritannien Bd. 2 S. 243 d. Uebers.

wenn sie irgend einen Beweis gegen ihn hätten; aber ihren Vermuthungen durch dieses oder jenes, das er etwa sagen möchte, Stärke zu geben, sey er nicht Willens. Auf diese Art war seine Untersuchung sehr kurz. Er lag darauf einige Zeit im Tower, wurde aber vermittelst eines Habeas corpus den 7. November 1683 dem Kings-Bench-Gericht überliefert, und des Hochverraths öffentlich angeklagt.

Der wegen seines ungerechten und grausamen Charakters in der Englischen Geschichte gebrandmarkte Jefferies war damals Lord Oberrichter, und diesem schon mit dem Blute so vieler Unschuldigen und Edeln befleckten Unmenschen war es ein Leichtes, eine parteiische Jury dahin zu bringen, die Unschuld selbst schuldig zu finden. Nie ist ein Proceß tumultuarischer und rechtswidriger geführt worden. Der einzige Zeuge, welcher wider Sidney aussagte, war der Lord Howard; weil aber das Gesetz zwei Zeugen erforderte: so fiel man auf ein seltsames Mittel, um diesen Mangel zu ersetzen. Als man das Studirzimmer des Gefangenen durchsuchte, fanden sich einige Abhandlungen über die Regierung, worin er Grundsätze behauptete, welche zwar der Freiheit günstig, aber doch so beschaffen waren, daß (wie Hume sagt) die besten und gehorsamsten Unterthanen in allen Zeiten dieselben bekannt haben: nämlich, den Urvertrag, die Quelle der Macht aus der Bewilligung des Volkes, die nach dem Gesetz erlaubte Freiheit dem Tyrannen zu widerstehen, den Vorzug der republicanischen Verfassung vor der Regierung einer einzigen Person u. s. w. Von diesen Schriften behauptete man, daß sie so gut wären, als ein zweiter Zeuge. Der Gefangene antwortete: sie hätten keinen andern Grund, warum sie ihm diese Papiere zuschrieben, als die Aehnlichkeit der Hand; ein Beweis, den man in gerichtlichen Untersuchungen niemals

annähme. Wenn er auch zugäbe, daß er der Verfasser wäre: so hätte er sie doch nur bloß zu seinem eigenen Vergnügen aufgesetzt, und der Welt niemals bekannt gemacht, ja nicht einmal einer einzigen Person gezeigt. Wenn man sie recht wohl ansehe, so würde man aus der Farbe der Dinte finden, daß sie schon vor vielen Jahren geschrieben wären, und sie würden ganz unstatthafter Weise als Zeugniß von einer jetzigen Verschwörung wider die Regierung vorgezeigt; und da das Gesetz ausdrücklich zwei Zeugen forderte; so könnte Ein Zeuge nicht zureichen, wenn er auch die überzeugendsten Umstände aussagte. Alle diese Gründe, ob sie gleich der Gefangene mit großem Muth und Stärke am Verstande vortrug, verschlugen nichts. Parteiische, gewissenlose, und der Krone unbedingt leibeigene Richter fanden ihn schuldig, und er empfing also sein Todesurtheil. Die Vollziehung desselben aber wurde, ungewöhnlicher Weise, drei Wochen länger aufgeschoben, um dem allgemeinen Unwillen, den seine Inquisition, als ein Verfahren von der ungeheuersten Ungerechtigkeit, erregt hatte, Zeit zu lassen, sich wieder zu setzen. In dieser Zwischenzeit ließ er dem Könige durch den Grafen von Halifax, seinen Neffen durch Heirath, ein Papier überreichen, das die Hauptgründe seiner Rechtfertigung und eine Appellation an Se. Majestät enthielt, mit Bitte, daß der König die ganze Sache von neuem untersuchen lassen möchte. Da aber der Oberrichter Jefferies sich verlauten ließ, entweder er oder Sidney müsse sterben, so achtete der König nicht auf die gerechte Bitte eines Mannes, dessen Grundsätze und Charakter ihm allezeit verhaßt gewesen waren; und so wurde das Todesurtheil den 7. December 1683 auf einem zu Tower-Hill errichteten Schaffot an ihm vollzogen. Während seines Verhafts hatte er einigemal nach Predigern von der Independenten-

Partei geschickt, und sich mit ihnen als ein Christ auf sein bevorstehendes Schicksal vorbereitet. Jetzt ging er dem Tod mit der Unerschrockenheit entgegen, die dem Manne ziemte, der sich den Marcus Brutus zum Vorbilde genommen hatte. Er war nur wenige Minuten auf dem Schaffot; er sprach wenig, und sein Gebet war sehr kurz. Das Haupt wurde ihm auf Einen Streich abgeschlagen, und der Leichnam des folgenden Tages bei seinen Voreltern zu Penshurst (dem alten Familiensitze der Sidneys) beigesetzt. Das Papier, das er vor seiner Hinrichtung den Sheriffs übergab, enthält eine kurze Vorstellung des gesetzwidrigen Verfahrens seiner Richter, und der in seinem Manuscripte enthaltenen Grundsätze. Es endet sich mit diesem merkwürdigen Schlusse: „Gott vergebe diese bösen Praktiken (er hatte zuvor von denenjenigen „gesprochen, die an ihm ausgeübt worden) und wende all das „Unheil ab, das die Nation durch sie bedroht. Der Herr „heilige dieses mein Leiden in mir, und, wiewohl ich als ein „Opfer von Götzen falle, dulde er nicht, daß Götzendienst in „diesem Lande Wurzel fasse! Segne dein Volk und rette es! „Erwecke die Kraftlosen; leite die Willigen; stärke die Wan„kenden; und gib Weisheit und Lauterkeit Allen! Ordne alle „Dinge zu deiner größten Verherrlichung, und gib, daß ich „so sterbe, wie es demjenigen ziemt, der durch sein besonderes „Verhängniß auserwählt worden ist, als ein Zeuge deiner „Wahrheit, und (nach dem selbsteignen Bekenntniß meiner „Widersacher) für diese gute alte Sache zu sterben, der ich „von meiner Jugend an angehangen, und für welche du dich „oft und auf eine wundervolle Weise selbst erklärt hast.“ — Das Motto, welches er, während des Parlamentskrieges mit Karl I gewöhnlich statt Schild und Wappen führte, Sanctus amor patriae dat animum, war also kein Motto, wie so manche

Mottos, die man aus Ostentation, oder, Gott weiß warum, zu führen pflegt, und die gemeiniglich gerade das Widerspiel von dem Leben derer, die sie führen, sind. Diese heilige Liebe zum Vaterlande war die einzige Leidenschaft seines Herzens; er lebte für sie, und noch im Tode war's ihm süß, für sie zu sterben.

Das Gefühl dessen, was die Nation der Unschuld und dem Andenken dieses edlen Mannes schuldig sey, war fünf Jahre nach seinem Tode noch so lebendig und wirksam, daß die Acte vom 13. Februar 1688/9, wodurch das Parlament den ganzen Proceß seiner Inquisition und Verurtheilung als für gesetzwidrig erklärt und vernichtiget, eine der ersten Handlungen des Parlaments nach der Revolution gewesen ist.

Die Mühe, die sich der bekannte Sir John Dalrymple vor einigen Jahren gegeben, den ehrwürdigsten Patrioten unter Karls II heilloser Regierung, und unter ihnen auch dem Obersten Algernon Sidney, durch beurkundete Beweise, daß sie Pensionen von Ludwig XIV angenommen, einen Flecken anzuschmitzen — und die mancherlei Schreibereien pro und contra, die dadurch damals in London veranlaßt worden, sind vielleicht wenigen unbekannt. Die ganze Sache ist kaum der Erwähnung werth. Auch zugegeben, daß es mit diesen Urkunden seine Richtigkeit habe, so hat doch der verhaßte Triumph, den Sir John Dalrymple über die Tugend der Russell und Sidney dadurch erhalten zu haben vermeint, einen sehr schwachen Grund. Wenn Sidney auch Pension von Ludwig XIV gezogen hat (und es war wirklich sehr wenig), so ist doch unerwiesen, und wird wohl ewig unerwiesen bleiben, daß er sich darum zu einem Sklaven des Französischen Hofes gegen sein Vaterland verkauft habe. Dieser hatte freilich dabei andre Beweggründe und Absichten als die Patrioten; aber

die letztern, die entweder ihren Charakter aufgeben, oder mit Karls II Art zu regieren äußerst unzufrieden seyn mußten, konnten (wenigstens ihrer Ueberzeugung nach) gar wohl auf Gelegenheit lauern, die republicanische Verfassung wieder herzustellen, oder wenigstens eine eingeschränktere Regierungsart, als die willkürliche Monarchie der Stuarte, festsetzen zu helfen, und den Umständen nach für dienlich und nöthig erachten, sich den Weg, von Frankreich unterstützt zu werden, offen zu erhalten — ohne darum weniger Enthusiasten für bürgerliche Tugend und politische Freiheit zu seyn; oder vielmehr eben darum, weil sie es waren, konnten sie, ohne Nachtheil ihres Charakters, sich durch Zeit und Umstände genöthigt finden, Mittel und Wege einzuschlagen, die sie unter glücklichern Umständen verworfen hätten.

Der Charakter, den Bischof Burnet von Algernon macht, wiewohl er mit einem ziemlich rauhen Pinsel und in der gesudelten Manier, die diesem Prälaten gewöhnlich war, hingekleckt ist, und von einem Manne herrührt, der nicht fähig war einem Independenten völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist mir gleichwohl lieber als ein Eloge, weil das Gute, das er von ihm sagt, beinahe wider Willen aus seiner Feder geflossen zu seyn scheint; ungefähr wie sich in Bileams Munde Fluch in Segen verwandelte. „Er war (sagt der „Bischof in seiner Geschichte) ein Mann von dem außerordentlichsten Muthe — standhaft bis zur Hartnäckigkeit; aufrichtig, aber von einem rauhen stürmischen Temperament, „das keinen Widerspruch ertragen konnte. Er schien ein „Christ zu seyn (wenn ein Mann wie Algernon Sidney etwas „zu seyn scheint, hochwürdiger Herr, so ist er's!) aber auf „seine eigene Weise (eben darum weil ihm's Ernst damit „war), er glaubte, es müßte wie eine göttliche Philosophie

„in der Seele seyn (ein großer Sinn, undeutlich ausgedruckt), „aber er war gegen allen öffentlichen Gottesdienst, und gegen „alles was wie eine Kirche aussah (doch wohl cum grano „salis?). Er hielt steif an alten republicanischen Grundsätzen, „und war so ein Feind von allem, was wie eine Monarchie „aussah (sollte heißen: was wie willkürliche Gewalt aussah), „daß er sich Cromwelln heftig entgegensetzte, sobald er zum „Protector gemacht war. Er hatte die Geschichte der bürger- „lichen Regierung in allen ihren Zweigen mehr studirt als „irgend ein Mann den ich kenne.“

Es befinden sich unter den Familienpapieren der Sidneys zu Penshurst noch verschiedene Tractate in Lateinischer und Italienischer Sprache, und ein Versuch über tugendhafte Liebe, Englisch geschrieben, von ihm; aber seine Discurse über bürgerliche Regierung allein werden seinen Namen verewigen, und sind hinlänglich, uns wegen des Verlusts von Cicero's sechs Büchern de Republica zu trösten — sagt der Herausgeber der neuen Ausgabe von 1772, und ich bin (ungeachtet ich weder von Republik und Monarchie, noch von göttlichem Recht und Urcontract gänzlich so denken kann, wie Sidney) völlig seiner Meinung, „daß dieses Werk eines der edelsten „Bücher ist, die der menschliche Verstand jemals hervorge- „bracht hat.“

I.

1.

Tafelrunde.

1777.

La Table Ronde, eine runde Tafel, verfertigt von dem Zauberer Merlin für den Brittischen König Uter Pandragon (Vorfahren und heimlichen Vater des Königs Artus), war das Symbol eines besondern und in der Folge hochberühmten Ritterordens, der von ihr seinen Namen erhielt. Die alten Romane der Ritter von der Tafelrunde sprechen so verschiedentlich von dieser Wundertafel, daß es schwer ist, sich einen rechten Begriff davon zu machen. Sie hatte, wie es scheint, die Eigenschaft, daß sie immer für so viele Ritter, als an ihr zu sitzen berechtigt waren, groß genug war. Wem diese Ehre zukommen sollte, dessen Name zeigte sich, wunderbarer Weise, in goldner Schrift, auf dem Stuhle, der für ihn an die Tafel gesetzt wurde: dieser Name blieb alsdann, und verschwand nicht eher, als mit dem Tode des Ritters, oder wenn er sich der Würde eines Genossen der Tafelrunde, durch Verletzung der Ordensgesetze, verlustig gemacht. Solchergestalt hatte

dieser Orden vor andern bis auf diesen Tag das Vorrecht, daß er weder gekauft, noch nach Gunst und Willkür ausgetheilt, sondern, von Noth und Schicksals wegen, nur den Wackersten und Besten zu Theil werden konnte. Als einsmals ein Ritter, dem es nicht zukam, sich eines leeren Stuhls an der Tafelrunde bemächtigen wollte, versank plötzlich der Stuhl sammt dem Ritter in die Erde, und beide wurden nicht wieder gesehen. Von dem Tage an versuchte es keiner mehr, dessen Name nicht auf dem Stuhle, worauf er sitzen sollte, deutlich zu lesen war. Bald nachdem Artus sich mit Genievra vermählt hatte, wurde die Tafelrunde (die vorher zu Cardeuil in Wales gestanden) durch Zauberei nach Kramalot, dem gewöhnlichen Sitze dieses Königs, versetzt. Nach dessen Tode aber scheint sie wieder verschwunden zu seyn, und so dieser berühmte Ritterorden mit Artus, seinem Wiederhersteller, aufgehört zu haben. Dieser Orden hatte seine eignen bestallten Sires-Clercs, oder Annalisten, welchen oblag, über die Thaten und Abenteuer der Ritter Protokoll zu führen. Der Oberste unter ihnen, oder der Kanzler und Geschichtschreiber des Ordens, hieß Arrodian von Köln. Die Verfasser der Bibliothèque universelle des romans vermuthen, daß dieses Arrodians Chronik vom König Artus und seinen Rittern und der Roman gleiches Namens das nämliche Werk, und also Arrodian der wahre Verfasser dieses letztern sey. Ich finde aber vor der Hand keinen hinlänglichen Grund zu dieser Vermuthung. Denn wenn auch das am Schlusse besagten Romans beigefügte Verzeichniß von 32 Rittern dieses Ordens mit ihren Wappenschildern und Devisen von Arrodian herrührt, welches doch selbst noch bezweifelt werden kann: so beweiset sich damit noch lange nicht, daß der ganze Roman vom König Artus, wie man ihn gegenwärtig hat, das wahre

unveränderte und von keinem spätern Romancier nach der Mode seiner Zeit zugeschnittne und brodirte Original dieses Ordens-Kanzlers sey. Zu wünschen wäre, daß man sich mehr Mühe geben möchte, so viele Handschriften dieser alten Rittergeschichten als nur immer möglich aufzutreiben, weil deren Untersuchung und Vergleichung doch vermuthlich mehr Licht geben würde als man jetzt hat, das Historische vom Fabelhaften, oder doch wenigstens das Alte und Aechte von spätern Zusätzen, sicherer zu unterscheiden.

Artus, König in Britannien, wird von den alten Chronikern ins fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt gesetzt. Der Theil von England, über den er herrschte, heißt in den Romanen der Tafelrunde das Land oder Reich Logres. Seine Geschichte ist der Hauptinhalt des alten Französischen Romans: Du Roi Artus et des Compagnons de la Table Ronde (Paris 1488. Vol. III. f.) Der fruchtbare Englische Dichter, Sir Richard Blackmore, hat diesen König Artus zum Helden eines großen epischen Gedichts gemacht, das nicht ohne Werth ist, wiewohl der grämliche Pope den guten Blackmore in seiner Dunciad garstig figuriren läßt.

Genievra war des Königs Artus Gemahlin und Tochter des Königs Laodagant von Carmelide. Ihre Liebeshändel mit Lancelot vom See, Sohne des Königs Ban von Benoit, einem der berühmtesten Ritter der Tafelrunde, machen den interessantesten Theil des besondern Romans aus, der seinen Namen führt, und von welchem die Bibliothèque universelle des Romans aus einer kostbaren alten Handschrift einen weitläufigen Auszug gibt. Diese Liebeshändel waren eine lange Zeit jedermann bekannt, den König Artus, den sie am

nächsten angingen, ausgenommen. Als er aber endlich die Untreue seiner Gemahlin und dieses Lancelots, den er immer für seinen besten Freund und treuesten Ritter gehalten hatte, erkundete, verursachte dieß böse Händel, die endlich in einen großen Krieg ausbrachen, worin beinah alle Ritter der Tafelrunde und König Artus selbst ums Leben kamen. Die schöne Genievra ging in ein Kloster, um Buße zu thun, und Lancelot, mit seinem Bruder Hector de Mares, wurden Einsiedler.

2.

Tarpa.

Was dieß für ein Ding ist.

1780.

Im zehnten Kapitel des 11ten Buches vom Gil-Blas de Santillane sagt der Poet Fabricio Nunez von einem gewissen Haushofmeister, der, seiner Unwissenheit ungeachtet, den Kunstrichter machte: quoiqu'il ait un babil imposant, ce n'est point un connoisseur. Il ne laisse pas de se donner pour un Tarpa. — Der neueste Uebersetzer des Gil-Blas gibt dieß: „Ein mächtiger Schwadronör ist er, aber nicht Kenner. Dem„ungeachtet macht er den Schnittler" — und setzt in einer Note unterm Text hinzu: „Im Original steht Tarpa. Ich „bekenne öffentlich, nicht zu wissen, was dieß eigentlich sey; „weder Sobrino noch Victor haben mir hierüber das min„deste Licht verschafft. — Wie mein Englischer Vorgänger „sich's bequem zu machen und zu sagen: he sets up for a

„Tarpa, fand ich nicht rathsam“ (der Engländer hatte seine guten Ursachen!). „Hin und her über das Tarpa sinnend, „fiel mir das Italienische Tarpare (verschneiden, abstümpfen) „ein, wovon sich jenes Wort füglich herleiten ließe u. s. w. „Tarpa bedeutet alsdann einen Kunstrichter gewöhnlichen „Schrots, der alle Feinheiten und Schönheiten eines Werks „des Witzes so lange verschneidet und verstümpft, bis sie sei„nem Stumpfsinn gänzlich angemessen sind u. s. w.“ — Und nun fährt der Uebersetzer in seiner Note fort, ganz diensame Sachen über die Bedeutung der Worte, Schnittler und Krittler, zu sagen — um derentwillen aber freilich seine Ableitung des Worts Tarpa von dem Italienischen tarpare allen ehrlichen Schulcollegen in ganz Germanien nicht weniger ein herzliches Lachen zubereitet haben würde, falls solchen wackern Leuten eine Deutsche Uebersetzung eines Französischen Romans in die Hände käme. Ich weiß nicht, ob ihm etwa jemand das Räthsel schon aufgelöst hat; auf allen Fall will ich's hier thun. Wer Tarpa sey, darüber konnte ihm freilich weder Victor noch Sobrino Licht verschaffen; aber ein gewisser alter Lateinischer Autor, Namens Horatius, hätt' es thun können. Denn ich wollte, wenn ich Corporal Trim wäre, meine Reitmütze drauf setzen, daß Le Sage (der in dem ganzen Werke voll dergleichen Anspielungen ist, und seinen Schulsack immer auf der Schulter trug) unter diesem Tarpa keinen andern meinte noch meinen konnte, als den nämlichen Tarpa, dessen Horaz in der 10ten des 1sten Buches seiner Satyren in folgenden Versen erwähnt:

Turgidus Alpinus jugulat dum Memnona, dumque
Diffingit Rheni luteum caput, haec ego ludo,
Quae nec in aede sonent certantia, judice Tarpa,
Nec redeant iterum atque iterum spectanda theatris.

Zu besserm Verständniß dieser Verse merkt der alte Scholiast an: daß damals die Dichter zu Rom (die dramatischen nämlich) ihre Werke im Tempel des Apollo oder der Musen fünf dazu von Polizei wegen bestellten Kunstrichtern vorlesen, und den Beifall derselben (vermuthlich galt die Mehrheit der Stimmen dabei) erhalten haben mußten, eh' sie auf den Schauplatz gebracht werden durften. Zu Horazens Zeit war Spurius Metius Tarpa einer dieser Kunstrichter, und man hat nicht die mindeste Ursache zu vermuthen, daß er seinem Amte nicht mit Ehren vorgestanden. Le Sage, der (ohne deßwegen weniger Bel-Esprit zu seyn) dieß so gut wußte als sein Schulmeister, wollte also durch Tarpa keinen Schnittler oder Kunstrichter von gewöhnlichem Schrot, sondern einen Kunstrichter vom ersten Rang, oder was man sonst einen Aristarch zu nennen pflegt, andeuten. — Sapienti pauca!

3.

Tibull.

Wielands Charakteristik dieses Elegikers s. in seiner Uebersetzung der Horazischen Briefe Bd. 1. S. 89 u. 106.

4.

Tresor de l'ame.

Auszüge eines so betitelten merkwürdigen Buches aus dem 15ten Jahrhundert.

Es gibt Dinge, die an sich selbst unendlich tief unter aller Aufmerksamkeit vernünftiger Menschen sind, aber durch

Zeit und Umstände Wirkungen gethan haben, wodurch sie derselben sehr würdig werden. Ein Buch voll platter kindischer Mährchen ist freilich keine Unterhaltung für Geist und Herz. Wenn aber einst eine Zeit war, da diese Mährchen von dem größten Theil der Christenheit andächtiglich geglaubt, und durch Association mit ehrwürdigen Gegenständen und Eindrücken zu einer Grundlage gemacht wurden, worauf gewisse Leute eine Brustwehr für Mißbräuche aufführten, die nur ihnen nützlich, dem Staat hingegen und der Menschheit überhaupt unendlich nachtheilig waren; wenn diese Ammenmährchen nicht wenig beitrugen, die sittlichen Begriffe des Volkes zu verfälschen, seinen Menschenverstand abzustumpfen, und dasselbe an eine Vorstellungsart zu gewöhnen, die dem Licht der Vernunft in Dingen von der größten Wichtigkeit den Zugang auf viele Jahrhunderte versperrte — dann ist es immer der Mühe werth, daß vernünftige Leute Notiz davon nehmen.

Unter den vielen Mährchenbüchern dieser Art, womit die Christenheit im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert überschwemmt wurde, ist der sogenannte Tresor de l'ame, oder Seelenschatz, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts im Druck erschien, eines der merkwürdigsten. Es besteht aus einer Menge erbaulich seyn sollender Histörchen, die der Verfasser aus verschiednen, in Lateinischer Sprache geschriebenen, ältern Legenden und Mirakelbüchern zusammengetragen, und unter gewisse Rubriken gebracht hat; mit der treuherzigen Versicherung, unter allen seinen Historien sey nicht eine einzige, die nicht entweder aus der heiligen Schrift oder aus andern ehr- und glaubwürdigen Autoren gezogen wäre. Wir wollen ihm, zur Probe, einige von den auffallendsten ausheben und so viel möglich seine Manier

beizubehalten suchen; wenn es anders bloß Manier war; denn der gute Mann erzählt die unglaublichsten und albernsten Wunderdinge mit einem so naiven Ton von Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung, daß er entweder ein sehr guter Poet, oder, wenn er alles selbst glaubte, eine gar einfältige Seele gewesen seyn muß.

Folgende Geschichte hat nach der Muthmaßung des Herausgebers der Melanges tirés d'une grande Bibliothèque (dem wir die Bekanntschaft mit diesem Buche schuldig sind) zur Erfindung des sogenannten Rosenkranzes *) Gelegenheit gegeben, von welchem sonst in diesem Buche keine Spur zu finden ist. Ein andächtiger junger Mönch hatte sich's aus besonderer

*) Der Rosenkranz ist eine Art von Andachtsübung, wobei in einer gewissen Ordnung das Ave Maria oder der Englische Gruß, das Vater unser und der Glaube, oder das Apostolische Symbolum, hergesprochen, und sehr oft, theils hinter einander theils wechselsweise, wiederholt werden. Das älteste Modell zu dieser Art zu beten, konnte der Erfinder desselben, wer er auch seyn mag, in den Acclamationen des Römischen Senats bei Bestätigung der spätern Kaiser gefunden haben, wo gewisse Lob- und Gebetsformeln so und so oft wiederholt wurden; z. B. Auguste Claudi, die Götter erhalten dich (wurde sechzigmal wiederholt); Claudi Auguste, immer haben wir dich oder einen wie du zum Fürsten gewünscht (wurde vierzigmal wiederholt); Claudi Auguste, dich bedurfte das gemeine Wesen (vierzigmal wiederholt); Claudi Auguste, du bist ein guter Bruder, Vater, Freund, du bist ein guter Senator, du bist ein ächter Fürst (wurde achtzigmal wiederholt); Claudi Auguste, befreie uns vom Aureolus (wurde fünfmal wiederholt); Claudi Auguste, rette uns von den Palmyrenern (auch fünfmal); Claudi Auguste, erlöse uns von der Zenobia und Victoria (wurde siebenmal wiederholt); Claudi Auguste, Tetricus ist nichts gewesen (auch siebenmal); Trebell. Pollio in Vita Divi Claudii conf. Flav. Vopisc. in Tacito c. 5. u. s. w. W.

Devotion gegen die heilige Jungfrau zum Gesetz gemacht, ihr Bild, den ganzen Sommer durch, alle Morgen mit frischen Blumen zu bekränzen. Wie nun der Winter kam, und der junge Mönch in große Traurigkeit darüber verfiel, daß er keine Blumen mehr finden konnte, sagte ihm der Novizenmeister: es würde der heiligen Jungfrau eben so angenehm seyn, wenn er sie alle Tage anstatt mit funfzig Rosen mit funfzig Ave Maria beschenken würde. Der junge Mensch gehorchte seinem Obern, und nach einiger Zeit zeigte sich's, daß er wohl daran gethan hatte. Denn da er einstmal in einem Walde, durch welchen er in Geschäften seines Klosters gehen mußte, von Räubern angehalten wurde, ließen diese auf einmal von ihm ab, weil sie die Jungfrau Maria erblickten, die auf seinen Schultern saß, und einen Kranz von Rosen flocht, den sie ihm auf den Kopf setzte. Die Diebe wurden von diesem Mirakel so gerührt, daß sie sich auf der Stelle bekehrten; und wie der junge Mönch in sein Kloster zurückkam, zeigte sich's, daß er wirklich einen Rosenkranz auf dem Kopfe hatte.

Der Autor des Seelenschatzes führt noch mehr dergleichen Beispiele an, wie nützlich die Andacht zu der heiligen Jungfrau, besonders für schwere Sünder, ist. Es war einmal ein Clericus, sagt er, der leider ein so ruchloses Leben führte, daß weder Frau noch Jungfrau, die ihm in den Weg kam, vor seinen Anfällen sicher war. Bei allem dem hatte er noch so viel Gnade, daß er sehr andächtig gegen die Mutter Gottes war; er unterließ nie, sich vorher um den Taufnamen derjenigen, die er verführen oder nöthen wollte, zu erkundigen, und wenn sie Maria hieß, ließ er sie ungekränkt ihres Weges gehen. Unsere liebe Frau nahm ihm diesen Beweis

von seiner Ehrerbietung so wohl auf, daß sie durch ihre Fürbitte seine Bekehrung zur Seligkeit bewirkte.

Eine Nonne, Namens Beatrix, war Küsterin in einem gewissen Stift von Klosterfrauen, und trug immer ganz besondere Sorge, die Marienbilder im Kloster und in der Kirche reinlich zu halten und herauszuputzen. Einstmals setzte der leidige Satan dieser armen Nonne so heftig zu, daß sie über die Klostermauer stieg, um auch einmal zu versuchen, wie sich's in der Welt lebte. Wirklich trieb sie es darin sieben Jahre auf eine Art, die nicht die erbaulichste war, aber keine Seele im Kloster merkte was davon; den unsre liebe Frau hatte die Gütigkeit und vertrat ihre Stelle diese ganze Zeit über; dergestalt, daß, wie sie nach sieben Jahren, voller Reue über ihr geführtes Sündenleben, ins Kloster zurückkam, sich's sogleich zeigte, daß man ihre Abwesenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Daß die heilige Jungfrau, nach der Vorstellungsart unsers guten Mönchs, auch darüber nicht gleichgültig ist, ob ihrer Schönheit Gerechtigkeit erwiesen wird oder nicht, ist aus folgender Geschichte zu ersehen. Ein geschickter Maler hatte übernommen, ein Bild der Maria, wie sie den Satan mit Füßen tritt, zu malen. Der Künstler glaubte aus guter frommer Meinung, die Mutter Gottes nicht zu schön, und den alten Drachen nicht abscheulich genug machen zu können; und es glückte ihm in beiden über alle Maßen. Beelzebub fand sich selbst so wenig geschmeichelt, daß er aus Ingrimm über seine Häßlichkeit auf den Maler losstürzte und ihm den Hals umdrehen wollte: aber unsre liebe Frau, die mit ihrem Bilde sehr wohl zufrieden war, nahm den Maler in ihren Schutz, und der Teufel mußte mit einer langen Nase abziehen.

Der Kirchenbann, oder die Excommunication, ist in den Augen dieses Verfassers eine ganz entsetzliche Sache; zum Beweis führt er zwei erschreckliche Begebenheiten an, welche zweien Excommunicirten zugestoßen seyn sollen. Der eine von ihnen hatte eine große Menge Vogelnester unter seinem Dache, die sich da immer wohl befunden und ansehnlich vermehrt hatten; aber kaum war der Herr des Hauses im Bann, so flogen alle Vögel auf einmal davon, weil sie mit einem Menschen, auf dem der Fluch des Ernulphus lag, nicht unter Einem Dache leben wollten. Ein anderer hatte ein Schwein, welches gewohnt war, Brod aus seiner Hand zu fressen; aber sobald der unglückliche Mann excommunicirt war, hätte sich das Schwein eher lebendig brühen lassen, eh' es ihm wieder aus der Hand gefressen hätte.

Mir däucht, der wackere Mönch, von welchem sich dieses Werk, allem Ansehen nach, herschreibt, hatte bei Anführung dieser beiden Exempel eine ernsthaftere Absicht als — moderne Leser lachen zu machen. Die schrecklichste Folge des Bannfluchs bestand darin, daß der Unglückliche, der damit belegt war, von allen Menschen, selbst von seinen eignen Kindern und nächsten Blutsfreunden, verlassen werden mußte. Wer ihn nur unter sein Dach aufnahm, ihm nur einen Bissen Brod, einen Trunk Wassers reichte, war selbst ein Kind des Verderbens, und in Gefahr, wie die Rotte Korah, Datan und Abiram, von der Erde verschlungen zu werden. Da die politischen Wunder, die man durch dieses Mittel that, unsäglich groß waren, und gleichwohl lediglich von der Meinung, die das Volk davon hatte, abhingen: so war der Klerisei viel daran gelegen, dem Volk den äußersten Abscheu vor aller Gemeinschaft mit einem Excommunicirten einzudrücken; und wie konnte dieß besser geschehen, als wenn man ihnen Exempel

erzählte, daß die Wirkung des Bannfluchs sich sogar auf die unvernünftigen Thiere, die bei einem excommunicirten Menschen leben, erstrecke, so daß sie es entweder gar nicht mehr unter seinem Dache aushalten können, oder wenigstens durch den Instinkt selbst von aller unmittelbaren Gemeinschaft mit ihm zurückgehalten werden.

Noch ein andrer Punkt, der unserm wohlmeinenden Autor sehr am Herzen liegt, sind die Zehnten der Klerisei. „Wer seinen Zehnten richtig gibt, sagt der theure Mann, dem gedeiht sein zeitlich Gut. Cäsar berichtet uns *) daß einst ein Ritter war, der sich's gar fast zu Herzen nehmen thät seine Zehnten fleißig abzutragen, und hätte große Andacht zu

---

*) Hier ist zu einer Probe des Styls diese Stelle, wie sie im Orinal lautet. Qui bien paye ses dixmes, les biens temporels en multiplient. Cesar nous racompte que il fut ung Chevallier qui estoit moult curieulx de bien payer ses dismes et grant devotion y avoit Si avoit entre les aultres une tres bonne vigne qui portoit largement chacun an, tant que le Prestre en avoit une charetée de vin à sa part pour la disme. Advint une année que la vigne faillit que il n'y eust partout que une charetée. Quant le Chevallier vist, que il n'y avoit fors ce qu'il avoit acoustumé de payer pour la disme, se dist: Si Dieu m'a tollu (oté) ce que il me souloit envoyer, pourtant si ne touldrai-je mie sa disme telle come je la souloie payer. Quant se vint un pou après, le Prestre alla en la vigne et la vit toute pleine de raisins. Si s'en vint au Chevallier, et comença à blasmer de ce que il n'avoit vendangé sa vigne; et le Chevallier dist que elle avoit été vendangée et que il lui avoit paiée sa disme. Las dist le Prestre, que il ne sembloit pas que on y eust touché: et allerent en la vigne et la trouverent tant chargée, que oncques tant n'y en avoit eu pour une anée. Or povés voir que Dieu est courtois, et saichez que celux qui font Barat et paient mal leur dismes, communement leurs biens faillent et ne peulvent venir à plenté de biens et ils se dampnent qui pis vault. M.

solchem Werk. Nun hätt er unter anderm auch einen sehr guten Weinbergk, der trug gar reichlich jedes Jahrs, also daß dem Priester allemal ein ganz Fuder Weins zu seinem Theil am Zehnten ward. Es begab sich aber einstmals daß der Wein mißrieth, und der ganze Weinberg nicht mehr trug als ein einzig Fuder. Da nun der Ritter gesah daß er nit mehr Wein bekommen hätt als er jeweilen an Zehnten zu geben pflag, sprach er zu sich selbst: obschon mir unser Herre Gott genommen hat was er mir sonst zu schicken pflag, will ich doch ihm nichts nehmen von seinem Zehnten, sondern ihn bezahlen wie ich immer gethan hab. Einige Zeit hernach ging der Priester in den Weinbergk und sah daß er voller Trauben war. Begab sich demnach zum Ritter und begann ihn zu schelten, daß er seinen Wein noch nicht gelesen hätt; und der Ritter antwortete, es sey schon gelesen, und hab ihm seinen Zehnten bezahlt. La! verjähte der Priester, er sieht nicht so aus als ob eine Traube weggekommen wär. Da gingen sie zur Stund in den Weingarten, und fanden ihn so voll als er noch nie in einem Jahr getragen hätte. Daraus möcht ihr sehen, daß unser Herre Gott honnet ist, und sich nichts umsonst thun läßt, und sollet wissen, wenn Leute Bschoris machen und ihren Zehnten schlecht bezahlen, daß solche Leute gemeiniglich von Vermögen fallen, und kommen auf kein grün Zweig, und was am schlimmsten ist, fahren zur Hölle noch obendrein.“

Der Herausgeber der besagten Melanges schließt seinen Auszug aus diesem Seelenschatz mit der Anmerkung: daß man sehr Unrecht daran thun würde, wenn man dergleichen Züge von Unwissenheit und Einfalt der heutigen Klerisei oder gar der katholischen Kirche zur Last legen wollte; und wir sind allerdings seiner Meinung, wenn seine Meinung ist,

daß heutigs Tags wie damals und damals wie heutigs Tags verständige Männer sehr wohl gewußt haben, daß ein Mährchen weder mehr oder weniger als ein Mährchen ist.

Indessen sey uns (wiewohl wir die Betrachtungen und Nutzanwendungen, wozu diese Dinge Gelegenheit geben, gern denen überlassen, denen am meisten daran gelegen ist) nur diese einzige kleine Betrachtung erlaubt. Gut und Böse (wenigstens das Mehr oder Weniger von beiden) steht immer mit Zeiten und Umständen im Verhältniß. Gewisse Vorstellungsarten können unter einer rohen, unwissenden, äußerst sinnlichen Art von Menschen wohlthätig seyn, die unter einem aufgeklärten Volke ungebührlich, schädlich, und gar nicht zu dulden sind. Wer ein unverdorbenes Gefühl und reine Begriffe vom Wahren und Guten hat, dem muß freilich der ruchlose Clericus, der aus besonderer Andacht zu Maria nur der Weiber und Mädchen schont, die ihren Namen führen, sehr anstößig seyn. Aber in einer Zeit, wo die Religion (so abergläubisch sie immer seyn mochte) beinahe das Einzige war, was zügellose Menschen respectirten, war es wenigstens für alle Marien in Frankreich sehr glücklich, daß der gewältthätige Clerc doch noch so viel Respect vor ihrem Namen hatte.

Indessen wollen wir damit nicht sagen, daß die Beförderer des Aberglaubens Ursache haben, sich auf diesen Nutzen desselben viel zu gut zu thun. Es ist damit ungefähr wie mit der Quacksalberei. Die hilft zuweilen auch, wenigstens für den Augenblick: aber welche verständige Obrigkeit wollte deßwegen unwissende Marktschreier und Empiriker gegen die wahren Aerzte in ihren Schutz nehmen, oder diesen letzten gar das Handwerk niederlegen, damit jene freie Hand und offenes Feld behielten, die Dummheit des Volks, das zu Salbadern, alten Weibern und Scharfrichtern immer mehr

Zutrauen als zu wahren Aerzten hat, in Contribution zu setzen, und mit ihren Pillen, Pulvern, Salben und Wundertincturen auf gut Glück zu heilen oder zu vergiften, wer ihnen in die Hände fiele? In unsern Zeiten ist es mit der Aufklärung schon so weit gekommen, daß man ihr, wofern sie nicht schädlich werden soll, den freiesten Lauf und Fortgang lassen muß. Der Fürst, der den Wissenschaften Gränzen setzen will; der Leuten Gehör gibt, denen daran gelegen ist, daß ein Volk ewig dumm bleibe, und sich bereden läßt, es sey den Menschen besser, sich mit verbundnen Augen führen zu lassen, als mit offnen selbst zu sehen: der kennt weder das wahre Interesse seines Staats, noch sein eigenes, und muß wohl sehr wenig daran denken, was er in den Augen der Nachwelt für eine Figur machen werde!

V.

Uebersetzungen.

1790.

a.

An Herrn ***.

Ich habe mich über meine Meinung von der Uebersetzungskunst und d n Pflichten eines Uebersetzers schon so oft mit Wort und That erklärt, daß ich ihnen über beides nicht viel mehr zu sagen habe, als daß ich bisher noch keine Ursache gefunden, neine Gedanken über diese Gegenstände zu ändern. Mich dünkt es lasse sich nichts Allgemeiner's darüber festsetzen, als daß m n das ausländische Werk, es sey nun antik oder modern, o getreu nachzubilden suchen müsse, als es nur immer gechehen kann, ohne unserer Sprache Gewalt, oder dem Geit und Charakter des Autors selbst bei den Lesern Schaden zu thun. Denn auch hier gilt die Maxime, der Buchstave tödtet, der Geist aber macht lebendig. Mit allen

allgemeinen Regeln kommt es doch immer in Sachen des Geschmacks, so wie in andern menschlichen Dingen, bei der Anwendung auf feines Gefühl und richtiges Urtheil, und fast immer auf das nie genug einzuschärfende ein wenig mehr oder minder an, welches oft den Unterschied zwischen Wahrheit oder Caricatur, naiv oder platt, zierlich oder geziert, sublim oder unsinnig u. s. w. ausmacht. In dieser Rücksicht kann man, däucht mich, mit Grunde sagen, daß Virgil anders als Homer, Ovid anders als Virgil, Lucian anders als Xenophon, Ariost anders als Tasso, kurz, daß beinahe jeder gute Schriftsteller auf seine eigene Art übersetzt werden müsse. Nicht selten muß der Geschmack bestimmen, wie weit die Treue des Uebersetzers gehen darf, und wo es sogar eine Art von Pflicht gegen seinen Autor wird, sich von dessen Diction oder Construction zu entfernen — das was er sagen wollte, bestimmter oder kürzer oder anständiger zu sagen als er es selbst gethan hat, oder was er in seiner Sprache mit drei Worten deutlich genug sagen konnte, in zwei- oder dreimal so viel zu sagen um besser verstanden zu werden u. s. w. Aber eine der wesentlichsten Pflichten ist unstreitig diese: daß man den Styl, oder die Manier seines Autors von der Sprache genau unterscheide, und jene nur in sofern nachzubilden suche, als es geschehen kann, ohne der Grammatik, dem Gebrauch und dem Genius der Sprache, in welche man übersetzt, zu nahe zu treten. Dieß, wenn ich nicht sehr irre, mein H., ist der eigentliche Punkt, wo unsere Meinungen sich von einander entfernen: denn ich kann mich durch keine Gründe überzeugen, daß es z. B. erlaubt seyn könne, unserer Sprache die mindeste Gewalt anzuthun, um der Kürze, Kernhaftigkeit, Stärke und Rundung, die einen allgemein erkannten Vorzug der Diction in Pope's Versuch über den

Menschen ausmachen, so nahe als möglich zu kommen. Da Sie indessen hierüber anderer Meinung zu seyn scheinen, so dächte ich, wir ließen das Publicum, oder die Majorität derjenigen, die wir als competente Richter in Sachen der Sprache und des Geschmacks anzusehen haben, den Ausspruch thun; und Sie hörten, wie jener alte Maler hinter seinem Vorhang unter dem Schutze des Incognito, was Kenner und Nichtkenner von der Probe sagen werden, die ich hier aus dem kleinen Stücke Ihrer Uebersetzung des Essay on Man, zugleich mit dem Originale ausheben und abdrucken lassen will. —

Great Nature spoke; observant Man obey'd,
Cities were built, Societies were made;
Here rose one little state; an other near
Grew by like means and join'd thro' love and fear.
Did here the trees, with ruddier burdens bend,
And there the streams in pure rills descend?
What War could ravish, Commerce could bestow,
And he return'd a friend who came a foe.
Converse and Love mankind might strongly draw,

So sprach Natur: achtsamer Mensch gehorchte.
Nun wurden Städt' erbaut, Gesellschaft ward
errichtet. Hier entstand ein kleiner Staat;
ihm nach erhob, durch gleiche Mittel sich
ein andrer, der, aus Liebe oder Furcht,
mit jenem sich verband. Bog schönre Lust
die Bäume hier, und floßen Ströme dort
in reinern Bächen? Was konnt rauben Krieg,
konnt Handel geben; wer als Feind kam, kehrt
als Freund zurück. Verkehr und Liebe konnt
verknüpfen stark das menschliche Geschlecht,

When Love was Liberty and Nature Law,
Thus states were form'd; the name of King unknown,
Till common intrest plac'd the sway in one,
'Twas Virtue only, or in Arts or Arms,
Diffusing blessings, or averting harms,
The same which in a Sire the sons obey'd,
a Prince the Father of a People made.

Als Liebe Freiheit war, Natur Gesetz.
So bildeten sich Staaten; unbekannt
war Königsname, bis gemeines Wohl
die Herrschaft einem Einz'gen übergab.
Nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg
ausgießet Segnungen, abwendet Harm,
die Tugend, die der Sohn im Vater ehrt,
schuf Fürsten auch zu Vätern ihres Volks.

Da Treue und Genauigkeit im Uebersetzen Ihnen wichtig genug sind, um Ihnen, im Collisionsfalle, Sprachrichtigkeit, Eleganz und Wohlklang aufzuopfern: so müssen Sie mir schon erlauben, es mit Ihnen etwas genauer zu nehmen als mit einem Uebersetzer, der außer der Treue auch noch den Grazien gehuldigt hat, und im Vorbeigehen zu bemerken, daß ich die Worte „Bog schönre Luft die Bäume hier" für keine getreue Uebersetzung von »did here the trees with ruddier burdens bend« kann gelten lassen; — daß das Verbindungswort and vor he return'd a friend u. s. w. ohne Nachtheil der Deutlichkeit eines ohnehin im Originale selbst, der Gedrungenheit zulieb, nicht allzudeutlich ausgedruckten Satzes, ausgelassen werden konnte, und daß die Verse, „nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg u. s. w." denn schöner ausgedrückten Sinn des Originals nicht ganz erreichen. Pope nimmt hier

das Wort Virtue in derselben Bedeutung, die das Wort Arete bei den alten Griechen hatte, da es den Inbegriff aller der Eigenschaften und Talente, wodurch man sich um die menschliche Gesellschaft im Frieden oder im Kriege verdient macht, und in einer noch weitern Bedeutung jede vorzügliche Kunstfertigkeit, jedes nützliche oder schöne Talent, bezeichnete. Ich würde dem Texte näher zu kommen glauben, wenn ich diese vier Verse etwa in folgende sechs umsetzte:

Nur höheres Verdienst, es sey im Frieden
den Staat durch Künste zu beglücken, oder
im Kriege Unheil von ihm abzuwenden,
dieselbe Tugend, der in einem Vater
die Söhne huldigten, war's, die den Fürsten
zum Vater eines ganzen Volkes machte.

Um Ihnen also nicht zu schmeicheln, däucht mich, Sie würden mit dem Behelfe einer beobachteten größern Genauigkeit vor einem kritischen Aeropagus nicht auslangen, wenn Sie dadurch so harte und selbst durch keine höheren Schönheiten zu vergütende Abweichungen von dem Deutschen Sprachgebrauche und der schönen Schreibart entschuldigen wollten, wie z. B. diese sind:

So sprach Natur: achtsamer Mensch gehorchte
— — — — Was konnt rauben Krieg
konnt Handel geben —
— — — Verkehr und Liebe konnt
verknüpfen stark das menschliche Geschlecht.

Ich gestehe Ihnen, es würde mir leid seyn, die Deutsche Literatur, in deren Morgenröthe ich zu leben anfing, noch vor meinem sechzigsten Jahre ihrem Niedergange schon so

nahe zu sehen, als sie es seyn müßte, wenn sich unser Publicum irgend ein Götter- oder Menschenwerk in einer solchen Sprache gefallen ließe, wie die obige, oder die folgende Stelle:

Who first taught souls enslav'd and realms undone
th' enormous faith of many made for one?
That proud exception to all Nature's laws
t'invert the world and counterwork its Cause!
Force first made conquest, and that conquest, Lews,
till superstition taught the Tyrant awe,
then shar'd the Tyranny, then lent it aid,
and Gods of Conqu'rors, slaves of subjects made.

Wer lehrte Sklaven erst, zerstörten Reichen,
den ungeheuern Glauben: viele sind
gemacht für Einen? diese stolz' Ausnahme
von allen der Natur Gesetzen, um
Welt umzukehren, gegen ihren Schöpfer
zu streben? Erst eroberte Gewalt,
gab dann Gesetze, bis der Aberglaube
verehren lehrte den Tyrannen, dann
auch Theil nahm an der Tyrannei, ihr half,
aus Siegern Götter schuf, aus Völkern Sklaven.

Es liegt in dem Eigenthümlichen der Englischen Sprache, daß Pope, ohne Nachtheil der Klarheit und Eleganz, so viel Ideen in so wenig Worte, und so viel Anthithesen in so wenig Verse zusammenpressen und ründen konnte. Sie mein H., fühlten, wie billig, diese Concinnität, welche den sinnreichen Englischen Versekünstler charakterisirt, und strebten ihr im Deutschen nach: ein rühmlicher Vorsatz! nur war das

erste Gesetz, das Sie sich vor der Ausführung selbst auferlegen mußten, daß es nicht auf Unkosten der Sprache und Eleganz geschehen dürfe. Aber was noch das Schlimmste ist: Pope gewinnt am Ende doch wenig oder nichts durch das, was die Leser bei Ihrem Streben nach seiner Gedrungenheit verlieren. Zum Beweise kann die Vergleichung ihrer metrischen Uebersetzung der obigen Stelle mit der folgenden dienen, welche so wörtlich als möglich, und doch, wenn ich nicht irre, darum weder steif noch undeutsch ist:

„Wer lehrte unterjochte Seelen und umgestürzte Reiche zuerst den ungeheuern Glauben, Viele seyen für Einen gemacht? diese übermüthige Ausnahme von allen Gesetzen der Natur, um die Ordnung der Schöpfung umzukehren und ihrem Urheber entgegen zu arbeiten! Ueberlegene Stärke machte Eroberungen, Eroberungen Gesetze: bis der Aberglaube dazu kam, und den Tyrannen mit Ehrfurcht ansehen lehrte, dann die Tyrannei mit ihm theilte, sie unterstützte, und aus den Eroberern Götter, aus Unterthanen Sklaven machte.“

Freilich ist Ihre jambische Uebersetzung kürzer und sagt im Grunde nicht weniger: aber was würde aus unsrer Sprache werden, wenn man einem Uebersetzer die Freiheiten zugestände, welche Sie sich genommen haben, um die acht epigrammatischen Verse des Engländers in zehn deutsche überzutragen? Wer kann „diese stolz' Ausnahme von allen der Natur Gesetzen, um Welt umzukehren“ ertragen? Ich sehe wohl, daß Sie der Jamben wegen nicht sagen konnten: „die stolze Ausnahme von allen Gesetzen der Natur um die Welt umzukehren“ — aber worin bestünde auch die Kunst gute Verse zu machen, wenn der Bequemlichkeit des Autors

erlaubt würde, Worte nach Belieben zu verstümmeln, zu versetzen, des Artikels, da wo er unentbehrlich ist, zu berauben, und was dergleichen mehr ist? Auch der strengste Richter erlaubt ja wohl einem Dichter, der sich seiner Einbildungskraft, seines Herzens und seines Ohres zu bemächtigen gewußt hat, zumal in einem langen mühsamen Werke, eine kleine Anomalie, wenn noch dazu eine Schönheit dadurch gewonnen wird: aber es bleibt darum nicht weniger eine große Regel, daß der Dichter sich selbst nichts erlauben noch herausnehmen, und desto strenger gegen sich selbst seyn soll, je mehr er sich auf die Nachsicht seines Publicums verlassen darf.

---

b.

Homer's Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.

(Erste Ausgabe.)

1782.

Diese Uebersetzung ist eine merkwürdige Erscheinung an unserm literarischen Himmel, und ich danke ihrem Urheber für das ungemeine Vergnügen, womit ich sie gelesen habe, öffentlich. Das Verdienst, welches sich Voß dadurch um unsere Literatur gemacht hat, ist den großen Schwierigkeiten gleich, die er aufs glücklichste überwunden hat. Die Uebersetzung ist so getreu, daß man sie beinahe wörtlich nennen kann; ein wesentlicher Vorzug, den sie vor allen übrigen metrischen Uebersetzungen Homers voraus hat, und worin ihr allein die italiänische des Abts Salvini an die Seite gesetzt werden kann. Bei dieser Treue ist sie durchaus ächt und rein in der Sprache, frei von affectirten Gräcismen.

seltsamen Wortfügungen, harten Versetzungen u. dgl., ist überhaupt schön versificirt, und so fließend, daß niemand, der nicht selbst vom Metier ist, den Fleiß, womit diese Verse gearbeitet sind, und die Mühe, die sie dem Verfasser oft gekostet haben müssen, so leicht gewahr werden wird. — Der Umstand, daß Voß Zeile für Zeile übersetzt hat, wird dadurch, daß er dieser Genauigkeit auch nicht die kleinste Schönheit des Originals aufgeopfert, zu einem sehr wichtigen Vorzug, und jeder andere, dem der Genius Homers nicht so sichtlich beigestanden hätte, würde unter einer so schweren Aufgabe erlegen seyn. — Kurz, Homer hat noch in keiner mir bekannten Uebersetzung in jeder Betrachtung weniger verloren; und wer die Odyssee nicht Griechisch lesen kann, findet hier einen Abguß, der dem Urbild so ähnlich sieht, daß der Unterschied — selbst für den kalten Kunstrichter — von keiner Erheblichkeit ist.

1790.

Denjenigen, welche die antike Manier und Diction, wodurch die Voßischen Uebersetzungen der Griechen so getreue Copien ihrer Originale werden, nicht modern genug finden, muß ich sagen: daß meines Bedünkens nur zwei Wege sind, die Werke eines Homer, Hesiodus, Theokrit u. s. w. in unsere Sprache überzutragen — entweder so, daß man von dem eigenen Charakter und Styl des alten Dichters, der sich eben so sehr in seiner Diktion als in seiner Vorstellungsart ausdrückt, so viel zu erfassen und nachzubilden suche, als nur immer mit den wesentlichsten Regeln der lebenden Sprache, in welche übersetzt wird, bestehen kann; oder so, wie zu vermuthen ist daß der alte Grieche gesprochen haben würde,

wenn er (alles Uebrige gleich) unser Zeitgenosse gewesen und in unsrer modernen Sprache gedichtet hätte. Das letztere that Pope in seiner Uebersetzung Homers, und erreichte dadurch seinen Zweck, dem Hofe und dem großen Haufen der Elegants und Dilettanten seiner Nation und Zeit zu gefallen, und zugleich seine Mühe auf eine beispiellose Art bezahlt zu bekommen, sogar über seine eigene Erwartung. Der gute alte Homer verlor freilich nichts dabei als die reine Hälfte dessen, was ihn zum Homer machte: aber sein Uebersetzer tröstete sich darüber mit dem soliden Gewinn an Ruhm und klingender Münze, der ihm selbst auf diesem Wege zu Theil wurde. Voß hat gezeigt, daß es ihm nicht nur sehr möglich, sondern gewiß ohne alle Vergleichung leichter seyn würde, uns einen modernisirten Homer u. s. w. zu geben, als eine Uebersetzung, in welcher so wenig als nur immer möglich von allem dem, was z. B. die Homerität des alten griechischen Barden ausmacht, verloren gehen soll: und da er diesen letzten Weg gewählt hat, so konnte er keine andre als die sehr verdienstliche Absicht haben, diejenigen, die das Original nicht eben so fertig lesen können als irgend einen deutschen Dichter, für diese Entbehrung möglichst zu entschädigen, und sie, auch durch das Medium unsrer Sprache, trotz aller sich entgegenthürmenden Schwierigkeiten, so viel von des alten Dichters eigenem Styl und Charakter sehen zu lassen, daß ihnen bei Lesung seiner Ilias und Odyssee so zu Muthe sey, als ob sie den alten Vater Homer selbst, nicht ein glattgeschornes, nach der neuesten Mode frisirtes, gekleidetes und herausgeputztes, kurz, in einen modernen Elegant travestirtes Homerchen vor sich sähen. Aber um dieses möglich machen zu können, müssen wir ihm, däucht mich, nothwendig die Freiheit zugestehen, sich so viel als es die Natur unsrer

Sprache nur immer zuläßt, eine eigene Homerische Sprache aus ihr zu bilden; eine Sprache, die freilich in Deutschland nirgends so gesprochen, aber doch von jedem Deutschen verstanden wird; eine Sprache, worin es lächerlich wäre, einen Doolin oder Abdim in Stanzen zu besingen oder Tasso's Jerusalem übersetzen zu wollen, die aber ganz dazu gemacht ist, uns den alten Homer wie er ist, mit dem möglich mindesten Verlust, zu genießen zu geben. Was wir ihm zu diesem Zweck eingestehen, setzt freilich ein großes Zutrauen in seinen Geschmack, seine Beurtheilungskraft, seine gründliche Bekanntschaft mit beiden Sprachen, kurz in alle Talente, Geschicklichkeiten und Kenntnisse voraus, die zu einem Uebersetzer Homers, der so viel leisten soll, erfordert werden: aber wir sind auch berechtigt zu diesem Vertrauen, und ich bin versichert, daß Voß, weit entfernt es zu mißbrauchen, strenger gegen sich selbst seyn wird, als irgend ein billiger Aristarch es gegen ihn zu seyn wagen dürfte. Ob wir aber durch dieses Zutrauen auf unserer Seite schon alles gethan hätten, und ob es nicht eine Art von edler Pflicht sey, dem Manne, der ein so großes, so viele Anstrengung, so hartnäckigen Fleiß, so viele Aufopferung von Zeit und Kräften erforderndes Werk unternimmt, wenigstens so viel Aufmunterung dazu zu geben, als in unserer Macht steht? — ist eine andere Frage, die ich hier nur beiläufig anrege, und deren Bejahung hoffentlich mit einer großen Mehrheit der Stimmen durchgehen wird.

---

c.

Uebersetzung des Lucrez.

Eine poetische Uebersetzung des Lucrezischen Gedichtes von der Natur in unsrer Sprache ist vielleicht das größte aller Wagestücke, zu deren Unternehmung die Musen einen höchstbegünstigten Liebling, oder die rächenden Erinnyen irgend einen Unglücklichen, qui minxit in patrios cineres aut triste bidental movit, treiben können. Um sich einen glücklichen Ausgang eines so gefahrvollen Abenteuers versprechen zu können, wäre es wohl nicht zu viel, wenn der Unternehmer alle Talente, die in demjenigen sich zusammenfinden müssen, der den Namen eines Dichters mit Ehre tragen soll, mit einem sehr hellen philosophischen Geiste, und mit einer ausgebreiteten, tiefen, aus den Quellen selbst geschöpften Kenntniß der alten, besonders der Epikureischen, Philosophie vereinigte. Zu allem diesem müßte dann noch eine vieljährige vertraute Bekanntschaft mit Lucrezen selbst hinzukommen; eine Bekanntschaft, die nur aus einem unermüdeten Lesen und Studiren seines Werkes entstehen kann. Der Uebersetzer müßte sich, ehe er noch die Hand ans Werk legte, das System, die Vorstellungsart und das Eigene in der Sprache des Lucrez so deutlich und geläufig gemacht haben, daß in dem ganzen Gedichte nichts Dunkles für ihn wäre: er müßte sich auch alle die ungeheuern Schwierigkeiten, mit welchen er während der Ausführung einer solchen Unternehmung zu kämpfen haben werde, sehr deutlich vorgestellt, und sich selbst mit aller Kraft, die zu ihrer Besiegung nöthig ist, ausgerüstet gefühlt haben: und, wenn nun auch alle diese Bedingungen erfüllt wären, so würde die Ausführung noch immer die Arbeit vieler Jahre seyn, und die Vollendung derselben bis zum möglichsten

Grade der Vollkommenheit vielleicht sein ganzes Leben beschäftigen müssen.

Doch, ich bin vielleicht zu streng, indem ich von einem Uebersetzer des Lucrez fordere, was ich an seinem Platze von mir selbst gefordert hätte, und was mich mehr als einmal von dem Gedanken, mir dieses Verdienst um unsre Sprache und Literatur zu machen, zurückgescheucht hat. Denn es fand sich nach einigen gemachten Versuchen, daß ich, einem mäßigen Anschlag zufolge, ein halbes Jahrhundert zu dieser Arbeit hätte anwenden müssen, wenn ich mir selbst auch nur einigermaßen ein Genüge thun wollte.

So streng scheint nun freilich unser Publicum nicht zu seyn! Indessen, wie viele Nachsicht es auch gegen die menschlichen Schwachheiten eines Werkes, das seinen Beifall erlangt hat, tragen mag: so macht es doch an den Uebersetzer irgend eines berühmten Alten, der die Absicht hat gelesen zu werden, verschiedene Forderungen, die, beim Lichte besehen, nicht viel milder als die meinigen sind; und es macht sie, ohne sich darum zu bekümmern, wie schwer ihre Erfüllung sey, und ohne irgend eine Entschuldigung gelten zu lassen, die durch die Antwort — „wer hieß Euch etwas unternehmen, dem Ihr nicht gewachsen seyd?" — zum Schweigen gebracht werden kann. Es fordert z. B. von demjenigen, der den Lucrez in Versen übersetzt: daß sich sein ganzes Werk mit Vergnügen, mit Leichtigkeit oder doch nur mit mäßiger Anstrengung des Verstandes lesen lasse, ohne daß man den Uebersetzer, geschweige die saure Mühe, die ihm die Arbeit gekostet, merke. Es fordert daher eine immer richtige und fehlerlose, von den Gesetzen des Sprachgebrauchs nie, oder doch nur selten (und auch alsdann nicht um der bloßen Bequemlichkeit des Autors willen) abweichende, reiche, fließende

und geschmeidige Sprache; eine immer kräftige, edle, zierliche Diction, ohne Schwulst und Ziererei, und von Steifheit eben so weit entfernt als von jener uneleganten Nachlässigkeit, die nichts als die Eilfertigkeit und Geschmacklosigkeit eines Schriftstellers verräth, und eben so unerträglich ist, als wenn ein Mensch ungekämmt und ungewaschen, in einem schmutzigen schlotternden Anzug sich in gute Gesellschaft mengen wollte. Endlich kann sich jeder Uebersetzer eines alten oder neuen Dichters versichert halten, daß die Leser ihm keinen Dank dafür wissen werden, wenn er sich die traurige Mühe gibt, sie mit übelorganisirten, hinkenden, unlesbaren und Ohrenzwang verursachenden Hexametern zu unterhalten. Der ungelehrte oder wenigstens unzünftige Theil der lesenden Welt hat so gut Ohren als der strengste Prosodist; und wiewohl die meisten Leser dieser Classe keinen deutlichen Begriff von Hexametern haben, so fühlen sie doch sehr gut, ob Wohlklang in den einzelnen Zeilen und Numerus in den Perioden ist oder nicht: der gelehrte Theil hingegen findet es, wie billig, sehr übel, daß jemand, der keine guten Verse machen kann, und nicht Ohr genug hat zu merken ob seine Verse schlecht oder gut sind, sich einer Kunst anmaße, wozu er weder von Natur noch durch Unterricht und Fleiß tauglich ist.

Außer diesem großen Publicum gibt es noch ein kleineres, an dessen Befriedigung einem Uebersetzer des Lucrez nicht weniger gelegen seyn darf; und dieß besteht aus den Gelehrten, die das Original kennen und seinen ganzen Werth zu schätzen wissen. Wenn diese zu schonender Nachsicht gegen die Fehler, die der Dichter

entweder übersehen hat, oder, weil
er Mensch, wie andre, ist, nicht stets verhütet,

vielleicht geneigter als andre sind, weil sie die Größe und Schwierigkeit der Unternehmung besser kennen: so ist es auf der andern Seite auch desto schwerer ihren Beifall zu erhalten, weil sie am besten wissen, was zu leisten war, und was geleistet werden konnte. Diese fordern von dem Uebersetzer eines Lucrez nicht nur alles was jene verlangen, die nicht sowohl eine schöne Copie als ein Aequivalent für das Original erwarten: sie fordern auch Treue und Genauigkeit in der Nachbildung der Gedanken des Autors; sie wollen im Ganzen und im Detail überall, so viel nur immer möglich ist, nicht den Uebersetzer, sondern das Original selbst sehen; und wiewohl sie sehr gut wissen, wie viel dem verschiedenen Genius der Sprache sowohl, als der Rücksicht, die der Uebersetzer auf Geschmack und Sitten seiner Nation und seiner Zeit zu nehmen hat, zugestanden werden muß: so wollen sie doch den Styl des Originals, das Eigenthümliche des ersten Urhebers, seinen ganzen Geist, und wenigstens etwas von seiner individuellen Manier, in der Nachbildung wiederfinden.

Unglücklicher Weise haben sich, seit einiger Zeit, verschiedene Versemacher, von einer glänzenden Autorität verführt, das Uebersetzen alter Autoren in Hexameter oder andere reimfreie Versarten, durch allerlei eigenmächtige Dispensationen von den Gesetzen unsrer Sprache, hauptsächlich durch ungewöhnliche, auffallende und theils an sich selbst, theils durch den gar zu häufigen Gebrauch unerträglicher Versetzungen der Worte, zu erleichtern gesucht. Ein mir unbekannter Uebersetzer des Lucrez hat also, was sich andere, was selbst ein Dichter und Philolog wie Voß (freilich mit mehr Bescheidenheit und Geschmack) sich erlaubte, auch ihm für erlaubt gehalten; und da er aus Erfahrung fand, wie viel leichter ihm nun die sonst so unsäglich mühsame Arbeit, den Lucrez

in Deutsche Hexameter zu übersetzen, von den Händen ging: so begreift sich leicht, wie es kam, daß er eine poetische Licenz (die, wenn sie in hundert Versen höchstens einmal vorkäme, vielleicht geduldet werden könnte) unvermerkt für ein Privilegium ansah, und dadurch das Maß seiner übrigen Versificationssünden so voll machte, daß seine Uebersetzung schon dadurch allein unlesbar wird. Denn welches Deutsche Ohr kann eine solche Art zu construiren dulden, wie z. B.

— — denn alles was ist verweslichen Ursprungs
muß der Vergangenheit Alter || lange schon haben verzehret:
aber wenn alles was ist, aus dem was war erneuert,
stets fortdauert: so muß von Natur es seyn unverweslich;
also kann kein Wesen || kehren in Nichts zurücke;

oder:

Nun, wohlan, weil gelehret ich habe, nichts könn' erschaffen
werden aus Nichts, noch kehren ins Nichts das Geschaffne zurücke;
so vernimm auch welche Körper — — —
dennoch, wie bekennen du mußt, sind wirklich vorhanden.

Ueberhaupt hat der Ungenannte in allen Arten der Vergehungen gegen die Regeln der schönen Organisation des Hexameters, z. B. in Versen, die in der Mitte in zwei Halbverse zerfallen (dergleichen hier in vier Zeilen zwei vorkommen), in Vernachlässigung des schönen Verhältnisses der kleinern Einschnitte und des symmetrischen Baues der Perioden, in willkürlicher Correption und Production der Sylben ohne Rücksicht auf den Accent u. s. w. — so viele zum Theil ansehnliche und hochbelobte Vorgänger, daß es ihm (unter vorausbedungener Besserung) zu verzeihen ist, wenn er solchen

Mustern sicher folgen zu dürfen wähnte. Aber aus allen diesen Licenzen gegen Sprachgebrauch, Prosodie und Versekunst zusammengenommen, mußte natürlicherweise eine Versification herauskommen, die man gerne mit der alltäglichsten Prose vertauschen würde und noch viel dabei gewonnen hätte. — Indessen beweiset, meines Erachtens, diese meistens tadelhafte und nicht selten den auriculis des Königs Midas selbst unerträgliche Versemacherei nichts Entscheidendes gegen die Fähigkeit unsers Ungenannten: denn es hängt bloß von seinem Willen und hartnäckigen Fleiß ab, bessere Hexameter zu machen; mehrere Stellen lassen mich hieran nicht zweifeln.

Es wäre überflüssig, zumal nach dem, was oben gesagt worden, mich über die Pflichten auszubreiten, die ein Uebersetzer des Lucrez, mit allen andern Uebersetzern, besonders der Werke des Griechischen und Römischen Alterthums, gemein hat. Treue und Deutlichkeit sind die ersten und wesentlichsten: eine Treue, die, so viel als es nur immer möglich ist, den Sinn und Geist des Originals wie ein reiner Spiegel darstellt, und sich an die Worte desselben nur insofern bindet, als es ohne Nachtheil der Sprache, in welche man übersetzt, und des Autors, der durch eine ängstliche und buchstäbliche Uebersetzung fast immer entstellt und verunziert wird, geschehen kann.

In dieser Rücksicht kann man sich vielleicht an keinem Alten mehr versündigen als an Lucrez. Die Kenner stimmen darin überein, daß ihn kein anderer Römer an Reinigkeit der Sprache übertroffen habe; Quintilian schreibt ihm sogar elegantiam in sua materia, d. i. in einer der Eleganz nicht sehr empfänglichen Materie, zu. Indessen geht doch Lambinus (welcher freilich zu viel Verdienste um den Text des Lucrezischen Werkes hat, als daß ihm einige Parteilichkeit

nicht zu verzeihen wäre) offenbar zu weit, wenn er den Lucrez für den elegantesten und zierlichsten aller auf uns gekommenen Lateinischen Dichter erklärt. Denn gewiß werden mir auch die wärmsten Verehrer desselben eingestehen, daß er in dem, was man Poesie des Styls heißt, überhaupt vom Virgil weit übertroffen wird; daß er hierin sich selbst nicht gleich ist; daß seine Uebergänge, die alle Augenblicke bei ihm vorkommenden Formeln, „dicam, tu percipe, tum porro, huc accedit, postremo, denique, praeterea, nunc age, in his rebus, quod quoniam docui,“ u. dgl. seinem Vortrag keine große Anmuth geben; daß er sehr oft nach dem ersten besten Ausdruck greift, kurz, daß etwas in seiner Diction und Versification ist, das man nicht Nachlässigkeit zu nennen wagt, aber das doch zeigt, er sey zu voll und begeistert von seiner Materie gewesen, um sich durch eine große Aufmerksamkeit auf die Zierlichkeit der Einkleidung seiner Gedanken und die Auspolirung seiner Verse im Erguß seiner Gedanken aufhalten zu lassen. Zudem muß doch auch billig in Anschlag gebracht werden, daß er der erste römische Dichter war, der es wagte, das trockene System eines Griechischen Materialisten in eine noch ziemlich rohe und zum Vortrag abstracter Speculationen, wissenschaftlicher Erörterungen, Beweise und Disputen wenig ausgebildete Sprache, überzutragen: und daß (selbst den Vater Ennius nicht ausgenommen) Rom damals noch keinen Dichter besaß, der ihm den Weg gebahnt und ein Muster, was die Römische Sprache in diesem Fache fähig sey, gegeben hätte. Daher läßt sich denn auch ganz wohl begreifen, daß — ungeachtet Lucrezen überhaupt das Verdienst einer bewundernswürdigen Deutlichkeit im Vortrag dunkler Sachen für Leser, die der alten Sprachen und Philosophie kundig sind und eine etwas feine Nase haben, nicht

abgesprochen werden kann — Quintilian ihm doch nicht zu viel thue, wenn er ihn difficilem nennt; und ich wenigstens unterschreibe, aus Erfahrung, was Freret, einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten Literatoren unsers Jahrhunderts, irgendwo von ihm sagt: „Lucrèce lui-même a besoin, en plusieurs endroits, que le lecteur veuille bien se prêter à l'inexactitude et au defaut de précision, que la contrainte du vers repand quelque-fois sur ses expressions.“

Aus allem diesem erhellet, däucht mich, daß ein Uebersetzer — der sich vor dem Vorwurf scheuet, welchen Batry den meisten Uebersetzungen macht, „daß sie dem großen Haufen der Leser keine sonderliche Hochachtung fur Gräciens und Latiums Schriftsteller einzuflößen geschickt seyen“ — sich zwar nicht zur Ungebühr herausnehmen soll, den Lucrez verschönern zu wollen: aber daß er es hingegen den Manen des Dichters nicht weniger als seinen modernen Lesern schuldig sey, ihm alle vorerwähnten Flecken, so viel möglich, abzuwischen, und die Treue, die er dem Original zu leisten hat, nicht so weit zu treiben, daß er, wo Lucrez nur durch den Zwang des Verses dunkel ist, ohne alle Noth auch dunkel sey; ihm auch in seinen brüsken und einförmigen Uebergängen und in den prosaischen Formeln, womit er sich an seinen Lehrling so oft zu wenden pflegt, Fuß vor Fuß folge; und fast immer schwerfällige, oder hinkende, oder sonst mißtönende Verse mache; weil Lucrez zuweilen etwas harte Verse macht, oder sich häufige Licenzen gegen die Sprache und Nettigkeit des Ausdrucks erlaube, weil Lucrez doch auch materiai, lunai, statt materiae und lunae, oder consumse statt consumsisse sagt.

Im Gegentheil, es ist vielleicht das einzige Mittel, wodurch ein Uebersetzer seine unfreiwilligen Vergehungen gegen

einen Autor, der so manche unerreichbare Schönheiten hat, vergüten, und den Leser, der doch immer auch bei der besten Uebersetzung viel verliert, einigermaßen entschädigen kann, wenn er vielen Fleiß auf die Klarheit und Eleganz der Diction und auf die Harmonie der Verse wendet.

Man sieht, daß ich hiermit die vermeinten Verschönerungen nicht gut heiße, womit ein Uebersetzer zuweilen sein Original, aus purer Freigebigkeit, beschenkt, und dadurch von uns andern Lesern oft wenig Dank verdient. Dieß ist auch unserm Ungenannten nicht selten begegnet. Er besorgte, ganz unnöthig, der trockne Vortrag Lucrezens möchte uns lange Weile machen, und glaubte ihn hier und da durch kleine poetische Kunstgriffe aufstutzen, beleben und egayiren zu müssen. Aber, nach meinem Gefühl, hat Lucrez nichts dabei gewonnen. Von dieser Art sind z. B. die öfters vorkommenden Apostrophirungen, in Stellen wo Lucrez ganz kalt und ruhig fortraisonnirt: als z. B.

v. 64. 65.

— zu zerbrechen die Riegel deiner Veste, Natur,
ut arcta Naturae primus portarum claustra cupiret.

v. 132. 33.

sondern dein Wesen, Natur, vertreiben, und du, Vernunftkraft,
sed Naturae species, ratioque —

und v. 226—34. die Apostrophe an die Venus, die Erde, die sanften Flüsse, die fernherrauschenden Ströme, die Heitre; wo Lucrez, der hier keine Begeistrung fühlte, sich weit schicklicher und dem dogmatischen Tone seines ganzen Werkes angemessener, begnügt, bloß zu fragen:

Praeterea, quaecunque vetustate amovet aetas
si penitus perimit, consumens materiam omnem,
unde animale genus generatim in lumina vitae
reducit Venus? aut reductum daedala Tellus
unde alit atque auget, generatim pabula praebens?
Unde mare, ingenui fondes externaque longe
flumina suppeditant? unde aether sidera pascit?
Omnia enim debet mortali corpore quae sunt
infinita aetes consumse anteacta diesque.

Ferner, bei Dingen, die endlich vor Alter den Sinnen entschwinden,
wenn bei solchen die Zeit den Urstoff gänzlich verzehrte,
sprich, woher brächte denn Venus der Thiere Geschlechter und Arten
immer wieder? Wo nehme die Bildnerin Erde den Stoff her,
jedes nach seiner Art zu nähren und wachsen zu machen?
Sprich, wie ersetzten unsterbliche Quellen und Ströme dem Meere
was es verdünstet? Womit ernährte der Aether die Sterne?
Denn so müßte ja wohl der Zeiten unendliche Folge
längst die sterblichen Körper zermürset und aufgezehrt haben.

Ich gebe diese eilfertig hingeworfene Dolmetschung für kein Muster; aber lesbarer und getreuer ist sie doch als die vorcitirten Verse des Ungenannten.

Zu den undankbaren Verschönerungen rechne ich auch das unschickliche Ausbilden und Coloriren solcher Naturdinge, welche Lucrez, dem es gerade um nichts weniger als um poetische Floskeln zu thun war, bloß mit ihrem rechten Namen nennt. Z. B.

Warum sehn wir nebst dem die Rosen im Frühling uns lächeln?
Warum vergoldet die stärkenden Felder der Sommer? Warum
träufelt die Freude nur im nässern Herbste der Weinstock?

So poetisirt nun freilich Lucrez, qui nil molitur inepte, nicht! Er sagt ganz schlicht:

Praeterea cur vere rosam, frumenta calore,
viteis autumno fundi sudante videmus?
Warum sehn wir die Rose im Lenz', das Getreid' in der wärmsten
Jahrszeit, die Frucht des Weinstocks im feuchtern Herbste nur reifen?

Denn ihm ist's nicht um das müßige Coloriren so bekannter Gegenstände, sondern um die Schlußfolge zu thun, die er aus dieser Anordnung der Natur zieht.

Noch anstößiger ist die Verzierung in folgender Stelle (v. 278. f.)

Brennende Hitze die sehn wir auch nicht, Kälte nicht, Stimmen,
herzerhebende Stimmen nicht, u s. w.

Wie müßig und geschmackwidrig ist hier das Beiwort herzerhebend? Lucrez sagt schlechtweg — nec voces cernere quimus.

Kann man doch auch die Wärme, die Kälte, die Töne nicht sehen!

Gleich darauf läßt ihn der Uebersetzer sagen:

Endlich, du hängst am scheitervollen Gestade dein Kleid aus,
Sieh! es wird feucht; du breitest es aus an der Sonn', und es trocknet;

Lucrez ließ sich nicht einfallen, eine so alltägliche Erfahrung mit einer so unzeitigen Emphase vorzutragen; er sagt ganz simpel:

Denique fluctifrago suspensae in littore vestes
uvescunt, eaedem dispansae in sole serescunt.
Eben so werden Gewänder, am wellenbrechenden Ufer
aufgehängt, feucht, und trocknen der Sonne entgegen gespreitet.

Ich wiederhole es, die einzige gute Art den Vortrag des Lucrez zu verschönern, ohne ihm die eigenthümliche Trockenheit des Styls nehmen zu wollen, ist, daß man ihm alle nur mögliche Klarheit, mit etwas mehr Nettigkeit und weniger Nachlässigkeit in der Diction, gebe. Und dieß ist gerade, was unser Uebersetzer so wenig geleistet hat, daß er, im Gegentheil, sowohl was die Deutlichkeit als die Eleganz betrifft, sehr oft hinter dem alten Dichter zurückbleibt. Nicht als ob er den Sinn des Textes nicht meistens gefaßt hätte: sondern weil er öfters das, was Lucrez sagt, sich selbst nicht deutlich genug gemacht hat, um es auf mehr als eine Art in Worte kleiden, und also immer diejenige Einkleidung wählen zu können, die den Satz, welcher vorgetragen, oder bewiesen, oder widerlegt werden soll, dem Leser am verständlichsten macht; meistens auch wohl, weil es ihm an Geschmeidigkeit und Biegsamkeit fehlt, sich in den Fesseln eines regelmäßigen Hexameters mit Freiheit, Leichtigkeit und Grazie zu bewegen, ohne sich durch den künstlichen Sylbentanz (wie unser Bodmer den poetischen Rhythmus nannte) an richtiger Copirung des Gedankens und Ausdrucks seines Autors hindern zu lassen. Ich will indessen nicht behaupten, daß eine scharfe Kritik bei genauer Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original nicht

hier und da Stellen finden könnte, wo der Uebersetzer den Sinn desselben nicht ganz getroffen hat; wie z. B. in folgender — Lucrez (v. 317. seq.) sagt:

— — — — tum, portas propter, ahena
Signa manus dextras ostendunt attenuari
saepe salutantum tactu praeterque meantum.

Dieß übersetzt der Uebersetzer:

und es zeigt am gegossenen Thore die eherne Bildsäul'
daß der Vorübergehenden, die grüßen, öftre Berührung
mit der Hand sie verringre.

Das sagt Lucrez nicht. Der nicht schwer zu errathende Sinn seiner Worte ist: man sehe öfters, wie die rechte Hand der ehernen Götterbilder, die neben den Tempel- oder Hausthüren zu stehen pflegten, bloß vom häufigen Berühren der hinein- oder heraus- oder vorbeigehenden Personen, welche diesen Göttern durch Berühren oder Küssen der rechten Hand ihre Devotion bezeugten, abgerieben würden. Diese Stelle müßte etwa so übersetzt werden:

— — — auch zeigen die ehernen Götterbilder
neben den Pforten uns ihre, vom bloßen Berühren der Lippen,
die im Vorbeigehn sie grüßen, ganz abgeriebenen Hände;

Jetzt will ich nur noch zwei für jeden, der sich an Uebersetzung des Lucrez wagen will, sehr wesentliche Fragen berühren.

Es fragt sich nämlich: ob es nicht besser wäre, einen so schweren, und (wenigstens dem ungleich größten Theile seines Werkes nach) so unpoetischen Autor lieber in Prosa als metrisch zu übersetzen? — und, falls die Entscheidung für das

letztre ausfiele: ob der Hexameter, oder der zehn- und eilfsylbige Jambus die schicklichere Versart dazu sey?

Auf die erste Frage erkläre ich mich, ungeachtet alles dessen, was sich zu Gunsten der Prosa sagen läßt, für die metrische Uebersetzung, aus zwei Ursachen: erstens weil Lucrez doch nicht selten viel Poesie des Styls hat, ja an mehrern Stellen, von wahrer Musenbegeisterung (von Platons μανια ἀπο των Μουσων) ergriffen (z. B. im Eingang des 2ten und des 3ten Buchs, und in der herrlichen Rede, die er gegen das Ende des 3ten [v. 944.] der Natur in den Mund legt), sich bis zum Erhabnen emporschwingt, und uns glauben macht, er habe poetische Kraft genug in sich gehabt, wofern die Liebe zu Epicur und seiner Philosophie ihm eine weniger dogmatische aber desto poetischere Behandlung seines Gegenstandes erlaubt hätte, es dem Virgil selbst schwer zu machen ihn zu übertreffen; zweitens weil die Versification — wenn sie das wirklich ist, was sie seyn kann und soll, nämlich wenn sie durch die Declamation dem Ohr eine Art von Musik wird, und wenn der Uebersetzer (was freilich eine indispensable Bedingung ist) alle mögliche Aufmerksamkeit und den hartnäckigsten Fleiß auf dieselbe verwendet — gar viel dazu beiträgt, ein Werk, wie das Lucrezische, genießbarer zu machen. Wiewohl ich sehr besorge, daß auch mit allem, was der talentvollste Kopf leisten könnte, eine Uebersetzung des Lucrez immer nur von einer kleinen Zahl der Leselustigen, selbst unter den Gelehrten, mit so viel Dankbarkeit aufgenommen werden möchte, als derjenige, der einen großen Theil seines Lebens mit höchster Anstrengung seiner Kräfte dieser Unternehmung gewidmet hätte, sich billig sollte versprechen dürfen.

Was die zweite Frage betrifft, so gestehe ich, daß der jambische Vers unsrer Sprache überhaupt natürlicher ist als

der Hexameter, und daß es in dieser Rücksicht leichter scheine, sehr gute Jamben als sehr gute Hexameter zu machen. Auch kommt vielleicht in Betrachtung, daß die Englische Uebersetzung des Creech und die Italienische des Marchetti, beide in dieser Versart geschrieben, dem jambischen Uebersetzer nicht selten die Arbeit erleichtern könnten. Wenn ich aber dagegen in Anschlag bringe, 1) daß uns der jambische Vers den Gebrauch vieler Wörter untersagt, die sich entweder gar nicht, oder doch nur mit größter Mühe und Schwierigkeit in diese Versart hineinzwängen lassen; da doch für den Uebersetzer des Lucrez nichts nöthiger ist, als den ganzen Reichthum der Sprache zu seiner Disposition zu haben; 2) daß der Hexameter mehr Geschmeidigkeit hat und der Rede einen größern Spielraum gibt als der Jambus; und daß er eben darum 3) in einem so langen Werke das Ohr weniger ermüdet und angenehmer unterhält als jener: so würde ich für meinen Theil, wenn Jahre und Kräfte mir ein so halsbrechendes Abenteuer noch zu wagen erlaubten, mich (wiewohl mir der jambische Vers leichter ist) zum Hexameter entschließen. Denn der Einwurf, daß gute Hexameter so schwer zu machen und schlechte ganz unausstehlich seyen, würde mich deßwegen nicht rühren, weil ich schlechte Verse in jeder Art von Metrum, mit Molière's Misanthrop, hängenswürdig finde; und weil ich aus Erfahrung weiß, daß es keine kleine Kunst ist, auch nur leidliche, geschweige denn vortreffliche Jamben*) zu drechseln. Indessen unterwerfe ich diese meine Meinung dem Urtheil der Kenner, und vornehmlich dem Antrieb der Muse, die, sobald sie einen Liebhaber des Lucrez zum Uebersetzer desselben weiht, ihm gewiß auch die Art der

*) Die Rede ist hier bloß von der Vortrefflichkeit der Versification. W.

Modulation und des Rhythmus, worin er die große Mutter Natur besingen soll, eingeben wird.

Wieland deutete damals, im J. 1792, auf einen Uebersetzer des Lucrez hin, dessen Proben ihn bedauern ließen, daß er nicht die Hoffnung machen könne, den ganzen Lucrez von ihm übersetzt zu erhalten. Seit jener Zeit erhielt das Publicum von demselben Uebersetzer noch andere Proben durch Goethe in der Farbenlehre, und durch Herder in der Adrastea, und im J. 1821 erhielten wir endlich von diesem Uebersetzer, dem ehrwürdigen von Knebel, doch den ganzen Lucrez. T. Lucretius Carus von der Natur der Dinge. Mit dem Lateinischen Text nach Wakefields Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig 1821. Alles, was Wieland forderte, ist hier erfüllt von einem Manne, der einen großen Theil seines Lebens dieser so mühevollen als verdienstlichen Arbeit gewidmet hat, und der nicht müde wurde, seine schon beendigte Arbeit von neuem zu beginnen, um sie auch zu vollenden. Mehr als zwiefach hat er Horazens Erfüllung des nonum prematur in annum erfüllt; und wer dieß nicht wüßte, würde es der Uebersetzung bald abmerken.

---

d.

Uebersetzung des Ariosto.

1774.

Eine Uebersetzung von Ariosts Orlando Furioso, in achtzeiligen Stanzen, *) worin die Vers- und Reimart der

---

*) Von Werthes.

Italienischen Ottave rime vollkommen beibehalten wird, ist unstreitig eine der gefährlichsten und mühsamsten Unternehmungen, an die sich ein Deutscher Dichter wagen kann; ja, in Ansehung der Armuth unsrer Sprache an Reimen, und des großen Vorzugs, den die Italienische überdieß an Geschmeidigkeit vor der unsrigen hat, trage ich kein Bedenken, eine solche Uebersetzung, wenn sie auch dem Ausdruck des Originals getreu bleiben soll, für unmöglich zu erklären.

Gleichwohl hat sich ein junger Dichter gefunden, der uns mit einem Versuch solcher Uebersetzung überrascht hat. Ich weiß nicht, ob die lebhafte Empfindung der unzähligen Schwierigkeiten, mit welchen er kämpfen mußte, mich vielleicht zu nachsichtig gegen seine Arbeit macht; wiewohl ich (zumal, wenn ich ihn mit seinem Original vergleiche) wünschen möchte, sie weniger unvollkommen zu sehen: so halte ich doch für billig, ihm das, was er geleistet hat, zum Verdienst anzurechnen, und immer für viel zu halten, daß es ihm noch so gut gelungen ist. Was ich am meisten an seinem Versuche zu loben finde, ist, daß er dem besondern Individual-Charakter der Ariostischen Poesie, oder dem, was ich (nach der Analogie von Yoriks Correggity) die Ariostheit des Ariosto nennen möchte, überhaupt ziemlich nahe gekommen ist, und dadurch einigermaßen ersetzt, was ihm an Treue abgeht, und nothwendig abgehen mußte, sobald er sich vornahm, in Ottave rime zu übersetzen.

Indessen kann ich nicht umhin, zu wünschen, daß er der kleinen Eitelkeit, den Orlando in Ottave rime übersetzt zu haben, lieber entsagen möchte. Es ist wahr, diese Versart gibt ihm eine Aehnlichkeit mit dem Original, zu deren Wahrnehmung man weiter nichts als Augen und Ohren braucht; überdieß liegt unstreitig eine gewisse Musik in dieser Art zu

reimen, die für die Italiener vermuthlich darum so viel Reiz hat, weil sie für die Vergnügen des Ohrs empfindlicher sind, als irgend ein anderes Volk. Auch die überwundene Schwierigkeit ist für den Liebhaber der Kunst, wenn alles übrige seine Richtigkeit hat, ein Vergnügen mehr, und folglich allemal ein beträchtlicher Zuwachs am Werth eines großen Gedichtes. Aus allen diesen Gründen würde ich einem Dichter, der uns mit einem Originalwerk im Geschmacke Ariosts, oder Tasso's, beschenken wollte, rathen, es in Ottave rime zu arbeiten. Aber alle diese Gründe sind, wenn die Rede von Uebersetzung eines Ariosto ist, von sehr geringem Gewichte. Der gewisseste Vorzug dieses Dichters ist seine Poesie des Styls, seine poetische Farbengebung, sein Ausdruck. Gehen diese verloren, so kann uns ein Uebersetzer zwar einen rasenden Roland liefern, aber nicht den vom Ariost, und diesen sollten wir doch haben! Eine flüchtige Vergleichung der Stanzen des Uebersetzers mit dem Original ist hinlänglich, meine Besorgniß zu rechtfertigen. In keiner einzigen haben ihm die dreifachen Reime gestattet, dem so kunstlosen, aber immer so schönen, warmen und kräftigen Ausdruck Ariosts getreu zu bleiben. Ich gestehe, daß es mir selbst, und vielleicht jedem andern unmöglich seyn würde, unter der nämlichen Bedingung es besser zu machen (die Rede ist nicht von dieser oder jener einzelnen Strophe): aber eben dieß scheint mir einen unumstößlichen Grund abzugeben, warum der junge Dichter von den Ottave rime abstehen sollte. Vielleicht wäre die Versart des neuen Amadis zu einer Uebersetzung Ariosts zugleich die bequemste und angemessenste. Aber demjenigen, der sie für so leicht halten würde, als sie beim ersten Anblick scheint, möcht' ich nicht rathen, sich ihrer zu bedienen. Sie ist vielleicht unter allen möglichen diejenige, die am meisten

musikalischen Sinn und Aufmerksamkeit auf die Gesetze des poetischen Numerus und der nachahmenden Harmonie erfordert. Wahre Kenner, deren Urtheil weniger in den Verdacht der Parteilichkeit gezogen werden dürfte, als das meinige, mögen dem jungen Dichter rathen!

Uebrigens habe ich wohl nicht nöthig, von dem innern Werthe des Orlando furioso viel zu sagen, da es wohl wenige mehr geben wird, denen wenigstens nicht so viel davon bekannt seyn sollte, daß die Italiener dieses poetische Ritterbuch allen andern Heldengedichten in ihrer Sprache vorziehen, und auf ihren Ariost, als Originalgenie, wenigstens so stolz sind, als die Engländer auf ihren Shakespear. Bei denjenigen, welche das Original nicht durch sich selbst kennen, und die das Urtheil der mehrern Stimmen für verdächtig halten, kann die Hochachtung, die ein so großer Geist, als Galileo Galilei für den Orlando furioso hatte, und der unendliche Vorzug, den er ihm vor dem Godofredo des Tasso gab, ein günstiges Vorurtheil erwecken, welches um so weniger betrügen kann, da Galilei nicht bloß ein großer Sternseher, sondern auch ein Mann von Geschmack, ein Kenner aller schönen Künste, und selbst ein geistvoller Autor war. Doch wozu haben wir Autoritäten vonnöthen? Alle Welt weiß, daß Ariosts Orlando, es sey daß man ihn als ein Werk des poetischen Genius, oder bloß als unterhaltende Lecture betrachte, wenig seinesgleichen hat. Und wenn auch dieß nicht hinlänglich wäre, die Unternehmung einer Uebersetzung desselben dem Deutschen Publicum zu empfehlen: so scheint mir der bloße Vortheil, der unserer Sprache dadurch zugehen würde, schon wichtig genug, um dem Uebersetzer, wenn es ihm gelänge, kein geringes Verdienst um seine Nation einzugestehen.

---

e.

Uebersetzung des Tasso von Gries.

1798.

Es ist der Fortschritte, welche die Musenkunst seit 50 Jahren in Deutschland gemacht hat, würdig, daß wir Werke unternehmen und gelingen sehen, deren glückliche Ausführung noch kurz vor der Hälfte dieses Zeitraums niemand zu erleben hoffen durfte.

Tasso's befreites Jerusalem ist ein Ulyssesbogen, den seit Dieterichs von Werther erstem Versuch, mehrere Deutsche vergebens zu spannen versucht haben. Ich müßte mich sehr irren, oder die Bestehung dieses schönen poetischen Abenteuers ist für Gries aufbehalten, der sich, wenigstens in meinen Augen, aufs vollständigste dazu legitimirt hat.

Ganz gewiß muß ein Dichter, der uns nicht bloß den Stoff, sondern auch die Form seines Originals geben will, das befreite Jerusalem in Ottave rime übersetzen, und um dieß nur in dem Grade von Vollkommenheit zu bewerkstelligen, den man mit Recht von einem Nachbildner fordern kann, muß er beinahe Tasso selbst seyn. Wer z. B. den 16ten Gesang in der Urschrift lieset, wird über die Schwierigkeiten erschrecken, die sich demjenigen entgegenthürmen, der diese Zaubergemälde in unsrer Sprache copiren wollte; und wer die Uebersetzung von Gries mit dem Original vergleichen kann, wird nicht weniger erstaunen, jene Schwierigkeiten so meisterhaft überwunden zu sehen. Noch mehr zu verlangen, wo mehr zu leisten in der That physisch unmöglich scheint, wäre Ungerechtigkeit; doch zweifle ich nicht, daß Gries selbst, dessen feinem Gefühl, Gewandtheit des Geistes und

hartnäckigem Fleiß ich alles zutraue, in der Folge manche Stelle noch glätter zu poliren, und seiner Nachbildung hier und da noch mehr das Ansehen eines Originals zu geben vermögend seyn wird. *)

*) Wir haben seitdem Ariosto und Tasso von Gries und Streckfuß, den Tasso auch von Hauswald in Stanzen übersetzt erhalten, und auch A. W. Schlegel hat Proben einer solchen Uebersetzung des Ariosto geliefert. Es wird also nun wohl an der Zeit seyn, das, was Fernow in einer Abhandlung über die Nachahmung des Italienischen Verses im Deutschen (im Prometheus von L. v. Seckendorf und J. L. Stoll Bd 1. Heft 4. S. 82. fgg.) gesagt hat, zu prüfen; der Mühe werth ist es gewiß.

V.

1.

Villehardouin.*)

1780.

Gottfried von Villehardouin war eine seltsame Composition von einem äußerst unwissenden, aber braven, nichtsscheuenden, loyalen Rittersmann, von einem, nach damaliger Art orthodox-abergläubischen stockdumpfen Christen, und von einem ganz nahe an kannibalische Wildheit angränzenden Altfranken. Doch in allem diesem hat er nichts Besonderes; das waren die übrigen ritterlichen Herren, die sich zu dem Kreuzzuge, bei dem er sich befand, verbunden hatten, allesammt so gut als er. Vermuthlich würden sie auch keine bessern Geschichtschreiber abgegeben haben; denn Platteres kann man sich schlechterdings nichts denken als seine Manier

*) Verfasser der Histoire de la conquête de Constantinople; am 17. Juli. 1203.

zu erzählen. Die Französische Sprache war freilich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch sehr plump, ungelenk und ungeschliffen; indessen war's doch die nämliche, in welcher König Thibaut seine lieblichen naiven Minnelieder sang, und so viele andere Dichter die artigsten Lays und Fabliaux machten.

Gottfried von Villehardouins Sprache ist also weniger die Sprache seiner Zeit als seines Standes; die Sprache eines Mannes, der weder reden noch schreiben gelernt hat, und keine andern Werkzeuge zu führen weiß als seine Lanze und seinen Degen. Aber das, was ihm demungeachtet interessanter macht als den zierlichsten Schönschreiber, ist die Vorstellungsart eines Edelmanns aus der wirklichen Ritterzeit, der, unbekümmert um die geheimern und politischen Springfedern der Weltbegebenheiten, und so unwissend als sein Reitknecht in der Geschichte und Geographie seiner Zeit, den ganzen Erdboden für nichts als einen großen Tummelplatz ansieht; von einer Staatsrevolution im Morgenländischen Kaiserreich nur wie von einem guten Abenteuer spricht; nicht einmal den Namen des Fürsten weiß, für den er Leib und Leben wagt; und auf Ansuchen eines unbekannten Menschen, der sich für eines Kaisers Sohn ausgibt, nach Konstantinopel zieht, um einen Kaiser zu entthronen, wie Lancelot oder Parcifal auf Ersuchen eines fußfälligen Fräuleins ausreiten, irgend einen ungeschlachten Riesen oder Heiden in seinem Schloßhof aus dem Sattel zu werfen. — Vielleicht ist es manchem angenehm, ein Paar kleine Kapitel von den 257, woraus das ganze Werk besteht, zur Probe zu sehen.

Das XXXV. Kapitel.

Or oiez une de plus grant merveilles et des greignors aventures que vos onques oissiez al cel tems. Or (fut) un Empereor en Constantinoble, qui avoit nom Sursac (Isaac Angelus) et si avoit un Frere qui avoit a nom Alexis, qui il avoit rachaté de prison de Turs. Icil Alexis si prist son frere Empereor, si li traist les iaulz (yeux) de la teste et se fist Empereor. En tel raison com vos avez oi. En si le tint longuement en prison et un suen fil qui avoit nom Alexis. Ici filz si eschappa de la prison et si s'enfui en un vassel trosque à une cité sout mer qui eut nom Ancone. Enki s'en alla al Roi Phelippe d'Alemaigne, qui avoit sa seor à fame, si vint à Verone en Lombardie et herberja en la ville et trova des Pelerins assez qui s'en alloient en l'ost; et cil qui l'avoient aidié à s'eschapper, qui etoient li distrent; Sire, veez ci un

„Nun höret eine von den „größten Wundergeschichten „und besten Abenteuern, die „ihr je gehört habt zu dieser „Zeit. Denn da war ein „Kaiser in Konstantinobel, „Namens Sursac (Isaac) und „der hatte einen Bruder, hieß „Alexis, den er gelöst hatte „aus der Gefangenschaft der „Türken. Dieser Alexis fing „seinen Bruder den Kaiser, „riß ihm die Augen aus dem „Kopf, und machte sich zum „Kaiser, solchermaßen wie ihr „eben gehört habt. Und so hielt „er ihn lang im Gefängniß „und seinen Sohn, dessen „Namen war Alexis. Dieser „Sohn entwischte aus dem „Gefängniß, und entfloh in „einem Ref bis zu einer Stadt „am Meer, deren Name war „Ancona. Von dorten ging „er zum König Phelipp von „Allemannien, der seine Schwe„ster zum Weibe hatte, kam „dann nach Verona in der „Lombardei, und herbergte

Ost en Venise 'près de nos, des meillors Chevaliers del monde, qui vont oltre mer. Quar lor criez merci, que il aient de de toi pitie et de ton pere, qui à tel tart i estes deserité; et se il te voloient aidier, tu feras quanque ils deviseront. Lors espoir en prendrai et il dit que il fera mult volontiers, et que oist conseils est bons.

„in der Stadt, und fand der „Pilgramme nicht wenig, die „zum Heer (der Kreuzfahrer) „zogen; und die Männer die „ihm geholfen hatten aus dem „Gefängniß waren da und „sagten zu ihm: Sire, sehet „da ein Kriegsheer zu Venedig, „nicht weit von uns, aus den „besten Rittern in der Welt, „die über Meer ziehen. Dem„nach rufet sie um Hülfe an, „daß sie Mitleiden haben mit „dir und deinem Vater, die „ihr mit solcher Unbild enterbt „worden seyd; und wenn sie „dir helfen wollten, so solltest „du thun alles was sie dir „sagen würden. Da faßte er „wieder Muth, und sagte, er „wollte es Recht gern thun, „und der Rath sey gut."

Das CCXXXII. Kapitel.

Plünderung von Konstantinopel.

Et les autres gens qui furent espandus parmi la ville gaaignirent assez et fu si granz la gaaiez fait, que nus ne vos en sauroit dire la fin,

„Und die übrigen, die in „der Stadt zerstreut waren, „erbeuteten fast viel, und war „die Beute die da gemacht „ward so groß, daß niemand

d'or et d'argent et de vasselement et de pierres precieuses et de samiz et de dras de soie et de robes vaires et grises et hermines et tos les chiers avoirs qui onques furent trové en terre. Et bien tesmoigne Ioffroi de Villehardoin li Marschaus de Champaigne, a son escient por la verité, que puis que li siecles fu estarez ne fu si tant gaaigné en un ville.

„ausſprechen konnte die Menge „Goldes und Silbers und „Silbergeſchirrs und Edel„geſteins, und Sammet und „ſeidne Kleider, und Röcke „von feinem Grauwerk und „Hermelin, und alle die köſt„lichen Sachen, die je auf „Erden gefunden worden. Und „dieß bezeuget hiemit Gott„friede von Villeharduin, der „Marſchalk von Champagne, „wiſſentliche wie es denn die „Wahrheit iſt, daß ſeitdem „die Welt erſchaffen worden, „keine ſo große Beute gemacht „worden iſt in keiner Stadt."

Die Beſchreibung der viehiſchen Unthaten, die dieſe mit dem heil. Kreuz gezeichneten frommen (ſich ſo nennenden) Chriſten bei dieſer Plünderung und Verwüſtung der Hauptſtadt der Morgenländiſchen Chriſtenheit verübten, macht einem die Haare zu Berge ſtehen, wiewohl man ſich nichts Kaltblütiger's denken kann, als die Gelaſſenheit, womit Villehardouin davon ſpricht. Dafür aber hatten die wackern Leute auch vorher gar andächtig gebeichtet und communicirt, und glaubten durch dieſe nämliche Eroberung der Stadt Konſtantinopel, die in ihren Augen bloß eine rechtmäßige Beſtrafung des mörderiſchen und unrechtmäßigen Beſitzers Murzufius war, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, und den herrlichen troſtvollen Ablaß zu gewinnen, den ihnen

Papst Bonifaz III. zu diesem Ende reichlich übermacht hatte. Aber das Allertollste, und was die unbegreifliche Barbarei dieser Zeiten am stärksten bezeichnet, ist dieß: daß diese Plünderung von Konstantinopel nicht etwa eine unvorgesehene Folge der unaufhaltbaren Wuth des Kriegsvolks, sondern eine unter den Heerführern selbst wohl überlegte und abgeredete Sache war, und daß sie vorher einen förmlichen Theilungstractat unter einander geschlossen, vermöge dessen einer von ihnen das Kaiserthum und zwei Drittheile von Konstantinopel, die Venezianer*) das übrige Drittel der Stadt und ungefähr das beste Drittel des Reichs haben, das übrige unter gewissen Bedingungen zwischen den andern Interessenten und dem neuen Kaiser, die in der Stadt selbst gemachte Beute aber unter allen zu gleichen Theilen getheilt werden sollte. Auch hielten sie als ächte Biedermänner so scharf über diesem Vertrag, daß der Graf von St. Pol einen von seinen Rittern, der etwas von der Beute zurückbehalten, ohne weiters aufhängen ließ. Denn damals hatte der Adel das Vorrecht, nicht gehangen werden zu dürfen, noch nicht erlangt; und der ganze Vorzug, dessen sich ein Ritter in solchem Falle von einem Villain zu erfreuen hatte, war, daß er zum Zeichen seines ehrenvollen Standes mit dem Schild am Hals aufgeknüpft wurde.

---

*) Die einzigen, die im ganzen Handel nicht dupe waren oder vielmehr die ehrlichen Franken dabei an der Nase zogen.

2.

Ludwig Vives.

1777.

Auch dieser für sein Zeitalter große und wichtige Mann ist nun vergessen! wie es denn nach dem natürlichen Laufe der menschlichen Dinge nicht anders seyn kann, und denen die jetzt groß und wichtig sind, oder zu seyn sich dünken lassen, in etlichen Generationen, längstens, nicht anders ergehen wird. Denn die Zeugungen der Menschenkinder sind wie die Blätter auf den Bäumen, sagt Vater Homer, die eine fällt ab, und die andere kommt — und die nicht mehr da sind, werden vergessen, und bald nicht mehr vermißt, denn ihr Platz ist (besser oder schlechter) ausgefüllt, und die Folgen dessen, was sie gethan haben, werden nicht mehr gesehen, weil die ehemals wirkende Ursache nicht mehr gesehen wird. —

Vives war einer von dem einst berühmten literarischen Triumvirat seiner Zeit; Budeus und Erasmus (hieß es) wären seine Mitregenten. Er selbst (so wie die beiden andern) war wohl zu klug, sich solcher Würde anzumaßen, wenigstens zu klug, sich's anmerken zu lassen. — Aber solche Männer haben immer (wie dort Julius Cäsar) ihre Schmeichler und Caudatarien (Schwänzlinge), serva pecora, die ihnen vor den Augen des gaffenden Volks das Diadem anbieten, und rufen: lang lebe der König! —

Ich könnte, wenn ich den Baillet abschreiben wollte, eine feine olla potrida von Urtheilen über die Verdienste des Vives und seiner Schriften zusammenschütten, Urtheile, wo zum Theil der eine schwarz nennt, was dem andern sehr weiß

vorkömmt, und wo doch immer beide ein wenig recht haben, so ausgemacht es auch ist, daß ein Ding nicht schwarz seyn kann, wo und wenn es weiß ist. Aber wozu der Unrath? Darin stimmen alle, deren Urtheil einiges Gewicht hat, überein, ihm gebühre einer der obersten Plätze unter den tapfern Männern, die zur Verjagung der mönchischen Barbarei, Wiederherstellung des bessern Geschmacks in der Art zu studiren und zu schreiben, und Verbreitung des Lichts einer gesundern Philosophie, besonders über den ganzen Umfang der Schulwissenschaften und des Erziehungswerks, die so lange mit Finsterniß umhüllet gelegen, am meisten beigetragen haben. Sein Werk de causis corruptarum Artium, der Tractat de Initiis, Sectis et Laudibus Philosophiae, die Introductio ad Sapientiam, hauptsächlich aber das Buch de tradendis disciplinis (welches Morhof mit Recht ein goldnes Büchlein nennt) verdienen noch immer das Lob, so ihnen der vortreffliche Conrad Geßner (in seiner Bibliothek unter der Rubrik Johann Ludwig Vives) ertheilt, „daß Gelehrte selbst daraus weiser werden könnten.“ Man kann sich also leicht vorstellen, was sie in einer Zeit wirken mußten, wo die Sprache des gesunden Verstandes so neu, und das Licht, dessen wir itzt so gewohnt sind, daß wir — nichts mehr dabei sehen) wiederkehrender Tag zu denen, die in Finsterniß und Schatten des Todes saßen, und gleichsam himmlische Erscheinung und Glorie war. Die Schriften des Vives (und das nämliche gilt auch von denen der übrigen Reformatoren der Philosophie und Literatur im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts) sind nicht bloßer Nachhall der Griechen und Römer, die man damals wieder zu studiren anfing. Es sind nicht zusammengestoppelte Gedanken der Alten, und Cruditäten einer gefräßigen Polyhistorie, sondern Producte eines durch die Alten genährten, geübten und ge-

stärkten, eines durch ihren vertrauten Umgang erweckten, weiser gewordenen, aber selbst arbeitenden, und sich selbst ausbildenden Geistes; eines Geistes, der sich über die dumpfe Region der Vorurtheile erhoben hat, eine freie Luft athmet, um sich herschaut, sich aller seiner Kräfte bewußt ist, und mit Macht in seine eigne Zeit einwirkt. Und wenn sie auch nichts enthielten, was Studirende heutiges Tages nicht aus unsern Zeitgenossen eben so gut, oder zum Theil besser lernen könnten, so wären sie dennoch aus eben dem Grunde zu empfehlen, warum es nothwendig höchst nützlich seyn müßte, mit Männern von solcher Geistesstärke, Weisheit, Wahrheitliebe, Freiheit und Richtigkeit des Geschmacks umzugehen — oder noch eigentlicher, warum man von einem geschickten Manne, in welchem Fach es sey, der das, was er ist, durch sich selbst wurde, und sich durch unendliche Schwierigkeiten durcharbeiten mußte, allemal mehr lernen kann, als von einem, der in der dritten oder vierten Generation auf ihn folgt, und auf dem schon gebahnten Wege mit weniger Mühe und Kraft weiter als jener gekommen ist. Ich kann mich daher nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit den Wunsch zu äußern, daß einige Gelehrte und Buchhändler zusammenstehen und uns eine Auswahl der besten Schriften (wozu auch die Briefe gehören) der besten Köpfe aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten und ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in einer Folge von Bänden, in einer bequemen und netten Ausgabe, allenfalls auf Subscription, zu liefern sich entschließen möchten — da die Werke dieser Männer sich meistens so vergriffen haben, und großentheils auch so unbequem für uns homunciones des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt sind, daß es beinahe von keinem Nutzen seyn kann, sie den Studirenden zu empfehlen, da die wenigsten

Gelegenheit finden derselben habhaft zu werden. Ich kann mir nicht vorstellen, daß nicht alle gutdenkenden Gelehrten in und außer Deutschland ein solches Unternehmen auf alle mögliche Weise zu fördern und aufzumuntern willig seyn sollten.

Jetzt noch ein paar Worte von der Lebensgeschichte unsers Vives. Er wurde zu Valencia in Spanien geboren; setzte seine daselbst angefangenen Studien zu Paris fort, ging sodann nach Löwen, lehrte da mit großem Beifall (in einem Alter von 25—26 Jahren) Philosophie und Humaniora, erwarb sich die Freundschaft des Erasmus (der in einem Briefe an den Leibarzt und Instructor des Erzherzogs Ferdinand, Bruders von Karl V, den 13. Hornung 1519 geschrieben, außerordentlich günstig von ihm spricht), wurde da Lehrer und Hofmeister (wie man's jetzt nennt) von dem jungen Wilhelm de Croi, nachmaligem Erzbischof von Toledo, und schrieb unter anderm seinen Commentar über des heil. Augustins Stadt Gottes, *) ein Buch, das ihm mit der theologischen Facultät zu Löwen Händel machte, ihn hingegen bei Heinrich VIII in England, dem er's zugeeignet hatte, so gut empfahl, daß er nach England berufen und zum Lehrer der Prinzessin Maria bestellt wurde. Da er aber, einige Jahre hernach, durch seine öffentliche Mißbilligung der berüchtigten Ehescheidung dieses Königs von seiner ersten Gemahlin, Katharina von Aragon, sich die Ungnade seiner königlichen Excellenz (wie man damals

*) Er wird unter seine besten Arbeiten gerechnet, und hat schon darum das günstige Vorurtheil für sich, weil die Theologi von Löwen die darin herrschende Geistesfreiheit höchlich mißbilligt haben, und weil es sich in dem Indice derer von der heil. Synode zu T. — verbotnen Bücher befindet — wo fast alle guten Bücher dieser Zeit verboten sind.

noch sagte) zugezogen: verließ er England, zog nach Brugg, brachte da sein übriges Leben ohne Amt mit Studiren und Verfertigung verschiedener Bücher zu, und starb im J. 1537, oder nach Andern im J. 1541 im 48sten seines Alters. Seine Schriften hat der berühmte Buchhändler Froben in Basel in Folio zusammengedruckt; doch ist das Werk über Augustins Civitatem Dei nicht dabei. — Eine Anekdote, dieses letztere betreffend, verdient hier noch Platz. Vives selbst erzählt sie in einem Briefe an den Erasmus. Als Froben mit diesem Buche auf die Messe nach Frankfurt kam, machte es so gar keine Sensation, daß er nicht ein einziges Exemplar davon absetzen konnte. Verleger und Autor fanden sich beide gewaltig weit von ihrer Rechnung. Vides, schreibt ihm Erasmus zurück, etiam in Musarum rebus regnare fortunam. In unsern Tagen wäre manch ähnliches Beispiel aufzuweisen. Ein Buch kann auch relativ zu gut seyn, um seinem Verfasser viel Leser zu verschaffen, und es ist sehr möglich, daß ein Verleger mit den Werken eines sehr großen Geistes Bankrutt mache. Aber man muß doch gestehen, daß es ärgerlich ist!

3.

Voltaire.

Ein Wort über ihn, besonders als Historiker.

1773.

Wenige Schriftsteller haben sich jemals so viel Freiheiten mit der historischen Wahrheit herausgenommen, als der Herr von Voltaire. Dieß ist schon lange eine weltkündige Sache.

Ich besorge, ein großer Dichter ist immer ein gefährlicher Geschichtschreiber. Wenn er auch ehrlich genug ist, die Wahrheit sagen zu wollen (welches vielleicht nicht allezeit der Fall Voltaire's ist), so müßte er zu gleicher Zeit eine ganz außerordentliche Gewalt über sich selbst haben, wenn er immer Meister von seiner Einbildungskraft, oder von der Wärme seines Herzens bleiben, und von der Gewohnheit, die Gegenstände zu verschönern oder zu verhäßlichen, sie nach Belieben zusammenzusetzen, und Schatten und Licht so zu vertheilen, wie sie den besten Effect machen — einer Gewohnheit, die dem Dichter endlich zur andern Natur wird — nie verführt werden sollte, die Sachen, auch wider seine ausdrückliche Absicht, anders vorzustellen, als sie wirklich in der Natur sind, oder zu seyn scheinen.

Ob diese Betrachtung hinlänglich sey, den Dichter, der so viel historische Gemälde ausgeführt hat, in deren jedem man den Pinsel eines Meisters erkennt, wiewohl man in allen die Treue des Geschichtschreibers vermißt, gegen die Vorwürfe derjenigen, welche die Sache der Wahrheit an ihm zu rächen unternommen haben, zu schützen, überlassen wir dem Urtheil anderer. Aber dieß wenigstens, dünkt uns, sollte man von einem Dichter, der den Geschichtschreiber macht, als eine höchst billige Einschränkung des Horazischen Quid libet audendi fordern, und von dem Manne, der sich so oft als einen geschwornen Feind alles Wunderbaren und Unbegreiflichen gezeigt hat, mit doppeltem Rechte fordern können: daß er uns keine Begebenheiten als wirklich geschehen vortrage, welche augenscheinlich wider den ordentlichen Lauf der Welt streiten, und wovon man, außer den Feenmährchen und Tausend und Einer Nacht, noch niemals ein Beispiel gesehen hat.

Daß der Philosoph von Ferney, oder (wie er sich selbst zu nennen liebt) der Alte vom Berge Krapak, von dieser Schwachheit — (dieß ist doch wohl der gelindeste Name, den man der Sache geben kann?) nicht immer frei geblieben sey, davon findet sich im zweiten Theile seines Siècle de Louis XIV. oder, im 197sten Kapitel seiner Histoire générale (Tom VI. pag. 157 édit. 1756) ein Beispiel von der sonderbarsten Art. Die Sache, die es betrifft, ist an sich selbst von geringer Erheblichkeit. Aber die sorglose Dreistigkeit, womit er uns das unglaublichste aller Mährchen, ein Mährchen, das der Mutter Gans würdig ist, glauben machen will, ist an einem Schriftsteller wie Voltaire sehr erheblich, und verdient immer, daß wir uns einige Minuten dabei aufhalten.

Es ist so ziemlich die Gewohnheit des Hrn. v. V. sich auf Zeugen zu berufen, die nicht mehr unter den Sterblichen sind, und die man (wenigstens seitdem Swedenborg zu seinen Freunden, den Geistern, gegangen ist, ohne einen Erben seiner Wundergaben zu hinterlassen) in der andern Welt nicht wohl befragen lassen kann, ob sie das auch wirklich gesagt haben, was sie Herr v. V. sagen läßt. Auch für das Mährchen, wovon dießmal die Rede ist, stellt er einen Mann von Namen und Ansehen aus der andern Welt, den Herrn von Caumartin, ehmaligen Intendanten der königl. Finanzen, zum Gewährsmann auf. Herr von Caumartin hat die Sache mit seinen Augen gesehen, und Herr von Voltaire hat sie aus dessen Munde mit seinen Ohren gehört. Was kann man mehr verlangen? Ein Augenzeuge wie Monsieur de Caumartin, Intendand des Finances! Ein Ohrenzeuge wie Herr von Voltaire! — Karneades und Pyrrho selbst müßten bei solchen Zeugen zweifeln, ob da noch etwas zu zweifeln sey! Aber das Factum, das Factum! Dieß ist wohl die Hauptsache —

Also „besagter Herr von Caumartin, da er noch ein junger Mensch war, sah einst in dem Hôtel de Mazarin, in einem Cabinet einen breiten und tiefen Schrank mit Schubfächern, der eine ganze Seite des Cabinets vom Boden bis zur Decke einnahm. Der Schrank war ein Stück aus der Erbschaft des damals schon vor einigen Jahren verstorbnen Cardinals Mazarin, dessen Universal-Erbe, bekanntermaßen, der Duc de la Muillerape, nachmaliger Duc de Mazarin, Gemahl der berühmten Nichte des Cardinals, Hortensia Mancini, war. In einer Erbschaft, wie des Cardinals Mazarin, ist ein Schrank mehr oder weniger freilich keine Sache. Auch hatte man sich aus diesem, wovon der Schlüssel schon lange verloren gegangen war, bisher so wenig gemacht, daß keine Seele auf den Einfall gekommen war, wissen zu wollen, was wohl darin seyn möchte. Herr von Caumartin fand diesen Mangel an Wissensbegierde unverantwortlich, und überredete endlich die Herzogin durch die Vorstellung: es könnten doch wohl allerlei artige Sachen darin seyn, daß sie den Schrank aufschlagen ließ. Der wundervolle Schrank wurde also geöffnet, und siehe! „alle Schubfächer desselben waren mit Quadrupeln, goldnen Schaustücken und Medaillen von unten bis oben angefüllt." — Wunderbar genug! aber dieß ist noch das wenigste. Was hatte Madame Mazarin — welche damals schon sehr übel mit ihrem wunderlichen Gemahl stund, über dessen unbegreifliche Verschwendungen die bittersten Klagen führte, und bald darauf von ihm entwich — was hatte sie, nach Entdeckung eines Schatzes, der ihr in ihren damaligen Umständen so wohl zu Statten kam, zu thun? „Sie warf alle diese ungeheure Menge Goldes handvollweise zum Fenster hinaus, und (was nicht der schwächste poetische Zug in dieser Erzählung ist) sie hatte acht Tage lang zu thun, bis sie mit dieser großmüthigen, und, wie

man denken kann, der Canaille zu Paris sehr angenehmen Arbeit fertig war." —

Obwohl Herr von Caumartin jemals — (bei nüchternem Muthe wenigstens) dem Philosophen von Ferney so was erzählt haben mag? Ein königlicher Finanz-Aufseher in Paris ist freilich ein Mann, dem viel Geld durch den Kopf geht. Eine Million mag ohne Zweifel in den Augen des Hrn. v. Caumartin — so wie in den Augen des Hrn. v. Voltaire, welchen die größten Dichter aller Zeiten und Völker, mit Vater Homer an ihrer Spitze, zusammengenommen, nicht aufwiegen würden — keine so große Summe seyn, als sie es vermuthlich in den Augen des armen Tasso war, der seine Katze in einem schönen Sonett ersuchte, ihm Licht aus den ihrigen zu leihen, damit er seine Verse dabei schreiben könnte. Allein demungeachtet wollte ich doch wetten, daß Herr von Caumartin die Sache nicht halb so arg gemacht hat, als unser Dichter. In den Arabischen und Persianischen Mährchen gehen freilich Dinge vor, die, wenn sie nur ein wenig glaublicher wären, eine solche Erzählung glaublich machen könnten. Da sehen wir zum Exempel einen gewissen Abulkasem — der, in seiner Jugend als ein armer Junge, den Gästen in einer Fiquaa-Bude Blumen und Citronen anbietet — um seiner schönen Augen willen von einem alten reichen Kaufmann aus Basra zum Erben eingesetzt. Der alte Kaufmann stirbt und entdeckt seinem jungen Erben, daß er Herr von einem unermeßlichen Schatze ist. Abulkasem sieht sich nicht sobald im Besitze dieses Schatzes, so fängt er an mit einer Pracht und Freigebigkeit zu leben, worin es ihm kein Monarch in Asien gleich thun kann. Er verschenkt täglich ungeheure Summen, ohne daß man an seiner Art zu leben den Abgang derselben im mindesten gewahr wird. Endlich

dringt der Ruf davon bis zu den Ohren des Chalifen zu Bagdad. Der unglaubige Harun Alraschid will mit seinen eignen Augen sehen; er reiset nach Basra, macht unter der Gestalt eines Kaufmanns Bekanntschaft mit dem großmüthigen Abulkasem, und erhält noch an dem nämlichen Tage Proben von dem Reichthum und der Freigebigkeit dieses Mannes, die ihn fühlen machen, daß er nur ein kleiner Potentat gegen Abulkasem sey. Er läßt nicht ab, bis er seinen Wirth dahin bringt, ihm seinen Schatz sehen zu lassen. Sie gehen tief in der Nacht, da alles schläft, in den Garten; Abulkasem hebt unter einem gewissen Baume eine versteckte Fallthür auf. Sie steigen eine marmorne Treppe hinunter, und — daß ich's kurz mache — sie kommen endlich in einen Saal, der von etlichen Karfunkelsteinen so stark erleuchtet wird, daß es von Schah-Bahams zweitausend diamantnen Kronleuchtern selbst kaum heller werden könnte. Alles, was indessen bei so vielem Licht in diesem Saale zu sehen ist, ist in dessen Mitte ein Becken von weißem Marmor, funfzig Schuh weit und dreißig Schuh tief. Aber dieses Becken ist voller Goldstücke, und ringsherum stehen auf zwölf Säulen von gediegnem Golde zwölf Statuen von Edelgesteinen, unvergleichlich gearbeitet, u. s. w. — wie mit mehrerm zu lesen ist, im zehnten Tage der sehr wahrscheinlichen und schlafbefördernden Erzählungen, welche sich die Prinzessin Farruknaz von Kashmire, von ihrer getreuen Amme Sutlumeme, alle Morgen im Bade vorerzählen läßt. Vermuthlich hat Herr von Voltaire die Amme Sutlumeme und das funfzig Schuh weite und dreißig Schuh tiefe Marmorbecken voll Goldstücken im Sinne gehabt, da er von einem sehr tiefen Schranke, der die ganze Seite eines Cabinets in einem Hause wie der Mazarinische Palast einnahm, und bis an die Decke reichte, mit Quadrupeln und goldnen Medaillen

angefüllt, als von einer Sache spricht, die nicht die geringste Schwierigkeit hat. Es ist wahr, dieser Schrank konnte, nach einer sehr mäßigen Berechnung, nur ein paar Millionen Quadrupel enthalten, und dieß ist allerdings gegen das, was in Abulkasems Marmorbecken war, ja nur gegen eine einzige Statue von Diamanten, eine Kleinigkeit. Aber gesetzt, daß auch nur Eine Million Quadrupel in dem Schranke gewesen wäre, so würde dieses doch immer in unsern Zeiten und nach dem ordentlichen Laufe der Natur eine ganz hübsche Summe gewesen seyn. Der Herr von Voltaire, der den Königen David und Salamon so genau nachrechnet, und die Verlassenschaft des ersten an Gold und Silber so unbegreiflich findet, scheint dießmal vergessen zu haben, daß der zehnte Theil der Quadrupel die dazu gehören, einen Schrank, der nur zehn Schuh hoch, acht breit und sechzehn Zoll tief ist, anzufüllen, keine Sache ist, die einer besitzen kann, ohne es zu wissen. Der Cardinal Mazarin mag noch so große Einkünfte gehabt, noch so viel Gold aufgehäuft haben; aber daß er dessen so viel gehabt, um sich eines so großen Schrankes voll Quadrupeln gar nicht mehr zu erinnern, wie uns Herr von V. bereden will, credat Judaeus Apella!

Doch zugestanden, es habe mit dem Schrank und den Quadrupeln seine Richtigkeit: welches Kind wird sich von irgend einer Sutlumeme in der Welt einschwatzen lassen, daß Madame Mazarin, welche damals, da diese Entdeckung gemacht worden seyn soll, in höchst mißlichen Umständen war, und zu ihrer vorhabenden Flucht von einem geizigen, verschwenderischen, bigotten, tyrannischen, mit Einem Wort unerträglichen Gemahl (wie sie ihn durch ihre Freunde geschildert hat) nie zu viel Geld haben konnte, daß sie, so groß auch immer ihr Leichtsinn und Muthwille sonst war, albern genug

hätte seyn können, einen unverhofft entdeckten Schatz von solcher Wichtigkeit zum Fenster hinauszuwerfen?

Wer die von dem Abbé de St. Réal verfaßten Mémoires dieser außerordentlichen Frau, und die an sie gerichteten Briefe und andre Aufsätze des St. Evremond gelesen hat, weiß, daß Madame Mazarin, durch ihre Entweichung von ihrem Gemahl, in solche Umstände kam, daß sie, ohne die Freigebigkeit des Herzogs von Savoyen, so lange sie zu Chambery lebte, und ohne eine Pension von Karl II. während ihres Aufenthalts in England, nicht einmal zu leben gehabt hätte. Das Abenteuer mit dem Schranke soll einige Jahre nach des Cardinals Tode begegnet seyn. Nun hielt Madame Mazarin nicht länger als fünf Jahre bei ihrem Gemahl aus: folglich müßte jene Entdeckung kurz vor ihrer Flucht, und also gerade zu einer Zeit gemacht worden seyn, wo sie ihre Quadrupel besser gebrauchen konnte, als sie zum Fenster hinauszuwerfen.

Als ein noch sehr junges Fräulein, in dem muthwilligen, sorglosen Uebermuth der ersten Jugend und gränzenloser Erwartungen, konnte sie wohl einmal (sie erzählt es von sich selbst*) in einem Anstoß von Fröhlichkeit sich mit ihren Schwestern eine Lust daraus machen, von den 10,000 Louisd'or, die sie von ihrem Bräutigam zum Geschenk erhalten hatte, etliche hundert unter die im Hofe stehenden Bedienten aus dem Fenster zu werfen: aber acht Tage lang wirft niemand, als ein Wahnwitziger, seine Quadrupel bei Händevoll auf die Gasse.

Es wäre nur ein schwacher Behelf, wenn man sagen wollte, sie habe es gethan, weil sie ihrem verhaßten Gemahl das Vergnügen nicht hätte gönnen wollen, sich unverhofft

*) S. Mémoires de Mad. de Mazarin p. 18.

eines so großen Schatzes zu bemächtigen. Der Herr von Mazarin wußte nichts von der Entdeckung, und da man sie die ganze Woche durch, während welcher Madame Mazarin dem Pöbel zu Paris Restitution machte, vor ihm verbergen konnte; warum hätte man sie nicht eben so leicht — und in der That fünf- oder sechshunderttausendmal leichter vor ihm verbergen können, falls man den Schatz heimlich auf die Seite geschafft hätte? Es ist unbegreiflich, wie eine Sache, von welcher ganz Paris voll seyn mußte, ihm allein hätte verborgen bleiben können. Hingegen war es sehr leicht, mit einem kleinen Theile des gefundenen Schatzes die Zungen der wenigen Hausgenossen zu binden, welche bei Eröffnung des Schrankes zugegen seyn mochten: und der junge Herr von Caumartin war ein viel zu artiger junger Herr, als daß er das Geheimniß einer so schönen Frau, wie Madame Mazarin, hätte verrathen sollen.

Doch gesetzt auch, alle diese Einwürfe wären von keinem Gewichte, so sind noch einige andre Schwierigkeiten übrig, an welche Herr von V. im Feuer der Arbeit nicht gedacht haben muß, weil eine einzige derselben, nach seinen sonst gewöhnlichen Grundsätzen, hinlänglich wäre, ihm eine Erzählung aus der Bibel oder der Kirchengeschichte verwerfen zu machen, wenn sie gleich mit Wundern bekräftiget und mit dem Blute ihrer Zeugen gesiegelt worden wäre. — Madame Mazarin wirft ungeheure Summen Goldes acht Tage lang auf die Gasse, und Herr von Caumartin ist der einzige Gewährsmann einer That, von der man, wenn sie wahr wäre, im ganzen Europa gesprochen haben würde? — Wie kann ein Mann, der sich so gut auf Wirthschaft und Kreislauf des Geldes versteht, wie Herr von V., eine solche Anekdote niederschreiben, ohne daß ihm beifällt, was für einen entsetzlichen Lärm eine

Summe von dreißig oder vierzig Millionen Livres in baaren, wichtigen Dublonen oder Quadrupeln, in einer Stadt wie Paris, gemacht haben müßte? Es kann nicht so stille zugehen, wenn eine solche Summe auf einmal, wie durch einen Wolkenbruch, in die Circulation, und was am meisten zu bedeuten hat, in die unterste Classe des gemeinen Volkes gebracht wird. Eine solche Begebenheit würde durch ihre Folgen eine Art von Revolution hervorbringen, und wenigstens den gewöhnlichen Lauf der Welt mächtig stören. — O la Baumelle, la Baumelle, wie würde dir mitgespielt worden seyn, wenn es dir begegnet wäre, so eine Anekdote fallen zu lassen, und den Herrn von Caumartin zum Gewährsmann davon zu machen!

Ich habe alle mögliche Hoachtung für den Verfasser der Merope und Semiramis, der Henriade und der Pucelle, des Zadig und Mikromegas, des Candide und des Siècle de Louis XIV. Ich empfinde die Zauberei seiner Schreibart so stark als irgend jemand, und lasse mich durch den Schimmer seiner Einfälle und die Blendwerke seines Vortrages so gerne hintergehen als ein andrer; vorausbedungen, daß es mir erlaubt seyn muß, zu merken, daß ich hintergangen werde. Aber ich kann gleichwohl nichts dazu, wenn ich, nach solchen Beispielen, wie weit ein Mann, der einmal im Besitz ist zu reden und zu schreiben was er will, die Sache treiben kann — überlaut lachen muß, eben diesen Mann, mit dem Ernst eines Weisen, der zum Unterricht des menschlichen Geschlechts schreibt, sagen höre:

„Die Lebensbeschreibungen der großen Männer im Plutarch sind eine Sammlung von mehr angenehmen als zuverlässigen Anekdoten. Woher sollte er getreue Nachrichten vom Privatleben des Theseus und Lykurgus gehabt haben? In

den meisten Maximen, die er seinen Helden in den Mund legt, ist mehr moralischer Werth, wie historische Wahrheit.

„Die geheime Geschichte Justinians von Prokop ist eine aus Rachsucht geflossene Satyre; und wiewohl auch die Rache Wahrheit sagen kann, so scheint doch diese Satyre, die mit der öffentlichen Geschichte des Prokop in Widerspruch steht, nicht immer die Wahrheit zu sagen.“

„In unsern Zeiten ist es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch, also noch viel weniger dem Prokop, nachzuahmen. Wir nehmen nichts für historische Wahrheit an, als was bewährt ist. Wenn Zeitgenossen wie der Cardinal von Retz und der Duc de Rochefoucault, die einander haßten, in ihren Nachrichten die nämliche Begebenheit bezeugen, so ist diese Begebenheit wahr; widersprechen sie einander, dann muß man zweifeln. Was nicht wahrscheinlich ist, verdient nicht geglaubt zu werden, es wäre dann, daß verschiedene glaubwürdige Zeitgenossen es einhellig bekräftigten.“ — Ain tu? Aus deinem Munde richte ich dich, du — Biedermann!

Aber der ehrliche Plutarch — wie kommt denn der dazu, daß er, bei Gelegenheit der Anekdoten der Regierung Ludwigs XIV., so übel abgeführt wird? „In unsern Zeiten ist es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch nachzuahmen.“ O, sehr erlaubt, Herr von V., sehr erlaubt! Die ganze Welt wird sich Ihnen dafür verbunden halten, wenn Sie unser Plutarch seyn wollen. Die Sache stößt sich nur an einer einzigen Kleinigkeit — die Ihnen, so unaussprechlich auch Ihre Selbstzufriedenheit ist, unmöglich verborgen geblieben seyn kann, wenn Sie den Plutarch jemals so fleißig und so gut gelesen haben, wie ihn Henri IV. las.

„Allein, woher (sagen Sie) sollte Plutarch getreue Nachrichten vom Privatleben des Theseus und Lykurgs genommen

Digitized by Google

haben? Und daraus schließen Sie — einer Logik zufolge, die Ihnen eigen ist, und ewig eigen bleiben möge! — daß er auch keine getreuen Nachrichten von dem Privatleben des Perikles, des Alcibiades, des Epaminondas, des Phocion, der Catonen, des Cäsars, des Pompejus, des Brutus, des Antonius und so vieler andrer, deren Lebenszeit nicht so nahe an das fabelhafte Zeitalter der Griechischen und Römischen Geschichte gränzt, gehabt haben könne? Die Geschichte des Theseus ist mit Fabeln unterwebt, durch Fabeln verfälscht. Es ist die Geschichte eines Griechischen Rolands oder Cids. Plutarch gesteht es selbst offenherzig. Allein da er für Griechen schrieb, hielt er es der Mühe werth, so viel möglich das Wahre aus dem Fabelhaften in der Geschichte eines so berühmten Nationalhelden herauszusuchen. Gesetzt aber auch, er hätte in der Lebensbeschreibung solcher Helden, wie ein Theseus, ein Lykurgus, ein Romulus, ein Numa, nicht immer zuversichtliche Urkunden gehabt: wie wenig muß demjenigen daran gelegen seyn, ob das, was er selbst sagt, wahr oder falsch ist, der um dieses kleinen und unerheblichsten Theiles des Plutarchischen Werkes willen das Ganze für eine Sammlung mehr angenehmer als glaubwürdiger Anekdoten ausgibt?

Was der Herr von V. dem Herrn Wieland wohl zu Leide gethan haben mag? — Nichts in der Welt. Ich bin seit fünfundzwanzig Jahren einer seiner Leser und Bewunderer. Ob ihm mein Daseyn bekannt, weiß ich nicht, und habe mich, meiner Gewohnheit nach, nie darum bekümmert. Was er dazu sagen würde, wenn dieser kleine Ausfall wider ihn zu seiner Wissenschaft käme, kann ich mir sehr gut vorstellen. Aber auch dieß beunruhigt mich nicht. Warum sollte ich nicht so viel Recht haben, von einem Schriftsteller, der

nur von sehr Wenigen Gutes und von jedem großen Mann vor ihm und neben ihm Böses gesprochen hat, meine Meinung eben so freimüthig zu sagen, als er selbst die seinige über jedermann und über alles sagt?

Seine Schriften wimmeln von Anekdoten, die keinen andern Gewährsmann haben, als ihn selbst; und von Urtheilen, die keinen andern Grund haben, als seine Einbildung oder seine Laune. Alle Augenblicke gibt er uns witzige Einfälle für Gründe, Sophismen für Vernunftschlüsse, Orakelsprüche für Beweise. Eine glückliche Gabe, alles zu sagen was er will, hat es ihm leicht gemacht, seine Leser zu überreden, wovon er will. Gelingt es mit dem ernsthaften Tone nicht, so macht er einen Spaß, und die Lacher sind auf seiner Seite. Es ist allerdings unläugbar, daß er viel, sehr viel zu der bessern Denkart beigetragen hat, die man in der großen Welt täglich mehr Platz gewinnen sieht. Er hat dem Reiche des Aberglaubens Abbruch gethan, die Rechte der Menschheit verfochten und den Königen freimüthige Wahrheiten gesagt. Aber, gestehen wir, daß er uns diese Vortheile theuer bezahlen gemacht hat! Die irrigen Sätze, von denen seine Schriften strotzen; die gefährliche Gabe, durch die Magie seiner Farben und die künstliche Vertheilung des Lichts und Schattens in seinen Gemälden, die wahre Gestalt der Gegenstände zu verfälschen; der verwegene Gebrauch, der schon so lange und mit einer hartnäckigen Beharrlichkeit von dieser Gabe macht; der Muthwille, womit er Beifall und Verdammung ausspricht; die Zuversichtlichkeit, womit er Gegenstände einer mühsamen und langwierigen Untersuchung durch einen einzigen und flüchtigen Blick hinlänglich ergründet zu haben glaubt; seine Fertigkeit, Bücher zu citiren, die er nie gelesen, und Meinungen zu wiederlegen, die er nie verstanden hat, und

zwanzig andere Untugenden dieser Art, machen ihn zu einem verführerischen Schriftsteller für den großen Haufen, von welchem die meisten nur zum Zeitvertreibe lesen; die wenigsten hingegen Muße, Geduld, Verstand oder Wissenschaft genug haben, zu prüfen, was sie lesen.

W.

1.

Weibliche Bildung.

1786.

a.

Daß die männliche Hälfte des Menschengeschlechtes sich keines ausschließenden Rechts an die Vortheile, die aus der Cultur der Wissenschaften entspringen, anzumaßen habe; und daß die andere Hälfte, die aus unsern Müttern, Gattinnen, Schwestern und Töchtern besteht, und zu unsrer Erhaltung und Glückseligkeit so unentbehrlich ist als wir zu der ihrigen, ebensowohl gegründete Titel zur Aufklärung, Bildung und Verschönerung ihres Geistes und Herzens mit auf die Welt bringe als wir: eine so stark in die Augen leuchtende Wahrheit kann in unsern Tagen wohl keine Frage mehr seyn: und am allerwenigsten soll sie es unter einer Nation seyn, die sich schon in ihren ältesten Zeiten durch ihre Hochachtung des weiblichen Geschlechtes, und durch thätliche Anerkennung seiner Rechte an Freiheit und Theilnehmung an den edelsten

Digitized by Google

Angelegenheiten und Vergnügungen des unsrigen, vor den meisten Völkern der Erde ausgezeichnet hat. Diesen edlen Charakterzug hatten die alten Germanen mit den Griechen und Römern gemein. Während das Weib in der ganzen übrigen Welt, entweder durch eine unnatürliche Unterdrückung zur Sklavin des Mannes herabgewürdigt, mit den mühseligsten Arbeiten belastet und zu der schnödesten Behandlung verdammt war, oder als bloßes Werkzeug der Ueppigkeit in vergoldete Kerker eingesperrt, von gestümmelten Halbmenschen schimpflicher Weise gehütet wurde: lebte sie in dem von unserm Stamme bevölkerten Europa von jeher mit dem Mann auf gleichem Fuße, und war, was sie nach den Absichten der Natur seyn soll, seine Gehülfin, Freundin und Rathgeberin.

Freilich hatte die Gattin eines alten Germaniers, um ihrem Manne alles dieß zu seyn, keines durch Wissenschaften entwickelten Verstandes vonnöthen. Die Natur, welche uns mit Fähigkeiten und Anlagen, die in gewissem Sinne keine Gränzen haben, ausstattet, hat auch für Mittel gesorgt, wodurch diese Anlagen, unter allen Umständen, in welche sie uns setzt, auf jeder Stufe des Lebens und der Cultur, worauf wir uns befinden, hinlänglich und zweckmäßig entwickelt werden; und ein mehreres würde uns oft nur unnütz und lästig seyn. Was sollte ein ungebildeter roher Krieger oder Landmann mit einer so fein ausgebildeten und vollkommenen Frau angefangen haben, wie z. B. Plinius die liebenswürdige Fannia*) schildert? — Oder, wenn eine Fannia, eben dadurch, weil sie in einem so hohen Grade vollkommen war, auch selbst für einen solchen Mann immer ein gutes Weib

*) Des Pätus Thrasea und der Arria Tochter, des Helvidius Priscus Gemahlin. S. über sie des Plinius Briefe B. 7. Br. 19.

abgegeben hätte: wie viele von ihren Vorzügen, wie viele Grazien ihres Geistes, wie viele angenehme und in andern Umständen sogar nützliche Gaben und Geschicklichkeiten würden gleichwohl für den braven Mann verloren gegangen seyn? Aber eben deßwegen muß die Cultur bei beiden Geschlechtern einen verhältnißmäßig gleichen Schritt halten: und wenn die Wissenschaften und die Künste der Musen ihre glücklichen Einflüsse über die höhern Classen einer Nation zu verbreiten angefangen: so wäre es nicht nur ungerecht, sondern ungereimt und unserm eigenen Vortheile zuwider, das weibliche Geschlecht von Theilnehmung an denselben deßwegen ausschließen zu wollen, weil unsere Urmütter ohne Wissenschaften und Literatur Muster von Klugheit, Treue, Muth und Keuschheit waren, so wie es noch in unsern Zeiten hier und da Frauen gibt, die, ohne die Vortheile einer feinen Erziehung genossen zu haben, vortreffliche Gattinnen und Mütter, und wahre Vorbilder jeder menschlichen und häuslichen Tugend sind.

Die immer seltener werdenden Beispiele dieser letztern beweisen indessen gegen die Vortheile, welche der weiblichen Hälfte einer cultivirten Nation durch Theilnehmung an der gemeinsamen Aufklärung zuwachsen, nicht mehr, als die Beispiele, daß man bloß durch ein glückliches Naturell ein Künstler, ein Feldherr, ein Dichter, kurz, alles wozu uns die Natur machen will, werden kann. Wenn es auch nicht wahr wäre, daß selbst diese Günstlinge der Natur durch wissenschaftliche Ausbildung es noch weiter gebracht haben würden: so wird doch immer wahr seyn, daß die meisten, ohne dieses Hülfsmittel, weit unter demjenigen bleiben, was sie ihrer Lage und Bestimmung nach seyn sollten, und bei gehöriger Cultur geworden wären. Kurz, wenn es für jede Nation

einen Zeitpunkt gibt, wo sie der Aufklärung und Verfeinerung durch Wissenschaften und Musenkünste nicht ohne großen Nachtheil entbehren kann: so gilt es auch von dem weiblichen Geschlechte; und die Ausnahmen beweisen eben so wenig gegen die Regel, als der Mißbrauch etwas gegen den rechten Gebrauch entscheiden kann.

Wenn also die Rede von dem Antheil ist, der dem schönen Geschlechte an der Nationalcultur, insoferne sie durch Kenntnisse und Wissenschaften befördert wird, gebühret: so fragt sich nicht, ob sie zu denselben berechtigt seyen (denn dieß kann unter einer gebildeten Nation keine Frage seyn), sondern bloß: worin er bestehe, und welche Gränzen die Damen ihrer Wißbegierde etwa zu setzen haben möchten?

Käme es bei dieser Frage bloß auf ihre Fähigkeiten an, so würde weder irgend eine Wissenschaft zu schwer, noch irgend eine Stufe derselben zu hoch für sie seyn: denn es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß wir uns in diesem Stücke keines natürlichen Vorzuges anzumaßen haben. Es ist längst aus Beispielen und Thatsachen offenbar, daß sie nicht nur alles, was die scharfsinnigsten Männer in den höhern Wissenschaften erfunden haben, zu verstehen und sich eigen zu machen fähig sind: sondern daß sie in Werken des Geistes, zumal wo es auf Imagination, Zartheit des Gefühls, Schönheit der Gesinnungen und Feinheit des Geschmackes ankommt, Stufen erstiegen haben, die uns kaum erreichbar sind. Wie ansehnlich würde das Register der Frauen seyn, welches wir (von den Griechinnen und Römerinnen nichts zu sagen) nur aus den neuern Zeiten, von der schönen Christine von Pisan bis auf diesen Tag, zum Beweise dieser Wahrheiten aufführen könnten, wenn sie eines Beweises nöthig hätten. Wir sind hievon so überzeugt, daß wir es für unartig halten würden,

der edlen jungen Spanierin, Donna Maria Isidora Quintana de Guzmann y la Cerda, die sich mit so großem Gepränge den philosophischen Doctorhut zu Alcala aufsetzen ließ, sogar die Behauptung, daß eine Dame einen akademischen Lehrstuhl mit Ruhm ausfüllen könnte, streitig machen zu wollen, zumal nachdem in Italien die berühmte Laura Bassi den Beweis bereits durch die That geführt hat.

Also nicht die Fähigkeiten, sondern bloß die angeborene Bestimmung des weiblichen Geschlechtes, und der eigene Wirkungskreis, welchen die Natur ihren Gaben und Tugenden angewiesen, geben uns den wahren Gesichtspunkt an, aus welchem das Recht der Frauen an wissenschaftliche Bildung genauer zu bestimmen ist. Und wie glücklich ist es nicht für sie, daß sie, aus diesem Grunde, so vieler Plage des Geistes, so vieler nur zu oft unnützen Arbeiten, woran wir unsre innern und äußern Sinne ermüden und abstumpfen müssen, gänzlich überhoben sind! — daß sie bloß der Früchte genießen dürfen, deren mühsame Erzielung uns obliegt; daß sie auch unter diesen immer die schönsten und schmackhaftesten auswählen, und gleich dem Blumenvogel, den die Griechen zum Bilde der Seele gemacht haben, ihren Geist nur mit den lieblichsten Blüthen und Düften des Musenhügels, nur mit dem reinen Nektar der Philosophie, nähren dürfen — kurz, daß sie aller Kenntnisse und Studien entbehren können, die nicht unmittelbar dazu dienen, sie weiser, liebenswürdiger und glücklicher zu machen.

Genauer läßt sich die Gränzlinie nicht wohl ziehen, welche (wenn ich so sagen kann) den weiblichen Antheil an den Wissenschaften von dem unsrigen scheiden: oder vielmehr, es gibt im Grunde gar keine solche Linie, über welche einer Frau nicht erlaubt wäre, sich hinaus zu wagen, wenn sie sich von

innen dazu berufen fühlt, und von außen durch keine dringenden Pflichten oder andre Hindernisse zurückgezogen wird. Fähigkeiten, besondre Anlage, Muße, Stand und Gelegenheit entscheiden hier über mehr oder weniger: und wenn eine Anna Maria von Schurmann sich berufen fühlte, auch die Rabbinen zu studiren, eine Anna Dacier den Homer und Aristophanes zu commentiren, eine Katharina Macaulay mit den Salusten, Machiavellen und Guicciardinen um den Lorber der Geschichtsmuse zu ringen, und das siebenzehnjährige Fräulein Donna Maria Isidora Quintana de Guzmann y la Cerda öffentlich mit 158 knasterbärtigen Doctoren zu disputiren! wer kann etwas dagegen einzuwenden haben — so lange ihre Väter oder ihre Mütter zufrieden sind?

Denn nicht bloß das Unentbehrliche oder auch das Nützliche in Rücksicht auf den kleinen Cirkel, worin wir uns bewegen: auch das bloße Vergnügen zu wissen, was an sich wissenswerth ist, und der Kräfte unsers eigenen Geistes, des innern Schatzes, der in unsern eigenen Herzen verborgen liegt, mit Einem Worte aller der angenehmen Empfindungen zu genießen, womit eine Seele sich bereichert, die ihren Sinn für das Wahre, Große und Schöne in den Werken der Natur und Kunst gebildet und geschärft hat — auch dieß ist ein würdiger Zweck, ja er ist der edelste unter allen, und ist es eben darum, weil er sich nicht auf Nothdurft und Nutzen einschränkt, sondern den Geist angewöhnt, an dem, was wahr, schön und erhaben ist, ohne andere Rücksicht als weil es dieß ist, inniges Wohlgefallen zu finden, und sich daran als an einer seinem Geiste homogenen Geisterspeise zu weiden. In diesem Sinne kann man sagen, der edelste und reinste Zweck der Wissenschaft sey — die Wissenschaft selbst; so wie das Schöne edler ist als das Nützliche, weil dieses nur wegen

seiner Beziehung auf unsre körperlichen Bedürfnisse, Verhältnisse und zufälligen Umstände ein Gegenstand des Begehrens ist: jenes hingegen bloß wegen der reinen Befriedigung, die unsre Seele in seinem unmittelbaren Genuß und Anschauen findet, geliebt wird.

In beiden Fällen aber, meine liebenswürdigen Leserinnen, es sey nun, daß Sie sich bloß auf das Nothdürftige und Brauchbare, oder auch nur auf das angenehm Unterhaltende und Zeitkürzende in der Wahl Ihrer Lecture einschränken: oder daß Sie (was freilich nur bei den wenigsten statt finden kann) die Vollkommenheit Ihres Geistes durch Wissenschaften und Kunst zur Hauptsache Ihres Lebens machen wollten: in beiden Fällen sind eine Menge mannichfaltiger elementarischer Kenntnisse vonnöthen, die Ihnen unentbehrlich sind, um, in Ihrem einsamen Cabinette, in dem belehrenden und ergötzenden Umgang mit den schönsten Geistern der Alten und Neuern sich desto besser zu gefallen, und außer denselben in der Gesellschaft, in welcher Sie leben, dem Vorwurf einer Unwissenheit zu entgehen, der in unsern Tagen für Personen von gewissen Classen etwas sehr Unangenehmes hat. Es sind nur wenige vorzügliche Werke des Geistes, oder es gibt vielleicht gar keines, selbst unter denen die nichts als Empfänglichkeit für Bilder und Empfindungen vorauszusetzen scheinen, welche man recht verstehen, recht genießen, geschweige denn recht beurtheilen könnte, ohne eine Menge kleiner Kenntnisse zu besitzen, die in alle Arten von Wissenschaften einschlagen. *)

*) Zu diesem Behuf empfiehlt nun Wieland die von K. L. Reinhold nach dem Französischen neu bearbeitete Allgemeine Damenbibliothek, Leipz. 1786 fgg., wozu das Obige als Vorrede geschrieben ist.

b.

Bei der Anzeige von Schillers historischem Kalender für Damen.

1791.

Frivolität ist keine Ingredienz in dem eigentlichen Charakter der Deutschen: was sich davon unter uns befindet, ist von einer Nation zu uns herübergekommen, die seit mehr als einem Jahrhundert theils durch wahre, theils durch blendende und verführerische Vorzüge sich eine Art von despotischer Herrschaft in allem was von Geschmacke, Meinung und Mode abhängt, über ganz Europa, besonders über uns Deutsche bemächtigt hatte, und von welcher mit gleich vielem Grunde gesagt werden kann, daß sie unsern Sinn für das Wahre, Schöne und Zierliche, Anständige und Schickliche gebildet und geschärft, aber auch von Zeit zu Zeit wieder verfälscht, verschroben und abgestumpft habe. Frivolität mag wohl unter einer von Natur sehr lebhaften und geistvollen Nation, deren obere Classen durch übermäßige Verfeinerung und Ueppigkeit entnervt und zu gleicher Zeit durch den insolentesten Despotismus des Hofes und der Großen zusammengedrückt waren — so lange dieser Zustand von politischer und moralischer Vernichtung dauerte — eine reizende, und insoferne sie sich mit Witz und Geschmack, Gefühl und Grazie in tausenderlei Gestalten und Verkleidungen zu schminken und herauszuputzen wußte, beinahe eine liebenswürdige Untugend gewesen seyn. Aber auf Deutschen Boden versetzt, verliert sie alles, wodurch sie einst in ihrer Heimath blendete und verführte; sie paßt weder zu unserm Klima, noch zu unsrer Lebensweise, weder

zu unsrer Verfassung, noch zu unsern Sitten; sie steht vielmehr mit allem diesem und mit unserm daraus sich bildenden Nationalcharakter in dem offenbarsten Widerspruche; und es wäre also doppelt lächerlich, wenn wir zu einer Zeit, da die Franzosen selbst aufgehört haben frivol zu seyn, noch auf eine vermeinte Artigkeit Anspruch machen wollten, die uns so übel ansteht; denn, unter uns gesagt, ein frivoles Deutsches Mädchen, eine frivole Deutsche Frau ist unstreitig das fadeste, platteste, widerlichste, und — wenn anders ein von den zwei Antipoden, Lavater und Bahrdt, bis zur gänzlichen Abnützung gebrauchtes Wort noch dieses einzigemal brauchbar ist — das ungenießbarste Ding unter der Sonne.

Die Anzahl solcher mißrathenen Copien eines Originals, das selbst keinen andern Werth hat, als den ihm Thorheit, Grillenhaftigkeit und momentane Laune beilegen, kann aber unter uns nicht beträchtlich seyn. Germaniens Töchter erkennen nicht erst von gestern her, daß die Entwicklung und Ausbildung ihrer Seele sich mit den wesentlichsten Pflichten ihrer Bestimmung nicht nur sehr gut vereinbaren läßt, sondern sie zu desto vollkommnerer Erfüllung derselben geschickt machen kann — und, so der Himmel will, ist es auch unter den verständigen Männern keine Frage mehr: ob nicht, so wie wir selbst an Cultur zunehmen, auch das Geschlecht, welches Natur und bürgerliche Verfassung in die zartesten und engsten Verhältnisse mit uns gesetzt, zu Gehülfinnen unsers Lebens, zu Müttern und Erzieherinnen unsrer Kinder, zu unsern Freundinnen, Rathgeberinnen und Gesellschafterinnen bestimmt hat, kurz, das Geschlecht, dessen liebenswürdige Eigenschaften und Tugenden zum Glücke unsers Lebens und zum gemeinen Wohlstande der bürgerlichen Gesellschaft gleich wesentlich und unentbehrlich sind — verhältnißmäßig auch

gleichen Schritt mit uns halten, und (so weit als es der Umfang und die Gränzen ihrer allgemeinen und besondern Bestimmung zulassen) auch durch Aufklärung ihres Verstandes, Erweiterung ihrer Kenntnisse und Veredlung ihrer Gesinnungen aus dem schmählichen Zustande von Unterdrückung und Sklaverei, worin sie unter den Barbaren und Halbbarbaren der übrigen Welttheile schmachten, herausgezogen, und in die ganze Würde, die der Hälfte des Menschengeschlechts gebührt, eingesetzt werden müsse.

Diejenigen, die als Augenzeugen wissen, wie es mit der Nationalcultur (besonders insofern sie durch das, was man Lecture nennt, bewirkt wird) vor vierzig bis funfzig Jahren unter uns stand, werden gestehen, daß die Fortschritte, die wir in dieser Zeit gemacht haben, groß genug sind, daß unsre Urahnfrauen, wenn sie (wie Lucians Wiederauflebende) auf einmal wieder unter uns erschienen, sich in eine andre Welt versetzt glauben würden. Wo ehemals kaum in den höchsten Classen hier und da einige Damen waren, die etwas Gedrucktes, außer ihrem Gebetbuche und dem gemeinen Hauskalender, kannten, und sich in müßigen Stunden etwa mit Hercules und Herculiscus, der Römischen Octavia und Lohensteins Arminius — und in der Folge mit der Asiatischen Banise, Neukirchs Telemach und andern allgemein beliebten Büchern ihrer Zeit unterhielten — da ist jetzt das Lesen auch unter der Mittelclasse, und bis nahe an diejenigen, die gar nicht lesen gelernt haben, allgemeines Bedürfniß geworden; und gegen Ein Frauenzimmer, welches vor funfzig Jahren ein zu ihrer Zeit geschätztes Buch las, sind jetzt (um nicht zu viel zu sagen) hundert, zumal in kleinern Städten und auf dem Lande, wo es an den Zerstreuungen der großen Städte fehlt — die alles lesen, was ihnen vor die Hände kömmt und

einige Unterhaltung ohne große Bemühung des Geistes verspricht.

Daß es aber weder für den Kopf und das Herz unserer Weiber und Töchter, noch für die Ruhe und den Wohlstand der Familien, und (wenn wir die Sache aus einem noch höhern Gesichtspunkt betrachten) für die Sitten überhaupt und für das allgemeine Beste der jetzigen und nachfolgenden Generation, nichts weniger als gleichgültig sey, mit was für Lecture unsre jungen Schönen unterhalten werden; ob durch das, was sie lesen, ihr Geschmack richtig oder falsch gebildet, ihr Geist wohl oder übel genährt, ihr Herz verbessert oder verschlimmert, mit Kenntniß und Liebe der Pflichten und Tugenden ihrer wahren Bestimmung, oder mit frivolen Phantasien und mit dem Zunder ausschweifender und verderblicher Leidenschaften angefüllt werde? daß dieß keine gleichgültige Sache sey, muß einem jeden in die Augen leuchten, der nur ein wenig über den Einfluß der Lecture, zumal auf die Jugend und auf ein Geschlecht, welches für alle Arten von Eindrücken am empfänglichsten ist, nachgedacht hat. Und daß man darüber nachdenke, wird täglich um so nöthiger, je gewisser es ist, daß, so wie die Speculationen der Büchermacher und Verleger, den Luxus der Lecture auf alle nur ersinnliche Weise zu vermehren, keine Gränzen haben! durch eine ganz natürliche Folge auch die Leichtigkeit, die Leselust zu befriedigen, immer zunimmt; indem überall, sogar an den kleinsten Orten, Anstalten getroffen werden, dem Publicum, besonders der Jugend beiderlei Geschlechts, alle Arten von guten und schlechten Lesereien, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, ja vielleicht mit geflissentlicher Rücksicht auf das, was die Lüsternheit, den Leichtsinn und die aufkeimenden Leidenschaften der Jugend am meisten reizen kann,

auf die bequemste und wohlfeilste Art in die Hände zu spielen.

Von der Zeit an, da das weibliche Geschlecht unter einer Nation an der Geistescultur, sofern sie durch Bücherlesen erhalten wird, beinahe unbeschränkten Antheil nimmt, ist es ein wirklicher Dienst, der dem gemeinen Wesen geleistet wird, wenn man diejenige Gattung von Schriften, welche besonders für Leserinnen bestimmt sind, zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen sucht. Es ist nicht genug, daß es nicht an Büchern fehle, welche ihrem Geiste überhaupt eine zugleich gesunde und angenehme Nahrung, oder wenigstens eine dem Verstand, dem Geschmack und dem Herzen unschädliche Gemüthsergötzung verschaffen; nicht genug, daß die Lecture das Ihrige beitrage, um sie witziger, artiger, angenehmer, unterhaltender in der Gesellschaft zu machen: die Ausbildung ihrer Seelen gibt ihnen ein Recht, sich auch als Genossen der Nationalverbindung, als Glieder des politischen Körpers, dem sie angehören, zu betrachten, und neben den Gesinnungen und Tugenden, welche ihre besondere Bestimmung in dem engern häuslichen Kreise der Familienverhältnisse erfordert, auch die höhern Gesinnungen der Vaterlandsliebe und der Theilnehmung am allgemeinen Wohle des Ganzen, in ihrem Maße mit uns zu theilen. Ich besorge von meinen Lesern keine unzeitige Persiflage über das was ich hier sage; oder ich würde mich wenigstens dadurch nicht irre machen lassen, da es darum zu thun ist, von einer ernsthaften Sache ernsthaft zu sprechen. Wenn gleich (Dank sey dem täglich zunehmenden Luxus und der täglich abnehmenden Möglichkeit seinen Forderungen im häuslichen Stande genug zu thun!) das Heirathen immer schwerer und seltner wird: so bleibt es doch der Wunsch der Natur sowohl als der bürgerlichen Gesell-

schaft, daß jedes Mädchen Ehegattin und Mutter werde; und je bessere Erziehung, je mehr Ausbildung die Mütter selbst erhalten haben, desto geschickter werden sie, zur Bildung ihrer Kinder das Ihrige beizutragen. Durch eine ganz natürliche Folge wächst also der Antheil, den das weibliche Geschlecht an der Erziehung des männlichen nimmt, in eben dem Verhältniß, worin es an Aufklärung, nützlichen Kenntnissen und edlen Gesinnungen zunimmt; und eben darum wird es um so nöthiger, daß die Weiber vorzüglich, vor tausend andern Gegenständen der Wißbegierde, sich mit demjenigen beschäftigen, wodurch sie in dem Gefühl und Bewußtseyn ihres Verhältnisses gegen die politische Gesellschaft, welcher sie angehören, erhalten werden. Denn wie kann man erwarten, daß eine Mutter die Gesinnungen der Vaterlandsliebe, die Theilnahme an dem Ruhm und Wohlstande der Nation, die dankbare Schätzung der Vortheile, die uns durch die Verfassung derselben, durch die Verdienste unsrer Vorfahren und durch die Arbeiten unserer Zeitgenossen zu Statten kommen u. s. w. in ihrem Sohn entwickeln und unterhalten werde, wenn sie selbst von allen diesen keine oder nur verworrene und unzusammenhängende Begriffe hat? Ist es also nicht Schande, wenn — zu einer Zeit, da beinahe alle schönen Augen sich mit Lesen abnutzen, zu einer Zeit, da Lecture ein fast allgemeines Bedürfniß unsrer Frauen geworden, und man hierin schon lange bis zum Luxus gegangen ist — doch noch so viele, selbst in den höhern Classen, zu finden sind, denen alles andere bekannter ist, als die Geschichte ihres eigenen Vaterlands, ihrer eigenen Nation? Und welch ein Uebermaß von Schande, daß sich gerade in diesen höhern Classen noch so manche in allen Theilen Deutschlands befinden, die — eben dl mwreuia, sie in der Geschichte des Vater-

landes, von welchem sie so viele Vortheile ziehen, der Nation, welche ihnen so viele unverdiente Vorrechte zugesteht, so unwissend sind — sich Deutsche zu seyn schämen, so viel möglich zu verbergen suchen, daß sie es wenigstens der Geburt nach sind, und mit lächerlicher Verachtung (wodurch sie sich selbst sogar in den Augen vernünftiger Ausländer verächtlich machen) auf die Sprache, Literatur, Künste und Producte des Genie's und des Fleißes ihres Volks herabblinzeln!

Es ist hohe Zeit, daß es endlich hierin anders mit uns werde — und anders wird es auch werden, wenn unsre besten Köpfe fortfahren, mit immer mehr Eifer die großen gemeinsamen Nationalgegenstände, Sprache und Alterthümer, ältere und neuere Geschichte, Zusammenhang des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes des Deutschen Reichs, und mögliche Verbesserung des letztern auf vernunft- und ordnungsmäßigen Wegen, zu Gegenständen ihrer literarischen Arbeiten zu machen. Man hat sich lange mit der Entschuldigung beholfen, es fehle uns an historischen Werken über unsre vaterländische Geschichte, die man mit Vergnügen lesen könne. Dieser Klage ist zum Theile schon seit geraumer Zeit durch Schmidts allgemein geschätzte Geschichte der Deutschen abgeholfen; theils haben wir die angenehme Aussicht vor uns, daß alles, was Leser, die nur durch einen hohen Grad von Vollkommenheit zu befriedigen sind, in jeder Rücksicht von einem neuen Geschichtschreiber Deutschlands fordern und erwarten können, durch einen Mann werde geleistet werden, den sein zugleich weit umfassender und tief eindringender Blick und sein scharfsichtiges Urtheil, verbunden mit der seltnen Geschicklichkeit in Composition und Darstellung, die er in andern Fächern, wo der Imagination mehr erlaubt ist, bewiesen hat, ganz vorzüglich zu der rühmlichen Laufbahn zu bestimmen scheinen, in

welcher sein erster Versuch (die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung) schon den künftigen Meister ankündigte, der nun mit jedem neuen Schritte dem Ideal der Vollkommenheit, nach welchem Geister seiner Art arbeiten, näher kommt.

Da die Betrachtungen, die ich bei dieser Gelegenheit über die Nothwendigkeit, der Cultur des weiblichen Geistes die zweckmäßigste Richtung zu geben, angestellt habe, mir den besondern Gesichtspunkt angeben, aus welchem ich den Werth des historischen Kalenders für Damen beurtheile: so kann ich nicht anders, als unsern Deutschen Frauen und Jungfrauen Glück dazu zu wünschen, daß ein Schriftsteller von diesem Werth und Ruhm sich's zur Ehre geschätzt hat, eines der wichtigsten Stücke unserer vaterländischen Geschichte ausdrücklich für sie zu bearbeiten.

2.

Christoph Martin Wieland.

Unterredungen mit dem Pfarrer von ***.

1775.

Erste Unterredung.

Dieser Tage, da ich allein an meinem Schreibtische beschäftigt war, hörte ich etwas so leise an der Thür pochen oder kratzen, daß ich, ohne darauf Acht zu haben, in meiner Arbeit fortfuhr, bis nach einer kleinen Weile die Thür langsam Zoll für Zoll, dergestalt, daß sie ungefähr drei bis vier

Secunden brauchte, um die Breite eines Daumens zurückzulegen, aufging, und, weil diese langsame Bewegung mit einigem Knarren verbunden war, mich veranlaßte umzuschauen, und wahrzunehmen, daß alle diese Bewegungen von einem menschlichen Wesen herrührten, welches, dem Ansehen nach nicht ohne Schüchternheit und Zweifel an günstiger Aufnahme, herein zu kommen strebte.

Es verstrichen noch einige Secunden, bis es endlich dahin gediehen war, daß der Mann — denn ein Mann war es, und, wie man sehen wird, ein besserer Mann, als man nach diesen Anscheinungen hätte vermuthen sollen — den Kopf vorwärts gestreckt und den Leib auf die Seite gedreht, wie einer, der sich durch eine enge Oeffnung hindurch winden muß, obschon die Thür weit genug für ihn war — sich so weit hereingearbeitet hatte, daß ich sehen konnte, wen ich vor mir hätte.

Es war ein ältlicher Mann von mittlerer Größe, etwas hager, in einem altmodisch zugeschnittenen grauen Rocke mit schwarzen Knöpfen, einer schwarzen Tuchweste, wohl geschonten, aber doch an den Knien etwas abgestoßenen schwarzen Plüschhosen, wollenen Strümpfen von derselben Farbe, und (was aus seinem Anzug ein vollständiges Ganzes machte) den Kopf mit einer dicken Haarmütze von Ziegenwolle bedeckt, die durch Länge der Zeit eine dem verwelkten Bux ähnliche Farbe angenommen hatte. In der Hand hielt er ein kurzes dickes Spanisches Rohr mit einem schlechten Fayenceknopf, und unterm Arm einen großen Hut, der so abgegriffen und verschlissen war, daß sein Herr selbst beschämt schien, ihm noch längere Dienste zuzumuthen.

Dieses unscheinbaren Aufzugs ungeachtet hatte der Mann etwas in seiner Gesichtsbildung und Miene, das mich für

ihn einnahm; und überdieß schien er zu einem Orden zu gehören, dessen Bestimmung in meinen Augen so ehrwürdig ist, daß ich dem geringsten Mitgliede desselben (insofern es kein Bonze ist) mit eben so viel Ehrerbietung zu begegnen gewohnt bin, als ob es der Erzbischof zu York oder der Cardinalvicarius wäre.

Der gute Mann machte viel Umstände und Entschuldigungen. — „Ich besorge — Sie sind beschäftigt, wie ich sehe — Verzeihen Sie mir — ich komme wohl zur ungelegnen Zeit" u. s. w.

Ein Mann wie Sie kommt immer zur gelegnen Zeit, sagte ich, indem ich ihn ersuchte Platz zu nehmen.

Er schien dieß, wiewohl es kein Compliment war noch seyn sollte, für etwas noch Schlimmeres zu halten. Seine Verlegenheit verrieth mir das seltsame Vorurtheil, womit er zu mir gekommen war. Ich betrachtete ihn einen Augenblick mit einer Aufmerksamkeit, die durch einen Ausdruck von Wohlwollen und Bescheidenheit gemildert war — oder mein Gesicht müßte meinem Herzen ohne meine Schuld Unrecht gethan haben. Mein Unbekannter nahm, wie ich vermuthe, diesen Blick für eine Frage auf. — Ich bin der Pfarrer zu ***, sagte er, und habe mir schon lange gewünscht Sie persönlich kennen zu lernen.

Ich konnte mich bei den Worten — ich bin der Pfarrer zu *** — nicht enthalten, einen Blick auf seinen abgetragenen grauen Rock, auf seine Plüschhosen und wollenen Strümpfe, und auf seinen alten abgegriffenen Hut zu werfen. Ich glaube gar, daß ich seufzte.

In der That stellten sich mir in diesem nämlichen Augenblick eine so große Menge ernster und trauriger Vorstellungen dar — die Bestimmung und Würde seines Standes, im

Digitized by Google

Gegensatze mit der verachteten und unterdrückten Lage der so genannten Klerisei in den meisten christlichen Staaten; — die nachtheiligen Folgen, die dieser Contrast theils auf den Charakter der Geistlichen selbst, theils auf ihren sittlichen Einfluß und die Erzielung des Endzwecks ihres Berufs hat; die Sorglosigkeit der meisten Großen über einen so wichtigen Gegenstand, die Unmöglichkeit, oder, was auf Eins hinausläuft, die unendlichen Schwierigkeiten, diesem Uebel abzuhelfen, wenn auch manche Obrigkeiten den Willen hätten die Sachen auf einen bessern Fuß zu setzen: alles dieß mit allen seinen Ursachen, Umständen und Folgen auf einmal anschauend gedacht — und gerade in diesem Augenblick, dem guten Pfarrer zu ***, seiner gelben Perücke, seinen Plüschhosen und seinem abgenutzten Hute gegenüber, gedacht — betrübte meine Seele, und machte mich wider Willen ein paar Minuten sprachlos.

Der wackere Mann schien verlegen zu seyn, wie er das Gespräch anfangen wollte. Er sah aus wie einer, der viel auf dem Herzen hat, und nicht weiß wo er anfangen soll, um sich dessen mit guter Art zu erledigen. Er warf die Augen bald auf die eine, bald auf die andre Seite des Zimmers, verwunderte sich — armer Mann! — über den schönen Band meiner Bücher, und fixirte sich endlich auf eine Büste, die ihm gegenüber stand.

„Sokrates, nicht wahr?" — fragte er mit einer Miene, als ob es ihn freute dieses Bild bei mir anzutreffen. Es war ein vortrefflicher Mann (sagte er, nachdem er den Kopf eine Weile betrachtet hatte) wiewohl man's ihm nicht ansieht.

Nein, gewiß nicht, versetzte ich ein wenig hastig. Sehen Sie hier — dieß sind die Baisers von Dorat, nach den Basiis des Johannes Secundus, in einem schönen Englischen Bande, auf das feinste Papier gedruckt, mit einer Menge niedlicher

Vignetten — ein Buch kann nicht besser gekleidet und herausgeputzt werden — und doch ist dieß Buch seinem Innern nach vielleicht — nicht einmal — einen Kuß werth. Und sehen Sie hier den Katechismus fürs Landvolk, ein kleines unscheinbares Büchlein, auf schlechtes Papier gedruckt, und in Pappe gebunden, das nach seinem wahren Gehalt mehr Gold werth ist, als der Verfasser und sein Buch zusammengenommen schwer sind.

Der Pfarrer sah mich an, als ob er die Bestätigung dessen was ich gesagt hatte in meinen Augen lesen wollte.

Ich. Sie kennen doch Schlossers Katechismus, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer. Ganz gewiß; ich hab' ihn mehr als einmal gelesen, und viel Gutes daraus gelernt. Ich empfehl' es allenthalben wo ich bekannt bin. Was auch manche Leute dagegen sagen, es ist ein gutes, lehrreiches Buch; wiewohl eben nicht alles darin steht, was in einen Katechismus fürs Landvolk gehört.

Ich. Wer wollte auch ein gutes Buch deßwegen verwerfen, weil nicht alles darin steht? Allenfalls hätte Herr Schlosser seinem vortrefflichen Büchlein, um der schwachen Brüder willen, einen andern Titel geben mögen.

Das denk' ich auch, sagte der Pfarrer.

Er blätterte etliche Augenblicke in den Baisers, die er noch in der Hand hatte, schüttelte ein paarmal den Kopf, und legte es wieder hin. — Sokrates war kein Freund von Küssen, sagte er, indem er die Büste des Weisen von neuem betrachtete.

Ich. Sie erinnern sich, wie ich merke, der Stelle, wo er den jungen Xenophon bestraft, weil er zu leichtsinnig über die Gefahr eines Kusses wegschlüpfte.

Der Pfarrer. Und was meinen Sie, daß er zu manchem neuern Gedichte gesagt hätte, worin alle Zauberei der Poesie aufgeboten wird, um die Jugend nach demjenigen lüstern zu machen, was Sokrates der Weisheit und Tugend so gefährlich hielt?

Ich erröthete ein wenig.

Der Pfarrer. Vergeben Sie mir — ich habe wahre Hochachtung für Sie, und —

Ich. Ich wünsche von Ihnen gekannt zu seyn, ehe Sie mir das sagen; denn ich liebe die Complimente nicht.

Der Pfarrer. Sie haben der Welt durch einige Ihrer Schriften so viel Gutes gethan —

Ich. Vergeben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Wir wollen uns in kein so weitläuftiges und kitzliches Geschäft einlassen, als die Untersuchung der Güte und Nützlichkeit meiner Schriften ist. Diese Untersuchung ist überhaupt bei allen Büchern schwer: denn das beste kann Schaden thun, und das schlimmste ist zu etwas gut. Aber bei den meinigen finden sich noch besondere Schwierigkeiten. Die Geschichte meiner Seele, und die Geschichte der Gelegenheit, Art und Weise, wie jede derselben vom Jahre 1751 an bis jetzt entstanden ist, gehört gewissermaßen unumgänglich dazu, wenn die Welt (ich rede nicht von der kleinern Zahl, die alles dieß nicht nöthig hat) in den Stand gesetzt werden soll, jede in ihrem wahren Lichte zu sehen, und von dem Gemüthszustande, der Lage und der Absicht, worin sie geschrieben worden, richtig und vollständig urtheilen zu können. Ich habe diese Geschichte ein einzigesmal in meinem Leben einem Manne von vielen Verdiensten um die Menschheit, und vielleicht einem der besten Sterblichen, die je gewesen sind, am ersten Abend, den wir

zusammen zubrachten, erzählt, und er ist dadurch auf ewig mein Freund geworden.

Der Pfarrer. Aber warum eilen Sie nicht, diese nämliche Geschichte der ganzen Welt zu erzählen? Sie glauben nicht — o! gewiß, Sie stellen sich nicht vor, wie viel falsche Urtheile und wie viel Aergerniß Sie vielleicht dadurch verhindern, und wie viel Gutes Sie damit schaffen würden.

Ich. In der ersten Wärme war dieß auch der Gedanke des würdigen Mannes, von dem ich Ihnen sagte. Aber er hörte meine Gegengründe, und billigte sie. — Ich will Ihnen diese Gründe aufrichtig mittheilen, lieber Herr Pfarrer; und glauben Sie mir, ich fühle in diesem Augenblick etwas, das mich zwingen würde Ihnen die Wahrheit zu sagen, wenn ich auch nicht wollte. — Wissen Sie also, ich habe nicht anhaltenden Enthusiasmus genug, mich über alle die Urtheile hinwegzusetzen, denen ich mich ausstellen müßte, wenn ich mein eigner Biograph würde. Die Welt, in der wir leben, ertrüge einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit nicht. Ich bin als ein Dichter bekannt. Man würde mich, selbst indem ich das Schlimmste, was ich von mir zu sagen hätte, beichtete, der Kunstgriffe beschuldigen, deren sich Danae bediente, da sie dem noch nicht entzauberten Agathon ihre Geschichte erzählte. Man würde sagen, daß ich (wie Danae) mehr die Gesetze des Schönen und Anständigen als der historischen Treue zum Augenmerke genommen, und mir kein Bedenken gemacht hätte, bald einen Umstand zu verschönern, bald einen andern wegzulassen, je nachdem es die bessere Wirkung des Ganzen erfordert hätte. Mit Einem Worte, Herr Pfarrer, ich kann mich nicht entschließen, alles Gute von mir zu sagen, was ich sagen müßte, wenn ich so wahr und gerecht gegen mich

selbst seyn wollte, als ich es gegen jeden andern Menschen zu seyn wünsche und beflissen bin.

Der Pfarrer. Indessen — da wir doch Menschen sind, und es unmöglich ist, daß wir bei einer unumschränkten Offenherzigkeit nicht auch Böses von uns zu erzählen haben sollten — sollten Sie sich nicht vielleicht auch vor dem Terenzischen »ego homuncio hoc non facerem« fürchten?

Ich. Es wäre immer eine Bedenklichkeit, die — in Erwägung der schmeichlerischen unredlichen Art, womit die meisten Sterblichen über ihr eignes sittliches Verhalten zu urtheilen pflegen — auf einen Menschenfreund, der auch nur zufälliger Weise zu schaden für ein großes Unglück hält, billig Eindruck machen könnte. Aber, glauben Sie mir, Herr Pfarrer, dieß ist was ich am wenigsten besorge. Meine Fehltritte sind vielleicht — so seltsam Ihnen dieß auch vorkommen mag — gerade das, was freilich nicht meiner Weisheit oder Klugheit — aber gewiß meinem Herzen die meiste Ehre macht. — Aber, lassen Sie uns diese Materie abbrechen. Ich muß Ihnen alles sagen, oder ich habe bereits zu viel gesagt.

Der Pfarrer. Ich begreife Sie. Aber wenigstens sollten Sie alles, was zur richtigen Beurtheilung Ihrer Schriften nöthig ist, aufsetzen, und, wofern Sie ja Bedenken tragen, diesen Aufsatz bei Ihrem Leben bekannt zu machen, dafür sorgen, daß er dereinst nach Ihrem Tode bekannt gemacht würde.

Ich. Dieß ist auch mein Vorsatz, lieber Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott gebe Ihnen Leben und Muth, ihn auszuführen! Sie wissen nicht, ich wiederhol' es, Sie wissen nicht, wie viel die schiefen Urtheile, wozu Sie (ich hoffe ohne Ihre Absicht, und wünsche daß es auch ohne Ihre Schuld

geschehen seyn möge) Gelegenheit gegeben haben, wie viel der mannichfaltige Mißbrauch einiger Ihrer Schriften, wie viel selbst das Lob, das Ihnen manche geben, Schaden thut.

Ich. Sie halten mich für unwissender, als ich bin. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich weiß nur zu viel davon, und bin sehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Voß*) das geringste von den Uebeln sind, wozu ich die gelegentliche Ursache gewesen seyn mag. Denn diesen jungen Mann entschuldige ich. Er that in seinem Eifer das nämliche an mir, was ich vor vierundzwanzig Jahren aus ähnlichem jugendlichem Eifer an Anakreon, Ariost, Guarini und andern wackern Männern that: er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Lassen Sie ihn älter werden, und es wird ihn so gewiß gereuen, Epigrammen wider mich geschrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Bestimmung eines schönen Geistes mit so viel unbestimmten Halbwahrheiten, so unreifen Urtheilen und so unbilligen Ausfällen auf unschuldige Leute angefüllt zu haben; wiewohl dieß alles damals ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Ursache geschah, als weil die Schwärmerei (wie die Liebe) blind ist, und weil ein junger unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates seyn kann.

Der Pfarrer. Ich bewundre die Offenherzigkeit, mit der Sie Ihre Fehler gestehen.

Ich. Guter Gott! wie oft werde ich Mensch dieß abscheuliche Compliment von einem andern Menschen hören müssen!

---

*) Im Göttingischen Musenalmanach 1776

Digitized by Google

Der Pfarrer. Verzeihen Sie mir, ich nahm nur das unrechte Wort — ich liebe Sie darum, wollt' ich sagen.

Ich. Haben Sie nur Geduld, guter redlicher Mann, mein Herz sagt mir, wir werden nicht von einander scheiden, ohne einander lieb gewonnen zu haben. Aber lassen Sie mich vollends sagen, was ich sagen wollte. Die schiefen Urtheile, die nun seit vierundzwanzig Jahren über mich, insofern ich Mensch oder Schriftsteller bin, gefällt worden sind *), würden mich weniger anfechten, wenn sie bloß meine Eitelkeit beleidigten. Denn ich gestehe Ihnen, ich bin zu stolz, um viel Eitelkeit zu haben. Bloß insofern solche Urtheile das Gute hindern, das ich zu befördern wünsche, können sie mir nicht gleichgültig seyn. Aber am Ende ist doch aller Schaden, welchen unreife muthwillige Jungen, die sich zu Richtern aufwerfen, oder blödsichtige alte Knaben, denen man vergeben muß, weil sie nicht wissen was sie sagen, oder Leser, die nicht lesen können, weil sie weder empfinden, noch verstehen, noch unterscheiden können — ich sage, aller Schaden, den solche Leute einem guten Werke thun können, ist eine Wunde, die sich von selbst heilt. Das Publicum kehrt sich wenig daran, wenn hier oder da ein X oder Y in einem Journale sich die Miene gibt, als ob er von allen seinen Zeitgenossen bevollmächtiget sey, in ihrem Namen und in ihre Seele zu urtheilen: und wenn es sich auch zuweilen von einem gern seyn wollenden literarischen Demagogen überschreien, oder — um das rechte Wort zu brauchen, wiewohl es nicht edel ist — übertölpeln läßt, so geschieht es doch nur auf

---

*) Man erinnere sich bei Lesung dieses Gespräches immer, daß es vor mehr als zwanzig Jahren gehalten und aufgeschrieben worden ist. W.

kurze Zeit, und der Taumel geht immer schnell genug vorüber. Dieß ist es also nicht, was mich am meisten bekümmert. Aber der sittliche Mißbrauch, welchen Leser von verdorbenem Herzen von meinen Schriften machen, und der Schaden, den sie durch Mißverstand, oder, wenn sie Personen, für welche sie nicht geschrieben sind, in die Hände fallen, anrichten können — dieser Mißbrauch, dieser Schaden verwundet mein Herz, und hat mir schon oft den ungeduldigen Wunsch ausgepreßt, daß ich lieber ein Holzhacker, Sackträger, oder alles andere, was ein ehrlicher Mann seyn kann, geworden seyn möchte, als ein Dichter und ein Schriftsteller für die Welt. Indessen hat doch die Gewißheit, daß ich selbst in allen Theilen und Gegenden Deutschlands eine große Anzahl Personen von den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens kenne, die mich gerade so lesen, wie ich's wünsche, und den Gebrauch davon machen, der meiner Absicht entspricht — diese Gewißheit, und die wahrscheinliche Vermuthung, daß es deren noch viele gibt, die ich nicht kenne, hat, wenigstens in heitern Stunden, so viel Tröstendes für mich, daß ich unvermerkt wieder den angenehmen herzerhöhenden Täuschungen Raum gebe, ohne welche schwerlich jemals ein Biedermann Schriftsteller geworden wäre. Und so kommt es denn, daß ich gewöhnlicher Weise zwischen diesen beiden äußersten Punkten mich in einer ganz erträglichen Zufriedenheit mit mir selbst fortbewege, und, von dem süßen Wiegenliedchen, alles ist gut, eingelullt, mein Haupt so sanft auf mein Kissen lege, als irgend ein Autor in der Christenheit.

Der Pfarrer. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß der Mißbrauch, den unverständige oder übelgesinnte Leute von einer Sache machen, weder den Werth der Sache vermindert,

Digitized by Google

noch dem Urheber derselben zur Last gelegt werden kann. Werden nicht die Werke Gottes selbst täglich, stündlich und augenblicklich von Unzähligen gemißbraucht? Ich denke, da sogar der Allweise und Allmächtige nichts machen konnte, was von halb vernünftigen Geschöpfen, wie wir Menschen sind, nicht in Mißbrauch gezogen werden könnte, darf man kühnlich behaupten, es sey schlechterdings unmöglich etwas so Gutes hervorzubringen, das nicht auf die eine oder andere Weise zum Werkzeug oder zur Veranlassung oder wenigstens zum Vorwande von vielem Bösen gemacht werden könnte. Weder menschliche noch göttliche Weisheit kann verhindern, daß die Wahrheit, wenn sie in schiefe Köpfe fällt, oder in einem falschen Lichte gesehen wird, nicht verfälscht, die unschuldigste Rede oder Handlung von Unverstand, Uebereilung, oder bösem Willen nicht übel ausgedeutet, und die Tugend selbst nicht verdächtig oder wohl gar zum Verbrechen gemacht werde. Das Verzeichniß aller derer, die auf irgend eine Weise unschuldig an Seele oder Leib gemartert worden sind, würde einen größern Raum einnehmen, als alle Bücher in der Vaticanischen Bibliothek. Kein Vernünftiger zweifelt an diesen Wahrheiten —

Ich. Nur unterläßt man alle Augenblicke, die Anwendung davon zu machen, wenn der Fall sie anzuwenden kommt; und so legt man z. B., dieser so allgemein erkannten Wahrheiten ungeachtet, einem Schriftsteller — wenigstens so lang er lebt, und man ihm also durch Vorwürfe und Schmälerungen seines Ruhmes schaden kann — jedes vorgebliche Aergerniß zur Last, das gewisse Leute, in deren Umständen, Erziehung, Kopf, Herzen oder Sitten der wahre Grund, warum sie geärgert werden, liegt, ohne seine mindeste Schuld an seinen Schriften nehmen.

Der Pfarrer. Ohne seine mindeste Schuld, sagten Sie. Vortrefflich! Dieß ist der Punkt, auf den alles lediglich ankommt. — Ich kann es nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe, die einem Schriftsteller den Mißbrauch seiner Werke bloß darum zum Vorwurf machen sollten, weil sie ihn gern um die Hochachtung seiner Zeitgenossen bringen möchten. —

Ich. Ich konnte es auch lange nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe. Aber eine Erfahrung von vielen Jahren hat mich anders belehrt, mein lieber Herr Pfarrer. Das Geschlecht der Kinder Belials steht noch in voller Blüthe.

Der Pfarrer. Indessen werden Sie doch nicht in Abrede seyn, daß die Schriftsteller zuweilen selbst Schuld daran sind, wenn schwache Seelen sich an ihnen ärgern, oder wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute noch schlimmer durch sie werden.

Ich. Ich gestehe Ihnen dieß ohne Schwierigkeit. Nur erlauben Sie mir hinzuzusetzen, Herr Pfarrer, daß es Schriftstellern von einer gewissen Classe — oder, um deutlicher zu reden, Moralisten, Naturforschern, Dichtern, Satyrikern, Schriftstellern, denen die Natur eine mehr als gewöhnliche Gabe von Witz und Laune zugetheilt hat, und überhaupt allen, die über die menschlichen Angelegenheiten frei von der Brust weg schreiben — eben so unmöglich ist, zu verhindern, daß schwache Seelen sich nie an ihnen ärgern, als es dem weisesten Regenten unmöglich ist, zu verhindern, daß seine Staatsverwaltung nicht immer von einer Menge kurzsichtiger Seelen in und außer seinem Lande getadelt werde.

Der Pfarrer. Hierin, glaube ich, haben Sie Recht.

Ich. Schwache Seelen, lieber Herr Pfarrer, sind kranke

Seelen. Was kann die rothe Farbe dafür, daß sie einem kranken Auge weh thut?

Der Pfarrer. Ich merke, wo Sie hinaus wollen.

Ich. Nirgendshin, als wohin uns der gerade Weg führen wird. Ich denke, was die schwachen Brüder betrifft, die sich oft sehr zur Unzeit und an den unschuldigsten Dingen ärgern, darüber sind wir einig. Es käme viel auf die Herren Ihres Ordens an, wenn die Anzahl dieser Leute kleiner werden sollte. Aber, wer andern den Staar stechen soll, muß selbst sehen. Was für klägliche Moralisten, was für Wiegenkinder in der Natur- und Menschenkenntniß, sind die meisten unter denen, die uns öffentlich lehren sollen, was recht und gut und schön und löblich sey, damit wir ihm, nach Sanct Pauls Ermahnung, nachdenken, und wie (ohne Zweifel seine Meinung war) nachtrachten können!*) Lieber Gott! was für Sokratesse! und ein Sokrates soll und muß doch wohl aufs wenigste jeder Lehrer seyn, der geringste wie der vornehmste, oder wie soll er uns lehren können?

Der Pfarrer zuckte die Achseln.

Ich. Verzeihen Sie mir diesen kleinen Ausfall! Er soll mich nicht von dem abführen was ich sagen wollte. Sie erwähnten vorhin, die Schriftsteller hätten zuweilen selbst die Schuld, wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute oft schlimmer durch sie würden. — Aber mein bester Herr Pfarrer, nennen Sie mir das Ding, wodurch ein zum Bösen ohnehin geneigter Mensch nicht schlimmer werden kann.

Der Pfarrer hatte die angestrengte Miene eines Menschen, der sich auf etwas besinnt und es nicht finden kann. —

---

*) Philipp. 4, 8. W.

Die Sache kann freilich aus mehr als Einem Gesichtspunkt angesehen werden, sagte er endlich.

Ich. Dieß erfuhr ich selbst, da letzthin bei einer Dame von vorzüglicher Einsicht diese Unterredung auf die Materie fiel. Die Frau sagte darüber etwas, das mir so außerordentlich klar und entscheidend vorkam, daß ich nichts Besser's thun kann, als es Ihnen mit ihren eigenen Worten, deren ich mich noch ganz genau erinnere, mitzutheilen. Ein Gedicht, eine Erzählung, kurz, ein Werk von einer gewissen Gattung (Sie errathen leicht, Herr Pfarrer, daß von der erotischen und komischen Gattung die Rede war) kann, sagte sie, einem Leser in die Hände fallen, dem es vielleicht in tausend andern Augenblicken unschädlich gewesen wäre: aber gerade in dem Augenblicke, da er es liest, befindet er sich unglücklicher Weise in einer Leibes- und Gemüthsverfassung, daß ein einziges reizendes Bild mehr, oder ein einziger Grad, um den der Verfasser seine ohnehin entzündete Einbildungskraft erhöht, hinlänglich ist, die bessere Seele zu überwältigen, und den Menschen zu einer unsittlichen Handlung, die er nicht verübt hätte, wenn er dieß Gedicht, diese Erzählung nicht gelesen hätte, hinzureißen. Ein Glas Wasser, setzte sie hinzu, kann so voll seyn, daß ein einziger Tropfen, der noch hinzukommt, hinlänglich ist, es überlaufen zu machen. — Wie ist's möglich daß ich einen so simpeln Gedanken in meinem ganzen Leben nie gehabt habe? rief ich. Hätt' ich ihn gehabt, da ich die komischen Erzählungen drucken lassen wollte, sie wären auf der Stelle ins Feuer geworfen worden.

Der Pfarrer. Sagten Sie das wirklich?

Ich. Wirklich, oder doch so etwas, das sehr deutlich zu verstehen gab, daß dieß mein Gedanke war.

Der Pfarrer. Das Bild vom vollen Glase Wasser spielte Ihnen einen kleinen Streich, wie ich sehe. Wenn Ihre Eigenliebe harthäutiger wäre als sie zu seyn scheint, hätten Sie leicht eine Ausflucht finden können. Ein Mensch, der sich in einem so gefährlichen Gemüthszustande befindet, daß es nur noch einen kleinen Stoß braucht, um ihn zu Begehung einer Lasterthat zu treiben, ist freilich sehr zu bedauern: aber Schriftsteller können auf solche Menschen keine Rücksicht nehmen. Denn man könnte tausend gegen eins setzen, daß in diesem nämlichen Augenblicke irgend ein andrer kleiner Zug, oder Druck, oder Stoß, unter der unendlichen Menge von Zügen, Drücken und Stößen, womit alle Dinge in der Welt in unaufhörlicher Wirkung und Gegenwirkung auf einander losarbeiten, gerade dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde. — Diesem ungeachtet denk' ich doch, die Vorstellung, daß es so leicht ist, durch Schriften, die in jedermanns Hände kommen, diesem oder jenem Schaden an seinem Kopfe oder Herzen zu thun, sollte die Schriftsteller ein wenig behutsamer machen, als viele, und — verzeihen Sie mir — als vielleicht Sie selbst gewesen sind.

Ich. So denk' ich jetzt auch. Aber damals, da ich die komischen Erzählungen und den Idris dichtete, hatte ich die Welt, von der ich gelesen seyn wollte, und die solche Werke ohne Schaden lesen kann, so lebhaft vor Augen, daß ich nicht daran dachte, daß diese Gedichte auch vorwitzigen Knaben und glühenden Jünglingen (glühende Mädchen gibt es, glaube ich, nicht, und an denen, die es sind, ist schon nichts mehr zu verderben) in die Hände fallen, jene lüstern machen und bei diesen Oel ins Feuer gießen würden. Und sagen Sie selbst, Herr Pfarrer — Sie scheinen ein Mann von Einsicht zu

seyn *), an den man eine solche Frage thun kann — was würde aus einem Schriftsteller meiner Art werden, wenn er sich durch die Vorstellungen der Mißdeutungen und des verkehrten Gebrauchs, dem seine Werke ausgesetzt sind, ängstlich machen lassen wollte? Es ist eine armselige, niederschlagende, dem Genie alle seine Federn ausrupfende Leidenschaft um die Aengstlichkeit. Es ist unmöglich, daß ein Mann, er sey Dichter, oder Philosoph, oder Arzt, oder Maler, oder Feldherr, oder was Sie wollen — wenn er bei jedem neuen Gedanken, bei jedem Feder- oder Pinselzug, bei jedem Recept, das er verschreibt, bei jeder Ordre, die er gibt u. s. w. von den Gedanken beunruhigt würde: wird dieß nicht bei irgend jemand eine falsche Wirkung thun? Werd' ich nicht um den zehnten Theil einer Haarbreite über die Schönheitslinie hinausfahren? Wird dieß dem Kranken nicht zu warm oder zu kalt machen? — Wird sich nicht vielleicht in diesem Augenblick ein Umstand ereignen, der meinen Plan verrückt, und also meine Ordre nachtheilig macht? — Es ist unmöglich, sage ich, daß einem solchen Mann eine Zeile, ein Pinselstrich, eine Cur, oder eine schöne That gelinge!

Der Pfarrer. Ich fühle, daß ein Mann wie Sie so denken muß, und ich bin weit entfernt, die Behutsamkeit, die ich allen Männern wie Sie anrathen möchte, bis zur Aengstlichkeit getrieben zu wünschen.

Ich. Dieß ist gut zum Sagen, lieber Herr, aber in der Ausübung so leicht nicht, als Sie vielleicht denken. In den

*) Diese Parenthese wäre besser weggeblieben. Das Compliment half dem Pfarrer zu nichts, er mochte es verdienen oder nicht; aber es sah doch immer wie eine Bestechung aus, und konnte auch bei dem ehrlichsten Manne wider seinen Willen die Wirkung einer Bestechung haben. W.

Digitized by Google

glücklichen Augenblicken des Genie's und der Laune würde Behutsamkeit die nämliche Wirkung thun, die bei gewöhnlichen Menschen Aengstlichkeit thut. — Ueberdieß, sagen Sie mir ums Himmelswillen, wozu alle mögliche Behutsamkeit eines Schriftstellers am Ende helfen soll? Ueberlegen Sie nur einen Augenblick den Zustand der Welt. Können Sie im Ernste glauben, daß durch ein paar neue scherzhafte Erzählungen oder erotische Gemälde *) etwas an ihr verdorben werden könne? Haben wir nicht eine unendliche Menge von alten und neuen Werken dieser Art, die in jedermanns Händen, und wovon die ärgerlichsten schon zweihundert Jahre lang sogar classisch sind? Gleichen nicht die Wohnungen der meisten Personen von Stand und Vermögen in den großen Städten von Europa dem Hause des Hippias im Agathon? — Nehmen Sie doch die Baisers noch einmal in die Hand, und sehen Sie diese Vignetten an! Was sagen Sie zu den Stellungen und Lagen der holden Nymphe Thais, deren Triumphe in diesen Gedichten besungen werden? Und gleichwohl schimmert dieß Buch dermalen in den Bücherschränken einer Menge von Damen vom ersten Rang und von unbescholtenem Rufe. Und warum sollt' es nicht darin stehen, da unter Personen von einem gewissen Stande vielleicht wenige sind, die nicht mit eignen Augen gesehen haben sollten, was Thérèse la Philosophe für ein Buch ist**), wiewohl es mit unsern Sitten noch nicht so weit gekommen ist, daß man's öffentlich gestände? Doch gesetzt auch, ich irrte mich hierin,

*) Man bittet erotische Gemälde nicht mit asotischen zu verwechseln. W.

**) Dieß mag wohl verschiedene Einschränkungen leiden; wenigstens wird die jetzige Generation immer decenter. W.

wie viele Personen unter denen, die man zur großen und feinen Welt rechnet (junge unverheirathete Töchter ausgenommen), sind wohl, die Boccazens Decameron, den Ariost, die Contes des la Fontaine, den Sofa und Ecumoire, de Angola, und eine Menge andrer Werke dieses Gelichters nicht gelesen haben? Und was meinen Sie, daß die komischen Erzählungen, oder gewisse Stellen des Idris an der Einbildungskraft aller dieser Personen schlimmer machen könnten?

Der Pfarrer. Sie nennen mir da Bücher, die ich nur durch ihren bösen Ruf kenne. Aber, mein bester Herr W**, — wenn dem so ist wie Sie sagen, in was für einer Zeit leben wir!

Ich. In der Zeit, die immer gewesen ist, lieber Herr Pfarrer. Sie haben doch die heiligen Väter gelesen? War es etwa besser zu den Zeiten eines Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus? Ihre Homilien und die Geschichte beweisen, daß es um ein großes Theil ärger war. Die guten Sitten circuliren in der Welt herum, wie alles andre. Jetzt sehen wir sie in den Colonien von Nordamerika. *) Es ist ein labender Anblick für den Menschenfreund, ein tugendhaftes Volk zu sehen! — Hunderttausende, von Einem durch sie alle hinströmenden Geiste belebt, die mit hohem Muthe, standhaft und unerschütterlich, die unverlierbaren Rechte der Menschheit behaupten; ein Volk, wo alle einzelnen Glieder in die Wette eifern, ihre Privatvortheile dem gemeinen Besten aufzuopfern; wo Alte und Junge, Männer und Weiber, denken und handeln, wie die Helden und Heldinnen im Plutarch! — Aber könnten wir in hundert Jahren wieder kommen, und

*) Dieß ist dermalen, im Jahre 1797, schon nicht mehr so wahr, als vor zweiundzwanzig Jahren. W.

uns nach den Sitten dieses nämlichen Volkes umsehen, das jetzt vor den Augen des menschlichen Geschlechtes eine so große Rolle spielt — wie unkennbar würden wir sie finden! — Oeffentliche, bürgerliche und häusliche Tugend macht ein Volk frei, unternehmend, arbeitsam, mäßig, wirthschaftlich. Ist seine Lage nur einigermaßen günstig, so muß es nothwendig durch diese Eigenschaften reich und mächtig werden. Aber sobald es einen gewissen Grad von Macht und Reichthum überstiegen hat, helfen weder menschliche noch göttliche Anstalten mehr, der Ueppigkeit den Zugang zu verwehren. Die Sitten verderben sich. Das reiche und mächtige Volk sinkt von Stufe zu Stufe wieder herab; und jede Stufe seines Falles wird die Stufe der Erhebung eines andern Volkes, das durch Tugend steigt, um künftig wieder durch Ueppigkeit und Uebermuth zu sinken. — In diesem ewigen Cirkel dreht sich die Menschheit herum, und im Ganzen bleibt die Welt immer, was sie war.

Der Pfarrer. Ich liebe die Wärme des Herzens, die Sie zu dieser Digression hinriß, und beklage das Menschengeschlecht, wenn es (wie ich befürchte) so ist, wie Sie sagen; wiewohl sich manches dagegen einwenden ließe. Aber lassen Sie uns zu dem Punkte zurückkehren, von dem wir auf die Seite gekommen sind. — Erlauben Sie mir eine Frage (sagte der gute Pfarrer mit einem gewissen herzlichen Ton, indem er seinen Stuhl ein wenig näher an den meinigen rückte) — mein Herz liebt das Ihrige; ich kann Sie durch meine Freimüthigkeit nicht beleidigen; und zudem sind wir ja allein.

Ich. Dieser Umstand macht nichts zur Sache. — Die ganze Welt könnte uns zuhören, ich würde darum weder Ihnen noch mir selbst weniger Freiheit zugestehen, als jetzt, da wir allein sind. Ein einzelner rechtschaffner Mann ist mir

Digitized by Google

so ehrwürdig, als eine Landsgemeinde. Aber was wollten Sie mich fragen?

Der Pfarrer. Es ist mehr eine Frage an Ihr Herz, oder (wie wir Geistliche zu reden pflegen) an Ihr Gewissen, als an Ihre Vernunft; denn der letztern fehlt es, wie Sie wissen, nie an Gründen, wenn sie etwas behaupten will, woran der Eigenliebe gelegen ist. — Ich will Ihnen gern zugeben, daß der Verfasser eines nützlichen Werkes sich wegen des zufälligen Schadens, den dieser oder jener, wider seine Absicht, dadurch nehmen könnte, zu beruhigen alle Ursache hat. Aber wenn Werke der Einbildungskraft so beschaffen sind, daß sie auf der einen Seite, auch im glücklichsten Falle (ich meine, wenn sie nur von Personen gelesen werden, denen sie nichts schaden können), wenig oder nichts nützen, hingegen einer Menge Menschen, für die sie nicht geschrieben sind, denen sie aber täglich in die Hände fallen können, fast nothwendig schaden müssen — sagen Sie mir, mein bester Herr W**, wie kann ein Menschenfreund den Gedanken ertragen, der Verfasser solcher Werke zu seyn? Und (wenn ich anders noch näher an Ihr Herz dringen darf) wie ist's möglich, daß ein Menschenfreund jemals den Gedanken hat fassen können, solche Werke zu schreiben?

Ich (nach einer kleinen Pause). Sollten Sie es vorhin überhört haben, wie ich Ihnen sagte, daß die bloße Möglichkeit, durch einige scherzhafte Gedichte (wiewohl sie nur einen kleinen Theil meiner Schriften ausmachen) zur Verschlimmerung irgend einer menschlichen Seele vielleicht Gelegenheit gegeben zu haben, mir, so oft sie sich mir darstellt, höchst schmerzhaft sey? — Ich sagte Ihnen aber auch, was mir diesen Gedanken erträglich mache: und in der That, was nicht zu ändern ist, muß man ertragen lernen; oder wissen Sie ein anderes Mittel?

— Ich habe also die erste Ihrer Fragen schon voraus beantwortet. Auf die andere könnte ich Sie bitten, einen Augenblick zu bedenken, daß Sie ein Mensch sind, und mit einem Menschen reden. Irren und Fehlen — es sind schlimme Gebrechen, lieber Herr Pfarrer! — aber wer kann sich davon freisprechen? Ich kann gefehlt haben, da ich den Gedanken faßte so ein Gedicht zu machen, wie Endymion oder Juno und Ganymed ist; aber dieß bin ich gewiß, daß ich damals, da ich vor eilf oder zwölf Jahren einige Erholungsstunden mit deren Verfertigung zubrachte, weder die Absicht noch die Besorgniß hatte, jemanden dadurch schädlich zu seyn.

Indem ich dieß sagte, trat meine älteste Tochter in das Zimmer, um mir etwas ins Ohr zu sagen. Der Pfarrer betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit, und drückte sein Vergnügen über ihre Bildung, und einen gewissen Widerschein einer heitern schönen Seele, der ihm in einem Gesichte von sechs bis sieben Jahren ungewöhnlich schien, mit der naiven Gutherzigkeit aus, die ihm vermuthlich das Herz unserer Leser, eben so wie das meinige, schon lange gewonnen haben wird. Als das Mädchen wieder weggegangen war, machte sie einige Minuten den Gegenstand unsers Gespräches aus. Sie müssen sich sehr glücklich fühlen, so oft Sie dieß Kind ansehen, sagte der gute Pfarrer. Sehr glücklich, war meine Antwort; und werd' es noch mehr seyn, wenn ich lebe, um die Hoffnungen erfüllt zu sehen, die ich mir von ihrem Herzen, von ihren Fähigkeiten, und von meiner Art sie zu erziehen mache.

Werden Sie, sagte der Pfarrer lächelnd, ihr auch den Idris und die komischen Erzählungen zu lesen geben?

Der gute Mann sagte dieß zwar lächelnd; aber es war nicht das beleidigende Hohnlächeln eines von Eigendünkel

strotzenden Gelbschnabels, dessen kleines unartiges Seelchen vor boshafter Freude hüpft, weil er sich einbildet, er habe seinem Gegner eine Nuß aufzuknacken gegeben. Ich sah es deutlich in seiner ganzen ehrlichen Gesichtsbildung, daß sein Herz an kein Arges dachte. Es war das Lächeln der Gutherzigkeit, welche durch eine allzu freimüthige Frage den Freund in Verlegenheit zu setzen besorgt, und den Fehler durch ein Zeichen ihrer Unschuld und harmlosen Absicht wieder gut machen möchte.

Ich. Herr Pfarrer, Sie wissen, es kommt beim Fragen viel darauf an, wer der Mann ist, der die Frage thut, und wer der Mann ist, der gefragt wird. Ich kenne manchen Clericus und Laien, dem ich auf die nämliche Frage, die Sie jetzt an mich gethan haben, mit stillschweigender Verachtung antworten würde. Aber Ihnen will ich antworten wie einem braven Manne; denn der sind Sie; und Sie verdienen auf jede Frage eine freundliche Antwort, gesetzt auch, Sie hätten — wie dießmal — etwas gefragt, das Sie sich sehr leicht selbst beantworten konnten. Ich sage Ihnen also: Nein; ich werde meinen Töchtern weder den Idris noch die komischen Erzählungen, so wenig als die Dialogos Meretricios des Lucian oder den goldnen Esel des Apulejus zu lesen geben: aber ich werde sie auch — mit Hülfe einer Mutter, deren bloßes Beispiel die beste moralische Erziehung für ihre Töchter ist — so zu erziehen trachten, daß es ihnen nichts schaden soll, wenn ihnen etwa, durch irgend einen Zufall, eines der genannten Büchlein in die Hände fallen sollte. Eine gesunde Seele gleicht auch in diesem Stücke (wie in vielen andern) einem gesunden Leibe, der im Nothfall einen kleinen Exceß aushalten, und manches ohne Gefahr zu sich nehmen und wieder an den gehörigen Ort befördern kann,

was einen entkräfteten und mit verdorbnen Säften angefüllten Körper gefährlich krank machen würde.

Der Pfarrer. Sie verdienen in Ihren Kindern glücklich zu seyn —

Ich. Wenigstens ist das höchste Glück, das ich mir vom Himmel erbitte, daß er — wie sehr auch meine Seele an den holden Geschöpfen hängt — lieber jedes von ihnen vor meinen Augen tödten, als sie den Augenblick erleben lassen wolle, wo die Unschuld ihrer Seele durch einen andern Flecken, als den eine Thräne wieder auswaschen kann, befleckt werden sollte. Wie oft hat der bloße Gedanke — wenn ich das gute gefühlvolle Mädchen, das Sie eben jetzt sahen, bei einem Anlaß, wo die schöne Empfindsamkeit ihres noch nichts Böses ahnenden Herzens sich durch Worte oder Handlung äußerte, mit innigem Wohlgefallen betrachtete — wie oft hat da der bloße Gedanke, daß die Reinigkeit und ungefärbte Güte dieser Seele in einer so verderbten Welt als die, worin wir leben, Schaden leiden könne, ja beinahe unvermeidlich leiden müsse, mein Herz umgekehrt und meine Augen mit Thränen erfüllt!

Der Pfarrer. O Dichter, Dichter! was für eine wunderbare Art von Geschöpfen seyd ihr! — Ich lese die Aufrichtigkeit, womit Sie mir dieß sagen, in Ihren Augen, hör' es in dem gerührten Ton Ihrer Stimme, fühl' es sympathetisch in meinem Innersten! — es kann mir gar nicht einfallen, daß Sie in diesem Augenblick ein Schauspieler wären; und wozu hätten Sie auch vonnöthen, Komödie mit mir zu spielen? — Und mit solchen Empfindungen, mit einer solchen Sinnesart, konnten Sie gleichwohl Gedichte machen, die Sie vor Ihren Töchtern verbergen müssen!

Der kleine Anfall von Laune, der den guten Mann zu dieser Apostrophirung der Dichter hinriß, hatte etwas so

Drolliges, und überhaupt athmete in seinem ganzen Thun und Wesen eine so unzweideutige Wohlmeinenheit, daß es wirk- wirklich unmöglich war, ihm etwas übel zu nehmen. Ich erwiederte ihm also lächelnd: Sie irren sich sehr, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie denken, daß ich die komischen Erzählungen oder den Idris deßwegen für verdammenswürdig halte, weil ich nicht für gut finde, daß sie von jungen Mädchen gelesen werden. Der Grund, warum ich diese Gedichte, und alle andern Bücher dieser Art, aus der sehr kleinen Büchersammlung junger unverehlichter Frauenzimmer ausschließe, ist der nämliche, warum ich, bei aller schuldigen Ehrerbietung, die ich für die Bibel hege, nicht wollte, daß meine Tochter oder irgend eines ehrlichen Mannes Tochter das hohe Lied Salomonis oder gewisse Kapitel in den Büchern Mose, im Buche der Richter, und im Propheten Ezechiel zum Gegenstand ihrer Meditation machen, oder nur jemals — bis sie ohne Schaden alles lesen darf — zu Gesichte bekommen sollte. Denn wahrlich, so lang' ihr die Abenteuer des Ritters Itifall und der irrenden Prinzessin Schatulliöse schädlich seyn können, werden die Galanterien der Dame Ahala und ihrer Schwester Ahaliba — ungeachtet ihrer allegorischen Deutung — wenig zur Verschönerung ihrer Seele beitragen.

Der Pfarrer. Ich kann und will nicht glauben, daß Sie dieser Kapitel eines Buches, dessen göttliche Eingebung Sie verhoffentlich nicht läugnen, in der bösen Absicht erwähnen sollten, mit welcher der Spötter Voltaire sie bei jeder Gelegenheit zu citiren pflegt; indessen —

Ich. Lieber Herr Pastor, lassen Sie sich, ich bitte Sie, ein für allemal sagen, daß ich gar keinen Begriff davon habe, wie man etwas mit böser Absicht reden oder thun kann. Sie können sich unmöglich einen geradern, offenherzigern und von

unlautern Absichten entferntern Sterblichen vorstellen, als der Mann ist, den Sie vor sich sehen. Wenn ich in vielen meiner Schriften mich der Ironie öfter bedient habe, als es vielleicht der jetzigen Stimmung des Deutschen National-geistes (wofern wir anders einen haben sollten) angemessen ist: so geschah es gewiß in keiner schlimmern Absicht, als in welcher Sokrates ehemals unter den Athenern (die ihn größtentheils nicht besser verstanden als mich die Deutschen) das Nämliche that. Aber hier zwischen Ihnen und mir bedarf es der Ironie gar nicht, und ich verspreche Ihnen Hand in Hand, daß ich, so lange ich mit Ihnen sprechen werde, so unverstellt und geradezu sprechen will, als meine Seele mit sich selbst zu reden pflegt. Meine Absicht, da ich vorhin der schändlichen Geschichte der Ahala und Ahaliba im Ezechiel erwähnt, war eben nicht, die Methode zu mißbilligen, deren sich der Prophet bedient, um das treulose Betragen des Volkes Israel und Juda gegen den Gott seiner Väter in der abscheulichsten Gestalt darzustellen. Ich wollte nichts damit sagen, als was Sie, mein ehrwürdiger Herr, gewiß nicht zu läugnen begehren werden: daß die Geschichte der Abscheulichkeiten der beiden Schwestern Ahala und Ahaliba (im sechzehnten und dreiundzwanzigsten Kapitel Ezechiels) gewiß eben so wenig, als die Geschichte der Schwachheiten der spröden Diana und der Unverschämtheiten der Königin Juno in den komischen Erzählungen dazu gemacht sind, von unschuldigen jungen Mädchen gelesen zu werden. Und so beweist diese Instanz immer so viel, daß die besagten komischen Erzählungen — wiewohl aus andern Gründen viel Verdammliches dran seyn mag — gewiß nicht aus diesem Grunde verwerflich sind, weil sie nicht in die Bibliothek junger Töchter gehören. Ich sagte vorhin eben so wenig, und that mir selbst

damit Unrecht. Denn ich kenne eine ziemliche Anzahl vernünftiger Weiber von unzweideutiger Tugend, welche Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt ohne Bedenken gestehen werden, daß sie den Idris und die komischen Erzählungen vielleicht mehr als einmal gelesen haben, und nicht schlimmer dadurch geworden sind: aber ich kenne keine vernünftige und tugendhafte Frau, welche die besagten Kapitel des Propheten lesen würde, wenn sie ihren Inhalt, und die grellen Farben, womit die Ausschweifungen der beiden Schwestern gemalt sind, ahnen könnte, und keine Frau, von welchem Charakter sie seyn mag, die über dem Lesen derselben von einem ehrlichen Manne angetroffen werden möchte.

Der Pfarrer. Die Sittenlehrer pflegen sonst, wie Ihnen nicht unbekannt seyn kann, die feine Art, schlüpfrige und zur Wollust reizende Gegenstände zu behandeln, für weit gefährlicher zu halten, als diejenige, da man das Laster, ohne einen verschönernden Schleier darüber zu werfen, ungescheut mit seinem rechten Namen nennt, und mit seinen natürlichen Farben in seiner ganzen viehischen Mißgestalt darstellt.

Ich. Es gibt Sittenlehrer, mein lieber Herr Pfarrer, die zuweilen nicht wissen was sie reden. Man muß weder die Welt kennen, noch selbst die mindeste Feinheit des sittlichen Gefühls haben, um zu behaupten, daß eine Elegie von Tibull den Sitten eines jungen Menschen gefährlicher sey als die Priapeia. Alle rechtschaffnen und aufrichtigen Männer, die ich noch um diese Sache gefragt habe, haben mich des Gegentheils aus Erinnerung ihrer eignen Erfahrung versichert; und es wäre nichts leichter, als die Sophistereien eines Bayle über diesen Punkt mit den triftigsten Gründen zu widerlegen, wofern es nöthig wäre. Uebrigens dächt' ich doch, ein Mann von Ihrer Unterscheidungsfähigkeit sollte den

Unterschied nicht übersehen, der zwischen einem verhüllenden und verschönernden Schleier ist. Das Laster an sich selbst ist häßlich; wer es verschönern wollte, würde es schminken und herausputzen müssen, und dadurch allerdings zu einem schändlichen Betrüger und Kuppler werden. Aber, wie gesagt, verschönern und verschleiern sind zwei ganz verschiedne Dinge. Es gibt Laster, die man nicht genug entblößen kann, um sie in ihrer wahren Häßlichkeit darzustellen. Von dieser Art sind zum Beispiel Ungerechtigkeit, Untreue, Bestechung, Undankbarkeit, Hochmuth, geistlicher und weltlicher, Heuchelei und Gleißnerei, Unduldsamkeit, Neid, Schadenfreude und dergleichen. Es ist keines unter allen diesen Lastern, das nicht unter dem Schleier der Ehrlichkeit, Tugend und Religion von jeher die Welt belogen, und bloß darum, weil es so gut verschleiert und maskirt war, fast immer ungestraft unendlich viel Unheil angerichtet hätte. Diesen Lastern den vermummenden Schleier und die verschönernde Maske abzuziehen, ist nöthig, ist Pflicht der Weisen und Guten; ihre Nacktheit ist das unfehlbarste Mittel Abscheu zu erwecken, und kann nie gefährlich seyn. Aber es gibt, wie Sie wissen, auch andre unsittliche Leidenschaften und Handlungen — diese mögen nun Vergehungen eines unbesonnenen Augenblicks, oder Ausschweifungen eines an sich der Natur sehr gemäßen Triebes, oder Früchte lasterhafter Gewohnheiten seyn, welche der Sittenlehrer eben darum verschleiern muß, weil es gefährlich wäre, sie zu sehr zu entblößen. Sie verstehen mich, Herr Pfarrer, und verlangen wohl keine genauere Erklärung über diesen Punkt?

Der Pfarrer. Nein; auch war meine Meinung vorhin eben nicht, den Sittenlehrern, deren ich erwähnte, schlechterdings Recht zu geben.

Ich. Ueberdieß, was auch einige wirkliche oder seyn wollende Catonen sagen mögen, ist nichts falscher als der stoische Lehrsatz: alle Sünden sind gleich.

Der Pfarrer. So viel ich weiß, gibt es (wenigstens heutzutage) keinen vernünftigen Sittenlehrer mehr, der diesen übertriebenen Satz behauptete.

Ich. Ich will es Ihnen glauben; denn ich selbst kann es nicht wissen, da ich nur wenig von dem, was gedruckt wird, lesen kann. Aber ich finde doch häufig genug, daß man in besondern Fällen gerade so urtheilt, als ob man jenes Paradoxon der Stoa für einen Grundsatz hielte. Denn woher sonst der Vorwurf, den ich so oft habe hören müssen, daß ich in meinen komischen Gedichten meine Talente gemißbraucht hätte, gewisse Laster mit reizenden Farben zu schildern, und in ein verführerisches Licht zu setzen? Wie hastig, und mit wie wenig Unterscheidung haben die Herren, welche aus diesem Tone sangen, geurtheilt! Man sollte wenigstens die Sache sehr genau untersucht haben, ehe man einen Mann, der einige Ansprüche an Verdienst und Achtung zu machen hat, mit so gehässigen Vorwürfen zu belegen wagte. Aber viele dieser gestrengen Herren sind so weit entfernt mit Kenntniß der Sache zu sprechen, daß sie die Werke, die sie mit dem entscheidensten Censorton als unsittlich und seelenverderblich verdammen und alle frommen Christen davor als vor Tod in Töpfen warnen, nicht einmal gelesen haben. — Wiewohl, da die Herren nicht lesen können, dieß freilich am Ende nichts verschlägt. Für gewisse Leute sind alle Sünden gleich; nicht weil diese Leute Stoiker sind, oder gern paradoxes Zeug behaupten, sondern weil sie so wenig Welt- und Menschenkenntniß haben, daß Messalina und Ninon Lenclos Ahaliba und Danae, Delila und die neue Heloise, in

ihren Augen Geschöpfe von einerlei Art sind. Es sind H*r*n, sagen sie, und bilden sich dann ein, gewaltige Sittenlehrer zu seyn, und der Tugend einen mächtigen Dienst gethan zu haben, daß sie das Kind so freimüthig mit dem rechten Namen genannt. — Gott bewahre mich, daß ich jemals unsittliche Handlungen beschönigen, oder den Abscheu, den sie verdienen, vermindern wollte! Aber ist es nicht auf der andern Seite Pflicht des Menschen und Christen, nur das Laster, nicht die Personen die es begangen haben, zu verabscheuen? Und wie soll es jemals möglich seyn, diese Pflicht gehörig auszuüben; wie soll der Unbilligkeit und Lieblosigkeit in Verurtheilung unsers Nebenmenschen, worüber auch die Sittenlehrer Ihres Ordens so viele Klagen führen, gesteuert werden können, wenn man keine Rücksicht auf die Umstände nehmen lernt noch nehmen will, durch welche die nämliche Handlung, die an dem einen den höchsten Abscheu verdient, bei dem andern mehr bedauerns= als strafwürdig ist? Wenn man keinen Unterschied zwischen den ungeheuersten Verbrechen und den menschlichsten Schwachheiten macht? Keinen Unterschied zwischen dem Gleißner, der immer Tugend und Religion auf der Zunge hat, und beider durch seine Thaten spottet, und dem Biedermanne, der bloß darum weniger vorsichtig ist bösen Schein zu meiden, und sorgloser, sich bei dem Pöbel durch die bekannten Mittel in gute Meinung zu setzen, weil er zu gewiß weiß, daß er ein rechtschaffner Mann ist, um sich viel darum zu bekümmern, ob er auch von Oechslein und Eselein dafür erkannt werde? Zwischen dem Schurken, der (wie Juvenal sagt) den Curius oder Cato heuchelt und Bacchanale lebt, und dem ehrlichen Manne, der, in einem Anstoß von leichtsinniger Fröhlichkeit, seiner Einbildungskraft und seinem Witz zu viel Freiheit erlaubt? Zwischen dem schändlichen

Sänger seiner eignen crapulösen Ausschweifungen (einem Rochester oder Grecourt), und dem harmlosen Anakreon, der in seinem neunzigsten Jahre (dem stärksten Zeugen seiner Mäßigung und Weisheit) noch Rosen um seine Glatze wand, und zwischen Jünglingen und Mädchen, unter dem sanften Jonischen Himmel, der Freude opferte, ohne die er weder so alt geworden, noch in seinem Alter so liebenswürdig gewesen wäre? Keinen Unterschied zwischen einer nächtlich schwärmenden Priesterin der Venus Volgivaga, und einer Leontium, für welche die Grazien und Musen (mächtige Fürsprecherinnen!) beinahe die Tugend selbst zu Nachsicht bestechen konnten? Zwischen einer Schatulliöse, die unter der Maske einer spitzfindigen Delicatesse heimlich allen Forderungen eines unbändigen Temperaments genug thut, und einer Phädra, die nicht eher als nach einem alle ihre Kräfte erschöpfenden Kampfe der Allgewalt einer unfreiwilligen Leidenschaft unterliegt, oder einer Julie, deren Seele durch ihren Fall selbst ihre Reinigkeit nicht verliert, und der Tugend, auch da sie sich von ihr verirrt, herzlicher ergeben ist, als manche anmaßliche Lucretia, die sich große Dinge auf eine Keuschheit einbildet, welche niemand auf die Probe zu stellen begehrt? — Die Pflicht des Dichters, wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit, ist, alle Arten von Charaktern (an deren getreuer Abschilderung doch wohl so viel gelegen ist, als an genauer und vollständiger Beschreibung aller Arten von Schwämmen, Würmern, Fliegen, Läusen u. s. w., welche so vielen braven Männern billig zum Verdienst angeschrieben wird) so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studirstübchen den Kopf mit willkürlichen Abstractionen und Spinneweben angefüllt hat. Die Aspasien, die Danaen, die Musarion sind in der Natur; es

sind keine Hirngespenster, wie mancher von Schulwitz frisch aufgeblasene Homunculus und mancher alte halb kindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Cirkelchen seiner Bekanntschaften nichts dergleichen gesehen hat. Diese Aspasien, Danaen u. s. w. sind freilich, wie die Magdalenen der Correggio und Cignani, sehr liebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man muß ihnen dennoch ihr Recht widerfahren lassen! Wenn es Unrecht ist, dem Teufel selbst zu viel zu thun: so kann wahrlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig sind, eine Sünderin, welche alles, was schön und liebreizend und bezaubernd ist, in ihrem Geist, ihrer Person und ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den ekelhaften Farben malen, die sich nur für die Ahalas und Ahalibas schicken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelnswürdig, insofern sie eine Sünderin ist: aber wenn sie nun gleichwohl Witz, Geschmack, feine Empfindung, Lebensart, Kenntnisse, Talente, kurz tausend Verdienste und Reizungen hat, die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochnes Zauberlicht werfen; soll der Dichter sie nicht schildern wie sie ist? Oder ist er zu tadeln, wenn sie in seinem Gemälde sich selbst ähnlich, und also ebenso verführerisch ist als in der Natur? Kann man ihm da nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, daß er die Sünde reizend gemalt habe, in der Absicht das Volk sündigen zu machen?

Der Pfarrer (lächelnd). Ich habe Sie lange reden lassen; und ich dächte, dieß sollte einem Manne meines Standes, der von Amtswegen so oft allein reden muß, und sich dadurch unvermerkt eine Gewohnheit, ohne Ein- und Widerrede zu sprechen, zuzieht, als einiges Verdienst angerechnet werden —

Ich. Allerdings, und für kein geringes!

Der Pfarrer. Und da es mir nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist —

Ich. Auch dieß, Herr Pfarrer, ist billig, einem Clericus zu größerm Verdienst anzurechnen, als einem andern Menschenkinde.

Der Pfarrer. Wie satyrisch!

Ich. Es ist mein ganzer Ernst. Weiße Raben sind kaum seltner, als ein Theolog, oder ein Professor, oder der Urheber eines Systems, wär's auch nur ein Schulcompendium, dem es nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist.

Der Pfarrer. Ich zweifle nicht, daß es allen Gelehrten um die Wahrheit zu thun ist; aber die meisten sind so stark von der Wahrheit ihrer Meinungen überzeugt, daß sie bloß darum immer Recht haben wollen, weil sie versichert sind, daß sie wirklich immer Recht haben.

Ich. Das ist eben der Jammer! — Aber, um Vergebung, daß ich Sie unterbrach. Sie wollten etwas sagen?

Der Pfarrer. Ich wollte Ihnen bekennen, daß ich dasjenige, was Sie zu Ablehnung des Vorwurfs, „als ob Sie gewisse Untugenden aus böser Absicht mit reizenden Farben geschildert hätten," vorgebracht haben, aller Aufmerksamkeit würdig finde. Ich muß gestehen, ich hatte die Sache nie in diesem Licht und von dieser Seite angesehen; und ich begreife nun weit besser als sonst, wie ein Mann von Ihrer Sinnesart die oft genannten komischen Werke verfertigen konnte, ohne zu glauben, daß er daran Arges thue, ja vielleicht wohl gar in der Meinung Gutes zu thun.

Ich. Sie werden dieß in der Folge noch besser begreifen; denn ich habe Ihnen noch lange nicht alles gesagt.

Der Pfarrer wartete eine kleine Weile, vermuthlich durch meine letzten Worte auf den Gedanken gebracht, daß ich wieder reden wollte.

Ich. Fahren Sie immer fort, wenn ich bitten darf. Es ist jetzt noch nicht Zeit, daß ich das sage, worauf Sie zu warten scheinen.

Der Pfarrer. Ich bin also mit meinen Geständnissen noch nicht fertig; denn ich muß Ihnen gestehen, daß die wirkliche Existenz solcher verführerischer Geschöpfe, wie Ihre Auroren, Danaen, Amönen u. s. w., oder so ärgerlicher, wie Ihre Dianen und Junons, Rahimus und Schattulliösen sind, mir kein hinlänglicher Grund zu seyn scheint, die Moralität der schönen, auch die kälteste Phantasie erhitzenden Gemälde, die Sie uns davon gemacht haben, zu rechtfertigen. Denn Sie selbst begehren doch nicht zu läugnen, daß in diesen Gemälden etwas Gefährliches und Verführerisches ist, sonst würden Sie nicht gesonnen seyn, sie vor ihren eignen Töchtern zu verbergen. Nun ist doch nichts natürlicher als die Frage: was haben andrer Leute Töchter verbrochen, daß Sie gar keine Rücksicht auf solche nehmen? so viele tausend junge ehrliche Mädchen, die es wenigstens eben so nöthig haben als die Ihrigen, daß man gefährliche verführerische Gemälde vor ihnen verberge? Wär' es, da man diese Gemälde doch vor so vielen verbergen muß, nicht besser gewesen, sie gar nicht öffentlich aufzustellen? Und — damit wir uns auch den gefährlichen Kampf mit der Versuchung, sie bekannt zu machen, ersparen — wär' es nicht besser, solche Gemälde überhaupt gar nicht zu malen?

Ich. Was diesen letztern Punkt betrifft, dürfte ich, um am kürzesten aus der Sache zu kommen, Sie nur an die sehr warmen, sehr wollüstigen Gemälde des hohen Liedes,

und an die sehr ärgerlichen Gemälde der H***ien der mehr besagten allegorischen Damen erinnern. Sie können wahrlich keinen stärkern Beweis, daß es nicht besser seyn muß, solche Gemälde überhaupt gar nicht zu machen, von mir verlangen, als die Existenz jener Gemälde in dem heiligsten der Bücher. Aber meine Sache ist nicht so schlimm, daß ich vonnöthen hätte den Knoten zu zerhauen. So viel ich höre, beruht Ihre Einwendung gegen die Moralität der Gemälde, die Sie mir zum Vorwurf machen, auf zwei Punkten: Sie finden solche, an sich selbst betrachtet, ärgerlich oder verführerisch; und dann däucht Ihnen, daß ich sie mit zu viel Wärme colorirt habe. Das letztere mag wohl hier und da geschehen seyn, und ist, wo es geschehen ist, ein ästhetischer Fehler. Ich wollte freilich lieber, daß es nicht geschehen wäre. Aber wie leicht kann einem Dichter von warmer Einbildungskraft so etwas begegnen! zumal wenn er, so wie ich es war, gänzlich überzeugt ist, daß das Aergerliche oder Verführerische, was in den Gegenständen solcher Gemälde liegt, kein Grund sey noch seyn könne, sie gar nicht zu malen. Denn bei dieser Ueberzeugung, wie leicht kann eine lebhafte Einbildung mitten im Feuer der Composition den Dichter da oder dort ein wenig über die Gränzen der Vorsichtigkeit wegführen, womit moralische Schilderungen dieser Art verfertigt werden sollten!

Der Pfarrer. Dieß letztere begreife ich leicht; aber, wenn ich bitten darf, den Grund Ihrer Ueberzeugung, daß ein Dichter überhaupt ärgerliche oder verführerische Gemälde malen würde?

Ich. Um Vergebung, lieber Herr Pfarrer, dieß war es nicht, was ich sagte. Gemälde, deren Gegenstand etwas

Aergerliches oder Verführerisches hat, sind darum noch keine ärgerlichen und verführerischen Gemälde.

Der Pfarrer. Sie haben Recht; verzeihen Sie mir's, ich drückte mich nur unrichtig aus. Aber ich wünschte doch, daß Sie mir den Grund Ihrer vorgedachten Ueberzeugung mittheilen wollten.

Ich. Was däucht Ihnen, lieber Herr Pfarrer, zu dem Umstande, daß die ganze Welt schon seit etlichen tausend Jahren voller ärgerlicher und verführerischer Personen, Handlungen und Sachen ist? Dieß werden Sie doch nicht läugnen wollen?

Der Pfarrer seufzte.

Ich. Nennen Sie mir einmal, ich bitte Sie, ein Laster, welches nicht ärgerlich, und wenigstens für manche Menschen verführerisch wäre? Scheinen Ihnen etwa Heuchelei, Scheinheiligkeit, falscher Religionseifer, pharisäischer Hochmuth, unbändige Herrschsucht, wissentliche Beugung des Rechts, Unterdrückung, Bestechung, Verrätherei, Giftmischerei u. s. w. nicht eben so ärgerliche und verführerische Verbrechen als Schwelgerei, Völlerei und Unzucht? Und ist dieses Erdenrund nicht von jeher mit Menschenkindern bedeckt gewesen, welche alle diese und noch viel mehr höchst ärgerliche Laster begangen haben? Ist die Geschichte wohl viel besser, als ein ungeheures Sündenregister des menschlichen Geschlechts? Wie groß ist nicht die Anzahl der Kaiser, Könige, Fürsten, Feldherren, Staatsminister, Günstlinge, Hofnarren — Päpste, Bischöfe, Aebte, Priester und Leviten — item: der Königsweiber und Königstöchter, Dames d'honneur, Favoritinnen, Kammerfrauen, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen u. s. w., die eine höchst ärgerliche Rolle auf der Welt gespielt haben, und vermittelst der Geschichte, die uns zu

Zuschauern ihrer Thaten macht, noch immer fortspielen? Und gleichwohl ist noch keinem klugen Menschen eingefallen, die Declamationen gewisser wunderlicher Köpfe, welche die Annalen und Geschichtsbücher aus dem nämlichen Grunde, weil sie ärgerlich seyen und verführen könnten, überall vernichtet wissen wollten, der mindesten Aufmerksamkeit werth zu halten. Gewisse Perioden in der Europäischen Geschichte, z. B. das zehnte und eilfte, vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert, zeichnen sich durch die scheußlichsten Gemälde sittlicher Verdorbenheit und die schändlichsten Beispiele vorzüglich aus. Erlauben Sie mir doch, Ihnen aufzuschlagen, was einer der verdienstvollesten Geschichtskundigen unsrer Zeit von dem sogenannten mittlern Zeitalter sagt: — „Der Geschichtschreiber, wenn er bis an die ersten Quellen der Begebenheiten zurückgeht, muß über den Charakter der damaligen Geistlichkeit erstaunen, und, von der Menge der Vorstellungen ermüdet, wird er unfähig das Gemälde ihrer Leidenschaften zu entwerfen. Hier findet keine Mischung von Tugenden und Fehlern statt; der tugendhafte Mann flieht bei diesem Anblick zurück, wie bei den Gemälden eines Aretins.“ *) — Und gleichwohl ist es eine Schuldigkeit des Geschichtschreibers, uns diese Gemälde der verderbtesten Zeiten des menschlichen Geschlechts, mit ihren Ursachen, Umständen und Folgen, getreulich nach der Natur gezeichnet und gemalt, so warm und lebhaft darzustellen, als es zur Erreichung des sittlichen Endzwecks, uns dadurch weiser und besser zu machen, vonnöthen ist! Will sich jemand daran ärgern, so hab' er's sich selbst!

Der Pfarrer horchte nachdenklich auf.

Ich schöpfte ein wenig Athem.

---

*) Häberlins Geschichte von Deutschland, erste Periode S. 69. W

Der Pfarrer. Alles wahr! Alles wahr! — Aber —

Ich. Erlauben Sie mir nur noch ein Wort. Alle die vorhin specificirten Laster sind so häßlich, daß es unmöglich ist von ihnen verführt zu werden, sobald man sie in ihre nackte Gestalt zurückzutreten nöthigt. Es ist daher auch, wie ich oben schon bemerkte, weiter nichts mit ihnen zu thun, als sie zu entlarven. Aber was denken Sie von so manchen in der weltlichen oder Kirchengeschichte glänzenden Männern, deren Leidenschaften und oft sehr große Fehler durch den Nimbus ihrer Tugenden, besonders der religiösen Heiligkeit, so zu sagen, übergüldet werden? Meinen Sie nicht, daß Männer wie Sanct Bonifaz, Sanct Bernhard, Sanct Thomas von Canterbury, Sanct Heinrich der Zweite, der Mönchenvater*) u. s. w. durch ihre menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften, wiewohl diese mit dem sechsten Gebot nichts zu thun hatten, ihren Zeiten und der Nachwelt unendlichemal mehr Schaden gethan haben, als alle Danaen der vergangnen, jetzigen und künftigen Zeit? Glauben Sie, daß es nicht gefährlich ist, solche Personen, solche Charakter (und wie viele hat deren die Geschichte nicht!) ins Schöne zu malen, ihre Tugenden zu erheben, ihre Fehler zu beschönigen, ihre Schwachheiten und Uebereilungen zu entschuldigen? Und gleichwohl würde derjenige ungerecht seyn, der wenigstens einige von ihnen nicht, aller ihrer Mängel ungeachtet, als fromme, wohlmeinende, zum Theil auch wohl vortreffliche und große Männer schildern würde; unbekümmert, ob nicht mancher schwache Kopf oder böse Bube sich von dem Beispiel ihrer Fehler verführen lassen, oder hinter solches

---

*) So nennen ihn seine gleichzeitigen Geschichtschreiber, in der Meinung, ihn höchlich dadurch zu ehren. W.

sich verstecken und sagen werde: Ego homuncio hoc non facerem?

Der Pfarrer. Ich verstehe Sie, und sehe die Anwendung, die Sie von dieser Bemerkung gemacht wissen wollen.

Ich. Mich däucht, sie macht sich von selbst. Es ist ebenso erlaubt, eine Danae, eine Heloise, eine Ninon, mit gefälligen Farben zu schildern, als es erlaubt ist, einen Mann mit einem Nimbus zu malen, der, bei aller seiner strengen Heiligkeit und mönchischen Tugend, von Herrschsucht und Eifer sich zu ungerechten und gewaltthätigen Handlungen hinreißen ließ, Empörung und Bürgerkriege anzettelte, oder Europa zu verderblichen Kreuzzügen anspornte, und arme harmlose Metaphysiker verfolgte.

Der Pfarrer sah auf seinen Rock.

Ich. Ach! mein guter Herr Pfarrer, der schwarze Rock thut nichts zur Sache! Warum sollte ein ehrlicher Pfarrherr — trotz den Vorurtheilen, die sich noch aus jenen heillosen Zeiten herschreiben, wo ein bißchen Keuschheit, wie eine Messerspitze voll philosophisches Pulver, hinlänglich war die menschenfeindlichsten Laster in goldne Tugenden zu verwandeln — warum sollt' er nicht der Wahrheit die Ehre geben, und wenigstens unter vier Augen bekennen dürfen, was er überlaut bekennen würde, wenn er einen grünen Rock und einen Haarbeutel trüge?

Der Pfarrer. Ich besorge, lieber Herr W**, Sie haben die schrecklichen Folgen nicht in ihrem ganzen Umfang erwogen, die daher entstehen würden, wenn Gesetze, Sittenlehre und Religion nicht alle ihre Kräfte vereinigten, die Keuschheit in und außer der ehelichen Verbindung aufs nachdrücklichste zu befördern, und den entgegenstehenden Lastern,

zu denen der thierische Theil des Menschen einen so starken natürlichen Hang hat, alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen.

Ich. Ich gestehe Ihnen, daß ich viel weniger unmittelbare Veranlassung gehabt habe, als vielleicht tausend andre unsersgleichen, dergleichen Betrachtungen zu machen. Indessen bitte ich Sie, darauf zu rechnen, daß ich über diesen Theil der Sittenlehre so orthodox bin als Sie selbst.

Der Pfarrer. Um so gewisser werden Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich behaupte, daß ein gewissenhafter und menschenliebender Schriftsteller sich gleich sorgfältig hüten müsse, die Dämme, welche Religion, Sittenlehre und Gesetze den Sünden gegen die Keuschheit entgegensetzen, zu untergraben, als die Reizungen zu diesen Sünden zu verstärken. Jenes geschieht, däucht mich, wenn den Sünden dieser Art, durch die Reizungen und die Liebenswürdigkeit der Personen, die man sie begehen läßt, durch gewisse verschönernde Wendungen, die man der Sache gibt, und durch den Grazienschleier, den man über das Anstößigste zieht, der Begriff und das Gefühl des Schändlichen benommen wird, welches immer damit associirt seyn sollte: dieses, wenn man alle Kräfte der Einbildungskraft, alle glühenden Farben der Natur, alle Zauberei der Beredsamkeit und Poesie aufbietet, um wollüstige Gemälde zu machen, ohne daß sich irgend eine moralische Nothwendigkeit, irgend ein die Tugend befördernder Zweck, den der Autor dabei hätte haben können, denken ließe. — Sie haben mir, mein liebster Herr W**, zu Rechtfertigung eines Theils Ihrer Schriften, und zu Bestimmung des Standpunkts, woraus solche zu beurtheilen sind, vieles gesagt, wofür ich Ihnen verbunden bin: aber mich däucht, alles, was Sie bisher vorgebracht haben, reiche noch lange

nicht zu, diesen doppelten Vorwurf gründlich zu heben. Was halten Sie hiervon?

Ich. Wir suchen Wahrheit, mein ehrwürdiger Freund! dieß ist unser beider großes Interesse; wie könnten wir bei dieser unsrer Unterredung ein andres haben? Ich habe Ihnen schon gestanden, daß ich, besonders was Ihren zweiten Vorwurf betrifft, nicht völlig mit mir selbst zufrieden bin. Indessen däucht mich, das, was Sie so eben sagten, zerfalle in einige sehr verwickelte ästhetisch-moralische Probleme, deren Auflösung nicht so leicht ist, als Sie zu denken scheinen. Ich bin sehr geneigt, diese Probleme genauer mit Ihnen zu erörtern, und Ihnen darüber meine Gedanken mit aller Aufrichtigkeit, die Sie nun schon an mir gewohnt sind, vorzulegen, wenn Sie anders Lust zu einer zweiten Unterredung haben.

Der Pfarrer sagte mir, daß er Geschäfte hätte, die seinen Aufenthalt bei uns um einige Tage verlängern würden. Wir redeten eine zweite Zusammenkunft ab, und schieden für dießmal als sehr gute Freunde von einander.

Zweite Unterredung.

Als ich den zweiten Besuch des Pfarrers von *** erhielt, war ich zufälligerweise verhindert, ihn sogleich zu sehen, und ließ ihn also bitten, sich etliche Minuten in meinem Zimmer mit sich selbst, oder, wenn er wollte, mit den Töchtern der Niobe zu unterhalten. Aber da ich herein trat, fand ich ihn über einem Theile des Karl Grandison, der von ungefähr im Fenster lag; und so kamen wir auf Karl Grandison zu reden, und von Grandison auf die Bücher, worin die Menschen

geschildert werden, wie sie seyn sollten. Dieß Gespräch war in Absicht der Materie, die wir uns zu erörtern vorgenommen hatten, zwar eine Abschweifung, hatte aber doch so viel Verwandtschaft damit, daß ich für gut ansah, ihm seinen Gang zu lassen.

Der Pfarrer war der Meinung, daß die Bücher im Geschmack des Karl Grandison die nützlichste und erbaulichste Art von moralischen Büchern wären, und führte dafür die gewöhnlichen Gründe an.

Ich gestehe Ihnen unverhohlen, sagte ich, daß ich anders davon denke. Nicht als ob ich dieser Gattung von Büchern allen Werth abspreche, zumal wenn sie, wie Clarissa und Grandison, das wirklich leisten, was sie versprechen. Aber gleichwohl halte ich überhaupt sehr wenig, oder doch nicht sehr viel von der Nützlichkeit der Bücher, worin die Menschen geschildert werden, wie sie seyn sollten.

Der Pfarrer. Wieder ein Paradoxon!

Ich. Nicht so parador, als es Ihnen beim ersten Anblick vorkommt.

Der Pfarrer. Sie wollen vielleicht sagen, daß nicht so viel Genie dazu gehöre, die Menschen darzustellen, wie sie seyn sollten, als wie sie sind?

Ich. Zum Darstellen, Herr Pfarrer, gehört immer Genie. Bleiben wir beim Worte Schildern; denn nicht alle Schilderer sind Darsteller. Aber jetzt ist die Rede nicht davon, wozu mehr Genie gehöre, sondern was erbaulicher und nützlicher sey.

Der Pfarrer. Ich begreife nicht, wie dieß eine Frage seyn kann. Der Mensch hat einen angebornen Instinct zum Nachahmen, und wird alles durch Nachahmung. Soll er vortrefflich werden, so muß man seine Aufmerksamkeit auf

vortreffliche Vorbilder lenken. Die Menschen, wie sie sind, sind geschickter ihn zu verschlimmern, als zu verbessern. Man muß sie ihm also zeigen, wie sie seyn sollten. Dieß, däucht mich, ist so gut als eine Demonstration.

Ich. Es stößt sich nur an eine einzige Kleinigkeit, Herr Pfarrer.

Der Pfarrer öffnete den Mund um einen halben Zoll.

Ich. Halten Sie die Antwort auf die Frage: wie sollen die Menschen seyn? für etwas so Leichtes?

Der Pfarrer stutzte, erholte sich aber sogleich wieder und sagte lächelnd: was Sie aber auch für Fragen thun! Ich halt' es für etwas sehr Schweres, zu seyn wie man seyn soll; aber nichts ist leichter als es zu wissen.

Ich. Ja freilich ist nichts leichter als die Sokratische Kalokagathie, mit allen theoretischen Tugenden des Aristoteles und allen Cardinaltugenden des heiligen Thomas von Aquino in ihrem Gefolge, zu definiren und in Ordnung zu stellen, und große Reden über ihre von keiner Seele jemals im Ernste bezweifelte Schönheit und Nützlichkeit zu halten. Aber welche Kluft ist zwischen solchen Speculationen und dem wirklichen Leben des Menschen! — Sollten Sie, lieber Herr Pfarrer, wohl je mit ganz unbefangenen Geistesaugen in die Natur hineingeschaut und da gesehen haben, was für ein Ding der Mensch ist? — der Naturmensch, lieber Herr, nicht der Mensch dieses oder jenes Systems. — Denn Sie sehen selbst, wie wenig dazu gehört, den ersten besten Menschen, Petern zum Beispiel, aus dem großen Uhrwerk des Ganzen herauszuschrauben, ihm alles was ihn, Petern, zum Peter und zu keinem andern macht, über die Ohren zu streifen, ihm alle seine selbsteignen Nerven und Sehnen, Blut und Lebensgeister, Bedürfnisse und Leidenschaften abzunehmen, und, nachdem er

durch diese Operation seiner ganzen Peterheit, d. i. alles dessen, wodurch er etwas ist (denn wenn Peter nicht Peter ist, was ist er?) beraubt worden — das nackte, kahle, unwesentliche Phantom für einen Menschen auszugeben, und uns dann ein Langes und Breites vorzuschwatzen, wie es anzufangen wäre, um aus diesem Phantom wieder einen Peter zu machen, der aber nicht Peter, sondern gerade so ein Ding wäre, wie der Herr Operateur es haben will. Sie sehen, dazu gehört weder Kunst noch Wissenschaft. Aber Sie sehen auch, daß ein Mann, der dieß thut, nur seinen Spaß mit uns treibt, sollt' er auch ein so feierliches Gesicht dazu machen als ein Kutuktu von Thibet, wenn er im Namen des großen Lama den ehrlichen Tatarn seine Pülverchen austheilt.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie hiermit so viel sagen: es sey ungereimt, sich allgemeine Begriffe vom Menschen und seinen wesentlichen Eigenschaften, seiner Bestimmung und seinen Pflichten zu machen, und auf diesem Wege herauszubringen, wie der Mensch seyn müsse, um weise und gut zu seyn. Haben Sie auch die Folgen einer solchen Behauptung überlegt?

Ich. Verstehen wir einander, lieber Freund! Ich behaupte nicht, daß wir etwas Ungereimtes thun, wenn wir unsre individuellen Vorstellungen zu allgemeinen erhöhen, indem wir die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge wahrnehmen, und die dadurch entstehenden abgezognen Begriffe durch Zeichen fixiren. Wer kann läugnen, daß wir ohne diese Operation unsers Verstandes weder Licht und Ordnung in unsre Vorstellungen, noch Zusammenhang und Festigkeit in unsre Handlungen bringen könnten? Generalisirte Begriffe vom Menschen, und von dem, was ihm als Mensch, seiner Natur und seinen mannichfaltigen Verhältnissen nach, anständig

und zuträglich ist, haben also ihren ausgemachten Nutzen; vorausgesetzt, daß sie mit der erforderlichen Genauigkeit und Behutsamkeit generalisirt werden; wogegen freilich, wie Sie wissen, von Gelehrten und Ungelehrten je und allezeit unzähligemal gesündigt worden ist, und täglich gesündigt wird. Richtig generalisirte Begriffe kommen nicht nur unserm Verstande zu Hülfe, der ohne sie aus dem unermeßlichen Chaos so vieler zugleich auf ihn eindringender, so schnell auf einander folgender, und so mannichfaltig associirter Eindrücke und Erinnerungen sich unmöglich herauszufinden wüßte; sie helfen uns auch durch den Labyrinth des Lebens, indem sie unsrer Thätigkeit gewisse feste Punkte vorstecken, und uns die kürzesten und sichersten Wege zum glücklichen Leben vorzeichnen. — Aber hüten wir uns, diese General- und Specialkarten des Lebens für etwas mehr zu halten als sie sind! Bedenken wir, daß unser Aufenthalt auf diesem Planeten nicht dem Wallen eines Pilgrims aus Frankenland nach Sanct Jago von Compostell, sondern einem Feldzuge in einem von Bergen und Thälern, Flüssen und Sümpfen, Wäldern und Hohlwegen durchschnittenen Lande gleich ist, wo uns Generalkarten wenig helfen können; wo wir die gesondertsten, genauesten, gemessensten Abbildungen jeder einzelnen Gegend nöthig haben; wo uns kein Hügel, kein Busch, keine Windmühle, kein Steg über einen Bach unbekannt seyn darf, um alle die unzähligen kleinen Operationen, die zu Vollführung unsers Hauptplans zusammen spielen müssen, mit Zuversicht und Sicherheit anlegen zu können. Hat es aber mit dem menschlichen Leben diese Bewandtniß, so ist klar, daß es, um den einzelnen Menschen mit Nutzen und Erfolg zu sagen, wie sie seyn, wie sie handeln sollen, noch lange nicht genug ist, wenn man ihnen sagt: seyd weise, klug, vorsichtig, fromm, nüchtern, keusch,

gerecht, wohlthätig u. s. w. Selbst derjenige, der ihnen im allgemeinen sagt, wie man's machen müsse, um weise, klug, fromm u. s. w. zu seyn, hat noch nicht viel gethan. Die Schwierigkeit ist, diese einzelnen Menschen zu belehren, wie sie — in jedem Zeitpunkt ihres Lebens — in dem besondern Zusammenhang der innern und äußern Umstände, worin sie sich in jedem dieser Punkte befinden — unter dem Drucken, Stoßen und Anziehen so unzählig vieler auf sie wirkender mechanischer, lebendiger und geistiger Kräfte, und mitten unter so vielen Schwierigkeiten, Hindernissen und Collisionen, Abwegen und Fährlichkeiten, wovon sie umgeben sind — es anzufangen haben, um so weise, fromm, gerecht und gut zu seyn, als es unter allen besagten Umständen möglich ist. Nun begreifen Sie doch, daß ich nicht Unrecht hatte, die Frage: „Wie sollen die Menschen seyn?" für keine so leichte Frage zu halten? Denn entweder sagt sie gar nichts, oder ihre Meinung ist: „wie können Menschen unter gewissen vorausgesetzten Individualumständen seyn?" — Und um dieß zu bestimmen, wird (wie Sie leicht ermessen werden) eine Kenntniß der menschlichen Natur und des Laufs der Welt erfordert, wovon die meisten, die sich mit Moralisiren abgeben, kaum das ABC gefaßt haben.

Der Pfarrer. Gleichwohl ist es eine unläugbare Wahrheit, daß alle Menschen seyn können, was sie seyn sollen. Oder wozu hälfen sonst Erziehung, Sittenlehre, Religion, Gesetze? und mit welchem Rechte könnte man diejenigen bestrafen, welche gethan haben, was sie hätten unterlassen sollen?

Ich. Zugestanden, insofern Sie mir dagegen einräumen, daß niemand verbunden ist, zu seyn, was er nicht seyn kann.

Der Pfarrer. Das fordert auch niemand.

Ich. Dieß möchte wohl eine andre Frage seyn. Aber lassen wir sie, wo sie ist: die Erörterung würde uns zu weit von unserm Zwecke führen. Entweder haben wir uns noch immer nicht verstanden, oder wir sind einig darüber: daß die besondern Einschränkungen des Verstandes und Wesens einzelner Menschen, d. i. die unzählig verschiedenen Grade aller Arten von Fertigkeiten und Vollkommenheiten, die zur gegenwärtigen Bestimmung des Menschen gehören, von ihren besondern Umständen abhangen; und daß es also nicht bloß auf eines Mannes Willen ankommt, um ein Sokrates, oder Epaminondas, oder Marcus Antoninus zu werden.

Der Pfarrer. Ich sehe nicht, warum ich Ihnen dieß nicht zugeben könnte. Es wird von Niemand gefordert, ein Marcus Antoninus zu seyn, der nicht dazu berufen ist.

Ich. Ich bitte Sie, lassen wir doch die Frage, was von jemand oder niemand gefordert wird. Der Forderungen sind mancherlei, und es kommt so viel darauf an, wer der Fordernde ist! Wie viele fordern alles von andern, und nichts von sich selbst! Andere glauben, sehr billig zu seyn, wenn sie von einem jeden fordern, was sie sich selbst zur Pflicht aufgelegt haben. Wie viele Sittenlehrer fordern vom Blinden, daß er sehe, vom Lahmen, daß er tanze! Wie oft sind selbst die Forderungen der Gesetzgeber ungerecht! — Aber das Wesen, das uns gemacht hat, fordert ohne Zweifel von keinem seiner Geschöpfe mehr, als was nach dem Maße der Fähigkeiten und Hülfsmittel, die es empfangen, und nach dem Zusammenhang der Umstände, in die es gesetzt worden, möglich, nach dem Urtheile dessen, der Alles mit Einem Blick durchschaut und ermißt, möglich ist. — Lassen wir also dießmal noch unausgemacht, wo die Gränzen der Forderungen, die an jeden

Menschen gemacht werden können, abgesteckt werden müßten, wenn es um eine ganz genaue Berichtigung zu thun wäre. Zu unserm dießmaligen Vorhaben ist es hinreichend, wenn wir darin übereinkommen, daß von keinem Menschen gefordert wird, vollkommen zu seyn.

Der Pfarrer. Weil es uns beiden um Wahrheit zu thun ist, so will ich die Ermahnung des Erlösers: „seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," — nicht mißbrauchen, Sie über das Wort vollkommen zu chicaniren. Denn eben der, der in jener Stelle göttliche Vollkommenheit von uns zu fordern scheint, sagt anderswo: „Niemand ist gut, denn Gott allein." Beide Stellen zusammen geben uns die Wahrheit. Der Mensch kann weder Gott seyn noch Gott werden: aber dem Gott, nach dessen Bild er erschaffen ist, immer ähnlicher werden, dieß kann er, und dazu ist er da. Aufrichtiges Bestreben nach Vollkommenheit wird ihm für Vollkommenheit selbst angerechnet.

Ich. Nur einen einzigen freien heitern Blick auf das Menschengeschlecht, wie es ist, wie es immer gewesen ist, Herr Pfarrer!

Der Pfarrer. Ich verstehe Sie. Desto schlimmer, daß wir so tief unter das, was wir seyn sollten, gefallen sind!

Ich. Wir sind gegenwärtig, was wir den Umständen nach seyn können; und um zu werden, was wir seyn sollten, müssen noch viel Anstalten vorhergehen, die bisher nicht gemacht sind, viel Stufen erstiegen werden, die noch über uns sind, viel Hindernisse aus dem Wege geschafft, über die wir noch nicht wegkommen können. Und eben dieß beweist für meine obige Behauptung. Um an der wirklichen Verbesserung des sittlichen Zustandes der Menschen arbeiten zu können, müssen wir wissen — wie gut oder schlecht die Menschen

dermalen sind; warum sie so sind; auf welche Bedingungen sie besser werden können; und welches für alle, und für jeden insbesondere, die nächste Stufe ist. Denn die Natur macht keine Sprünge. Die Neuseeländer werden noch manche Stufe steigen müssen, bis sie so gut und so schlimm werden, als die Engländer in den nächsten fünfundsiebzig Jahren gewesen sind; und die artigste Otaheiterin muß durch manche Verwandlungen gehen, bis sie eine Aspasia wird; sowie eine Aspasia noch manche Haut abzustreifen hat, um eine heilige Magdalena zu werden.

Der Pfarrer (lächelnd). Dieß dürfte wohl eben so gut der Fall unsrer lieben Landsmänninnen in allen zehn Kreisen des heiligen Römischen Reichs seyn.

Ich. Glauben Sie? — in der That hälf' es zu nichts, wenn wir uns und unsre Zeitgenossen für besser halten wollten, als wir sind. „Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,“ — ist eine herrliche untrügliche Regel, wenn sie nur (was bei allen Regeln gleich nöthig ist) mit Verstand und Aufrichtigkeit angewandt wird. Gestehen wir uns also immer, daß der größere Theil der Menschen, unter denen wir leben, was ihre Sinnesart und innere sittliche Verfassung betrifft, entweder noch so roh und ungeschliffen, oder bereits so verdorben ist, daß der Mann, der ihnen zurufen wollte: seyd vollkommen, nicht weiser handelte, als der Arzt, der einem Gichtbrüchigen den Vorschlag thäte, auf einen Ball zu gehen. Sie werden mir ohne Bedenken zugestehen, daß man in diesem Falle Schritt für Schritt gehen muß, und daß man schon etwas gethan hat, wenn man sehr thierische Menschen zu einigem Grade von Vermenschlichung bringt. Nicht wahr?

Der Pfarrer (mit einem schwachen Achselzucken). So wenig es ist, so ist's doch etwas.

Ich. Wenn es mit der Verbesserung der Menschen natürlich zugehen soll, sehe ich keinen andern Weg.

Der Pfarrer. Unter dieser Einschränkung geb' ich's Ihnen desto unbedenklicher zu.

Ich. Sie werfen, wie ich sehe, immer einen Seitenblick auf Ihren Calovius. Aber wir haben hier nichts von ihm zu besorgen. Denn die Rede ist unter uns schlechterdings bloß von natürlichen Ursachen und Wirkungen; und so befinden wir uns in einem Gebiete, wo die Calove und Quenstädte nicht um ein Haar mehr zu befehlen haben, als der große Lama von Thibet. Wir wären also darüber einig, daß man die Adamskinder, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, nur stufenweise verbessern könne?

Der Pfarrer. So dächt' ich.

Ich. Wenn dieß ist, so ist auch kein Streit mehr unter uns, ob die Bücher, worin die Menschen abgebildet werden wie sie sind, oder jene, worin man uns idealische Menschen schildert, die nützlichern seyen? Denn diese vollkommnen Menschen sind um so viele Stufen über dem größten Theil der Leser, daß diese, selbst mit aller Bestrebung sich zu ihnen aufzuschwingen, doch nicht eine Spanne weiter kommen würden.

Der Pfarrer. Dieß seh' ich eben nicht. So viel geb' ich Ihnen zu, daß wir immer noch weit unter so vollkommnen Mustern bleiben werden, als diejenigen, die uns der vortreffliche Richardson in seinen Werken aufstellt: aber eine aufrichtige Bestrebung, ihnen ähnlich zu werden, muß uns doch nothwendig merklich weiter bringen als wir sind.

Ich. Die Erfahrung scheint Ihnen hierin zuwider und gänzlich auf meiner Seite zu seyn. Junge Leute (die einzigen, welche theils durch die Lebhaftigkeit ihres Gefühls und

ihrer Einbildung, theils durch ihre Gutherzigkeit und Unerfahrenheit aufgelegt sind, von sittlichen Idealen in Feuer gesetzt zu werden), junge Leute, sage ich, haben weder Geduld noch Ueberlegung genug, sich solchen Vorbildern schrittweise zu nähern. Sie möchten sie auf einmal erreichen, und werden darüber entweder lächerliche Copien, oder finden, daß die Unternehmung über ihre Kräfte geht, und geben's auf. Vielleicht liegt in dieser unglücklichen Bestrebung, vollkommner zu werden als man seyn kann, eine von den wirksamsten Ursachen, warum es in unsern Tagen so viele melancholische, hypochondrische, mit der Welt und mit sich selbst unzufriedene, und zu allem, wozu man die Leute in diesem Leben braucht, unbrauchbare Jünglinge gibt. Sie glauben nicht, wie sehr die Anzahl dieser Unglücklichen täglich zunimmt, die vor lauter Feinheit der Empfindung, vor lauter Erhabenheit der Begriffe, und vor lauter vermeinter Größe des Geistes und Güte des Herzens, nirgends in der Welt fortkommen können. Allenthalben ist's zu weit oder zu enge, zu warm oder zu kalt, zu feucht oder zu trocken für sie. Ueberall sind die Menschen, mit denen sie leben müssen, zu tief unter ihrem Ideal, um ihnen erträglich zu seyn. Ihre unbiegsame Seele stößt allenthalben an, kann sich nie mit den Umständen vertragen, will immer alles oder nichts, träumt immer von Unabhängigkeit und Selbstgenugsamkeit, und ergrimmt dann wieder, wenn sie nothgedrungen fühlt, daß der Mensch, so wie er organisirt ist, weder unabhängig noch sich selbst genugsam seyn kann. — Sagen Sie mir, wär' es nicht tausendmal besser, diese jungen Menschenkinder, anstatt sich immer in Zeiten, die nie gewesen sind, und zu Menschen, wie es nie gegeben hat, zu versetzen, lernten den Menschen kennen wie er ist, die Welt kennen wie sie ist; lernten begreifen, wie

Digitized by Google

dieser Zustand die nothwendige Folge dieser Ursachen ist; lernten einsehen, wie sie selbst seyn müßten, um in die Zeit, an den Platz, in die Umstände zu passen, in und unter welche die Vorsicht sie gesetzt hat; lernten die Mittel, die wirklich vorhanden sind, kennen, wodurch sie selbst und andre natürlicher Weise besser werden könnten; und vergäßen nicht, vor allen Dingen zu lernen: daß diese nämliche Welt, in welcher wir leben, und diese nämlichen Menschen, mit welchen wir's zu thun haben, bei weitem nicht so schlimm sind, als Unwissenheit, Schwärmerei, Milzsucht, Hypothesensucht, übermäßige Einbildung von sich selbst, Unmuth über fehlgeschlagene Erwartungen und andere ähnliche Leibes- und Seelenkrankheiten uns solche vorstellen? Wär' es nicht besser, alle Bücher, die wir zu unsrer Belehrung oder Unterhaltung lesen, führten uns zu diesem Zweck? Oder, wenn wir ja zu unsrer Ergötzung auch Ideale und schöne Hirngeburten haben wollen, ist's nicht wenigstens unläugbar, daß die Geschichtschreiber der Menschheit nützlicher sind als die Prometheen, die uns neue Menschen nach ihrem eignen Bilde schnitzeln?

Der Pfarrer. Beinahe sollten Sie mich dessen überreden. Aber gleichwohl lassen Sie den Werken, worin vollkommne Charakter als Muster geschildert werden, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren. Diese sind doch wohl zu mehr nütze, als nur zur Gemüthsergötzung; denn sie dienen uns wenigstens zum Maßstabe unsers moralischen Werths, und demüthigen unsern Stolz, indem sie uns fühlen machen, wie weit wir noch unter dem sind, was wir seyn müßten, um wahre, unparteiische, allgemeine Hochachtung zu verdienen; — und dieß ist, wie Sie sehen immer ein großer Nutzen.

Ich. Ich zweifle, daß er bei Vielen stattfinden möchte. Die Welt nimmt als eine ausgemachte Sache an, daß Un-

vollkommenheit das allgemeine Loos der Menschheit sey; und die meisten finden sich daher durch vollkommne Charakter eben so wenig gedemüthigt, als unsre Kriegshelden sich kleiner dünken würden, wenn sie im Herkules und Herkuliskus die Thaten der gewaltigen Ritter läsen, die auf Einen Hieb drei oder vier Riesen entzwei hauen, und mit einem einzelnen wohlbezauberten Schwerte ganze Heere in die Flucht jagen.

Der Pfarrer. Es ist schwer über solche Dinge etwas Allgemeines festzusetzen. Alles hängt von der besondern Anlage und Gemüthsverfassung der Leser ab; und wie unendlich verschieden ist nicht diese! —

Ich. Wenn die Rede von der relativen Nutzbarkeit zweier entgegengesetzter Gattungen von Schriften ist, so entscheidet, däucht mich, die Wirkung derselben auf die meisten Leser; und aus diesem Grunde dürfte wohl der Vorzug eines Tom Jones über einen Karl Grandison bald ausgemacht seyn.

Der Pfarrer. Ich will nicht länger über diesen Punkt mit Ihnen haberechten; aber dafür kann ich doch wohl mit gutem Fug verlangen, daß Sie mir die Caricaturen Preis geben, die man uns so häufig für wahre Abbildungen gibt, wiewohl sie das eben so wenig sind als die idealischen Menschen. Diese letztern dienen doch, nach ihrem eigenen Geständnisse, wenigstens zur Uebung und Ergötzung unsers moralischen Sinnes: aber Caricaturen dienen weder zur Besserung noch zur Belustigung; oder, desto schlimmer für den, der eine Freude daran haben kann, die menschliche Natur verunstaltet und verzerrt zu sehen!

Ich. Lassen wir uns von einer schwankenden Bedeutung des Wortes Caricatur nicht irren. Es pflegt diesem armen Worte nicht besser zu ergehen, als seinem Gegenfüßler Ideal, das seit einigen Jahren so sehr Mode geworden ist; Chimären

Digitized by Google

werden nur zu oft mit beiden verwechselt. Ich bin völlig Ihrer Meinung, falls Sie unter den Caricaturen, über welche Sie das Verdammungsurtheil sprechen, solche moralische Mißgestalten verstehen, dergleichen es entweder gar nie unter den Menschen gegeben hat, oder die doch wenigstens so außerordentliche Erscheinungen sind, daß es besser wäre, sie gar nicht zu malen. Aber diese Art der Mißgestalten wollen wir, um Verwirrung zu vermeiden, lieber Grotesken, und wenn sie bis zur Abscheulichkeit häßlich sind, Ungeheuer nennen. Ein mißgezeichneter Charakter also, es sey nun, daß dessen Urheber mit Vorsatz einige Züge übertrieben, oder aus Ungeschicklichkeit, Leidenschaft, oder irgend einer andern zufälligen Ursache, die wahren Proportionen verfehlt habe, soll uns nicht Caricatur heißen. Wir wollen diesen Namen nur solchen moralischen Mißgestalten geben, die häufig genug in der wirklichen Welt vorkommen, um in einer getreuen Nachbildung von jedem Menschenkenner für wahre Naturproducte erkannt zu werden, und so beschaffen sind, daß sie, ohne bis zur Scheußlichkeit häßlich, d. i. Ungeheuer, zu seyn, durch stark in die Augen fallende Abweichungen von den Proportionen der reinen sittlichen Schönheit und Güte des Menschen (von welcher jetzt allein die Rede ist) mißfällig, lächerlich oder verächtlich werden müssen. — Nach der schärfsten Strenge gibt es wohl wenige, vielleicht gar keine Menschen, welche man ganz schön, so wie es vielleicht gar keine gibt, die man ganz gesund nennen kann. Aber kleine Unvollkommenheiten, unbedeutende Anomalien in zu viel oder zu wenig, die von wirklichen Schönheiten merklich überwogen, oder wenigstens im Gleichgewicht erhalten werden, machen einen Charakter noch nicht zur Caricatur; ich wenigstens möchte eben so wenig alle Kinder Adams für Caricaturen als für Narren erklären,

Digitized by Google

wiewohl die Stoiker beides gethan haben. Unglücklicherweise bleiben uns immer noch Menschengestalten genug übrig, die man, ohne einen einzigen Zug zu übertreiben, nur genau treffen darf, damit sie jedermann für Caricaturen erkenne. Gibt es nun solche Menschen, und in großer Menge, wie niemand läugnen wird — so sehen Sie leicht, Herr Pfarrer, daß man, sobald die Menschen wie sie sind gemalt werden sollen, auch Caricaturen malen muß.

Der Pfarrer. Aber wozu meinen Sie daß es nützen werde? Diejenigen, die sich darin getroffen finden sollten, haben zu viel Selbstgefälligkeit, um sich in einem Bilde zu erkennen, das dem angenehmen Miniaturbildchen im Spiegel ihrer Eigenliebe so wenig ähnlich sieht; und die übrigen lachen und spotten der Gebrechen ihres Nächsten, ohne an ihre eigenen zu denken.

Ich. Ich will Ihnen meine Meinung von dieser ganzen Sache sagen, lieber Herr Pfarrer; vielleicht hebt sich dann Ihr Einwurf von selbst. — Um zu einer gründlichen Menschenkenntniß zu gelangen, müßten wir, d. i. jeder sich selbst, und die Leute um ihn her, so weit er seinen Gesichtskreis ziehen könnte, scharf, anhaltend, ohne Leidenschaften und Vorurtheile, eine lange Reihe von Jahren durch beobachten. Dieß ist auch für den scharfsichtigsten und wärmsten Liebhaber der Wahrheit überhaupt sehr schwer, in besondern Fällen oft unmöglich. Aber, was heute nicht gelingt, gelingt morgen; was der eine nicht kann, kann ein anderer; was dieser versieht, berichtigt jener. So lehrt ein Tag den andern; und wenn man dann nach etlichen Jahrtausenden zusammenrechnet, so findet sich, daß wir einen Vorrath von Erfahrungen und Beobachtungen vor uns haben, der für alle unsere Bedürfnisse zureichend wäre, wenn wir ihn nur recht gebrauchen

Digitized by Google

wollten, oder zu gebrauchen wüßten. — Und was ist nun wohl das Brauchbarste in diesem ganzen Vorrath? Unstreitig (so dünkt mich's wenigstens) die Abbildungen des wirklichen Lebens und Charakters einzelner merkwürdiger Menschen. Gewiß, man kann deren nicht zu viele haben; und es ist Pflicht für jede Generation, und für jeden, der beobachten und schildern kann, den Nachkommen eine so große Anzahl solcher Abbildungen zu hinterlassen, als nur immer möglich ist. Sehr vortreffliche, oder bei großen Vorzügen sehr fehlerhafte Menschen; solche, die sich durch ungemeine Talente ausgezeichnet, oder große Rollen auf dem Weltschauplatze gespielt haben, oder durch außerordentliche Schicksale merkwürdig geworden sind: diese sind es eigentlich, die man genau zu kennen wünscht, und durch deren genaueste Kenntniß die Theorie der menschlichen Natur und die Philosophie des Lebens am meisten gewinnt. Diese beobachte und studire man, diese versuche man nach dem Leben zu schildern! nicht schöner, nicht häßlicher als sie waren oder sind. — Besonders sollten zu diesem Ende die besten Menschen ausgesucht werden. Es gibt deren (wiewohl meistens im Verborgenen) mehr als man gemeiniglich glaubt; und so vortreffliche, daß, wenn wir eine getreue Abschilderung des Lebens etlicher weniger von dieser Classe mit allen Helden und Heldinnen, die jemals aus der Phantasie der Romanschreiber hervorgegangen sind, erkaufen könnten, wir wahrlich viel dabei gewonnen hätten. — Aber damit solche moralische Individualgemälde wirklich nützlich werden, muß man sich nicht begnügen, uns zu erzählen, was diese merkwürdigen Menschen gethan haben, oder was sie gewesen: man muß uns begreiflich machen, wie sie das, was sie waren, geworden sind; unter welchen Umständen, in welcher innern und äußern Verfassung, durch welche verborgene Triebfedern,

Digitized by Google

bei welchen Hindernissen und Hülfsmitteln, sie gerade so, und nicht anders wurden, so und nicht anders handelten. — Gleichgültig kann es uns dann seyn, ob eine solche Person einen historischen oder gefabelten Namen führt, ob der Mann Agathon oder Epaminondas, Gil-Blas oder Tom-Jones heißt: wenn er nur wahres Leben athmet, nur durchaus wirklicher Mensch ist, uns nur immer aufrichtig entdeckt, wie und wodurch er ein solcher Mann war, und wie es zuging, daß er durch eine Reihe natürlicher Verwandlungen oder Entwicklungen endlich der wurde und werden mußte, der er am Ende ist. Dieß ist alles, was wir verlangen können, damit die Abschilderung eines Individual-Charakters für das Menschenstudium wichtig sey. Denn so erblicken wir nicht nur in ihm wahre Züge unsers eignen Bildes; wir lernen auch — was die Hauptsache ist — wie wir es anfangen müßten, um selbst zu werden, oder nicht zu werden, was er war. — Und wie viele solcher aufrichtigen Gemälde der Menschheit haben wir? werden Sie mich fragen. — Schlimm genug, daß ich antworten muß: sehr wenige! Aber vermuthlich würden wir deren mehr haben, wenn die Vorurtheile ausgerottet werden könnten, die gegen diese Art von Schriften noch so tief in vielen Köpfen sitzen, und noch immer täglich von so vielen Büchermachern und Bücherrichtern auf allerlei Weise unterhalten werden.

Der Pfarrer. Ich gestehe, daß ich — besonders was die sehr guten Menschen betrifft — vollkommen Ihrer Meinung bin. Möchten wir von jedem derselben nur eine so getreue Abschilderung besitzen, als uns der verdienstvolle Zürchische Rathsherr und Stadtarzt Hirzel schon vor mehrern Jahren von seinem Sokratischen Bauer geschenkt hat! Tausende, die der herrschende Weltton oder ihre eigene Erfahrung

Digitized by Google

verächtlich vom Menschen denken macht, würden die Würde ihrer Natur fühlen lernen, würden vor sich selbst erröthen, wenn sie sich mit solchen nicht fabelhaften bessern Menschen verglichen, würden Muth fassen, eben das werden zu können, was ihresgleichen waren.

Ich. Hoffentlich würde der moralische Nutzen solcher Schriften nicht gering seyn. Aber glauben Sie ja nicht, daß man um diesen Nutzen zu erreichen, sich bloß auf die Schilderung der sehr vortrefflichen Menschen einschränken müsse. Für solche Geschöpfe, wie wenigstens neunundneunzig Hunderttheile der menschlichen Gattung sind, ist die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weisen Manne geschrieben, lehrreicher, als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend. Denn das erste und nöthigste, was Leute wie wir zu thun haben — nennen Sie mir den Mann, der sich von diesem Wir ausnehmen dürfte! — ist, unsere Irrthümer und Unarten los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwickelung des Ursprungs, Fortgangs und Ausgangs herrschender Leidenschaften, in einzelnen Fällen und unter gegebenen Umständen, mehr helfen, als die Geschichte des untadeligsten Lebenslaufs. Wie mancherlei Seiten zeigt da die Menschheit dem aufmerksamen Forscher! In wie mancherlei Lichte kann und muß da jeder Gegenstand gesehen werden! Wie unzählbar sind die Schattirungen der Leidenschaften! Wie merkwürdig und lehrreich die tausendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! Wie krumm, verwickelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! Wie unerschöpflich die Zauberkräfte der Phantasie! Wie fein, verführerisch und oft unmerklich ihre Täuschungen! Wie unendlich mannichfaltig die Mischungen der Wahrheit und des Irrthums, der Aufrichtigkeit und Falschheit, der

Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit, in jedem, oder doch gewiß beinahe in jedem einzelnen Menschen! — Welch ein unermeßliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Sie sehen aus dem, was ich bisher sagte, von selbst, lieber Herr Pastor, daß ich, aus einerlei Grunde, nicht nur einzelne Personen, sondern auch den allgemeinen Charakter jeder besondern Classe von Menschen, jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit seinen eigenthümlichen, unterscheidenden Lineamenten, Farben und Schattirungen geschildert haben möchte; und es würde sehr überflüssig seyn, wenn ich Ihnen die Nützlichkeit solcher Gemälde der wirklichen Natur, des wirklichen Lebens, erst noch beweisen wollte. Ganz gewiß würden sie zur Beförderung der Menschenkenntniß, der Selbsterkenntniß, der Lebensklugheit und jener stufenweisen Verbesserung der Denkart und Sitten, deren ich vorhin erwähnte, kein Geringes beitragen. Da aber der ganze Nutzen, den wir von allen diesen Gemälden erwarten können, schlechterdings von ihrer Wahrheit abhängt: so würden unsere Menschenmaler sich weder wissentliche Verschönerung, noch vorsetzliche Vermehrung der natürlichen Häßlichkeit eines Gegenstandes erlauben dürfen. Sie müßten bei ihren Beschreibungen und Abbildungen mit eben der Gleichmüthigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die Naturforscher in andern Fächern Pflanzen und Thiere kennen lehren: wo es keinem einfällt, zum Beispiel den Uhu häßlicher oder den Auerhahn schöner vorstellen zu wollen als er ist. Groteske Caricaturen müßten selbst dem Satyriker — dem strafenden wie dem scherzenden — untersagt seyn. Der Vorwand, daß man gewisse Züge übertreibe, um ihre Häßlichkeit auffallender zu machen, müßte nicht als gültig angenommen werden. Uebertriebene Zerrbilder können nur

Gelächter oder Ekel erwecken, werden aber aus dem Grunde, den Sie vorhin selbst anführten, niemanden bessern. Hingegen dürfen wir uns darauf verlassen, daß der Deus in nobis — dieser unbestechliche Richter in unserm Busen, der uns, je nachdem wir's verdienen, billigt oder tadelt, entschuldigt oder verdammt — auch die verzärteltste Eigenliebe nöthigen werde, ihre Gestalt, wie häßlich sie seyn mag, in einem wahren Bilde zu erkennen.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verstanden habe, so unterscheiden Sie die Caricaturen in wahre, wo der Maler die verunstaltete Natur bloß abbildet, wie er sie findet; übertriebene, wo er aus irgend einer besondern Absicht die Ungestalt seines Gegenstandes zwar vermehrt, aber doch auf eine der Natur so analoge Art dabei zu Werke geht, daß das Original noch immer kenntlich bleibt; und in bloß phantastische, oder eigentlich sogenannte Grotesken, wo der Maler, unbekümmert um Wahrheit und Aehnlichkeit, sich (wie etwa der sogenannte Höllenbreugel) einer wilden Einbildungskraft überläßt, und durch das Uebernatürliche und Widersinnige seiner Hirngeburten bloß Gelächter, Ekel und Erstaunen über die Kühnheit seiner ungeheuern Schöpfungen erwecken will. Sie billigen die erste Art von Caricaturen, weil sie zwar verunstaltete Natur, aber doch immer Natur abbilden; und verwerfen die zweite und dritte (die im Grunde nur weniger oder mehr verschieden sind) als Werke, die weder zum Nutzen noch zum Vergnügen dienen.

Ich. Sie haben mich nicht nur sehr wohl verstanden, sondern berichtigen auch durch diese dreifache Eintheilung der Caricaturen, was ich vorhin nicht bestimmt genug davon gesagt hatte.

Digitized by Google

Der Pfarrer. Ich bekenne mich aus voller Ueberzeugung zu Ihrer Meinung über diese Materie; und ich bin so weit entfernt, die Caricaturen von der zweiten Classe durch den Vorwand, daß die Häßlichkeit des Lasters dadurch auffallender werde, gerechtfertigt zu glauben, daß ich vielmehr die ungereimtesten und wildesten Grotesken für weit unschuldiger halte, als gewisse Hogarthische Caricaturen. Denn wenn es auch wahr wäre, was Lavater irgendwo sagt, *) „daß noch kein Maler den Menschen je so schön oder so schlecht gemalt habe, als er sey oder seyn könne" (ein Satz, dessen Wahrheit mir sehr zweifelhaft scheint), so bliebe doch immer eben so wahr, daß so abscheulich zerrüttete, so ganz und gar durchteufelte Menschen, wie einige Hogarthische augenscheinlich aussehen, wenigstens äußerst selten sind. Ein jeder frage nur sich selbst, ob er nicht in seinem Leben zehn Gesichter, die neben den besten in der Lavaterischen Sammlung stehen dürften, gesehen habe, gegen ein einziges, das den schlimmsten von Hogarths Schöpfung nahe käme? Ich bin gewiß, daß die Antwort nur bei sehr wenigen wider mich ausfallen wird. Sind aber solche Ungeheuer so selten; ist es richtig, daß auch die wenigen von dieser Art, die auf dem ganzen Erdboden zerstreut seyn mögen, das Tageslicht scheuen, und den Augen der bessern Menschen selten sichtbar werden: wozu sollt' es nützen, sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen? Wer soll durch ihren Anblick besser werden? — Die Guten? — Ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie dieß zugehen sollte. Mich wenigstens demüthigt oder ermuntert der Anblick eines guten, eines vortrefflichen Menschen unendlich mehr als der Anblick eines schlechten. — Die Bösen oder die Halbguten? — Diese gewiß noch weniger.

*) Physiognomische Fragmente, 1 Bd. S. 85.

Digitized by Google

Denn nicht nur ihre Eigenliebe, sogar ihr Gewissen sagt es ihnen, daß sie so schlimm nicht sind, wie diese Verruchten. Der Gedanke, daß es solche Ungeheuer gibt, macht sie also mit ihrer eigenen Ungestalt nur desto zufriedener, und sie gewinnen durch die Vergleichung, wie ein häßliches Gesicht neben einem viel häßlichern beinahe schön wird. Ich kann also nicht finden, wozu dergleichen Caricaturen anders dienen können, als empfindende Seelen mit einem vergeblichen Ekel oder Grauen zu quälen, und der menschlichen Natur, folglich am Ende ihrem Urheber selbst, Schande zu machen.

Es geschieht unzählige Mal unter Personen, die miteinander über Gegenstände, die sich nicht vollkommen bestimmen, und folglich weder messen noch ausrechnen lassen, discuriren, daß sie in Worten einig, und dennoch in dem, was sie bei diesen Worten denken, weit von einander sind. Dieß mochte wohl öfters der Fall zwischen mir und dem wackern Pfarrer zu *** während unsrer beiden Unterredungen gewesen seyn; gewiß war's im Betreff der Hogarthischen Caricaturen so, auf die der gute Mann einen großen Groll hatte, ohne den Grund davon sich selbst recht deutlich machen zu können; vermuthlich bloß, weil er sich schon lange her angewöhnt hatte, die Menschen für besser zu halten, als sie, im Durchschnitt genommen, jemals gewesen seyn mögen; — welches denn bei einem so gutherzigen Manne, der so wenig von der Welt gesehen, und ein so einförmiges Leben führte, nicht wohl anders möglich war.

Wir stritten uns noch eine Weile über Hogarthen. Denn, wiewohl ich zu seiner Eintheilung der Caricaturen, in wahre, übertriebene und phantastische, selbst den Anlaß und Wink

gegeben, und sie daher auch ohne Widerspruch gelten ließ, so war doch meine Meinung gar nicht, ihm so leicht einzugestehen, daß die Hogarthischen Caricaturen auf der neunten Tafel (S. 100) in Lavaters physiognomischem Werke (auf die der Pfarrer zielte) unter die übertriebenen, und also unter diejenigen gehörten, die zur Beförderung wahrer Menschenkenntniß nichts beitragen können.

Der Pfarrer meinte, Lavater selbst bestätigte sein Urtheil, da er von dem Gesichte Nr. 3 in der obersten Reihe sagt:

„Wenn Hogarth dieß Gesicht gesehen, und diese Stellung copirt hat, so ist das Original ein Inbegriff von Teufeln. Hat er's erschaffen, so ist Hogarth — (selbst ein Teufel schwebte ihm vermuthlich auf der Zunge) — Nein! er hat's zusammengedichtet aus vorhandenen Gesichtern, und so ist er und das Menschengeschlecht gerettet."

Denn (sagte der Pfarrer) wenn Hogarth dieß abscheuliche Gesicht zusammengedichtet hat, so ist es als Individualgesicht übertrieben: etliche Bösewichter haben zwar jeder etwas dazu hergegeben; aber nie ist ein einzelner Mensch Teufel genug gewesen, so auszusehen. Gleichwohl hat Hogarth aus mehrern wirklichen Gesichtern, deren jedes lange nicht so abscheulich aussah, diese scheußliche Teufelslarve zusammengesetzt, und einem einzelnen persönlichen Menschen, der unter andern nach dem Leben geschilderten höchst verdorbenen Scheusalen seine einzelne Rolle spielt, angedichtet. Er hat also dieses entsetzliche Bild wirklich erschaffen (denn wie kann der Mensch anders erschaffen als durch Zusammensetzen, Vergrößern und Verkleinern?), und sich also wirklich an der menschlichen Natur versündiget, weil er uns durch die stärkste sinnliche Darstellung verleitet, sie für verdorben genug zu halten, einen solchen Teufel hervorbringen zu können.

Digitized by Google

Ich erwiederte: bei Lavatern mag wohl hier und an mehr andern Orten des angezogenen Werkes die eigene Güte seines Herzens, ohne daß er es selbst gewahr werden kann, die Ursache seyn, warum der Anblick dieser Hogarthischen höchst wahren Caricaturen seine Seele so entsetzlich verwundet, und mit einer Art von äußerst schmerzhaftem Grauen so ganz erfüllt, daß er in allzu heftigen Ausdrücken davon spricht, und seinem Gefühl nach für teuflisch erklärt, was leider nur zu sehr menschlich ist. — Daß ich mich in dieser Vermuthung schwerlich irre, können Sie schon daraus abnehmen, weil er an einem andern, vorhin von Ihnen selbst angeführten Orte sagt: er glaube kaum, daß ein Maler den Menschen je so schön oder so schlecht gemalt habe, als er seyn könne. — Wie dem aber auch seyn mag (fuhr ich fort), davon bin ich überzeugt, daß die scheußlichste Hogarthische Caricatur immer noch verschönert ist. Wider Willen des Künstlers nämlich; der, auch wenn er Abbildungen machen will, in der That doch immer eine Art von Idealen macht. — Sobald es einen Menschen gibt, der fähig ist einen Christus zu geißeln, mit Dornen zu krönen, und noch dazu zu verspotten, oder der fähig ist, einer flehenden Mutter mit grimmig höhnischer Verachtung entgegen zu trotzen: so behaupte ich, es muß noch viel mehr Grausames, Schändliches, Scheußliches (zumal in demselben Augenblick) in seinem Gesichte seyn, als Hogarth copiren oder dichten konnte. Denn durch wie viele Stufen der Verderbniß, durch welche Gräuel und Unthaten, die ihre Spuren alle in seinem Gesichte zurücklassen mußten, war er schon gegangen, um endlich dieser ungeheuern Bosheit fähig zu seyn! Welcher Zeichner, welcher Maler, wie groß er auch sey, könnte das alles so lebend, so stark, so ganz, wie es in der Natur selbst seyn muß, zusammenfassen und hinstellen? —

Digitized by Google

Und gleichwohl ist dieser Mensch, so sehr er Scheusal ist, kein Teufel — denn er ist ein Mensch. Oder können wir zweifeln, ob es solche Menschen gebe? Nur zu gewiß hat es in Zeiten der höchsten Verwilderung der Menschheit, oder der äußersten Verderbniß derselben durch den Luxus, dergleichen Ungeheuer immer gegeben, gibt noch solche, und wird deren immer mehr geben, je tiefer die Sitten unsers Jahrhunderts die Menschheit herabziehen werden. *) Hogarth ist also gerechtfertiget. —

Auf Unkosten der menschlichen Natur, fiel mir der Pfarrer ein.

Wer kann dafür? versetzte ich: die Wahrheit ist auf seiner Seite; und die menschliche Natur gewinnt am Ende eben so viel dabei, als sie verliert. Denn die Menschheit könnte nicht solcher Herrlichkeit fähig seyn, wie sie ist, wenn sie nicht solcher Schändung fähig wäre; könnte nicht zum Teufel herabsinken, wenn sie nicht zum Engel emporsteigen könnte.

Gut, sagte der Pfarrer; aber wenigstens werden Sie mir doch zugeben, daß solche menschliche Ungeheuer höchst selten sind, und daß ihre Abschilderung aus dem von mir angeführten Grunde niemand nützen kann, und also besser gar unterbliebe.

Ich habe Verschiedenes gegen Ihre Vordersätze einzuwenden (erwiederte ich), und läugne die daraus gezogene Folgerung, auch wenn jene richtig wären. Wenn Sie von allem, was wir von hierher gehörigen Beispielen in unsern Zeiten gesehen und gehört haben, die Geschichte hinzunehmen, so wird sich finden, daß die menschlichen Ungeheuer, die mit

---

*) Eine Vorhersagung, die im vierten und fünften Jahre der Französischen Revolution nur zu sehr in Erfüllung gegangen ist. W.

Hogarths Caricaturen um den Vorzug der Häßlichkeit streiten können, so gar selten nicht sind. Und daß sie noch so selten sind, liegt mehr an den äußern Umständen, als an der innern Verkehrtheit mancher Menschen. — Doch selten oder nicht, mehr oder weniger, genug sie gehören in die Scenen, welche Hogarth aus menschenfreundlicher Absicht schildern wollte. Ohne sie würde sein moralisches Gemälde kein Ganzes seyn. Gesetzt auch, daß weder die Guten noch die Bösen dadurch besser werden; gibt es nicht zwischen beiden äußersten Enden eine Menge mehr oder weniger verderbte Menschen, von welchen sich hoffen läßt, daß sie beim Anblick solcher Scheusale einen Schlag ans Herz bekommen, und vor dem, was sie selbst noch werden könnten, erschrecken möchten? Und ist dieses Schrecken, dieses Schaudern, ohne welches man die Gestalten nicht ansehen kann, nicht Nutzens genug? — Wer wollte mit solchen Ungeheuern nur den schwächsten Charakterzug gemein haben, wenn er's verhindern kann? Wer erschräcke nicht vor dem bloßen Gedanken, mit ihnen zu leben, ja nur wenige Stunden mit ihnen allein zu seyn? „Wer würde (wie Lavater sagt) nicht lieber alles thun, alles leiden wollen, was Tugend und Religion thun und leiden heißen können, um einer solchen Gesellschaft zu entrinnen?" — Dieß sind Gefühle und Gedanken, deren man sich beim Anblick dieser höchst verderbten Menschen schwerlich erwehren kann; und wenn dieß ist, welchen größern moralischen Nutzen können wir von einem Gemälde verlangen?

Der Pfarrer (wie er denn ein gesunder und nicht starrer Kopf war) fühlte das Wahre in dieser Apologie für Hogarth; und empfand auch zugleich, daß sich das Nämliche zur Rechtfertigung der Dichter, welche dergleichen häßliche, aber wahre moralische Caricaturen in Handlung darstellen

Digitized by Google

und nach ihrem Innern schildern, sagen lasse; und daß es des Lesers, der dadurch geärgert wird, eigene Schuld sey, wenn er die Absicht des Dichters, oder die Ausführung selbst, schief, und noch dazu durch ein falsches Medium und in widrigem Lichte ansieht, und diesem falschen Anblick zufolge verdammt, was er, wenn er richtig gesehen hätte, gebilligt haben würde.

Wir waren im Begriff, diese Materie zu verfolgen, als dem Pfarrer ein Brief gebracht wurde, der ihn zur schleunigsten Rückreise an seinen Ort nöthigte. Wir waren in der kurzen Zeit, da wir uns gesehen hatten, sehr gute Freunde geworden. Es ist doch eine herrliche Sache um Gegenwart, ums Sehen von Angesicht zu Angesicht! rief er aus, da wir uns scheiden mußten. Wie viel berichtigt sich da in einer einzigen Viertelstunde! — Er schien sich ungern so bald von mir zu trennen; denn er liebte dergleichen Conversationen, und in seiner ganzen Gegend war, außer zwei oder drei wackern Pachtern und Bauern, keine vernünftige Seele, mit der sich die seinige hätte besprechen können. Ueberdieß interessirten ihn die Gegenstände unserer bisherigen Unterredungen, und er hatte noch Verschiedenes in petto, worüber er gern Erläuterung gehabt hätte. Ich mußte ihm versprechen, daß ich in einen Briefwechsel mit ihm treten, und ihm besonders über die ästhetisch-moralischen Probleme, deren ich zu Ende unsrer ersten Unterredung erwähnt hatte, meine Meinung schriftlich mittheilen wollte. Und so umarmten wir einander und trennten uns für dießmal.

X.

Xantippe.

1800.

Was der junge Lamprokles in dem Gespräch mit seinem Vater Sokrates (Xenoph. Mem. Socr. 2, 2.) von dem unerträglichen Wesen seiner Mutter sagt, bestätigt Aeschines, einer der wärmsten Anhänger des Sokrates, durch die Frage, die er in Xenophons Gastmahl an seinen Meister thut: „Wenn, wie du sagst, ein Mann seine Frau bilden kann wie er will, Sokrates, warum hast denn du die deinige, die von allen Widerbellerinnen, die ehemals lebten, jetzt leben und künftig leben werden, die unerträglichste ist, nicht zu einem zahmern und mildern Wesen umgebildet?" — Aber die scherzhafte Wendung,*) wodurch Sokrates eine directe und ernsthafte Antwort auf eine so unbescheidene Frage ablehnt, ob sich gleich aus ihr schließen läßt, daß er die gute Xantippe von dieser Seite für unverbesserlich gehalten habe, sagt doch

*) Wiewohl eine Menge platter Herren, die seiner Antwort erwähnen, sie für bittern Ernst nehmen.

deutlich genug, daß er selbst sich sehr wohl mit ihr habe vertragen können; und der Begriff, den man sich aus der Unterredung mit seinem Sohne von ihr zu machen bewogen wird, scheint mir nicht nur jene Vertragsamkeit ganz begreiflich zu machen, sondern überzeugt mich sogar, daß Sokrates vielleicht in ganz Attika keine Frau hätte finden können, die besser für ihn getaugt hätte, und ihm sogar für die Aufrechthaltung seines Hauswesens unentbehrlicher gewesen wäre als sie.

Xantippe scheint mir, bloß nach ihrem vornehmen Namen*) zu urtheilen, aus einem guten Hause in Athen gewesen zu seyn; aber vermuthlich ohne Vermögen, was sehr häufig der Fall aristokratischer Töchter zu Athen war, dafür aber, was nicht häufig der Fall war, so häuslich und wirthschaftlich erzogen, daß Sokrates, dessen ökonomische Umstände sehr übel zu einer Dame, wie etwa die Gemahlin des ehrlichen Strepsiades in den Wolken war, gepaßt haben würden, große Ursache hatte sich in ihr glücklich zu preisen. Ich stelle sie mir (nach einem Winke, den Sokrates in dem genannten Gespräch hierüber zu geben scheint) als eine Frau aus der Classe der Männinnen vor, die den Mangel an zarter Weiblichkeit und Grazie durch eine stattliche Amazonengestalt und eine derbe

*) Nach Gewohnheit der Athener bekam sie den Namen Xantippe entweder ihrem Vater, oder dem Großvater von väterlicher oder mütterlicher Seite, zu Ehren, deren einer Xantippos hieß; und daß dieß ein adeliger Name war, erinnern wir uns aus der ersten Scene der Wolken. Der Vater des Perikles führte diesen Namen, und es wäre nicht unmöglich, daß Xantippe eine Anverwandte von ihm, und dieser Umstand die Veranlassung gewesen wäre, daß Sokrates in seinen jüngern Jahren den Zutritt im Hause des Perikles erhielt, und mit Alkibiades, dem Neffen dieses großen Staatsmanns, in so vertrauliche Bekanntschaft gerieth.

rüstige Leibesbeschaffenheit ersetzen; von raschem, leicht aufbrausendem Temperament, etwas streitlustig und gern das letzte Wort behaltend; übrigens eine fleißige, emsige, auf alles aufmerksame, streng über gute Zucht und Ordnung haltende Hausmutter, die ihre liebe Noth mit drei solchen jungen Bengeln hatte, wie ich mir die Söhne des Sokrates vorstelle, und täglich Gelegenheit genug bekommen mochte, sich über ihre Unarten zu ereifern. Denken wir uns noch die sehr knappen Umstände eines Gelehrten hinzu, der weder Geld verdienen wollte, noch sonst auf eine zulängliche sichre Einnahme rechnen konnte, und wie viele Sorgen eine brave Hausfrau in einer solchen Lage hat, um die Oekonomie im Gange zu erhalten, ohne einem Manne wie Sokrates mehr zuzumuthen als recht war; so begreift man um so leichter, wie eine Frau, auf welcher so viele Sorgen liegen, zu einer habituellen Säure kommen kann, die nur kleiner Veranlassungen nöthig hat, um alle Augenblicke in ungestüme Hitze aufzubrausen, und ihrer übeln Laune durch Brummen und Schelten Luft zu machen. Sokrates, der ohnehin nicht viel zu Hause war, konnte sich, bei seiner ihm eigenen Kälte und Gleichmüthigkeit, leicht gewöhnen, den Rauch um des Feuers willen zu ertragen, und einer Frau, die so wesentliche Verdienste um ihn hatte, einige, wiewohl sehr beschwerliche Fehler, ihrer guten Eigenschaften wegen zu übersehen: aber von einem jungen Menschen, wie Lamprokles, der sich wahrscheinlich mehr auf seinen Vater einbildete als er durch seine wenige Aehnlichkeit mit ihm berechtigt war, und der (wie Herr Weiske*) wohl bemerkt) einen guten Theil von einer Mutter

*) In den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Sokratischen Denkwürdigkeiten.

Hitze geerbt haben mochte, war eine so weise Mäßigung nicht zu erwarten, und Sokrates fand es daher für nöthig, ihn seiner Kindespflicht mit Nachdruck und durch solche Vorstellungen zu erinnern, die, wofern nur etwas Gesundes an seinem Kopf und Herzen war, wenigstens einen ernstlichen Vorsatz sich zu bessern bei ihm wirken mußten.

Anhang.

Digitized by Google

Neujahrwunsch.

1774.

Zum neuen Jahre Wünsche machen
Soll euch Merkur? Wohlan, es sey!
Die Mode will's. Sie zu belachen
Steht zwar dem weisen Manne frei;
Nur daß er nicht zu weise sey
Sie lachend gleichwohl mitzumachen!
Zwar ist, ich sag' es ohne Scheu,
Von allen wesenlosen Sachen
Womit wir bis in Charons Nachen
Uns unterm Mond zu schaffen machen,
Nichts Wesenloser's als ein Wunsch.
Und wenn bei ihrem Nektar-Punsch
Die Götter unsrer Wünsche lachen,
So haben sie, beim Kastor! recht.
Du schöne Harmonie der Sphären,
Wo bliebst du, würde Zeus dem irdischen Geschlecht
Nur Einen Wunsch auf jeden Kopf gewähren?
Nur Einen Wunsch — (wenn's euch gefällt
Fragt Eulern oder Pater Hellen!)
Mehr braucht es nicht, um eine Welt
Wie unsre auf den Kopf zu stellen.

Zum Glück für uns und für die Welt
Fällt aller unsrer Wünsche wegen
Kein Flöckchen Schnee, kein Tröpfchen Regen
Mehr oder weniger als fällt,
Wenn wir uns auf die Ohren legen
Und lassen alles sich bewegen,
Wie es dem lieben Gott gefällt.

Der Mensch hat seinen Kreis zum Wirken,
Und weh uns, wenn wir, statt zu thun
Was unsers Thuns ist, gleich den Türken
Auf einem Sopha gähnend ruhn,
Und hoffen, wahrend daß wir zu den Engeln lachen,
Es werd' etwa ein Geist der Lampe *) rüstig seyn,
Und unsre Arbeit für uns machen.
Verlaßt euch drauf! Er wird so gütig seyn
Und seiner Wege gehn. Gerad' in diesem Falle
Schlägt, glaubet mir, das Sprüchwort ein:
Für sich ein Jeder, Gott für Alle!

Bei allem dem gesteh' ich ein,
Von allen unsern Albernheiten
Hat diese Wünschesucht am mind'sten zu bedeuten.
Was man sich wünschet, hofft man gern,
Und ist die Hoffnung nicht des Lebens Angelstern?
Noch mehr, ein Wunsch, den wir verschenken,
Ist eine Art Wohlthätigkeit,
Falls euch beliebt, hinzuzudenken,
Der Wünscher wäre sehr bereit,

---

*) Aladdins Zauberlampe.

Wenn er der große Mogul wäre,
Noch mehr zu thun; — und kurz und gut,
Ein frommer Wunsch, bei warmem Blut,
Macht immer unserm Herzen Ehre.

Wohlan! was wünsch' ich dann — an diesem ersten Tag
Des Jahres, da man zählen mag
Von unsers Herrn Geburt Eintausend Siebenhundert
Und vier und Siebenzig — der werthen Christenheit?
Ich sehe wohl, die Deutschen wundert,
Wie dieß sich enden wird? Verzeiht
Wenn es zu lange währt! Ich lieb' in allen Sachen
Den nächsten Weg, wiewohl er zweimal oft so weit
Als jener ist, den andre Wandrer machen.
Ein guter Weg ist einen Umweg werth,
Und minder ist oft mehr, wie Lessings Prinz uns lehrt. *)

Ihr kennt ja, denk' ich, die Töchter Schah Bambos, die Colifischetten,
Die Schattullidsen, Dindonetten,
Und Blaffardinen, und wie die Chronik weiter sie nennt,
Die, einem Orakel zufolge, die ganze Welt durchrennt,
Vom Indus bis ins Land der Neger und Mulatten,
Zu suchen — und was? Natürlich, was sie nicht hatten.
Nun, däucht mich, wäre dieß ein Wunsch für jedermann:
Was einer nicht hat, ist just, was man ihm wünschen kann.

So wünsch' ich denn uns allen mit einander
Zufriedenheit, der Güter höchstes Gut!

*) In Emilia Galotti.

Den Galliern Geduld, den Polen frohen Muth,
Den Deutschen attisch Salz, den Britten leichtes Blut
Europen keinen Alexander,
Und Alexandern eine Welt,
Nur weit genug von der, worauf wir Armen schleichen!
Den Zwölfen, deren Hand der Parzen Scheere hält,*)
Sich stets in Güte zu vergleichen;
Dem deutschen Bunde keinen Feind,
Dem besten Kaiser seinesgleichen,
Und jedem Fürsten einen Freund;
Den Philosophen etwas Zweifel
An eigener Unfehlbarkeit:
Der Priesterschaft viel Duldsamkeit,
Und den Verdammungsgeist zum T . . l!
Den Schulkathedern Mutterwitz,
Den Klöstern keine Fraticelli; **)
Und auf Sanct Peters heil'gem Sitz
Stets einen Papst wie Ganganelli.
Den Dichtern viel Philosophie,
Und sehr viel Schlaf den Dichterlingen,
Und, heilt nichts ihre Phrenesie,
Die Kunst in sich hineinzusingen.
Den Kritikern ein kleines Ohr,
Das desto feiner hört und richtet;
Und Eicheln g'nug dem Bardenchor,
Das sich und uns zu Gothen dichtet.
Den Sängern mehr Gefühl als Kunst,

---

*) Den Europäischen Mächten nach damaliger Statistik, mit Anspielung auf die 12 Olympischen Götter.
**) S. Bayle unter diesem Artikel.

Den Malern reizende Modelle,
Und keiner Lais Fürstengunst,
Und jeder Schönen eine Seele.
Den Großvezieren Menschlichkeit,
Viel Freiheit den Kosmopoliten;
Dem Höfling niemals lange Zeit,
Und ach! Verstand den Abderiten!
Und jedem Autor einen Kopf,
Und Langsamkeit den Recensenten,
Und seinen Deckel jedem Topf,
Und dem Merkur viel Abonnenten.

An Amelia Tischbein.*)

1775.

Der Grazien jüngste zu schildern
Ergriff Amelia
Den Crayon; ein Himmel von Bildern
Stund vor ihr da.

Und aus dem Land der Ideen
Bringt ihr — so glaubt sie zu sehen —
Das Urbild Amor herab.
Und unter Ihrem Finger
Sehn Schwestern Pasitheen
Die Liebesgötter entstehen.

O, ruft die geflügelte Schaar,
Sie ist es ganz und gar!
Dieß sind sie, die Herzenbezwinger,
Die Augen voll süßer Gefahr,

---

*) Die Tochter des Rathes und Professors J. Heinr. Tischbein zu Kassel hatte sich im J. 1775 zu Weimar aufgehalten, und daselbst auch Wielands Bekanntschaft gemacht. Nach ihrer Zurückkunft in Kassel übersandte sie dem Dichter als ein Andenken ihr von ihr selbst gezeichnetes Bildniß, und er dankte ihr durch diese Zeilen.

Die Stirne! der Mund! die Wangen!
Man kann nichts Gleicher's verlangen!

Soll ich, sprach Cypripor,
Euch meine List gestehen?
Ich hielt, statt Pasitheen,
Ihr einen Spiegel vor.

An Psyche.*)

1776.

Verwünscht! in welchem Gesicht
Dieß Rütteln mich unterbricht!
Ihr holden Seelen,
Noch sah ich euch kaum!
Wo seyd ihr? Ach Psyche,
Es war nur ein Traum!
O laß dir'n erzählen
Den herrlichen Traum!

Mir träumt, auf einem Muschelwagen,
Vor welchen Amor mit eigener Hand
Vier weiße Tauben der Venus gespannt,
Würd' ich auf Wolken dahergetragen.
Ein Amorino mit goldnem Flügel
Stand vor der Muschel, hielt die Zügel,
Regierte mit einem Lilienstab
Die Täubchen Wolken auf und ab.
Es wallt' ein Nebel um Thal und Hügel;

*) Dieselbe Julie-Psyche, für welche Wieland sein Gedicht: „die erste Liebe," gedichtet hatte. S. Bd. 10.

Wir schwammen daher; der Nebel zerfloß;
Da stand auf einmal ein Feenschloß
Vor meinen Augen. Erdwärts schlüpfte
Der Wagen; ich sprang herunter, hüpfte
Dem Schlosse zu, fand offen die Pforte,
Stieg — Doch wozu so viele Worte?
Der Himmel weiß, wie mir geschah,
Genug, auf einmal war ich da.
Und rathe, wen ich zum ersten sah
An diesem zauberischen Orte?
O Freude! Psyche auch Du warst da!
Kamst lächelnd mir entgegengegangen,
Und denke nur, Du Grazie — traun!
Ein kleiner Zwitter von Amor und Faun
Trotzig und lieblich anzuschaun,
Mit blauen Augen und Lilienwangen,
Schmiegte sich kosend wie Leda's Schwan
An deinen sanften Busen an.
Ein edler Ritter stand dabei,
Tapfer und bieder, wahr und treu,
Dem sah man an den Augen an,
Daß er das Beste dabei gethan.
Auch flog mir entgegen ein Fräulein zart
Von jener ächten Jungfrauen-Art,
Die ohne ihr Bestreben noch Sinnen
Ganz sachte das Herz uns abgewinnen;
Die ungekünstelt, gut und rein,
Das Auge vielleicht, das Herz nie trügen,
Und in der Stille sich begnügen,
Was andre scheinen wollen, zu seyn.

Von der Fee des Orts, sag' ich Dir nichts.
Die ist und bleibt ein Engel des Lichts!
Von Geist und Herz stets groß und kräftig,
Das Gute zu wirken stets geschäftig,
An Reiz ein Weib, ein Mann an Muth,
Ruhig und sanft, wie Aetna's Glut,
Ein Marmorbild bei eignem Leiden,
Und immer glücklich in andrer Freuden.
Allein, wozu noch Wasser ins Meer?
Wer kennt und liebt und ehrt sie mehr
Als Du? — Nun denke, wie selig ich war!
Wie alles so schön, so heiter und klar,
So lieb und wonniglich um mich her!
Als ob nun alles im Himmel, auf Erden
Und unter der Erden glücklich wär',
Und mit mir müßte glücklich werden.
Und wie die süßen Erinnerungen
Der Stunden, die ich einst zugleich
In diesem kleinen Himmelreich
Genossen, ihr holden Seelen, mit euch,
Durch all' mein Wesen wieder erklungen!
Und, Psyche, fühle dazu! es war
Der erste Tag im neuen Jahr,
In dem von hundert seligen Tagen
Die Ahnungen eingewickelt lagen!
Und als wir nun so um und um,
Eins in dem andern glücklich waren
Wie Geister im Elysium!
Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zaubrer! *) — Aber, denke nicht,

*) Goethe.

Er kam mit unglückschwangerm Gesicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein schöner Herenmeister es war,
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geisterkönig, daher;
Und niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gotteswelt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!
Das laß mir einen Zaubrer seyn!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verschwunden
Und wieder Augenblicke, so reich!
Am innern Werthe Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust in Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
In süßern Thränen zerschmelzen das Herz?

Wer aus der Seelen innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihm
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

O welche Gesichte, welche Scenen,
Hieß er vor unsern Augen entstehn!
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn,
Wir sahn! Wer malt wie er? So schön,
Und immer ohne zu verschönern!
So wunderbarlich wahr! So neu,
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie, wie sag' ich malen? Er schafft,
Mit wahrer mächtiger Schöpferkraft
Erschafft er Menschen; sie athmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz es selbst, so rein!
Könnte nie etwas anders seyn!
Ist immer ächter Mensch der Natur,
Nie Hirngespenst, nie Caricatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal!

Noch einmal Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was es sey nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück;
Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten

So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen,
Und, wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Axe zu drehen.

O Psyche, warum ist unser Glück
Hienieden nur immer ein Augenblick?
In seligem Taumel genoß ich ihn kaum,
Weg war der zauberische Traum!
Und ich — wie weit von Dir verschlagen!
In einem alten Rumpelwagen,
Nicht mehr durch luftiger Wolken Höh'
Leichtschwebend von Amors Tauben getragen,
Gezogen durch ungebahnten Schnee,
Vom Nebel gebeizt, vom Frost gezwickt,
Und immer weiter — Dir entrückt!

Zwar saß in diesen Fährlichkeiten
Mir unser Zaubrer noch zur Seiten;
Doch wenig half jetzt ihm und mir
Sein Nostradamus! Er konnt', ums Leben,
Nur nicht den Pferden Flügel geben!
Da saßen wir große Geister, wir!
In Pelze vermummt als wie die Bären,
Und (unsern Genienstand in Ehren!)
An Leib und Seele sehr contract,
Und gähnten einander an im Tact.

Und stell' dir vor (dieß ist kein Scherz!)
Daß ich, troß meiner dicken Kruste
Von Frost und Dummheit um Kopf und Herz,
Dem Zaubrer — Mährchen erzählen mußte! *)

*) Zur Erklärung dient folgende Stelle aus einem Briefe Wielands an Sophie la Roche vom 11. Jan. 1776. „Drei wonnigliche Tage, die ersten in diesem Jahre, haben wir zu Staden bei der Frau von *** (Gräfin von Görz?) und meiner Julie gelebt. Goethe war so gut, so lieb, so unsäglich lieb, daß wir alle wie die Märchen in ihn verliebt wurden."

La Philosophie endormie.

1778.

Ein bekanntes Französisches Blatt nach Greuze, das weder mehr noch weniger als eine gute dicke Hausfrau er Dormeuse, die über ihrer Nätherei in einem Lehnstuhl eingeschlafen ist, vorstellt, und unter welches dem Kupferstecher, Gott weiß warum? vermuthlich um das Blatt dadurch verkäuflicher zu machen, den sinnreichen Titel: La Philosophie endormie, zu setzen beliebte, hat zu diesem Schwank (wie's Hans Sachs nennt) in einer kleinen Gesellschaft Anlaß gegeben. Der Gedanke, die Modephilosophie unsrer Zeit schlafend vorzustellen, schien alles Beifalls würdig: aber der Einfall, sie in eine dicke phlegmatische Hausfrau zu verwandeln, wurde desto platter gefunden. Man glaubte, sie würde in Gestalt einer nach der neuesten Mode galantisirten Pariser Fille sich besser ausnehmen und richtiger charakterisirt seyn; und es wurde beschlossen, sie umzuschaffen, ungefähr so wie sie hier beschrieben wird.

Erste Scene.

Ein Saal, an den eine Art von Boudoir stößt, wovon die Thür etwas mehr als halb offen ist. Die Philosophie endormie liegt im Boudoir auf einer Bergère in einer so galanten Attitude als man sich denken will.

Der Abbé, der Mylord, der Marquis, der Baron (ein Deutscher) und der Chevalier treten mit ziemlichem Geräusch in den Saal. Die Frage: wie und warum sie hineingekommen? wird verbeten; genug daß sie drinnen sind.

(Die Scene ist in einem Hotel garni.)

Der Abbé
(indem er die Schläferin gewahr wird, zum Mylord und Baron).

Sachte, ihr Herren au gros Bon-Sens,
ein wenig sachte, darf ich bitten!
Ihr könntet mit euren plumpen Tritten
die Dame wecken, die dort — so lang
sie ist, in ihrer gebüfften Bergère
nach einem kleinen Komusfest
den Schlaf so wohl sich schmecken läßt.

Der Baron (hinzuschleichend).

Sie scheint nicht übel, bei meiner Ehre!

Mylord (wirft einen Blick auf sie).

Für eine Kupplerin ziemlich jung!

Der Chevalier.

Ein wenig welk, doch gut genung
für einen Ausflug nach Cythere.

Baron.

Möchte wohl wissen wer sie wäre.

Mylord.

Sie wird wohl von der Oper seyn.

Der Marquis

(lachend, als ob der Mylord eine Sottise gesagt hätte).

Ja doch, da schliefe sie gleich allein!

Mylord.

Vor mir kann ihre Tugend schnarchen,
So laut sie will — ich wecke sie nicht!

Der Abbé (faisant la petite bouche).

Die Herrn sind strenge Aristarchen!
Ich dächte doch, ihr Air verspricht?

Der Chevalier.

In diesen langen Wintertagen
ist einer oft über weniger froh.

Der Marquis.

Fy! solchen Espècen nachzufragen!
's ist keine femme comme il faut!

Der Abbé.

Ich will's den Herren auf einmal sagen —
Parbleu! es ist — die Philosophie!

Mylord.

Ah! respectabel! das hätt' ich nie
errathen! — Die Philosophie?

Der Abbé.

Nichts anders, Mylord — et endormie
comme vous voyez.

Mylord (mit großem Phlegma).

Endormie

Natürlich! La Philosophie endormie —
't is plain!

Der Abbé.

In einem negligé
couleur de puce en couches.

Mylord.

Zum Henker!

Der Abbé.

Garnirt mit soupir étouffé —

Der Marquis.

Qu'y a-t-il là pour tant se récréer?

Mylord.

Nun laßt mir alle eure Denker
kommen! — Die schöne Philosophie
à la facon de Barbarie!

Der Chevalier.

Au moins l'Allégorie
n'y manque pas. Wie viel esprit
auf ihrem Kopfe!

Mylord.

Besser für sie,
sie hätt' ihn drinn!

Der Marquis.

Das wäre platt!
Jede petite bourgeoise hat
den ihrigen dort.

Der Chevalier.

Messieurs, ich dächte
Die Damen bedienen sich ihrer Rechte;
Es ist am Ende List wider List.
Esprit und Eleganz und Schimmer,
ce Frillant, cet-enfin was Ihr wißt;
Und gibt's der Schneider; dem Frauenzimmer

gibts die Coëffeuse. Eh bien, was ist
dagegen zu sagen?

Mylord.

Man läßt sich bedeuten!
Es ist im esprit d'économie
von unsern aufgeklärten Zeiten.
Il y a du calcul là dedans.
Ich find' es herrlich. Jedermann
versieht sich mit den Nothwendigkeiten
des Lebens so wohlfeil als er kann.

Der Abbé.

Und sehn Sie nur das air de Fée,
das air — von Geist, von Leichtigkeit,
von reizender Wackelhaftigkeit,
das air de Sylphide? —

Mylord.

O ja, ich sehe,
ich sehe was zu sehen ist,
und freue mich dessen was ich sehe,
als wär' ich — ein Oeconomist.
Denn sehn Sie, wenn Ein grain de folie
schon glücklich macht: wie glücklich muß
die Welt nicht werden vom Ueberfluß,
de ce grain-là! — Die Zeit der Kühe
des alten Pharaons am Nil
ist gegen die unsrige Kinderspiel!
Doch, auf die Philosophie endormie
zurückzukommen —

Der Baron.

Viel Danks, Mylord
für die Zurückkunft. (Er lacht laut.) Auf mein Wort,

wir möchten alle die Dame näher
kennen lernen — (Zum Abbé.) Monsieur Fatras,
Sie sind ja wohl ein Geisterseher?
(Er lacht noch lauter.)
Sie könnten uns von der Erscheinung da
vermuthlich die beste Nachricht geben!
Ich seh' sie heut in meinem Leben
zum erstenmal. — Hab' ehmals zwar
als Schüler von unserm Ludimagister
von ihr gehört. Er sprach als wüßt' er
sehr viel davon. Allein, es war
wohl eine andre — oder er kannte
sie auch vom Hörensagen nur.
Was er Philosophiam nannte
war eine gar wichtige Infante!
Sie hätte, sagt er, die wilde Natur
zuerst gebändigt und überwunden,
und in der Körper- und Geisterwelt
und in der — was weiß ich welcher? — Welt
alles gar nett zusammengebunden,
und Städte gebaut, das erste Geld
gemünzt; Kirchen und Schulen bestellt,
kurz alles gethan und alles erfunden,
sagt' er —

Mylord.

Mein Herr von Trutenhahn,
der Ludimagister war ein — Lümmel,
und wußte nicht was er sagte. Beim Himmel,
sie hat, seitdem sie athmen kann,
von allem dem just — nichts gethan.

Der Baron
(mit einer politischen Miene und sehr laut schreiend).

Ich sagte ja gleich, es müsse noch eine
Philosophie seyn —

Der Abbé.

Nicht so laut! —
Nein, Herr Baron, es gibt sonst keine;
in tausend Gestalten ist's immer nur Eine.
Da sitzt sie in ihrer ersten Haut!
Hat freilich in ihren Lebenstagen
noch keinen Gänsestall gebaut;
(das können sie kecklich weiter sagen!)
noch jemals was erfunden — als
das Farbenclavier, und allenfalls
die Waschmaschine — Ihrenthalben
möchten wir noch auf Vieren gehn,
und Gras mit unsern Zähnen mähn,
und uns mit Thran und Schaffett salben.
Wohl uns, daß — wie bei jedem Thier —
Instinct und Glück das Beste thaten
im Drang der großen Noth uns rathen
zu helfen. Denn ma foi, hätten wir
die Künste lernen sollen von ihr,
wir könnten noch keinen Apfel braten!
Die Kunst zu träumen bei hellem Tag,
und Fliegen zu fangen und Sterne zu zählen,
ist alles womit sie groß thun mag!

Der Baron.

Nun möcht' ich doch, bei meiner Seelen,
begreifen, wie sie zu ihrem Credit
gekommen seyn kann —

Der Marquis (zum Chevalier).

Gehst du mit?

Der Chevalier.

Où?

Der Marquis.

Zur Comtesse de la Chouette.

Der Chevalier (avec un air fin.)

Ja, wer nicht was Bestelltes hätte.

Der Marquis.

Mylord, j'ai l'honneur — Herr Baron, Ihr Diener.

Der Baron.

Wie? Sie gehen schon?
Ich wollte mir nur erzählen lassen —

Der Marquis.

Grand bien Vous fasse, Herr Baron!
(Er geht mit dem Chevalier hüpfend und pfeifend ab).

Zweite Scene.

Der Abbé.

Sie sollen bedient seyn, Herr Baron;
Wir wollen uns kurz zusammenfassen!

Mylord

(wirft sich in einen Lehnstuhl, schlägt die Beine über einander, und sieht aus, als ob er sehr scharf an — nichts denke, und gar nicht Acht gebe, was die Andern sagen).

Der Baron.

Nach Ihrer Bequemlichkeit, l'Abbé.
Ich wüßte doch bis zum souper
sonst nichts zu thun — (sieht nach der Uhr) erst sieben Uhr;

Eh bien — (er gähnt) contez, contez toujours,
j'aime les Contes à la folie.
Was wär's? Wo blieben wir stehen? — Recht!
Die Rede war?

Der Abbé.

Sie wollten die Mühe
nehmen, sich von der Endormie
da was erzählen zu lassen. —

Der Baron.

Recht!
Das war's! J'y suis! Nur fortgefahren!

Der Abbé.

In ihren ersten Jugendjahren —

Der Baron.

Ich hoffe, sie ist doch von altem Geschlecht?

Der Abbé.

Sie kennen, als in den Geschichten erfahren,
unfehlbar das alte berühmte Geschlecht
der Feen?

Der Baron.

Hab' irgendwo gelesen
es sey in großem Flor gewesen
vor Zeiten. Allein, wie alles changirt,
dermalen würde in meinem Lande
mit einer Fee schlecht probirt.
Parbleu, ich glaube sogar Urgande
und Alquif würden nicht passirt!
Wir nehmen's scharf bekanntermaßen.
Ha, ha! die gute Philosophei!
Sie würde, trotz ihrer Feerei,
in keinem Stifte zugelassen!

Mylord (auffahrend).

God damm your Pedigree! laß den Abbé
doch schwatzen.

Der Baron (laut lachend).

His Lordship, wie ich seh',
ist nicht bei Laune — Weiter, Abbé.

Der Abbé.

Die Dame also, von der wir sprechen
(wie jede Fee durch Schicksals Schluß,
so irgend was Tolles haben muß),
hat ein gewisses Naturgebrechen,
wogegen Mustaschens Zwickelbart —

Mylord (ungeduldig).

O laßt Mustaschens Zwickelbart,
und alle Vergleichungen dieser Art;
zur Sache! zum Naturgebrechen!
Was ist's?

Der Abbé.

In ewiger Pfleg' und Wart'
von einem Cicisbé zu stehen,
der ihrer Trägheit die Müh' erspart
aus ihren eignen Augen zu sehen.

Mylord

(schlägt die Beine übereinander, und läßt den Kopf auf den Rücken des Lehnstuhl fallen).

Der Abbé (fortfahrend).

Das einzige was sie sich vorbehält
ist Freiheit, immer von einem zum andern,
sobald es ihr zu wechseln gefällt,
(und das ist oft) herumzuwandern.
Langweile, Neugier, Paradoxie,

kurz, Grillen und Launen regieren sie
dabei. Doch, ist der Günstling erkoren,
flugs ist er ihr der größte Mann,
den je ein weibliches Weib geboren,
und nichts ist dann so närrisch, er kann
sie's überreden. Sie hälf' ihm Mohren
bleichen; und spräch er: zweimal Zwei
sey Fünfe! sie setzte ihre Ohren
dran, daß es in diesem Falle so sey.
Die's anders finden, schilt sie Thoren;
denn Recht zu haben und weise zu seyn
erlaubt sie nur ihrem Günstling allein;
und wer sich dagegen zu sperren wagt,
den schlägt sie mit einem Er hat's gesagt
als einem Kolben vor die Ohren.
Allein sobald ein neu Gesicht
ihr vorkömmt — ein Knabe, der mit Gewicht
aus einem neuen Tone spricht,
stracks ist der große Mann verloren:
der Mann und sein System ist weg,
er ist ein Träumer, ein schaler Geck,
und jeder darf ihm Esel bohren.

Der Baron
(aus einem Mittelstand zwischen Wachen und Träumen erwachend).

Ein Träumer, ein Eselgeborner Geck
wie — wie — wie meinten Sie das? —

Der Abbé.

Ei, Ihr Gewissen,
Herr Ritter, hört auch gar zu leis!
Es hat sie da ganz unhöflicher Weis'
aus Ihrem süßen Schlaf gerissen.

Ich dächte, Sie schliefen ruhig fort.
Mein Schwatzen hat Sie unterbrochen;
Verzeihen Sie —

Der Baron.

Nä! nur fortgesprochen!
Sie sehen, ich höre jedes Wort —

(Schläft wieder ein.)

Mylord.

Ich höre zwar da nichts Neues sagen,
allein — man hört doch immer. — Nur fort,
nur fortgefahren, Abbé!

Der Abbé.

Mylord,
das Neue war schon in Salomons Tagen
was Seltnes! — ich spreche von langer Zeit —
Was Neues, Parbleu, die Möglichkeit
was Neues zu sagen, wird immer kleiner
Von Jahr zu Jahr. —

Mylord.

Locus communis! doch no offence!
Nur weiter!

Der Abbé (vor sich).

Orandum est ut sit mens
sana. (Laut) Mylord, die ganze Geschichte
ist etwas lang, und auch, beim Lichte
besehn, nicht allzu angenehm —
ich dächte —

Mylord.

Mir ist alles le même.

La Philosophie endormie (im Schlaf).

Ah! cher Voltaire! cher vieillard!

Mylord (zum Abbé).

Was will die mit ihrem Knasterbart?
Der wird doch (wie Freund Tristram spricht)
in seinen alten Tagen nicht
noch eine Fackel in ihrem — *)

Der Abbé (ihm ins Wort fallend).

— Still!
Sie sehen ja daß sie erwachen will!

La Philosophie endormie
(streckt sich, reibt die Augen, und spricht, ohne die Herren gewahr zu werden).

Wo bin ich? Das süße Traumgesicht!
So alt und noch so unermüdet!
So unerschöpflich! das braust und siedet
ja noch in meinem Dienst; als wär'
ich — seine Pucelle. —

Mylord (vor sich).

— und er
ihr edler langgeöhrter Galan!

Der Abbé (leise zu Mylord).

Sie fängt ein wenig feurig an! —
Ah! sehn Sie die versprechenden Augen!

Mylord.

Nur mehr fraicheur! So möcht's, mein Treu!
für einen Whim noch immer taugen!

Der Abbé
(nähert sich indessen der Philosophie endormie mit großen Verbeugungen, und flüstert ihr sehr vertraulich ins Ohr).

---

*) Mylord geruht auf eine Stelle im Tristram Shandy anzuspielen, die zwar sehr philosophisch, aber eben nicht die delicateste ist S. Vol. VIII. c. 5.

La Philosophie endormie
(auf Mylord deutend).
Wer ist der Herr da?
Der Abbé.
Mylord Rund —
(Mylord macht einen schlichten serviteur).
La Philosophie endormie.
Sein air of liberty macht ihn kund.
(Zu Mylord.) Mylord, mich freut die Ehre — (zum Abbé) der Pinsel!
(Zu Mylord.) Hab' für die Herrn aus Ihrer Insel
immer ein kleines faible gehabt!
Mylord (kalt).
Viel Ehre für uns!
La Philosophie endormie (zum Abbé).
Abbé, was trabt
die Treppe herauf?

Dritte Scene.

Der Marquis und der Chevalier mit großem fracas zu den Vorigen.

Mylord (zum Marquis).
Aux François, einen Augenblick
Half pfeifen — machte ich einen Nick
den tour herum — dann zur Chouette,
die fand ich auf ihrem Ruhebette
mit einem Gesicht à faire peur,
die Nerven noch alle von gestern her

en marmelade! — un mal de tête
affreux — und solch ein Schmachten im Blick!
Enfin — je fis une belle retraite;
und komme, wie Sie sehn, zurück.
Die Ursach' läßt sich leicht ermessen.
(Mit einer Verbeugung gegen die Philosophie endormie.)

Der Abbé (vor sich).

Der fat! — Des Mylords Abendessen
ist wohl, die Herrn anzuziehn,
Magnets genug! — (Zum Chevalier) Und Sie, wohin
Herr Ritter geriethen Sie indessen?
Ei! was Bestelltes so zu vergessen!

Der Chevalier.

Vous riez! es wäre lächerlich
an unser Einem, in solchen Sachen
den Mann von großem Gedächtniß zu machen —
der Fehler ist morgen früh geschwind
vergütet!

Mylord.

Genug die Herren sind
willkommen zu einer Schale Punsch.

Der Chevalier (vor sich).

Das war nun eben nicht mein Wunsch!

Der Marquis
scharmirt indessen mit der Philosophie endormie. Der Abbé mischt sich in ihr Gespräch).

Der Chevalier (zu Mylord).

Ha! ha! die fangen schon Feuer! Es wäre,
morbleu! von uns nicht sehr galant
den faden Stutzerchen da die Ehre
des Sieges zu lassen.

Mylord.

Pshaw! Die Ehre
wird nicht so groß seyn. Die kleine Mähre
frißt einem ja Augenblicks aus der Hand!
(Vor sich.)
Und doch wär's Spaß, sie vor der Nasen
dem Gecken am Ende wegzublasen.

Der Chevalier (vor sich).

Den fürcht' ich nicht!
(Er nähert sich der Philosophie endormie mit einer Verbeugung.)
Ein Dritter, Madam —
ist hoffentlich, nicht zu verwegen,
wiewohl er später als Andre kam,
sein Herz zu Ihren Füßen zu legen.

La Philosophie endormie.

Monsieur, vous êtes bien poli!

Der Marquis (zum Abbé).

Die allerliebste Philosophie!

Der Baron
(erwacht, sieht sich um, und stolpert mit affectirter bonne grace zur Gesellschaft hin).

Die Messieurs haben, wie ich seh,
die Dame bereits in Beschlag genommen,
's ist hohe Zeit dazwischen zu kommen! —
Nur nicht so hitzig drauf, Messieurs! —
Ihr Sklave, ma belle!

La Philosophie endormie (zum Abbé).
Wer ist der?

Der Abbé (leise zu ihr).

Ein Wunderthier vom Nordpol her,
Vous voyez, ein ungeleckter Bär,

ein Oran-Utang — um Alles zu sagen
mit Einem Wort, ein Deutscher Baron.

La Philosophie endormie.

Abbé, ich bitte Respect zu tragen;
ich ehre, seit kurzem, die Nation.
's sind Leute von guten derben Sinnen
und hausgesponnenem Menschenverstand!
Sie zahlen unsern Fabriken-Tand
baar Geld, vertauschen ihr Geld um Häcksel
und clinquant, verlieren noch gar im Wechsel,
copient lourdement nos Travers,
sind unsere tollsten Moden gewärtig,
und halten sich selbst nicht eher für fertig,
bis unsre Schneider und Friseurs
sie erst zu Menschen umgebildet,
und unsre Brodeuses sie übergüldet.
Da spricht man: so ein Volk sey dumm!
Ich preis' es klug, und weiß warum;
in staatswirthschaftlicher Betrachtung
verdient ihr Blödsinn die größte Achtung.

Der Baron
(in grossem Ernst, und mit einer tiefen Verbeugung).

Madame, vous avez trop de bonté.

La Philosophie endormie.

Man kann für Sie zu viel nicht haben,
mein Herr Baron.

Der Marquis.

Ein Mann von Gaben!
Er kommt (wie Cäsar) und sieht und siegt.

Der Baron (mit einer schlauen Miene).

Ich bin mit meinem Talent vergnügt,

hoffe, Sie werden Ursach' haben
es mit dem Ihrigen auch zu seyn?
(Er lacht aus vollem Halse.)

Der Chevalier.

Min Err Baron Locklockenstein,
Ihr Liebsglück macht sie übermüthig. —

Der Abbé.

Fy donc! ein wenig ehrerbietig
vor Damen! Wer wird gleich hitzig seyn!

Der Baron.

Ich bleibe, wie Sie sehn, kaltblütig,
und lade Sie alle zur Tafel ein.
Hoffe, Madame, sind so gütig —
Ein kleines souper, so gut mein Koch
es in der Eile zusammenbrachte —

Der Chevalier (heimlich zum Marquis).

Das geht noch besser als ich dachte —
(Laut.)
Eh bien, Marquis, wir gehen doch noch
zur kleinen Duchesse?
(Sie thun als ob sie gehen wollen.)

Der Baron.

Point de rancune,
Herr Ritter! die ganze compagnie
bleibt da! — Ma reine, befehlen Sie
den Herren zu bleiben! Point de rancune!
Sind gute Freunde allerseits!

La Philosophie endormie.

Ich, als die Helena dieses Streits
werde wohl Friede machen müssen.
Die Fehde wird bald geschlichtet seyn.

Messieurs, belieben Sie dann zu wissen,
mes faveurs, gleich dem Sonnenschein,
sind Jedem eigen, und Allen gemein.
Ich werde Sie alle contentiren;
nur müssen die Herren so billig seyn
sich auch für mich zu employiren.

Omnes.

Sind alle bereit bei Tag und Nacht!

La Philosophie endormie.

Der Anfang sey dann damit gemacht,
Sie alle (ohne daß sie spüren,
daß ihnen im Leibe dabei was kracht)
zu Philosophen zu creiren.

(Die Herren schauen einander mit großen Augen an.)

Sie schütteln die Köpfe? Sind Sie klug?
Ist etwa da was zu riskiren?
Sie nennen sich so — das ist genug
der halben Welt zu imponiren.

(Zum Marquis.)

Sie, Marquis, sind bei Hofe bekannt,
sind in der großen Welt mit Damen
und Herren liirt, und sehr im Stand,
zum wenigsten durch die dritte Hand,
uns Zutritt und Schutz von großen Namen
zu schaffen. — Ihr Fach ist, merken Sie,
Ihr Fach ist die Oekonomie!

Der Marquis.

Mein Fach? Madam, le diable m'emporte:
wenn ich in meinem Leben ein Wort
davon verstanden!

La Philosophie endormie.

— Verstanden? was wollen
Sie mit verstanden? Wie lächerlich!
Wer sagt denn, daß Sie verstehen sollen?
Tant mieux, mein Herr, je minder Sie sich
darauf verstehn! das ist für mich!
Sie werden nur desto dreister sprechen.
Nur tapfer über die Staatsgebrechen
und wider den luxe declamirt,
und neue Gesetze projectirt,
und gibt sich jemand damit die Mühe
und zweifelt und analysirt,
frisch auf den Calcul provocirt!
Das Uebrige wird sich alles geben.

(Zum Chevalier.)

Sie, Ritter, in ihrem städtischen Leben,
Sie werfen zum Sittenlehrer sich auf —

Der Chevalier (erstaunt).

Zum Sittenlehrer, Madam? Worauf
beruht mein Titel? Auf meinen Sitten
doch wahrlich nicht?

La Philosophie endormie.

Mon Dieu! wie schwach!
Wo ist die Rede von Ihren Sitten?
Genug, mein Herr, es ist Ihr Fach!
Sie sind dazu recht ausgeschnitten!
Viel jargon, viel effronterie,
Witz quantum satis — was wollen Sie
noch weiter? Sie sollen mehr Proselyten
machen als Heloisens Freund
einst Schüler. Wie? die Moral der Spatzen

ist doch so schwer nicht, wie mir scheint?
Und gegen die préjugés zu schwatzen,
und aus dem Daseyn ein Narrenspiel
zu machen, und jedes Naturgefühl
entweder weg zu räsonniren,
oder so lang und viel daran
zu schleifen und zu raffiniren,
zu drehn, zu feilen, zu ciseliren,
bis es ein Hauch verwehen kann:
als ob das große Künste wären?

Der Chevalier.

Ah, nun versteh' ich!

La Philosophie endormie.

C'est assez!

Der Markt wird uns schon kramen lehren.

(Zum Abbé.)

Nun kommt die Reih' an Sie, Abbé,
Sie sind ein Meister im persifliren!
Sie sollen bei unsrer kleinen Armee
die leichten Truppen commandiren;
Uns, und was wir zum Heil der Welt
erfunden, geträumt, ans Licht gestellt,
tagtäglich von Haus zu Haus proniren,
und jeden, der uns nicht gefällt
verspotten, schinden und chansonniren.

(Der Abbé verbeugt sich. Zu Mylord.)

Sie, Mylord —

Mylord (ihr ins Wort fallend).

Miß, mich lassen Sie aus!

Sie wissen ich bin ein Insulaner,
und drum zu jedem andern Aner

verdorben — Wir haben bei uns zu Haus
zu thun genug — macht eure Sachen
so gut ihr könnt — je schlechter für euch
je besser für uns – mir gilt es gleich.

La Philosophie endormie (zu den Uebrigen).

Für itzt ist nichts mit ihm zu machen,
Mylord is in his humour — Well!
Das soll uns nicht aus unserm bringen!
England bleibt doch in allen Dingen
ou le goût n'entre pas, Modell!
Dieß Liedchen wollen wir ewig singen.

(Zum Baron.)

Und Sie, mein schöner Herr Baron,
Sie machen die Honneurs von ihrem Lande,
und nehmen uns — in Protection!
Nur kein souper à l'allemande,
das bitt' ich mir aus! Je suis friande;
des ragouts fins — du goût, Monsieur!
und huile de perdrix bien perlé —
und den Tocay nicht zu vergessen!

Der Baron (dummtreuherzig).

Ich bin doch auch ein Philosoph!

La Philosophie endormie.

Versteht sich! Wir machen Ihnen den Hof,
und Sie — Sie geben uns zu essen.
's ist eine Akademie, wovon
Sie der nutritor sind, Baron!
Sie sollen Ehre von uns haben!

Vierte Scene.

(Verschiedene Herren in schwarzen Sammthosen treten auf)

Der Baron.

Was wollen die? Sind mir feine Knaben,
mein Seel'!

La Philosophie endormie
(zu den schwarzen Sammthosen).

— Sie kommen eben recht,
wir wollten just zu Tische gehen.

(Zu den Uebrigen)

Mylords and Gentlemen, Sie sehen
hier lauter Männer von meinem Geschlecht,
mit denen Sie sich befreunden müssen;
Männer, die manch solch Hosenpaar
in meinen Diensten schon zerrissen,
viel Raben und Gänse darin fürwahr
entfiedert, viel Ballen Papiers beschmissen!
Sind Weltverbesserer insgesammt,
Politiker, Oekonomisten,
Projectenschneider, Journalisten,
Cyklopädisten und Antichristen,
alle von Einem Geist entflammt!
Will sie als Männer von seltnen Gaben
und hohem Verdienst empfohlen haben.
Verbinden Sie sich mit ihnen genau!
Arbeitet — mit vereinigten Kräften,
an unserm Babylonischen Bau;
und wißt, von unsern Geheimgeschäften
beruht der Erfolg und ganze Gang
allein auf unserm Zusammenhang.

Steht immer alle für Einen Mann!
Hat Einer ein Ei gelegt, so kündigt
es alle mit lautem Gagack an;
und wer an Einem sich versündigt,
sey gleich von Allen in Bann gethan!
So wird mein Thron sich hoch erheben,
so wird es dauern unser Reich,
und die Philosophie in Euch
dem Erdenball Gesetze geben!

(Die Herren machen einander Complimente.)

Ein valet de chambre des Baron.

Monsieur, est servi.

Der Baron.

Allons donc,
Madame, Messieurs —

La Philosophie endormie.

Mon cher Baron,
Vous êtes des nôtres?

Der Baron.

Ma belle fée
Vous me rendez bien orgueilleux!

La Philosophie endormie

(indem sie den Baron beim Arme nimmt, und davon schlendert)

Votre Champagne est bien mousseux,
j'espère?

Der Abbé.

Voilà, ventrebleu,
une endormie bien eveillée!

„Unter unsern Großen ist kein Alexander und „kein Richelieu, der die Chörile und Colletets „der Dürftigkeit entrisse.“

1774.

Große Herren haben zuweilen ihre eignen Grillen. Karl der Zweite von England liebte die Cither eben so sehr als Crebillons Tanzai die Leyer. Der Citherschläger Francisco war eine Art von Günstling, und ein neues Menuet von ihm machte damals am Hofe zu St. James mehr Redens als der prächtigste Opern-Chor von Lulli. Ludwig XIV konnte die schönsten Stücke von Teniers nicht leiden, weil sie nur gemeines Bauervolk vorstellen; hingegen gibt es andre große Männer, die einen entschiedenen Groll gegen alles Idealische haben, und eine wohlgenährte Flammändische Venus der Griechischen Niobe und ihren Töchtern vorziehen. Alexander war allerdings ein großer Geist. Er liebte, beschützte und belohnte Künste und Wissenschaften. Er verschonte, da er Theben zerstören ließ, das einzige Haus, das Pindar ehemals bewohnt hatte. Er führte die Iliade in einem mit Edelsteinen von unschätzbarem Werthe besetzten Kästchen mit sich

herum. Er unterstützte den Aristoteles mit großen Summen bei der Verfertigung einer Naturgeschichte der Thiere. Lysippus und Apelles, der größte Bildhauer und der sinnreichste und angenehmste Maler seiner Zeit, der Maler der Grazien, stunden bei ihm in der vorzüglichsten Gnade. Bei allem dem hatte er, wie es scheint, nur einen sehr mittelmäßigen Geschmack in der Dichtkunst; und zu eben der Zeit, da er keinem geringern Meister als Lysippus und Apelles erlauben wollte, seine Figur nachzubilden, erlaubte er nicht nur dem Chörilus, einem sehr schlechten Poeten, seine Thaten zu besingen, sondern belohnte auch den Versemann so reichlich, als ob er ein Homer gewesen wäre, und so wie noch kein guter Dichter jemals belohnt worden ist. Vielleicht gab es gerade damals keinen bessern als diesen Chörilus; oder vielleicht fand dieser Bessere, wenn es einen gab, keinen Weg zu Alexanders Ohr; vielleicht fielen auch die Verse des Sängers Chörilus gut ins Gehör, aber Alexander, der keine Zeit hatte, darauf Acht zu geben, ob die Gedichte seines Hofpoeten im Ganzen gut oder schlecht waren, fand sie vortrefflich, weil seine Thaten darin besungen waren. Wären sie gut gewesen, so hätte er sie vermuthlich nicht desto schlechter gefunden. Und wer weiß? vielleicht hatte dieser Chörilus eine Schwester, die einem Liebling Alexanders gefiel? Vielleicht hatte dieser Chörilus ein Gedicht auf den Schooßhund einer Geliebten Alexanders gemacht? Vielleicht hatte er den Papagaien der Geliebten sprechen gelehrt? Vielleicht erwies Alexander der Dichtkunst die Ehre, selbst Verse zu machen, und diesen Chörilus traf just das Glück, daß er dazu gebraucht wurde, sie ihm schön ins Reine zu schreiben — und die sechshalbfüßigen Hexameter länger, oder die siebenfüßigen kürzer zu machen? Ein jedes dieser Vielleicht ist sehr möglich; und ein

jedes davon war hinreichend, den glücklichen Chörilus, wenn er auch der erste Dummkopf seiner Zeit gewesen wäre, in den Augen des Fürsten zu einem Homer zu machen. Bei den Göttern dieser Erde kömmt sehr viel auf die kleinen Umstände an. Was den Cardinal von Richelieu betrifft, der den Advocaten und Poeten Colletet, wiewohl er beides gleich schlecht war, unter die Vierzig der neugestifteten Französischen Akademie aufnahm und immer mit vorzüglicher Gnade beehrte — diese Eminenz ist eine von den entscheidendsten Beispielen, daß ein sehr großer Staatsmann ein schlechter Kenner des poetischen Verdienstes seyn kann, und daß man darum keine bessern Verse macht, weil man eine Negotiation vortrefflich einzufädeln weiß. Vermuthlich wurde dem guten Colletet gerade das, was ihm bei der Nachwelt nachtheilig war — der Mangel an Talenten — von seinem Beschützer zum Verdienst angerechnet. Der Cardinal hatte die Grille, selbst ein Poet — das ist, das, wozu ihn die Natur am wenigsten gemacht hatte — seyn zu wollen. Es war also natürlich, daß die schlechtesten Dichter eben diejenigen waren, die am meisten bei ihm galten. Corneille war ein zu gefährlicher Rival, um Verzeihung dafür zu erhalten, daß er so vortrefflich war. Die Colletets, die Cotins und ihresgleichen waren klein genug vor dem anmaßlichen Musengotte zu kriechen, und zu klein, um seine Eifersucht zu erwecken. Dank also, und abermal Dank habe der Himmel, daß unter unsern Großen keine Alexander und keine Richelieu sind, welche die Chörile und Colletets der Dürftigkeit entreißen! Die Folgen einer so übel angelegten Freigebigkeit würden für unsere Literatur zu verderblich seyn. Da die Anzahl der Leute, die sich ohne Genie und Talent zu Dichtern aufwerfen, jetzt schon so groß ist; jetzt, wo auch ein Cervantes

und Ariost so gut, als ehemals in Spanien und Italien Gefahr liefe, seinen poetischen Lebenslauf in einem Hospitale zu beschließen! was würde daraus werden, wenn die elenden Scribenten sogar durch öffentliche Belohnungen aufgemuntert würden?

Woher, nach der Edda, die guten und schlechten Skalden oder Barden kommen?

1775.

„Die Götter in Asgard (in der Götterburg) hatten einstmals lange Weile. Da fiel ihnen ein, sie wollten mit einander einen Menschen machen. Der neue Mensch erhielt den Namen Kwaser und hatte so viel Verstand, daß man ihm keine Frage vorlegen konnte, auf die er nicht sogleich eine befriedigende Antwort gehabt hätte. Er zog auf der ganzen Erde umher, die Menschen Weisheit zu lehren, und sein Ruhm wurde fast sehr groß. Das verdroß gewisse neidische Leute; flugs bestellten sie zween Zwerge, die ihn verrätherischer Weise ermordeten. Die Zwerge faßten sein Blut in ein Gefäß auf, vermischten's mit Honig und machten ein Getränk daraus, das alle und jede, die davon trinken, zu Dichtern macht. Wie nun die Götter ihren Sohn Kwaser nicht mehr sahen, fragten sie bei den Zwergen nach, wo er geblieben wäre. Die Zwerge, um sich, so gut sie konnten, aus dem Handel zu ziehen, antworteten: Kwaser wäre an seiner eigenen Weisheit erstickt, weil niemand im Stande gewesen, ihm oft genug durch gescheidte Fragen Luft zu verschaffen. Damit mußten sich die Götter einstweilen beruhigen. Einige Zeit darauf zogen sich die Zwerge den Unwillen des Riesen Suttung zu, und kamen dadurch in so große Noth, daß sie endlich ihrem Leibe keinen andern Rath wußten, als dem

Riesen das herrliche Getränk, das sie aus Kwasers Blute bereitet hatten, für ihre Befreiung anzubieten. Der Riese ließ sich's gefallen, empfing das Gefäß mit besagtem Getränke, und gab's seiner Tochter Gunlöde in Verwahrung.

Die Götter, welche Wind von der Sache bekommen hatten, wünschten sehr diesen Schatz in ihre Gewalt zu bekommen; es war aber keine so leichte Sache, denn die Riesin Gunlöde wohnte mitten in einem Felsen, der ringsum ohne Oeffnung war. Die Frage war, wie man da hineinkommen sollte. Vater Odin nahm es auf sich, das Abenteuer zu bestehen. Er zog aus und kam auf eine große Wiese, wo er neun Tagelöhner sah, die im Mähen begriffen waren. Odin fand ein Mittel die Bursche auf eine listige Art dahin zu bringen, daß sie einander mit ihren eignen Sicheln in Stücke zerschnitten. Nun veränderte Vater Odin seine Gestalt, nahm den Namen Bolwerk an, und kam zu dem Riesen Bauge, Suttungs Bruder, den er sehr betrübt über den Tod seiner neun Mäher antraf. Bolwerk sagte ihm, er wolle ihre Stelle vertreten, und mit aller ihrer Arbeit in kurzer Zeit fertig werden, wenn Bauge seinen Bruder Suttung dahin vermögen wollte, ihn nur einen einzigen Schluck von seiner Poeten-Latwerge thun zu lassen. Sie wurden des Handels eins; Bolwerk mähte den ganzen Sommer durch, aber wie der Winter kam, wollte er seinen Lohn haben. Bauge versprach sein Bestes zu thun; sie gingen mit einander hin zu Suttung; aber dieser erklärte ihnen rund heraus, daß sie keinen Tropfen von seinem Nektar zu kosten kriegen sollten. Sie mußten also unverrichteter Dinge abziehen, und nun war guter Rath theuer. Wenn du mir helfen willst, sagte der verkappte Bolwerk zu Baugen, so will ich wohl durch List erhalten, was wir nicht erbitten konnten. Sogleich bracht'

er einen Bohrer hervor, mit welchem Bauge ein Loch in den Felsen bohrte, wo der Schatz verwahrt ward. Bolwerk kroch in Gestalt eines Wurms hinein; aber kaum war er in der Höhle, so nahm er seine eigne Gestalt wieder an, und in dieser wußt' er sich bei Gunlöden so wohl einzuschmeicheln, daß sie ihm endlich verstattete, drei Züge von dem Wundertranke zu thun, der ihrer Hut anvertraut war. Aber wie Odin einmal angesetzt hatte, zog er so tüchtig, daß mit dem dritten Zug das ganze Gefäß rein ausgeleert war. Alsbald nahm er die Gestalt eines Adlers an, und flog was er konnte in den Asgard zurück, um den Schatz, den er in seinem Magen trug, je eher je lieber in Sicherheit zu bringen. Aber Suttung, der ein Zauberer war, hatte den Possen gemerkt, eilte ihm ebenfalls in Adlergestalt nach, und erreichte ihn schier, da er nicht mehr weit von der Pforte des Asgards war. Die Götter, welche merkten, daß Odin, wegen der Schwere des bei sich tragenden Getränks nicht schnell genug fliegen konnte, um dem nachjagenden Suttung zu entrinnen, setzten ihm flugs so viel Gefäße unter als sie in der Eile finden konnten. Odin fand diese Vorsicht so wenig überflüssig, daß er augenblicklich den ganzen Vorrath, den er im Leibe hatte, von sich gab, und damit alle Gefäße anfüllte. Große Freude unter den Göttern! Aber wie man die Sache näher besah, wurde man gewahr, daß er nur einen Theil der Mixtur, rein und unverdorben, durch den Schnabel von sich gegeben hatte. Die wenigen damit angefüllten Gefäße wurden sogleich aufgehoben; und aus diesen erlaubt Odin, aber selten, den Barden zu trinken, die er mit dem wahren Dichtergeist erfüllen will. Eine weit größere Portion hatte der göttliche Adler mit einem guten Theile ungleichartiger Materie versetzt, durch eine andre Oeffnung von sich gegeben. Die damit

angefüllten Gefäße gab er den Dichterlingen und Leyermännern preis. Die Presse war stark um die Gefäße her, und ist es noch; daher (sagt die Edda) die abscheuliche Menge von elenden Versemachern und elenden Versen! In Erwägung der Quelle, aus der sie geflossen sind, können sie nicht besser seyn!

Die Lösung des Problems ist höchst glücklich, wie man sieht. Sie ist der Sache so angemessen, daß man sich, däucht mich, völlig dabei beruhigen kann, ohne jemals eine bessere zu suchen.

Logogryph.

1776.

Der Logogryph ist eine Art von Witzspiel, wo es darum zu thun ist, ein Wort zu errathen, aus welchem, durch dessen Zergliederung und Versetzung der Buchstaben, eine Anzahl andrer Wörter herauskömmt, die von allgemein bekannter Bedeutung sind, oder doch unter die Anzahl derer gehören, die man als bekannt voraussetzen darf; dergleichen z. B. die Namen mythologischer und historischer Personen, und die der Länder, Gebirge, Flüsse, Städte u. s. w. sind.

Ordentlicher Weise nimmt man zu einem Logogryphen ein Wort aus der Sprache, worin er geschrieben ist. Es ist aber auch erlaubt, den Namen einer Person oder Sache dazu zu nehmen, aus welcher Sprache er seyn mag, insofern man nur diese Person oder Sache als unter diesem Namen bekannt voraussetzen kann.

Der Logogryph ist also eine Art von Räthseln, deren hauptsächlichstes Verdienst darin besteht, daß einiger Grad von Menschenverstand und Kenntnissen dazu gehört, um sie errathen zu können; und daß man es dem Liebhaber, der sich daran versuchen will, weder zu leicht, noch zu schwer mache. Das letzte geschieht, wenn die Umschreibungen, in welche man die Namen der Worte, die man errathen soll,

einhüllet, allzu dunkel; das erste, wenn sie gar zu deutlich und handgreiflich gegeben sind. Wiewohl es nichts schaden kann, wenn, zum Ersatz für diejenigen, die etwas mühsamer zu finden sind, andre dem Suchenden desto williger in die Hände laufen.

Feine, scherzhafte oder satyrische Züge und Wendungen sind ein Salz, dessen diese Art von Gerichten mehr als irgend eine andere bedarf. Je mehr von dieser Würze daran ist, je besser.

Der Gebrauch will, daß Logogryphen allezeit in Versen abgefaßt werden; weil man mit gutem Fug geglaubt hat, daß sie der Annehmlichkeit, die sie dadurch erhalten, nicht wohl entbehren könnten. Je ungezwungener, fließender, wohlklingender die Verse und Reime sind, desto besser für den Logogryphen, und den Leser! Das versteht sich.

Alles zum Besten der Logogryphen Gesagte gilt auch von den Räthseln; — oder vielmehr diese haben gar keine Apologie vonnöthen. Machten sich nicht vor Alters die Könige und weisen Männer der berühmtesten Völker ein Geschäft daraus, Räthsel zu erfinden, und einander zum Errathen zuzuschicken? Kam nicht die Königin von Saba — aus deren Liebesgeheimnissen mit dem König Salomo noch die heutigen Beherrscher von Abyssinien entsprossen zu seyn stolz sind — mit großem Pomp ausdrücklich nach Jerusalem, um den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des jungen Fürsten, wovon der Ruhm sich schon in allen Ländern gegen Morgen und Mittag verbreitet hatte, durch Räthsel auf die Probe zu stellen? Rettete Oedip nicht das ganze Thebanische Land vom Untergang, indem er das berühmte Räthsel der Sphinx errieth? Was braucht es weiter Zeugniß? Wir werden uns doch nicht einbilden wollen, zu weise für ein Spiel zu seyn,

woraus Leute wie die Königin von Saba, die Könige Salomon und Amasis und die sieben Weisen aus Griechenland, sich ein ernsthaftes Geschäft machten?

Nachschrift.

Mein Gewissen dringt mich aber, lieben Brüder! Laßt uns offenherzig gegen einander seyn! Logogryphen sind — was auch mein Freund, vielleicht aus bloßer Schalkheit, zu ihren Gunsten sagen mag — beim Lichte besehen, doch nur ein Spiel für Kinder. Deßwegen setzt man sie auch in Reime, weil Kinder ihre Freude daran haben, wenn's immer am Ende einer Zeile so hübsch klappt. — Aber was thut das? Wissen wir nicht alle längst, worin der eigentliche Unterschied zwischen den kleinen jungen Menschlein und den großen alten Menschen liegt? — Es lautet freilich nicht fein, wenn uns ein weiser Mann sagt, was jener Aegyptische Priester dem Solon sagte: ihr Griechen seyd und bleibt doch immer Kinder! — Aber zuweilen ein Kind zu seyn, ist eine Sache, deren sich weder Sokrates, noch Agesilaus, noch Cornelia, die Mutter der Gracchen, noch irgend ein weiser Mann oder eine weise Frau, je geschämt hat. Also lassen Sie sich ja nicht durch falsche Schamhaftigkeit abhalten, wenn Ihnen etwa die Lust ankäme, Logogryphen zu machen oder zu errathen; falls Sie NB. sonst nichts Besseres zu thun wissen; welches freilich nur so, so, wäre — aber doch manchmal dem Klügsten begegnen kann.

Demoiselle oder Fräulein?

1794.

Vor der Revolution war Demoiselle (das Diminutivum von Dame) der gewöhnliche und kanzelleimäßige Titel der unverheiratheten Töchter des Französischen Adels. Da nun unser Deutsches Wort Fräulein das Diminutivum von Frau ist, so ist klar, daß es, nach dem Französischen Sprachgebrauch, mit dem Worte Demoiselle von völlig gleicher Bedeutung ist, und also dieses letztere, ins Deutsche übersetzt, nicht anders als durch Fräulein gegeben werden kann. Wofern demnach nicht etwa besondere Ursachen vorhanden sind, welche den Vorschlag, „das Wort Fräulein bei allen Gelegenheiten, wo bisher das Französische Demoiselle im Deutschen gebraucht wurde, an dessen Statt zu setzen," unschicklich machen: so wäre in der Sache selbst nicht nur der mindeste Grund, warum der Gebrauch des Französischen Demoiselle länger beibehalten werden sollte; sondern es wäre vielmehr sehr ungereimt, aus bloßem Eigensinn auf dem Gebrauch, oder, richtiger zu reden, auf dem Mißbrauch eines fremden Wortes bestehen zu wollen, für welches wir das völlige Aequivalent in unsrer eigenen Sprache besitzen.

Die Entscheidung der streitigen Frage beruhet also, wie es scheint, lediglich auf der Erörterung eines Präliminarpunkts;

ob nämlich besondere Ursachen, welche die Vertauschung des Wortes Demoiselle (inwiefern es vornehmlich im nördlichen Deutschland seit ungefähr einem halben Jahrhundert zu Qualificirung der Jungfrauen vel quasi aus den höhern Classen des sogenannten Bürgerstandes gebraucht wird) gegen das Deutsche Fräulein unschicklich machen, wirklich vorhanden sind, oder nicht.

Viele Gegner dieser neuerlich in Vorschlag gekommenen und seit einiger Zeit in verschiedenen Blättern des k. p. Reichsanzeigers theils empfohlenen, theils bestrittenen Vertauschung glauben, daß dadurch ein frevelhafter Eingriff in die Vorrechte des Deutschen Adels geschehen würde; als dessen unverheirathete Töchter sich bisher in ruhigem ausschließlichem Besitze des Prädicats Fräulein befunden hätten.

Aber dieser Einspruch im Namen unserer bisher sogenannten Fräulein scheint aus folgenden Rücksichten ohne hinlänglichen Grund zu seyn.

1) Unsere altadeligen oder diplomatisch geadelten Fräulein können einen ungestörten und im ganzen heil. Röm. Reich stattfindenden ausschließlichen Besitz dieses Prädicats so wenig zu Recht erweisen, daß vielmehr, zum Beweis des Gegentheils in einigen vordern Reichskreisen, und vornehmlich in der Kaiserstadt Wien, schon lange gewöhnlich ist, unverheirathete Personen bürgerlichen Standes, aus den Classen, die man unter der allgemeinen, Honoratiores, zu begreifen pflegt, im gemeinen Umgang Fräulein zu nennen, wiewohl sie sich weder durch Stammbaum noch Adelsbrief zu diesem Ehrentitel legitimiren können. Warum sollte denn also, was in Wien und überhaupt in den Oesterreichischen und einigen angränzenden Landen, ohne den geringsten Widerspruch des Adelstandes,

stattfindet, nicht auch in andern Städten und Ländern des Deutschen Reichs angehen?

2) Noch viel weniger können diejenigen, in deren Namen man ein ausschließliches Recht an das Prädicat Fräulein in Anspruch nimmt, einen rechtsbeständigen Titel für dasselbe erweisen. Denn bekanntermaßen war eine Zeit, wo nur die Töchter der Könige und Fürsten ausschließlich Fräulein, die Töchter der übrigen Edeln, Herren und Ritter hingegen Jungfrauen (so wie die Söhne derselben Junker) hießen, und diese Titulatur findet sich noch im 16ten Jahrhundert. Wie lange es eigentlich her ist, und wie es zugegangen, daß die adeligen Jungfrauen zum ausschließlichen Besitz des Ehrentitels Fräulein, wenigstens in einem großen Theil des Deutschen Reichs, gekommen sind, dürfte wohl schwer zu beurkunden seyn: so viel ist indessen gewiß, daß sie weder durch ein Reichsgesetz, noch durch ein kaiserliches Privilegium in diesen Besitz gesetzt worden sind; daß also ihr angebliches Recht an dieses Prädicat sich auf eine bloße Gewohnheit gründet, deren Ursprung sich nicht genau bestimmen läßt, und welche unsern, kraft einer gleichmäßigen Gewohnheit, zu Demoisellen gestempelten und dafür anerkannten, bürgerlichen Jungfern an ihrem gerechten Anspruch an diese dem Französischen Demoiselle gleichgeltende Deutsche Titulirung nichts benehmen kann.

3) Man könnte zwar im Namen der adeligen Fräulein einwenden: „es gebühre sich doch, so lange der gesetz- und verfassungsmäßige Unterschied der Stände in Deutschland noch bestehe, daß auch im gemeinen Leben ein gehöriger Unterschied zwischen den adeligen und nichtadeligen Jungfern gemacht werde.“ Ich, meines Orts, erkenne dieß für eine ganz

billige Forderung: aber ich sehe nicht, wie aus derselben ein ausschließliches Recht an das Prädicat Fräulein gefolgert werden könne. Oder sind denn etwa die adeligen Jungfern durch das gewöhnliche von, durch das Beiwort gnädig — welches zwar ehemals nur den Fürstentöchtern zukam, aber nun vor ihrem Geschlechtsnamen, und durch einen zum allgemeinen Gebrauch gewordenen höflichen Mißbrauch, allen adeligen Jungfern im gemeinen Leben gegeben wird — sind sie durch beides nicht hinlänglich genug unterschieden? Wenn also die bürgerlichen Demoisellen schlechtweg Fräulein, die adeligen hingegen ausschließlich gnädige Fräulein gescholten würden, wo wäre die Unschicklichkeit? und mit welchem Grund könnten sich die Adeligen beschweren, daß sie mit den Bürgerlichen in eine Linie gestellt würden?

Aus dem bisher Gesagten scheint sich also zu ergeben: daß auf Seiten des Adelstandes nicht der mindeste gültige Grund vorhanden sey, warum die adeligen Töchter auf einem ausschließlichen Recht an das Prädicat Fräulein bestehen sollten. Auch ist kaum zu zweifeln, daß diejenigen, welche die längsten und glänzendsten Ahnenregister vorzuweisen hätten, gerade die ersten seyn würden, die vorgeschlagne neue Mode mitzumachen, wofern nicht andre Ursachen in Betrachtung kämen, welche (meines Bedünkens) diese Neuerung unschicklich und beinahe ganz unausführbar machen.

Denn, gesetzt nun, es beliebte einer ansehnlichen Majorität in allen Städten Deutschlands, das Wort Fräulein an die Stelle des zeither üblichen Demoiselle und Mamsell zu setzen; so entstünde sogleich (wie auch von andern bereits bemerkt, aber noch von niemand hinlänglich beantwortet ist) die Frage: „sollen alle, die dermalen theils in ruhigem Besitz des

Mamsellentitels sind, theils einen mehr oder minder begründeten Anspruch darauf machen, künftig Fräulein heißen; und im verneinenden Falle, bei welcher Subdivision der bürgerlichen Classe (die an Subdivisionen und Sub-Subdivisionen so sehr reich ist) soll der Strich gemacht werden? Jede dieser Subdivisionen steht zwar nur um eine kleine Stufe höher als die nächst angränzende, würde sich aber dennoch selbst lächerlich finden, wenn sie sich etwas über diese nächste an ihr herausnehmen wollte. Schon aus diesem einzigen Grunde ist klar, daß das Prädicat Fräulein entweder irgend einer dieser Subdivisionen willkürlich und widerrechtlich verweigert, oder am Ende allen gegeben werden müßte. Denn bürgerlich ist nun einmal bürgerlich, und es ist zwischen dem höchsten und niedrigsten Bürgerlichen keine solche Kluft befestiget, wie zwischen ihnen und den Adeligen. Der bürgerliche Geheimerath ist, so lang' er bürgerlich bleibt, weder mehr noch weniger roturier als sein Schneider, und Mamsell N. N., die Tochter des Geheimenraths, die Hauben steckt, oder Mamsell N. N., die ihre seidnen Strümpfe wäscht, hat so viel Recht Fräulein zu heißen als jene; und wiewohl es ihr selbst (anfangs wenigstens) etwas widersinnig vorkommen würde, sich Fräulein schelten zu hören, so würde sie es doch auch sehr unbillig finden, wenn sie sich des Mamsellentitels, den sie wenigstens am Sonntag in ihrem Kirchenstaate von manchem Ehrenmann, der sie kannte oder nicht kannte, zu hören gewohnt war, nun auf einmal unverschuldeter Dinge entsetzt und mit der Jungfer Tochter eines Holzhackers oder Scheerenschleifers in eine Linie gestellt sehen sollte.

Ich müßte mich sehr irren, oder die natürliche Folge von der Unmöglichkeit die Gränze des Mamsellentitels a parte post zu bestimmen würde seyn, daß entweder gewisse Classen

vor wie nach Mamsellen blieben (und also die Absicht, dieses undeutsche Wort aus unsrer Sprache zu verbannen, verfehlt würde), oder daß es dem armen Wörtchen Fräulein wie dem einst so vornehmen Wort Frau erginge, welches von seiner ehemaligen hohen Würde nach und nach (wenigstens in den Landen, wo das Sachsenrecht gilt) so tief herunter gesunken ist, daß es, zum großen Aergerniß Schwäbischer Ohren, in jenem Lande nicht nur Waschfrauen, Scheuerfrauen, Butterfrauen, Milchfrauen gibt, sondern sogar das zerlumpteste Bettelweib kein Bettelweib, sondern eine Bettelfrau ist.

Wenn diese Betrachtungen (wie es mich, salvis melioribus, bedünken will) von hinlänglichem Gewichte sind, die Einführung des Wortes Fräulein in den Bürgerstand für unschicklich und unthunlich zu erklären: so wäre dann meine unmaßgebliche Meinung:

Es entweder mit der Demoiselle und Mamsell, Einwendens ungeachtet, beim Alten zu lassen — (wie wir es ja mit so vielen andern, ungleich wichtigern Mißbräuchen, Unformen und Inconsequenzen im menschlichen Leben auch beim Alten lassen müssen; wenn wir nicht etwa, um der Spinnen, Wanzen und Mäuse los zu werden, lieber das ganze Haus in Brand stecken wollen) oder diese in der That unsre edle Sprache verunzierenden, fremden und respective barbarischen Wörter ganz und gar abzuschaffen, und statt derselben das ehrliche altdeutsche Ehrenwort Jungfer wieder in seinen ehemaligen Gebrauch einzusetzen; ohne so viel Werth auf Unterscheidungszeichen zu legen, die in den Augen des Vernünftigen keinen Sinn haben, und auf Seiten derer, die nach solchen kleinfügigen Distinctionen geizen, eine Engbrüstigkeit und Armseligkeit des Geistes verrathen, bei deren Anblick

man ungewiß ist, ob man sie belachen oder beweinen soll.*)

*) Wie viel zwanzig Jahre nicht ändern können! — Unter den Folgen der Französischen Revolution ist auch die, daß ein ansehnlicher Theil unserer Demoisellen zu Fräulein wirklich avancirt ist. Wer hätte sich vor zwanzig Jahren denken können, daß das Deutschthum solche Fortschritte machen würde! Derjenige selbst, welcher den ersten Vorschlag zu dieser Verdeutschung that — er führt jetzt den sehr undeutschen Titel eines General-Consuls — hatte sich dieß wohl kaum eingebildet, und Wieland würde jetzt schwerlich so leichtsinnig über eine Sache sprechen, die ganz unläugbar eine so große politische und diplomatische Wichtigkeit gewonnen hat, daß man wahrscheinlich nach wiederum zwanzig Jahren untersuchen wird, ob nicht gar hier die Quelle aller demagogischen Umtriebe verborgen war.

Reflexionen.

„Wenn kein Gott wäre, sagt Voltaire, so müßte man einen erdichten.“ — Gut, daß es nicht nöthig ist! Möchte nur die Zerstörung der Götzen, womit sich das arme Menschengeschlecht behilft, leichter zu bewerkstelligen seyn als sie ist!

Sobald der Unglaube herrschend wurde, folgte ihm fast immer der thörichtste und ausschweifendste Aberglaube. Was haben sich Cagliostro, Mesmer, die Martinisten, die Swedenborg'schen Jünger in unsern Tagen für Anhang gemacht, und wie leicht ist ihnen ihr Succeß geworden! Aber wie lange wird er dauern? Der Succeß der Vernunft ist unscheinbarer, aber dauerhaft; die Triumphe der Schwärmerei sind nur das berühmte Abderitenfieber; es mußte austoben, und hörte dann von selbst auf.

Man wird es bald müde, nichts mehr zu glauben.

Ohne Ermüdung, ohne Anstrengung würden wir nur sehr wenig, und unendlichmal weniger thun, als wir sollen.

Ein Philosoph muß nie mit Worten — spielen.

Menschen können immer nur von Menschen, und müssen also von ihresgleichen abhangen; das Unglückliche dabei liegt bloß darin, wenn derjenige, von welchem wir abhangen, entweder durch keine Gesetze eingeschränkt ist, oder — was im Grunde eben dasselbe ist — sich über die Gesetze wegsetzen kann, sobald es ihm, oder denen, von welchen er abhängt, beliebt. Macht und Reichthum geben, fast überall, auch Privatpersonen, diese den Schwächern und Aermern so drückende Art von Unabhängigkeit und despotischer Willkür. Es gibt nur Ein Mittel gegen den Mißbrauch, den die Fürsten, Aristokraten und Demagogen, in der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, und überhaupt die Mächtigen und Reichen überall, im kleinsten Dorfe so gut wie in der größten Königsstadt, von ihrem Uebergewichte machen, und dieß einzige Mittel sind Gesetze, die gegen den Mächtigsten und Reichsten eben so unerbittlich sind als gegen den Aermsten und Schwächsten, und deren Handhabung so weislich eingerichtet und verwahrt wird, daß sie eben so wenig durch List und Betrug umgangen, als durch Gewalt übersprungen werden können.

Liebenswürdige Bescheidenheit und edler Stolz vertragen sich sehr gut in einem und demselben Subjecte; nur jedes an seinem Ort und zu seiner Zeit. Wenn Bescheidenheit auch sonst zu nichts gut wäre, als den Glanz gar zu großer Vorzüge zu mildern, ein zu sehr hervorragendes, andere zu sehr demüthigendes Verdienst weniger verhaßt zu machen; so dürfte sie schon darum allein dem wahren Verdienste nicht

gleichgültig seyn. Aber zu weit getriebene Bescheidenheit wird (wie jede übertriebene Tugend) zur Untugend, und zu einer desto tadelnswürdigern, weil sie nicht nur uns selbst schädlich ist, sondern auch macht, daß wir andern weniger nützlich werden können.

Mich däucht, ich wollte ziemlich einleuchtend beweisen können, daß Cato und Brutus im Ganzen ihres Lebens mehr Mäßigung gezeigt haben als Camillus und Scipio, ungeachtet Camillus sich von den Thränen und Beschwörungen seiner alten Mutter endlich erbitten ließ, sein Vaterland seinem gereizten Stolze nicht aufzuopfern, und Scipio eine ihm aus der Beute zugefallene Numidische Königstochter lieber ihrem Bräutigam zurückgeben, als seine Beischläferin zu sein nöthigen wollte; eine That, von welcher man nie so viel Aufhebens hätte machen sollen.

Man kann ein Kind, das früh zur Reinlichkeit geneigt wird, als ein Kind von guter Hoffnung ansehen; wenigstens ist es ein Zeichen einer feineren Organisation, und beinahe die erste Gelegenheit, wo die Seele Gewalt über ihren Körper ausüben lernt. Es ist nicht zu sagen, von wie vielen Tugenden diese erste Entwicklung der Humanität der Keim ist.

Mit guten Nerven und gesunder Vernunft hat eine Seele immer so viel Federkraft, als sie braucht, um sich so viel drücken zu lassen und so viel zurückzudrücken, als zu ihrem Wohlbefinden

nöthig ist; ohne diese beiden Requisite weiß ich ihr keinen Rath.

A. Philosophen, behaltet eure stolze Weisheit für euch; gebt mir dafür meine süßeste Hoffnung wieder! Wäre sie auch nichts als Täuschung, so würde sie mir doch tausendmal lieber seyn.

B. Vorausgesetzt, daß ich nicht wüßte, oder zu wissen meinte, daß sie nur Täuschung sey. Es gibt wissentliche Täuschungen, die uns amüsiren, aber keine, die uns zum Trost, zur Stütze dienen könnte.

P. Bouhours und Friedrich II haben Recht: wir Deutschen sind trop bêtes, um jemals den rechten Geschmack an dem flüchtigen Salz eines solchen Quasigedankens zu finden, wie sie an den weiland berühmten Soupées der Madame Geoffrin bei Tausenden zum Vorschein kamen. Man müßte uns ein Buch schreiben, so dick wie das große römische Brevier, oder vielmehr, man müßte ganz neue Instrumente für uns erfinden, um das unendlich kleine Partikelchen von Wahrem oder Denkbarem, was darin ist, aus der insipiden Vehikel, worin es schwimmt, für uns herauszufischen; und dann ärgerten wir uns, wenn wir fänden, daß es der Mühe nicht werth gewesen sey.

Shakespeare's Geist? — Unsre jungen Herren geben sich die Miene, als ob sie auf sehr vertrautem Fuße mit diesem Geiste lebten, und ihn citiren könnten, so oft es ihnen einfiele. Ich

möchte wohl sehen, wie ihnen zu Muthe würde, wenn ihnen Shakespeare's Geist wirklich die Ehre anthäte, und in seiner Heldengröße vor sie hinträte! Es möchten wohl wenige von ihnen seine Gegenwart ertragen können.

Voltaire sagt: plus la langue est décente, plus les moeurs sont corrompues. — Voltaire könnte aber vielleicht auch hier, was ihm nicht selten begegnet, Unrecht haben. Solche Sätze sind, als allgemeine Urtheile ausgesprochen, selten wahr, und leiden meistens so viele Ausnahmen, daß ihre Gültigkeit fast ganz dadurch entkräftet wird. So war z. B. die Sprache zu Karls IX Zeiten in Frankreich sehr indecent (vid. Brantome und seinesgleichen), aber auch die Sitten waren damals in jeder Rücksicht sehr verdorben, und gewiß weit zügelloser als in unsern Tagen irgendwo.

Ehre jedem rechtschaffenen Staatsmann, um so mehr, je größer die Schwierigkeit ist, hier die Klugheit immer glücklich mit der Sittlichkeit zu verbinden! Aber ist nicht darum ein Lord Chatham, ein Bernstorf — unsterblich?

Es gibt ritterliche Verfechter der alten Mißbräuche, welche bloß darum für die alte Ordnung der Dinge eifern, weil sie die alte Unordnung, und die Mißbräuche, die ihnen und ihren Vorfahren so vortheilhaft waren, von denselben unzertrennlich glauben.

Es ist Pflicht, von der menschlichen Natur gut und groß zu denken: aber wer von den Menschen, die er vor und um sich hat, immer das Beste denkt, läuft Gefahr, der Narr seiner guten Meinung zu werden.

Einem Irrenden auf den rechten Weg helfen, ist Pflicht der Humanität; einen Irrthum, der dem allgemeinen Besten Gefahr droht, bestreiten, unnachläßliche Schuldigkeit des Weltbürgers sowohl als des Staatsbürgers.

National-Poesie.

1773.

Die Ursachen, warum die Deutsche Nation keinen so ausgezeichneten National-Charakter haben kann wie die Französische und Englische, sind bekannt genug. Sie liegen in unsrer Verfassung; und können also auch nur mit unsrer Verfassung aufhören. Die Deutsche Nation ist eigentlich nicht Eine Nation, sondern ein Aggregat von vielen Nationen, so wie die alten Griechen, unter welchen Korinther, Spartaner, Thebaner, Athenienser, Megarenser, Thessalier u. s. w. viel zu verschieden von einander waren, um sich anders als durch sehr allgemeine, folglich wenig auszeichnende Züge, zu gleichen. Wenn die Griechen überhaupt zur Zeit ihres größten Flors unter allen übrigen bekannten Völkern hervorragten; so kam es bloß daher, weil die übrigen Völker alle, mehr oder weniger, Sklaven oder Barbaren waren. Wäre schon damals der größte Theil von Europa auf einen hohen Grad polizirt gewesen, so würden sie sich bei weitem nicht so stark ausgenommen haben. Bei allem dem hatten die Griechen doch überhaupt einen National-Charakter, und wir Deutschen haben den unsrigen. Man lasse (wenn wir selbst zu parteiisch seyn sollten davon zu urtheilen) einen Schweden oder Russen, der so viel Geschmack und Kenntnisse hat, als zu einem solchen Urtheil erfordert wird, eine Vergleichung der besten Deutschen

Dichter und Prosaisten mit den besten in Italien, Frankreich und England anstellen, und dann den Ausspruch thun, ob er keinen Erdgeschmack, wenn ich so sagen darf, an unsern Schriftstellern wahrnehme? Ob sich nicht in jedem Züge finden, welche den Deutschen Schriftsteller von dem Wälschen, Französischen, Englischen unterscheiden, und die auf Rechnung des National-Charakters gesetzt werden müssen? — Und dieß, däucht mich, ist alles, was man vernünftiger Weise in diesem Stücke fordern kann. Aber hieran genüget, wie es scheint, gewissen von vermeintlicher Vaterlandsliebe brausenden Köpfen nicht. Sie verstehen unter dem National-Charakter, den sie unsrer Dichtkunst, oder überhaupt unsern Werken des Genie's geben möchten, etwas mehr: aber beinahe sollte man zweifeln, ob sie in dem, was sie fordern, sich selbst recht verstehen. Ist ihre Meinung, wir Deutschen sollten eine National-Dichtkunst haben, die sich eben so auszeichnete, uns eben so eigenthümlich wäre, wie ehemals die Griechische und Celtische den Griechen und Celten eigen war, und durch starke Nationalzüge contrastirte: so haben sie vermuthlich nicht bedacht, daß sie etwas verlangen, was weder nach der heutigen Verfassung der Welt möglich, noch in irgend einer Betrachtung wünschenswürdig ist. Würden die Römer zu Trajans Zeiten nicht lächerlich gewesen seyn, wenn sie den Verlust ihrer alten eigenthümlichen Poesie, ihrer Fescenninen und Saturnischen Verse beklagt, und von ihrem Virgil, Horaz, Ovid, Catull u. s. w., als Nachahmern der Griechen, mit gerümpften Nasen gesprochen hätten? Würden wir es weniger seyn, wenn wir unsre Dichter nicht für einheimisch erkennen wollten, weil sie sich, anstatt nach den Barden der alten Celten — nach Mustern derjenigen Europäischen Nationen, welche früher als wir beleuchtet und verfeinert worden sind, gebildet haben?

Jede Nation hat ihre ursprüngliche, von der Natur allein hervorgebrachte Poesie, und es ist unläugbar, daß diese bei aller ihrer Wildheit, Schönheiten hat, welche die Kunst nicht erreichen kann; eine Stärke, die nur in einem Stande der Freiheit, wo sie noch alle ihre Kräfte ungebändigt und unerschöpft beisammen hat, möglich ist; ein Feuer, so heftig und ungestüm, wie die Leidenschaften kindischer Seelen in Herculischen Körpern. Aber gewiß, um unsrer Poesie diese wilden Schönheiten, diese nervichte Stärke wieder zu verschaffen, werden wir die Zeiten, in welchen der große Ossian dichtete, nicht zurückrufen wollen. Doch wir können uns ja durch Anstrengung unserer Einbildungskraft in sie versetzen? O! warum nicht? Dieß können wir so gut, als man sich kitzeln kann um zu lachen. Aber wozu sollen wir das? Unsre Verfassung, unsre Lebensart, unsre Sitten, unser ganzer Zustand ist, Dank sey dem Himmel! so sehr von dem verschieden, was unsre Vorfahren zu den Zeiten der Barden waren, daß kaum ein gewisseres Mittel wäre, unsre Poesie unbrauchbar und lächerlich zu machen, als wenn wir sie in eine Velleda verkleiden wollten. Ich dächte, auch in diesem Falle wären wir doch immer nur Nachahmer, die jenen rohen Waldgesang, den die Natur ihre Söhne lehrte, durch Kunst erzwingen wollten. Und wenn wir denn ja nachahmen wollen oder müssen, warum sollten wir unsre Modelle nicht lieber von einer Nation herholen, in deren Schooße jede edle und schöne Kunst, die den Menschen in den Besitz seiner Vorrechte über die Thiere setzt, bis zur Vollkommenheit getrieben wurde? Sind die Griechen nicht die Lehrmeister aller übrigen polizirten Völker der ganzen Welt gewesen? Haben wir neuern Europäer ihnen weniger zu verdanken als die ehmaligen Römer? Wem anders, als dem Geist, den sie in uns angefacht,

dem Lichte, das sie uns mitgetheilt, den Mustern, die sie uns hinterlassen, haben wir unsre Verwandlung in gesittete Menschen, unsre bessern Verfassungen, unsre bessere Polizei, unsre Künste, unsern Geschmack, unsre Verfeinerung zu danken? Sind es nicht die Dichter, die Künstler, die Philosophen, die Aerzte, die Redner, die Staatsmänner, die Feldherren der Griechen und Römer, die uns seit mehr als zweihundert Jahren die größten Männer in allen diesen Klassen gebildet haben? Und nun, nachdem wir ihres Unterrichts, ihrer Beispiele, ihrer Muster so lange genossen, wollten wir uns einfallen lassen, in der Poesie — und in dieser allein (denn in welcher andern Kunst wollten wir wohl die alten Celten, Germanen, Gothen und Vandalen zum Vorbild nehmen?) die gebahnten Wege zu verlassen, und in den Wäldern der alten Deutschen herumzuirren, und in unsern Gesängen einen National-Charakter zu affectiren, der schon so lange aufgehört hat, der unsrige zu seyn?

Je mehr ich die erste Pflicht der Menschen, sich einander zu nähern, sich mit einander zu verbinden, und als Glieder Einer großen von der Natur selbst gestifteten Gesellschaft mit zusammengesetzten Kräften an ihrer gemeinschaftlichen Vervollkommnung zu arbeiten, überdenke: je mehr glaube ich Gründe zu finden, es für einen starken Fortschritt auf dem Wege, der zum Ziel der öffentlichen Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes führt, zu halten, daß wenigstens die Nationen in Europa immer mehr von dem verlieren, was ehmals den Charakter einer jeden ausmachte, und wodurch jede sich mehr oder weniger von dem Charakter aufgeklärter und gesitteter Völker entfernte. Je ungeselliger ein Volk ist, je mehr es, wie die alten Aegyptier, und wie noch jetzt die Chineser und Japaner, für sich selbst und von allen andern abgeschnitten

lebt: je besser erhält es sich freilich in seinem Nationalcharakter; aber desto unvollkommner bleibt auch sein Nationalzustand. Hier scheint von ganzen Völkern eben das wahr zu seyn, was der Verfasser der Betrachtung über die Widersprüche in der menschlichen Natur (D. Merk. 2 St. S. 162) von einzelnen Menschen behauptet — sie erlangen durch diese Absonderung und durch die Sorgfalt, ihre Begriffe und Sitten nicht mit fremden zu vermischen, eine Art von Individualität, die oft an die Caricatur gränzt; und so, wie (nach eben diesem Verfasser) der Umgang mit Menschen von allen Ständen, von allen Ländern, von allen Denkarten, den Begriffen des einzelnen Menschen Ausdehnung und seinen Sitten Eleganz gibt; so läßt sich dieß auch von den Völkern behaupten, aus welchen, als aus eben so viel moralischen Personen, die allgemeine menschliche Gesellschaft zusammengesetzt ist. Die Natur hat schon dafür gesorgt, daß jede Nation ihre eigne Bildung, ihr eignes Temperament, ihre eignen Vorzüge und Mängel habe. Alle die äußerlichen physischen und sittlichen Ursachen, die auf den Menschen wirken, wirken bei verschiedenen Völkern auf so verschiedene Art, in so ungleichem Grade nach so mancherlei Richtungen, daß man gar nicht zu besorgen hat, sie könnten sich durch die Wirkungen der Geselligkeit und einer gegenseitigen Mittheilung dessen, was jede an den Produkten der Natur und der Kunst Eigenes hat, eine der Vollkommenheit nachtheilige Einförmigkeit zuziehen. Aber das Harte, zu stark Abstechende, einen widrigen Mißton im Ganzen Verursachende wird sich dadurch verlieren; und die Mitteltinten und sanften Abstufungen, die aus der Brechung der, einer jeden Nation eigenen Farbe entstehen, werden dem großen lebenden Gemälde der polizirten Welt eine Schönheit und Harmonie geben, bei deren Erblickung (wenn wir uns

eines Homerischen Ausdrucks bedienen dürfen) ein Gott im Fluge verweilen möchte, um sich am Anblick eines so schönen Schauspiels zu ergötzen.

Der Dichtkunst wahre Bestimmung ist die Verschönerung und Veredlung der menschlichen Natur; und wenn sie auf diesen großen Zweck in Vereinigung mit der Philosophie und mit ihren andern Schwester-Künsten, den bildenden sowohl als den musikalischen, hinarbeitet, wer kann die Gränzen des wohlthätigen Einflusses ziehen, den sie auf die menschliche Gesellschaft haben könnte? Aber damit sie diesen Zweck erreiche, muß sie sich über die bloße Nachahmung der individuellen Natur, über die engen Begriffe einzelner Gesellschaften, über die unvollkommenen Modelle einzelner Kunstwerke erheben, aus den gesammelten Zügen des über die ganze Natur ausgegossenen Schönen sich ideale Formen bilden, und aus diesen die Urbilder zusammensetzen, nach denen sie arbeitet. Dieß ist, wenigstens nach meiner völligsten Ueberzeugung, die beste Art zu verfahren, und das allgemeine Grundgesetz der Kunst, das den Wälschen, Französischen, Englischen, Deutschen und jeden andern Dichter gleich stark verbindet. Das ganze Reich der Natur und der Kunst steht ihm dazu offen, und indem jeder sich nach seiner Art aus diesen Schätzen zu bereichern sucht, wird er sich endlich einer Vollkommenheit nähern, die den gemeinschaftlichen Charakter der poetischen Virtuosen ausmacht, zu welcher Zeit und bei welchem Volke sie gelebt, und in welcher Sprache sie gearbeitet haben mögen. Schülerhafte, sklavische Nachahmer, Affen der großen Meister, eingeschränkte Köpfe, welche sich an das Einzelne und Eigene eines gefallenden und berühmten Artisten halten, und ihm gleich zu seyn glauben, wenn sie seine Manier (ihrer Einbildung nach, denn eigentlich hat der große Meister keine

Manier) ängstlich abcopiren — solche Leute wird es in den schönen Künsten immer geben. Diese Leute werden sich, je nachdem sie durch zufällige Umstände bestimmt werden, bald an einheimische, bald an ausländische einzelne Muster halten, und dann werden Kunstrichter von eben so eingeschränkten Begriffen kommen, und in schwankenden, bald zu viel, bald zu wenig sagenden Ausdrücken über den Mangel einer National-Dichtkunst, Nationalmusik u. s. w. schreien, ihrer Gewohnheit nach den Wetteifer des Genie's mit der Nachahmung des mechanischen Arbeiters vermengen, und am Ende wohl gar nur demjenigen den Preis der Vortrefflichkeit zuerkennen, der, aus Begierde Original zu seyn, Dinge sagt, die niemand vor ihm gesagt hat, und niemand nach ihm sagen wird.

Viele stehen in der Meinung, daß unsre Dichtkunst durch Bearbeitung einheimischer Gegenstände, Abschilderung einheimischer Sitten, und besonders durch unmittelbare Beziehungen auf unser National-Interesse und auf große für das ganze Deutschland wichtige Begebenheiten unendlich viel gewinnen, und erst durch eine solche Anwendung eine wahre Nationaldichtkunst werden könnte. Diese Materie ist wichtig; aber die Aufgaben, welche sie zur Lösung darbietet, sind sehr verwickelt.

Seit Tuiskons, oder, um nicht so weit auszuholen, seit Hermanns und Thusneldens — Karls des Großen — Heinrichs des Ersten — Otto's des Ersten — Heinrichs des Vierten — Friedrichs des Zweiten — Ludwigs des Fünften Zeiten — und nur seit den Epochen Friedrichs des Dritten — Karls des Fünften — Ferdinands des Dritten — Karls des Siebenten — sind mit dem Germanischen Staatskörper nach und nach so große, so mannichfaltige, so wesentliche

Veränderungen vorgegangen, daß (wenn wir auch von dem Unschicklichen, welches, aus dem unendlichen Contrast unsrer Verfeinerung mit der rohen Natur der Enkel Teuts, über jeden Versuch, uns als solche zu behandeln, sich ausbreiten muß, gänzlich abstrahiren wollten) bloß der unermeßliche Unterschied der gegenwärtigen Verfassung von Europa und Deutschland von dem, was beides zu den Zeiten der Barden war, es in mehr als einer Betrachtung unräthlich macht, die Sprache Hermanns mit uns zu reden, und uns die Gesinnungen der alten Katten und Hermunduren einflößen zu wollen. Den unbändigen Enthusiasmus für eine Art von Freiheit, die wir zu unserm Glücke längst verloren haben, den kriegerischen, blutdurstigen Geist und die patriotische Wuth dieser alten Barbaren durch die Magie der Dichtkunst verschönern, und zu Tugend und Heldenthum adeln, heißt einen Gebrauch von dieser edlen Kunst machen, der bei allem, was er Blendendes hat, nicht weniger gefährlich ist, als wenn sie zum Werkzeug der Ueppigkeit und ausschweifenden Lüste mißbraucht wird. Wir leben in einer Zeit, wo die Aufklärung der Europäischen Nationen über ihr wahres Interesse täglich zunimmt und sie immer mehr den Grundgesetzen nähert, welche die Natur der menschlichen Gattung vorgeschrieben, und an deren Beobachtung sie die öffentliche und Privatglückseligkeit unzertrennlich gebunden hat. Die Musen, als treue Gehülfinnen der Philosophie, sind dazu bestimmt, die Seelen, welche diese erleuchtet, zu erwärmen; ungestüme Leidenschaften nicht anzuflammen, sondern zu besänftigen und in Harmonie mit unsern moralischen Pflichten zu stimmen; und den Werth der häuslichen Glückseligkeit und den Reiz der Privattugenden, die uns derselben fähig machen, in rührenden Gemälden vorzustellen; uns den Geist des Friedens, der Duldung, der Wohlthätigkeit und

allgemeinen Glückseligkeit einzuflößen; den Menschen durch die Allmacht des Gefühls einzuprägen, daß sie Brüder sind, und nur durch Vereinigung und Zusammenstimmung glücklich seyn können; den Fürsten — nicht zu schmeicheln — sie nicht in dem Wahne zu bestärken, daß sie alles dürfen, was sie wollen — daß die Kunst zu unterdrücken, zu würgen und zu erobern sie zu Helden mache — daß es Recht sey, wenn sie zur Befriedigung ihrer Privatleidenschaften und Launen ihre Provinzen entvölkern, glückliche Länder verwüsten, und mit dem Leben der Menschen ein grausames Spiel treiben; sondern, daß sie entweder wohlthätige Väter und Hirten der Völker, oder hassenswürdige Tyrannen sind u. s. w. Dieß ist, däucht mich, in den Zeiten, worin wir leben, mehr als jemals die wahre Bestimmung der Dichtkunst, und zu dieser Bestimmung fordern wir uns selbst und alle Priester der Musen auf!

Verschiedenes über die Leser.

1.

Witzling und Kennerling, Dichterling und Leserling, sind von jeher Correlata gewesen, deren eines sich in dem andern spiegelt, und eines des andern werth ist; und so groß auch aus mancherlei Ursachen, die innerliche Zwietracht des Reichs der Dummheit ist: so ist doch immer etwas, das sie bei jeder Gelegenheit gegen den gemeinschaftlichen Feind unter Eine Fahne vereinigt. Daher die mancherlei Coterien und Bureaux d'Esprit, worin man für oder wider einen berühmten Mann Partei machte, und wo man Abrede nahm, wie viel oder wenig Werth man auf ein neuerschienenes Werk legen wollte; wo es schlechten Schriftstellern nie an Mitteln fehlen konnte, sich Bewunderer und Beschützer zu erwerben, und nur die guten, die solcher Unterstützungen nicht nöthig zu haben dachten, sich unvermerkt ohne Freunde, und dem unverständigen oder hämischen Tadel eingebildeter Kenner, die sich verachtet, oder kleiner Nebenbuhler, die sich verdunkelt glaubten, preisgegeben sahen.

Der Unverstand der Leser ist immer die Sicherheit unverständiger oder übelwollender Tadler; und es ist nichts Leichter's, als das schiefste Urtheil einer Menge von Leuten einleuchtend zu machen.

2.

Wie man lies't.

Eine Anekdote.

Es würde wenig helfen, dem Publicum eine Confidenz von meinen eignen Erfahrungen, wie man gelesen wird, zu machen; viele davon würden hinlänglich seyn, den entschlossensten und harthäutigsten Autor auf ewig abzuschrecken — „Und haben euch gleichwohl nicht abgeschreckt," grinzt mir ein Satiro maligno zu. — Ich bekenne gerne, daß ich ihm lieber nichts antworten, als die Schuld auf das Schicksal schieben will. Aber dieser Tage las ich in einem Französischen Buche eine Anekdote diesen Artikel betreffend, womit ich — wie sich alles Gute gerne mittheilt — meine Leser, zu eignem beliebigen Nachdenken, regaliren will. Facta sind immer lehrreicher als Declamationen. Der Autor — sein Name thut nichts zur Sache, aber er ist, in meinem Sinne, noch einer von den besten, die sich jetzt zu Paris von der Bücherfabrik nähren — spricht von dem mannichfaltigen Ungemach, dem die Schriftsteller ausgesetzt sind, bis der Tod ihrem Leiden ein Ende macht, und die Zeit entweder ihre Werke in den Abgrund der Vergessenheit gestürzt, oder, zu spät für den armen Autor! mit Preis und Unsterblichkeit krönt. Das Unglück, obenhin, unverständig, ohne Geschmack, ohne Gefühl, mit Vorurtheilen, oder gar mit Schalksaugen und bösem Willen gelesen zu werden — oder, wie die meisten Leser, die nur zum Zeitvertreib in ein Buch gucken — oder zur Unzeit, wenn der Leser übel geschlafen, übel verdaut, oder unglücklich gespielt,

oder sonst Mangel an Lebensgeistern hat — oder gelesen zu werden, wenn gerade dieses Buch, diese Art von Lecture unter allen möglichen sich am wenigsten für ihn schickt, und seine Sinnesart, Stimmung, Laune, mit des Autors seiner den vollkommensten Contrast macht — das Unglück, so gelesen zu werden, ist, nach der Meinung des besagten Autors, keines von den geringsten, welchen ein Schriftsteller (zumal in Zeiten, wie die unsrige, wo Lesen und Bücherschreiben einen Hauptartikel des Nationalluxus ausmacht) sich und die armen ausgesetzten Kinder seines Geistes täglich und unvermeidlich bloß gestellt sehen muß. Unter hundert Lesern kann man sicher rechnen von achtzig so gelesen zu werden; und man hat noch von Glück zu sagen, wenn unter den zwanzig übrigen etwan Einer ganz in der Verfassung ist, welche schlechterdings dazu gehört, um dem Werke das man lies't (und wenn's auch nur ein Madrigal wäre) sein völliges Recht anzuthun. Was Wunder also, wenn den besten Werken in ihrer Art, und in einer sehr guten Art, oft so übel mitgespielt wird? Was Wunder, wenn die Leute in einem Buche finden, was gar nicht drin ist; oder Aergerniß an Dingen nehmen, die, gleich einem gesunden Getränke in einem verdorbnen Gefäße, bloß dadurch ärgerlich werden, weil sie in dem schiefen Kopf oder der verdorbnen Einbildung des Lesers dazu gemacht werden? Was Wunder, wenn der Geist eines Werkes den meisten so lange, und fast immer unsichtbar bleibt? Was Wunder, wenn dem Verfasser oft Absichten, Grundsätze und Gesinnungen angedichtet werden, die er nicht hat, die er, vermöge seines Charakters, seiner ganzen Art zu existiren, gar nicht einmal haben kann? Die Art, wie die meisten lesen, ist der Schlüssel zu allen diesen Ereignissen, die in der literarischen Welt so gewöhnlich sind. Wer darauf Acht zu geben Lust oder innern

Beruf hat, erlebt die erstaunlichsten Dinge in dieser Art. Die ungerechtesten Urtheile, die widersinnigsten Präventionen, die oft für eine lange Zeit zur gemeinen Sage werden, und zuletzt, ohne weitere Untersuchung, für eine abgeurtheilte Sache passiren, wiewohl kein Mensch jemals daran gedacht hatte, die Sache gründlich und unparteiisch zu untersuchen — haben oft keine andre Quelle als diese. Der Autor und sein Buch werden, mit Urtheil und Recht, aber nach eben so feinen Grundsätzen, nach einer eben so tumultuarischen und albernen Art von Inquisition, kurz mit eben der Iniquität oder Sancta Simplicitas verdammt, wie ehemals — die Hexen verbrannt wurden. Hier ist das Exempelchen, womit wir diese kleine vorläufige und vergebliche Betrachtung krönen wollen.

Rousseau's neue Heloise war vor kurzem ans Licht getreten. In einer großen Gesellschaft behauptete jemand, Jean-Jacques hätte in diesem Buche den Selbstmord gepredigt. Man holte das Buch herbei; man las den Brief von St. Preur, wo die Rede davon ist. Alle Anwesenden schrien überlaut, man sollte ein solches Buch durch den Henker verbrennen lassen; und den Autor — es fehlte wenig, daß sie nicht auch den mit ins Feuer geworfen hätten. Indessen, da J. J. Rousseau gleichwohl für einen großen Mann passirt, so fangen sich einige, denen es billig dünken wollte, ehe man zur Execution schritte, die Sache näher zu untersuchen. Sie lasen den vorhergehenden Brief, und dann den folgenden: und da fand sich, daß gerade dieser Brief ganz entscheidende Gründe gegen den Selbstmord gab, und daß J. J. Rousseau über diesen Punkt ganz gesunde Begriffe hatte. Aber die Sage des Gegentheils hatte nun einmal überhand genommen; die Gansköpfe hielten fest, und fuhren fort mit ihrer eignen Dummdreistigkeit zu versichern, Jean-Jacques predige auf der

Digitized by Google

und der Seite seines Buchs den Selbstmord, wiewohl er auf der und der Seite just das Gegentheil that.

„Was ist nun mit solchen Leuten anzufangen?“ Nichts.

„Was soll ein Schriftsteller, der das Unglück hat in einen solchen Fall zu kommen, zu Rettung seiner Unschuld und Ehre sagen?“ Nichts.

„Was hätte ihn davor bewahren können?“ Nichts.

„Sollte denn kein Mittel seyn?“ O ja, ich besinne mich — er hätte selbst ein Ganskopf seyn — oder auch gar nichts schreiben — oder, was das sicherste gewesen wäre, beim ersten Hineingucken in die Welt den Kopf gleich wieder zurückziehen und hingehen sollen, woher er gekommen war —

„Das sind Extrema —“ So denk' ich auch.

Ja, freilich ist der Menschen kurzes Leben
Mit Noth beschwert, wie Avicenna spricht.

Mit den Autoren ist kein Mitleiden zu haben — und den Lesern ist nicht zu helfen. Aber gleichwohl wäre zu wünschen, daß die Leute besser lesen lernten.

3.

Ein Gespräch zwischen Autor und Leser.

Leser. Ehe wir weitere Bekanntschaft miteinander machen, sagen Sie mir, wer sind Sie eigentlich, und was haben Sie für Absichten bei diesem Buche?

Autor. Ich dächte, das wäre sehr unnöthig zu wissen, so wenig als bei einem Kaufmann, ob er katholisch oder lutherisch ist? Ich bin ein Autor, so wie der Kaufmann

Kaufmann ist, und das wäre wohl genug, um mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu erlauben.

Leser. Bei einem Autor ist es aber höchst wichtig zu wissen, was er noch neben diesem seinem Handwerke treibt, wie und warum er Autor geworden ist; ob aus Noth oder Lust, ob er ledig oder verheirathet, Kanonikus oder Kreis-Steuereinnehmer ist?

Autor. Dieß ist eine neue Art, Kunstwerke zu beurtheilen. Also kommt viel darauf an, wenn man den Canal zu Bromberg sieht, zu wissen, daß der Autor davon Ober-Consistorialrath in Berlin ist?

Leser. Allerdings kommt viel auf die äußern Verhältnisse an, und wenn ich weiß, daß der Autor ein Student ist, so kann ich ihm wohl zum voraus sagen: Herr, ich verbitte mir von Ihnen alle Scenen der großen Welt, alle Gemälde der feinen Lebensart, alles was Sie mir von Falten des weiblichen Herzens, Spiel großer Leidenschaften u. dgl. auftischen wollen; denn Sie haben's erfunden und nicht gesehen, und ich führe hier, als ein Mann der gelebt hat, eine Summe Erfahrung, zur täglichen Ausgabe, in meiner Tasche, womit ich Ihr ganzes Patrimonium auskaufen kann.

Autor. Ich sehe, Sie werden warm, als ob eben höchstwichtige Angelegenheiten zwischen uns beiden vorfallen sollten. Lassen Sie uns in ganz weitläuftigen Verhältnissen bleiben. Der eine ist Käufer und der andere Verkäufer; und hier kommt es auf keine Berechnung der Vermögensumstände beider Theile an. Der kleinste Tabatieren-Händler in Spaa kann an Lord Clive von seiner Waare verhandeln, was diesem Vergnügen oder Bequemlichkeiten verschafft, und was der Lord wirklich nicht besaß, ehe er die Bekanntschaft

des kleinen Krämers machte. Der Lord kann beim Handel gewonnen haben, so klein er ist, und der Krämer auch, ohne daß dieser zu viel bezahlt, und der andre reich davon geworden ist.

Leser. Aber derjenige, der zu viel für eine Waare bezahlt hat, passirt er nicht, wenn's herauskommt, in der Welt für einen Sot?

Autor. Ich sehe nach und nach ein, mit welchen Augen Sie das Verkehr betrachten, das zwischen uns vorwalten könnte. Die Achtung, die Sie mir als Autor geben, sehen Sie als ein Stück von Ihrer eignen an, worin nach und nach ein Deficit entstände, je mehr Sie davon gegen mich ausgäben. So wie ich von Ihrem Beifall einstecke, denken Sie, Sie verlören, und jetzo sammelte ich mir ein Capital bei Ihnen ein, das ich nach und nach wieder zu Markte brächte. Etwas ist wahr an der Sache. Freilich bekomme ich überall etwas, nur das Etwas besteht in so kleiner Currentmünze, die es unsägliche Mühe kostet in Gold umzusetzen; zudem sind die Sorten oft verrufen, aus so vielen Ländern, von so vielerlei Gepräge, welches niemand nehmen will, daß, bis sich Einer von uns etabliren kann, beim Umsetzen so viel verloren geht, als wenn ein Hanauischer Officier in der Amerikanischen Gefangenschaft zwei wirkene Hemden mit acht Pfund Sterling Papiergeld bezahlen muß.

Leser. Aber Herr, das Etwas, das Sie von mir verlangen, mag so klein seyn als es will, so [illegible] Sie wissen, daß ich allezeit der Mann bin, der es [illegible] nn. Es ist außerdem kei[illegible]nakeit, [illegible] rn. Der Beifall, de[illegible] n f[illegible] che, worüber mich [illegible] un[illegible] Es

Digitized by Goo

ist eine Art Paß, den ich unterschrieben habe, ein Certificat, für das ich haften muß, wenn Unwahrheiten darin vorkommen; ein Wechselbrief, mit dem Sie handeln können, und wobei meine Unterschrift und Petschaft bei mehrern oder wenigern respectirt wird.

Autor. Ich bitte, bitte, fahren Sie ein wenig sachte! Ihre Vergleichungen gehen endlich über Berg und Thal mit Ihnen durch. Sehen Sie nur das Ding an, das Sie für meine Waare geben können! Es ist weder ein respectabler Paß, der in fremden Ländern, noch ein Giro-Wechsel, der auf großen Plätzen gilt, sondern ein klein Stückchen Scheidemünze, dem's kein Mensch ansieht, wer es ausgegeben hat, und das, wenn's nichts taugt, oder durch irgend ein Mandat für falsch erklärt worden ist, nur seinen jetzigen Besitzer verdächtig macht.

Leser. Es muß aber doch seinen Werth haben, weil Sie's von mir verlangen — seinen sehr großen Werth?

Autor. Ich dächte, der Fall könnte sowohl den Werth des Dinges, als die Philosophie desjenigen beweisen, der sich mit so wenigem begnügen kann. Doch wir wollen nicht weiter streiten! Ihr Urtheil kann mir sowohl höchst wichtig, als höchst entbehrlich seyn, und ich kann's doch von Ihnen heischen. Vielleicht aus Phantasie, vielleicht aus Neugierde, vielleicht aus Liebe zum Menschenstudium. Sie können mir nichts Neuer's sagen, als die Wirkung, die mein Werk auf ein Individuum der Menschen-Varietät macht, worunter Sie [illegible]hören. Der Besitzer des Vermögens kann doch wohl am [illegible]n seine eigene Bilanz ziehen? So lange die Autoren [illegible]halten sind, sich selbst zu recensiren, werden alle [illegible]hr gelinde mit dem Tadel wegkommen, weil er

Digitized by Google

Digitized by Google

selten auf die rechte Stelle trifft, deren schwache Seite der Eigner besser kennt, als irgend ein Sterblicher.

Leser. Das ist höchst lustig zu hören. Ich glaube am Ende, um etwas recht Absurdes behaupten zu lernen, muß ein Mensch ein Autor werden. Ich denke bald, Sie gehören zu den Spaßmachern von Profession, zu den sogenannten Belletristen. Sie haben wohl in Ihrem Leben keine Zeile geschrieben, weßwegen Sie ein ehrlicher Mann einem großen Herrn mit gutem Gewissen in ein Collegium recommandiren könnte. Also wenn Sie mir Spaß gemacht hätten, und ich hätte Sie dafür überall als einen schönen Geist ausgegeben, und es käme nachher heraus, der Spaß taugte nichts, ich wäre also s. v. betrogen, so wäre das bloß aus Liebe zum Menschenstudium geschehen, um zu sehen, was für Wirkung das auf ein Individuum wie meine Wenigkeit in der Welt hervorbringen möchte. Armuth und Bettelstolz ist, wie die Philosophen sagen, von Gott sehr weislich gepaart.

Autor. Es gibt noch mehr Dinge in der Welt, die Gott sehr weislich gepaaret hat, und darunter gehört der Scharfsinn, womit sich die Dumpfheit zu helfen weiß, wenn ihr irgend ein eminentes Talent als zu groß auf ihrem Weg aufstößt. Also alles, was geigt, ist bei Ihnen ein Fiedler, und der Virtuose, der Sie in einer Stunde durch eine Welt von Empfindungen führt, ist Ihnen Eins mit demjenigen, der Ihnen bei Tische im Wirthshause aufspielt?

Leser. Ich dächte, Einen, der vor meine Hausthüre kommt, und was von mir haben will, den kann ich behandeln, wie mir's gut dünkt. Amusirt mich einer von den Herren, so ist's gut; aber dafür kann er doch nicht prätendiren, daß ich ihn als einen meinesgleichen tractiren soll.

Autor. Sie haben Recht so zu denken, denn Ihre Hausthür liegt in Deutschland, wo man nicht glaubt, daß etwas zur Fruchtbarkeit des Landes beitragen kann, das nicht sogleich in der Gestalt als Mist erscheint. Man glaubt bei uns so wenig an den Einfluß des Intellectuellen, als der Bauer an die Gegenwart der Luft denkt, wenn der Wind nicht geht. Verzeihen Sie, daß ich so geradezu spreche. Die Ironie ist eine Pflanze, die bei uns noch immer so wenig gedeihen will, als die Theestaude in Schweden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google